Neue preui□sche Provinzial-blätter

Bor. 164

<36605785940016

<36605785940016

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neue Preußische
Provinzial-Blätter.

Mit Beiträgen

von

F. Becker. F. Bobrik. A. L. Busch, E. Giſevius, H. Glaſer, F. Gottſchalk, A. Hagen, Th. Hirſch, R. Jonas, K. A. Jordan, F. W. Krah, H. Löffler, A. Meckelburg, L. Meier, C. G. Mühling, G. H. F. Neſſelmann, R. Philippi, R. Reuſch, C. Rooſe, K. Roſenkranz, F. W. Schubert, W. Seidel, F. Strehlke, M. Töppen, J. Voigt, F. A. Voßberg, Wisby, F. Zſchokke u. A.

Im

Namen der Alterthums-Geſellſchaft Prussia

herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Jahrgang 1847.
Juli — December.

Mit zwei Abbildungen: der ſilberne Feldaltar in Marienburg zu S. 30. und die littauiſche Harke zu S. 242.

Königsberg, 1847.
In Commiſſion bei Tag & Koch.

Neue Preußische
Provinzial-Blätter.

Mit Beiträgen

von

F. Becker, F. Bobrik, A. L. Busch, E. Gisevius, H. Glaser, F. Gottschalk, A. Hagen, Th. Hirsch, R. Jonas, K. A. Jordan, F. W. Krah, H. Löffler, A. Meckelburg, L. Meier, C. G. Mühling, G. H. F. Nesselmann, R Philippi, R. Reusch, C. Roose, K. Rosenkranz, F. W. Schubert, W. Seidel, F. Strehlke, M. Töppen, J. Voigt, F. A. Voßberg, Wisby, F. Zschokke u. A.

Im

Namen der Alterthums-Gesellschaft Prussia

herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Professor.

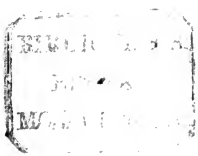
Band IV.

Mit zwei Abbildungen: der silberne Feldaltar in Marienburg zu S. 30. und die littauische Harfe zu S. 242.

Königsberg, 1847.

In Commission bei Tag & Koch.

Bayerische Staatsbibliothek München



Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Geschichte. Seite

Ueber den Kamswikusberg bei Insterburg. Vgl. Bd. III. 179. Bemerkungen von Pfarrer **Jordan** und Gegenbemerkungen von **F. Zschokke** 498

Mittheilungen über die preußische Historiographie. Von Dr. **M. Töppen** 353

Bevorstehende Herausgabe einer **Epitome chronicorum Prussiae Schützii.** Aus einem Brief von **F. Zschokke** 272

Maciejowski und seine Bemühungen in die älteren Polnischen Chronisten. Von Geh. R. Prof. Dr. **Schubert** 59

Beurtheilende Uebersicht der Forscher der älteren Polnischen Geschichte seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. (Naruszewicz, Potocki, Waga, Bantkie, Lelewel, Ossolinski, Szaffarzyk. Die Chronik des Martin Gallus, der Ungenannten bei Kadlubek, des Boguchwala und Baszko.) Uebersetzung aus Maciejowski's Urgeschichte Polens. Von Prediger **Gisevius** in Osterode 60. 130

(Königsbergsche) Chronik des Johannes Freiberg (Vgl. Bd. I. II. u. III.). Von Dr. **Meckelburg** 68. 176. 422 (durch einen Druckfehler 322) 475

Ueber den Handelsverkehr Danzigs mit den Italienischen Staaten zu Ende des 16. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. **Th. Hirsch** . 97. 217

— Die Familie Speimann 234

— Die Familie de Neri 235

— Schreiben des Dogen Grimano an den Rath von Danzig . . . 236

— Das Venezianische Handelsprivilegium 237

Ueber ein Gedicht aus dem 16. Jahrhundert, die Geschichte von Elbing betreffend. (Traktätlein von M. Lawentötter, Diener des polnisch preußischen Anwalts Michael Friedewald: warum der König Sigismund August 1598 Commissarien nach Preussen abgefertigt). Von Dr. **Töppen** 153

Ein Volkslied von 1671 (Ein Knabe wird im Kriegsspiel bei Königsberg erschlagen und die Thäter werden durch einen seltsamen Richterspruch begnadigt). Mitgetheilt von Pfarrer **Jobrik** in Neuteich 346

Berichtigung zu dem Aufsatz: Einige Worte in Beziehung auf die Schlacht bei Groß Jägersdorf (nicht Groß-Jägerndorf). Vgl. Bd. III. S. 417. 96

Die Landwehr und die freiwilligen Bewaffnungen in Preußen ostwärts der Weichsel im J. 1813. Von **F. Gottschalk** . . . 273. 382.

Berichtigung 496

Seite

Bessel's Geburtags-Feier. (Vortrag über seinen Bildungsgang. Vorschlag zu einem alljährlich zu veranstaltenden Feste). Von Dr. Busch 257

Nekrolog des Superintendenten und Pfarrer G. W. Steffen 42

Philosophie. Literatur. Sprache.

Rede zur Wiedereröffnung des altstädtschen Gymnasialgebäudes in Königsberg („Zur Bildung der Erde sind wir berufen.") Von Ober-Bürgermeister Krah 1

Kant in Frankreich. Von Prof. Dr. Rosenkranz 12

Ueber Bessel. A brief notice of the life of F. W. Bessel. By Sir J. F. W. Herschel. London 1847. — Bruchstücke aus Abhandlungen von Dr. Busch und Dr. Strehlke 88

Berichtigung von Dr. Strehlke 501

Röpell's Statistik des Conitzer Kreises. Conitz 1846. Von Geh. R. Prof. Dr. Schubert 93

Dormann's Stadt und Kreis Marienburg. Erste Abtheilung. Marienburg 1847. Von E. H. 502

J. D. Passavant's Nachrichten über Danzigs Kunstwerke im Kunstblatt 1847. Von A. H. 318

Erklärung zweier Ortsnamen aus dem Altpreußischen (Kurdegar. Krischwinkel.) von F. Gottschalk 162

Die schlesischen Ortsnamen im Marienburger Oberwerder. Erklärung der Namen Neuteich, Ladekopp 503

Naturgeschichte.

Wilde Pferde in Preußen und Polen. Von Dr. M. Töppen . . 453

Die Vögel, welche in den Ruinen des Schlosses Rössel nisten. Vom Rector Mühling 450

Der Seidenbau (Ueber die Unzulässigkeit, ihn in Preußen einzuführen.) Von Pfarrer Löffler 400

Poesie. Sagen. Volkswitz. Gebräuche.

Ueber die littauische Ballade von Witowd's Geburt. Vgl. Bd. III. S. 367. Aus einem Briefe von Baumgart 173

Ueber die Kanklys und die Volksmelodien der Littauer. (Dazu eine Abbildung). Von Director Gotthold 242

Bild und Inschrift. (Reime über einer Thüre des geh. Archivs) . . 495

Zur Erinnerung an Simon Dach. (Mittheilungen aus seinen Gedichten). Von Schulrath Prof. Dr. Lucas 433

Gedichte; 1) Der Traum (mündlich aus der Stalupöner Gegend). Von C. Roose. 2) Der Stein an der Jura (litt. Sage). Von Fr. Becker. 3) Knoten (Sage). Von demselben 156

Erntelied aus der Umgegend von Königsberg 48

Seite
Masurisches Lied. Von Rector Wisby 51
Ut Rusche. Lied in samländischer Mundart. F. R 58
Die Kreuzburg (Sage). Mündlich von H. Glaser und L. Meier 308
Die Kirche in Heiligenkreuz. (Sage aus einem Kirchenbuch). Von Dr. Töppen 67
Mundart der Elbinger Höhe. Datt Spook. Mitgetheilt von D. 470
Volksräthsel 4—6. 241
Alter Brauch (über ein bei der Erbhuldigung zu entrichtendes Geschenk 1582). Von Archivrath Dr. Faber 256
Notizen aus alten Schriften. Von Archivrath Dr. Faber
1. Ehemalige Gebräuche bei den Begräbnissen in Königsberg . . . 492
2. Eigenthümliche Speise. (Aus Hanfsaamen) 493
3. Einige ältere Verordnungen gegen Börnstein-Contraventionen . . 494
Beschreibung einer littauisch-tilsenischen Helmführung. Von E. Giseviu s . . . . . 144. 209.
Alte Sitte. (Bei der Aufschüttung eines Grenzhügels in Littauen.) Von Pfarrer Jordan 156
Der Freitag als Hochzeitstag 490
Anrede eines ermländischen Hochzeitbitters. Von Rector Mühling 48
Gebräuche 1—4. Von R. Jonas. Richter-Glithenen u. A. 47

Kunst und Alterthum.

Die orientalischen Münzen des akademischen Münzkabinets zu Königsberg. Von Prof. Dr. Neſſelmann 115
Nachtrag von demselben 497
Bernsteinkorallen in Celtengräbern 29
Alterthümer bei Johannisburg gefunden. Aus einem Brief vom Geometer v. Arend 271
Ueber einen muthmaaßlichen Curcho-Altar bei Klein-Waldeck. Von F. Gottschalk 163
Ueber dab Ordensschloß Rössel. Von Rector Mühling . . 403. 447.
Hauptkirche zu St. Marien in Elbing. Vgl. Bd. III. S. 405. Aus einem Brief von Stadtrath F. Neumann 174
Bevorstehende Veränderung neben der Curie des Copernicus in Frauenburg. Aus einem Briefe von Predlger Kleist 87
Bevorstehende Herausgabe der Banderia. Aus einem Brief von Geh. Regiſtrator Voßberg 269
Ueber den silbernen Feldaltar in Marienburg. (Dazu eine Abbildung). Von Geh. Regiſtrator Voßberg 30
Nachtrag von A. Hagen 31
Ueber die Baumeister und einige Bildhauer in Preußen zur Zeit des Herzogs Albrecht. Von Geh. R. Prof. Dr. Voigt . . 193. 298
Ueber die Baukünstler Antony von Obbergen, Abraham von

Seite

dem Block und Walter Clemens und die Maler Hans Fredemann de Vries und Anton Möller. (Vgl. S. 410). Von Prof. Dr. Th. Hirsch . . . . . 224—227

Ueber Anton Möllers Danziger Trachten. (Vgl. S. 464.). Von demselben 239

Ueber die Künstler Anton Möller und Joachim Bering und ihre Arbeiten. Von A. Hagen 410. 455

Beitrag zur Geschichte der Danziger Kupferstecher. (Brief von Falk an Hevelius). Von Geh. R. Prof. Dr. Voigt 5

Beischrift von W. Seidel und A. Hagen 7

Ueber die Basreliefs am Piedestal der Reiterstatue Friedrich Wilhelms III. Aus einem Brief von Prof. A. Kiß 85

Ueber das für Königsberg bestimmte Denkmal Friedrich Wilhelms III. Von R. Philippi 164

Ueber die drei Standbilder an dem neuen Königsthor in Königsberg. Aus einem Brief vom Bildhauer W. Stürmer 86

Ueber ein neues Bild. Aus einem Brief vom Maler C. Hübner . . 270

Nachrichten über Gemälde (von Carl Hübner). Von R. Ph. . . 489

Verbesserungen.

Im dritten Bande.

Seite 131 statt werden noch kein Gemälde lies: wird noch kein
— 177 — Leon Sapientia lies: Leon Sapieha
— 324 — sich ein seltenes lies: sich als ein seltenes,
— 326 — Gebaut 1322 lies: 1332
— 486 — auffallender Spitzbogenform lies: aufstrebender

Im vierten Bande.

Seite 34 lies: so ist des Kindes linker Arm gestaltlos und die Hand der Heiligen, die den u. s. w.
— 39 statt Die Reliquien, dir auf rother lies: die auf rother
— 40 — (Apost. 20, 1.) lies: (Apoc. 20, 1.)
— 164 — erschöpft lies: er schöpft
— 175 — Sehrmannsche Schenkung lies: Fehrmannsche Schenkung
— Sehrmann lies: Fehrmann
— 239 lies: Wie sie vor Jahren pflagen pramge Wann
— 242 statt und das man jetzt lies: und den man jetzt.
— 411 — darherziehn lies: daherziehn.
— 412 — Cronach lies: Cranach
— 413 — Das Hof-Balbieres Gemach lies: Des Hof-Balbierers
— 414 — seinem Schwiegervater lies: seinem Stiefvater.
— 414 — Kaum durfte lies: Kaum dürfte
— 415 — Rolle der Laster lies: Rotte der Laster
— 416 — Gestochen u. s. w. lies: In Holz geschnitten erschienen seine Danziger Frauentrachten.
— 417 — in den Jahren 1588—1581 lies: 1582—1584
— 422 — Die Ruhe der Lesenden lies: des Lesenden
— 424 — verschönendes Beiwerk lies: verföhnendes
— 432 — lacte ... laetat lies: lacte ... laetat.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Zur Eröffnung des neuen altstädtschen Gymnasialgebäudes in Königsberg *).

Am 12. April 1847.

Rede gehalten vom Ober-Bürgermeister **Krah**.

„Wir sind auf einer Mission; zur Bildung der Erde sind wir berufen!" Mit diesen Worten Novalis' möchte ich den heutigen feierlichen Akt bezeichnen, der die geehrten Anwesenden heute hier versammelt hat. — Wir sind auf einer Mission, die den Beruf hat, die geistigen Anlagen und Kräfte der Jugend bilden zu helfen. Dieser hohe und heilige Beruf ist es, den jeder, der nach der staatlichen Ordnung dazu bestellt ist, nach seinem Theil mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, zu erfüllen bestrebt sein soll. Aber wir mit solchem Beruf dürfen nicht schweigend oder gar erröthend zurücktreten, wenn man die Frage uns vorlegt: „habt ihr eure Mission erfüllt? — Die Fortschritte, welche die Unterrichts- und Bildungsanstalten in den letzten Decennien gemacht haben, und welche wir sowohl der Aufmerksamkeit der Staats- und anderen Behörden, als auch dem Eifer der Stifter und Beschützer von Lehranstalten, deren innere und äußere Ausstattung sie zu begünstigen und zu heben bestrebt gewesen sind, so wie endlich anerkannt ausgezeichneten Lehrkräften verdanken, antworten für uns und zeugen dafür, daß jener Beruf nicht verkannt, nicht unerfüllt gelassen ist. Die mannichfachsten Opfer sind von keinem Theile gescheut, wenn es galt, die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend zu fördern, und sie auf den geistigen Standpunkt zu führen, der unserm Geschlechte nach heutigen Grundsätzen gebührt. Ich sage: „nach heutigen Grundsätzen," das sind diejenigen, die uns als Höhenmesser des heutigen Bildungsstandes dienen. Vollkommner kann und muß und wird

*) Vergl. S. 410.

noch Manches werden; darum dauert eine solche Mission, wie wir ihrer erwähnt, fort bis an das Ende der Zeiten. Für den Augenblick können wir uns nur an die Gegenwart halten.

Aber jede Zeit hat ihre eigenthümliche Physiognomie, das heißt, vorherrschende Züge, wodurch sie sich als bestimmte äußere Erscheinungsform von alten frühern oder späteren Zeiten, als eben so bestimmten äußeren Erscheinungsformen scharf unterscheidet, und deren charakteristischer Ausdruck eben so wohl durch die Nothwendigkeit der allgemeinen Entwickelung der Dinge, als durch die Beschaffenheit der dabei thätigen Triebkräfte bedingt ist. Das sagt uns jede Phase der Geschichte nicht minder, als jede nur etwas gereifte Erfahrung, wenn sie anders mit offenen Augen durch einige bedeutendere Entwicklungsmomente des Lebens den Durchgang gemacht hat. — Das jetzige Zeitalter ist vorherrschend dem Materiellen und der allgemeinen Reflexion zugewandt; mehr äußerlich als innerlich religiös; es ist auf dem besorglichen Wege, daß ihm der Rest der Gemüthlichkeit und der Herzlichkeit, der noch in engern Kreisen der Familie hie und da ihren Sitz hatte, abhänden komme. Die Ursachen dafür aufzusuchen, würde hier abwärts führen; doch dürfte jene Erscheinung, eines Theils ihren Grund in den riesenhaften Fortschritten haben, welche — namentlich in den letzten Decennien — auf dem ergiebigen Felde der Naturwissenschaften gemacht worden sind, anderntheils in der Muße, welche ein langer Friede der ungestörten Entwicklung aller industriellen und gewerblichen Bestrebungen gestattet; wie denn ohnehin nichts in der Welt die Thätigkeit des Menschen mehr spannt und stachelt, als was seiner Ehrliebe schmeichelt oder seinem sinnlichen Wohlsein angenfällige Gewinnste verheißt.

Ersprießlicher aber ist es, auf die bunt sich durchkreuzenden Richtungen hinzuweisen; zu prüfen, ob es so ist, daß hier die materiellen, dort die ideellen, in unaufhörlicher Steigerung begriffenen Bedürfnisse des, in seinem Weiterwollen — fast möchte man sagen, — sich selbst überstürzenden Menschen, ganz allein jene gewaltigen Verstimmungen wecken, über welche so vielfach geklagt wird, und welche jenen Zwiespalt im Leben hervorrufen, der, so groß, wie er jetzt ist, wohl vordem niemals gewesen. Bei einer solchen Prüfung werden wir mit Sicherheit die wunden Stellen unserer sozialen Zustände entdecken und wahrnehmen, daß die dem

Materiellen zugewendete so wie die reflektirende und sich jetzt in einer unbarmherzigen Kritik abspiegelnde Verstandsrichtung der Gegenwart auf das höhere Leben des Einzelnen an und für sich den nachtheiligsten Einfluß mit ihrer Einseitigkeit übt, in das innerste Herz des sozialen Verbandes mit ihren zerstörenden Wirkungen allzutief eingreift und um so gefährlicher erscheint, je versteckter in dieser Beziehung das Gift ist, welches sie in ihren lockenden Hüllen umschließet. Um die Wirkung davon zu paralysiren, wird es mehr, als je, an der Zeit sein, der immer weiter greifenden Selbstsucht auf alle Weise zu steuern, alles blos partikulare, hinter isolirten Interessen sich verschanzende Streben in seiner Nichtigkeit darzustellen, dagegen mehr Gemüth und Herzlichkeit, mehr innerliche Betheiligung an Allem, was das Leben bringt und was es nimmt, mehr wahre Mitfreude mit den Fröhlichen, überhaupt mehr Gemeinsamkeit des Gefühls und der Empfindung im menschlichen Verkehr geweckt, genährt, gepflegt und gekräftigt wird. Es ist dazu nothwendig, der Familie auch ihr unabweisliches Recht zu lassen, denn die Familie, das Haus, ist das Fundament des Staatslebens; wird diese Grundlage erschüttert, so theilen sich die Schwingungen dem Gesammtleben mit, die zwar bei der Verbreitung in weiteren Kreisen an Wirkung verlieren, aber bei erneuter Bewegung die Grundlage unsicherer machen. Die häusliche Familie und unsre Lehr- und Bildungsanstalten jeder Gattung haben somit das Ihrige zur innern Vermittelung des äußerlich Getrennten und zur Ausgleichung der Extreme beizutragen und in der Gegenwart Keime zu pflanzen, die dereinst herrliche Blüthen und Früchte tragen, die dem Vaterlande reichen Segen bringen. Wenn auf diese Weise mit der Ausbildung des Verstandes die des Herzens und des Gemüthes verbunden wird, wenn die Gegenwart es uns zur Aufgabe macht, ungeachtet aller hemmenden Schranken, dem Zuge dieser Verbindung freie Bahn zu bereiten, auf der sich die Jugend aller Stände und Bekenntnisse gegenseitig annähert und entgegenkommt, dann wird die Mission erfüllt werden, zu der wir berufen sind. — Nicht blos also der Unterricht, die Verstandesbildung und die Erringenschaft reicher Schätze von Kenntnissen sind dem Berufe der Bildungsanstalten zuzuweisen, sondern auch die Ausbildung der Sitte, des Gemüthes und der Empfindungen gehören in ihren

Kreis. Hier gehen Eltern, Erzieher und Lehrer in ihrem Berufe Hand in Hand. Aber es gibt noch andere Mittel, welche in das Gebiet unserer Mission zu weisen sind; dies sind die äußerlichen, welche von den Stiftern und Beschützern der Lehranstalten und von den Behörden, welche zur Anleitung und Beaufsichtigung und Unterstützung derselben berufen sind, herbeigeschafft und angewendet werden müssen, zur angemessenen Subsistenz dieser Institute. Es gehört unter andern dahin die äußere Ausstattung derselben. Ein reichlicheres Maaß dieser Ausstattung wird zu ihrem Ruhme und zu ihrem Glanze beitragen; es wird den Lebensmuth der Lehrer erhöhen, ihren Eifer und ihre Freudigkeit im Berufe verstärken, ihren schweren Beruf erleichtern und ihnen eine angemessene Genugthuung für ihre mannichfachen Mühen und Sorgen schaffen. Es wird den Eifer der Zöglinge beleben, sie zur treuen Anhänglichkeit an die Anstalt, die den Grund zu ihrer höheren Bildung gelegt, ermuntern, das Gefühl der Dankbarkeit der Jugend in das Herz legen und den Beschützern der Anstalt, welche das Maaß der Ausstattung reichlicher zugemessen, diesen Dank sichern. Eltern und Erzieher werden dieses Dankgefühl pflegen und ihren Kindern und Zöglingen eine gewisse Pietät gegen die Gründer, Erhalter und Förderer der Anstalt und gegen die Lehrer hervorrufen.

Wir haben nun hier unser altstädtisches Gymnasium, eine von der hiesigen Stadtkommune gepflegte höhere Lehranstalt. Es fand im alten, beengten Gebäude nicht mehr den erforderlichen Raum für seine Bedürfnisse; es war nicht mehr wohnlich im alten Hause, das den Erfordernissen und Ansprüchen unserer Zeit in seinen Bestandtheilen nicht mehr genügen konnte. Da erfüllten auch die hiesigen städtischen Behörden, im Namen der Stadtkommune, ihren Theil an der Mission, und der Magistrat baute mit den von der Hochlöblichen Stadtverordneten-Versammlung bewilligten Geldmitteln, das alterthümliche Gebäude mit einem dazu erworbenen nachbarlich angrenzenden Hause im erweiterten Umfange, wie neu, aus, und es steht jetzt da, stattlich und in hervorragender Gestalt sich empfehlend, in vermehrten hellen Räumlichkeiten, den zeitigen Bedürfnissen angemessen. Hier soll nun ein zahlreicher Theil der Jugend unserer Stadt seine höhere wissenschaftliche Vorbildung erhalten; hieraus sollen dem Berufsleben

treue Arbeiter, dem Hause gewissenhafte Väter, der Kirche würdige Diener, dem Vaterlande zuverläßige und geschickte Beamten, der Wissenschaft gelehrte Männer, gegeben werden; hier soll aus stiller Wirksamkeit ein reicher Segen hervorgehen; hier soll ein Institut, das den preiswürdigsten seiner Art sich würdig anreiht, Schutz und Pflege finden. — Ich übergebe, im Namen der städtischen Behörden, Ihnen, verehrter Herr Direktor und dem verehrlichen Lehrerkollegium dieses Gebäude zum Gebrauch für die Zwecke der Anstalt, wie sie Ihnen bezeichnet und bekannt sind. Möge die Anstalt auch in diesen neuen freundlichen Räumen so gedeihen und blühen, wie bisher. — Und wie bei Homer die alten Helden beten, daß die Götter ihre Söhne besser und berühmter werden lassen möchten, als sie, so wünsche ich, daß uns Allen das Glück verliehen werden möge, in unsern alten Tagen auf uns folgend, hier ein jüngeres Geschlecht zu sehen, dessen Ziel unser eigenes matter gewordenes Auge nicht mehr zu erreichen vermag. —

Beitrag
zur Geschichte der Danziger Kupferstecher.

Von **Johannes Voigt.**

Von dem berühmten Danziger Kupferstecher Jeremias Falck, dessen Lebensverhältnisse und Verdienste um die Kunst in der interessanten Abhandlung „über Danziger Kupferstecher" im dritten Heft des dritten Bandes der N. P. P. Bl. besprochen und rühmend anerkannt sind, hat sich ein an den Danziger gleich berühmten Rathsherrn Johann Hevelius, den Astronomen, gerichteter Brief erhalten, der sowohl in seinem Inhalt als der beiden Männer wegen, die ihn schrieben und empfingen, wichtig genug ist, um hier als Beitrag der Danziger Kupferstecher mitgetheilt zu werden.

Er lautet buchstäblich getreu also:

Dem Edeln wollweiſſen Herrn Herrn
Johan Hevelken Rathsverwandter
der königlichen ſtadt Dantzig, meinem
Hochgeehrten Herrn und patron
in Dantzig

Edler vollweiſer Herr hochgeehrter Patron

Es iſt mir vor etzlichen wochen JE. angenemes ſchreiben behändigt, aber die Antwort hab biß Dato verſchoben, weil ich daß werk von Le potre wollt ſenden, davon ich J. E. vergangenes Jahr gedacht, welches damalen nit geſchah, weil ichs nit ſo complet hatte, nun habs auffs neue bekomen, und vor 14 Tagen auff Lübek an meinen man geſandt mit order an J E zu ſenden, iſt gezeichnet I H und geſchifft in Jochem Boltenhagen hoffe vor entfang dieſen al über wirdt ſein, daß godt verleyh. den titel wil gelibts gott auch ververtigen ſo balt möglich. ich bin ſehr geylet worden mit den werk von dem Amsterdamſchen Rathsherrn und könnte es auch hindanſetzen, weil etwaß dabey zu thun war und ich by 2600 gulden von ſeiner arbyt genoſſen und war hoffnung noch wol 1000 gulden by ihm zu verdienen gewäſt, wenn der gutte Herr nicht ſo ellendig umkomen wäre, welches zu beklagen iſt, denn bey dieſer zeit wenig ſolcher Liebhabers zu finden ſeindt: wegen des Copernici und T. Brahe Conterfeyt *) wil mich bemühen, wo es nur zu bekomen wird ſein beim herrn Blaeuw. ich werd ſehr erſucht von den vornehmſten meyſter der ſchilderkunſt in Paris, das ich doch möcht reſolviren mich dahin zu begäben, aber biß Dato kann ich dazu keine reſolution faſſen und bin mehr geneigt (wenn ich von hier ſollte aufbrechen) meine weg nach Hollant zu richten, doch es ſteht alles in gottes willen, in deſſen Beſchirmung J. E. mit dero Liebſte befehle und ſie ſemptlich ſegenen in allem thun. verbleibe

Hamburg d $^{10}/_{20}$ Decemb. 58 J. E. D. W.**)
Jeremias Falck.

Nachſchriftlich iſt beigefügt:

Dieſer inliegende iſt mir gegeben von Hern Nothki der hie durch paſiret nach Amſterdam, ich hätte gerne an den herren von

*) Unter den von Falck ſelbſt verfertigten Bildniſſen iſt ebenfalls eines von Tycho Brahe. N. P. P. Bl. B. III. H. 3. S. 170.

**) d. i. Ihre Edlen dienſtwilligen.

Bodeck geschrieben, muß es sparen biß zu anderzeit, ich habe eine geraume Zeit sehr grosse schmerzen in der rechter arm, so daß mit mühe die Feder führe, bitte derohalben J. E. wol den Brief dem Herrn lassen zustellen und J. E. werden mich verobligiren.

Herr Geh. Regierungsrath und Professor Voigt hat durch Mittheilung des Schreibens vom Kupferstecher Jeremias Falck an den berühmten hiesigen Astronomen Hevelius mich um so mehr verpflichtet, als es einige wesentliche Data zu den Lebensnachrichten jenes Künstlers enthält.

In den Nachrichten über Falck ist die Meinung ausgesprochen, daß unser Künstler 1653 Danzig verlassen und sich in diesem und dem folgenden Jahre in Stockholm aufgehalten, dann sich über Kopenhagen nach Amsterdam begeben, sich dort förmlich niedergelassen und, daselbst gestorben sei. Diese Nachricht bedarf der Berichtigung und hiezu hat eine nochmalige genaue Betrachtung der auf einzelnen Bildnissen befindlichen Jahreszahlen und der vorstehende Brief manchen Anhaltspunkt gegeben. Schon in den Zusätzen zu meiner Abhandlung macht Herr Professor Hagen darauf aufmerksam, daß sich in der Sammlung der Stadtbibliothek zu Königsberg ein Bildniß der Königinn Christine mit dem Jahr 1649 vorfindet nnd folgert daraus, daß Falk sich schon in diesem Jahr in Stockholm befunden habe. Ich kenne diesen Abdruck des Bildnisses der Christine nicht und beide Exemplare, die ich davon besitze, tragen das Jahr 1653, es müssen also zwei verschiedene Bildnisse der Königin existiren. Möglich kann es aber auch sein, daß Falck schon 1649 nach Schweden gegangen und von Zeit zu Zeit nach Danzig zurückgekehrt ist, um einzelne Bestellungen Polnischer Magnaten zu besorgen, denn das Bildniß des Grafen Königsmark ist schon 1651 zu Stockholm gestochen, und dafür, daß er auch Polnische Bildnisse dort gestochen spricht ausdrücklich die Notiz auf dem 1652 gefertigten Bildnisse des Achatius von Przylecki. Die in dem Jahre 1653 gestochenen Bildnisse des Lubomirski und des Opalinski tragen zwar nicht die Notiz: Holmiae und sind in Danzig bei Förster gedruckt, allein die Platten können, eben so wie die von Przylecki, nach Danzig zum Druck geschickt sein, oder Falck hat 1653 wieder auf einige Zeit sich in

Danzig aufgehalten, 1654 war er aber wieder in Stockholm, denn in diesem Jahr hat er dort das Bildniß Karl Gustavs gestochen. Mit der Abdankung der Königinn Christine im Jahr 1654 hörte auch die Begünstigung der Wissenschaften und schönen Künste am Schwedischen Hofe auf. Salmasius, Meibom, Naudäus und die anderen Gelehrten kehrten in ihr Vaterland zurück und auch für unsern Künstler mochte nun der Aufenthalt daselbst nicht mehr vortheilhaft sein. Es kann sein, daß er sich wieder nach Danzig gewendet, aber der schon 1655 ausbrechende Polnische Krieg hat ihn eine andere Heimath suchen lassen. Falck wandte sich nun nach Holland und hat die folgenden Jahre in Amsterdam, 1658 aber in Hamburg gelebt. Das letztere ergiebt sein aus dieser Stadt datirtes Schreiben an Hevelke, oder wie der Astronom sich in seinen Schriften nennt Hevelius. Das erstere aber geht deutlich aus diesem Briefe hervor. Er sagt nämlich, er hätte den Titel zu einem Werke des Hevelius noch nicht fertigen können wegen der Arbeit für den Amsterdamer Rathsherrn, die ihn sehr gedrängt *). Hierunter ist seine Arbeit an dem Cabinet de Reynst zu verstehen. Der Rathsherr, den er als Kunstliebhaber und Mäcen rühmt und dessen elenden Tod er beklagt, war Gerhard Reynst, der eine ansehnliche Sammlung von Gemälden meistens Italiänischer Meister angelegt hatte und sie durch geschickte Amsterdamer Kupferstecher in Kupfer bringen ließ. Die Blätter wurden nach seinem Tode gesammelt und unter einem besondern Titel herausgegeben. Hiernach ist die früher gegebene Notiz, daß Falck die historischen Blätter für das sg. Cabinet de Reynst von 1655 bis 1665 gearbeitet zu berichtigen, diese Arbeiten fallen vielmehr in die Jahre 1655—58. Weshalb Falck sich nach Hamburg begeben, das geht nicht aus dem Briefe hervor, aber wohl, daß er diesen Ort wieder verlassen und nach Holland zurückgehen wollte. Ob er diesen Vorsatz ausgeführt, ist bei dem gänzlichen Mangel seiner Lebensnachrichten nicht festzustellen, es ist selbst zu vermuthen, daß er nicht mehr nach Amsterdam gekommen. Niedergelassen hat er sich gewiß nicht später nochmals in Holland, vielmehr deuten andere Umstände darauf hin, daß er den Plan, sei-

*) Für: „könnte es auch hindansetzen", wie es in dem Briefe steht, wollte Falck wohl schreiben: „könnte es auch nicht hindansetzen." Das fein und deutlich geschriebene Briefblättchen bewährt übrigens nicht die Klage des Schreibers.

nen Aufenthalt zu verändern, wieder aufgegeben und in Hamburg verblieben sei. Daß Falck jedoch in Hamburg noch wirklich sich mit Kupferstechen beschäftigt hat, ergeben mehrere seiner Bildnisse, auf denen bemerkt ist, daß sie zu Hamburg gefertigt sind, unter andern das Bildniß des Danziger Bürgermeisters Constantin Ferber. Auch das Bildniß des Astronomen Tycho de Brahe ist dort gestochen und dies deutet wohl darauf hin, daß Falck sich in Hamburg förmlich niedergelassen hatte und daß er auch noch nach 1658 als Künstler thätig gewesen. In jenem Briefe an Hevelius sagt er, daß er sich um ein Bild jenes Astronomen bemühen werde, hiernach scheint es als gewiß anzunehmen, daß er den Stich von Tycho de Brahe für Hevelius nach einem erst in der Folge ermittelten Bilde gefertigt hat. Lange scheint unser Künstler aber nicht mehr gelebt zu haben. Das versprochene Titelkupfer für seinen Freund und Gönner Hevelius ist nämlich nicht zu Stande gekommen. Falck hat nur ein Titelkupfer zu des Hevelius Schriften gefertigt und zwar zu der 1647 zu Danzig gedruckten Selenographia, ein sehr schön ausgeführtes Blatt. Das Titelblatt, von dem in jenem Briefe die Rede ist, kann nur das zur Cometographia sein, mit deren Abfassung sich Hevelius damals beschäftigte; als aber dieses Werk 1668 in Danzig erschien, lieferte der Kupferstecher Lambert Vischer zu Amsterdam dazu das Titelkupfer. Falck muß also 1668 nicht mehr gelebt haben und man kann mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß er bald nach 1660 *) verstorben ist.

Danzig. W. Seidel.

Jeremias Falck schrieb bei Gelegenheit der Uebersendung des Werkes von „Le potre.“

Nach meinem Dafürhalten empfing Hevelius aus Hamburg durch Falcks Vermittelung eine Reihe architektonischer Blätter von Jean le Potre und vielleicht dasjenige Exemplar, das sich in meinem eignen Besitz befindet. Jean le Potre aus Paris, der sich eben so oft le Pautre nennt, war Maler und Kupferstecher, Bildhauer und Baumeister. Er stach, unterstützt von seinem Sohn Pierre le Potre, für das, jetzt noch als klassisch geltende Werk

*) nach 1663 gemäß der Angabe auf S. 11.

von Desgodetz, (Les edifices antiques de Rome. Paris 1682.) eine große Zahl Tafeln und wählte vorzugsweise diejenigen Gegenstände, die damals eine besondere Vorliebe genossen, wie die Triumphbogen des Forum Romanum's. Als Architekt stand Jean le Potre zur Zeit Ludwigs XIV in großem Ansehn, indem er seine barocken Erfindungen zu Verzierungen von Kirchen, Palästen und Lustgärten, nämlich Epitaphe und Kanzeln, Kamine und Lambris, Wasserkünste und Termen durch Folgen von Kupferstichen verbreitete und sie wie überall, wo Luxus herrschte, so gewiß auch in Danzig den Kunsthandwerkern als leitende Musterbilder übergab. Auf dem Titel liest man oft à l'Italienne, à la Romaine*) und durch das Gefallen, das der gefeierte Ritter Bernini an ihnen fand, erschien die Benennung gerechtfertigt. Daß seinen Arbeiten auch deutsche Künstler Anerkennung zollten, ersehen wir daraus, daß Sandrat und G. A. Wolfgang nach ihnen Stiche lieferten. Was nun das erwähnte Exemplar der architektonischen Blätter betrifft „Ex bibliotheca Gralathiana" so sind in dem wohl erhaltenen Foliobande die einzelnen Folgen durch die Beischriften auf der Rückseite jedes letzten Blattes besonders merkwürdig. Man findet: „6 Bletter. NB Dantisci Ao. 1658 gl 25" „12 Bletter NB Dantisci Ao 1658 fl 1—20 gl" „6 Bletter NB Dantisci Ao 1658 gl 20." Die drei Beischriften enthalten also das Jahr, von welchem Falck jenen Brief aus Hamburg datirte. Zu den Blättern der Chairs de Predicateurs à Paris 1659 (in fol, nicht, wie es in Nagler heißt, in 4°) die Beischrift: „6 Bletter. NB Dantisci Ao 1659 d 3. — —" Daß derjenige, der die Blätter in dieser Art registrirte, viele aus Hamburg empfangen, lernen wir aus der achtmal sich wiederholenden Beischrift: „NB Hamburgo Dantiscum Ao 1663 d 12 Octobris" nebst Angabe der Blätterzahl und des Preises. Wenn es sich ergäbe, daß die Beischriften von Hevelius' Hand herrührten **), so könnte man folgendes annehmen. Falck schickte

*) Cheminées à la Romaine inventées et gravées par Jean le Potre Architecte oder Portails d'eglise à l'Italienne nouvellem invent. et gr. par Jean le pautre.

**) In Folge einer Anfrage erhielt ich folgende gefällige Auskunft: „Deine Vermuthung, daß Hevelius die architektonischen Blätter des le Pautre durch Falck

ihm aus Hamburg drei Folgen von Potre's Blättern 1658, eine vierte im Jahr, da sie erschienen, nämlich 1659, und die übrigen, deren Herausgabe nach dem Titel 1659 und 1661 erfolgte, im J. 1663. Man könnte auf einen lebhaften brieflichen Verkehr schließen zwischen dem Astronomen und dem Kupferstecher und zugleich folgern, daß Falck zwischen 1658 und 1663 sich in Hamburg aufgehalten.

A. Hagen.

empfangen, scheint mir gegründet zu sein und ich halte dafür, daß Dein hiebei zurück erfolgendes Exemplar dasjenige ist, welches Hevelius besessen. Zuerst besah ich mir die Handschrift, die von ihm als Widmung eines Geschenks auf der Stadtbibliothek existirt, und da wurde ich irre, wenn ich die Züge dieser Schrift mit den Notizen in Deinem Buch verglich, denn die Schrift auf der Bibliothek ist größer und viel fließender; allein es gelang mir später unter meinen Büchern ein Buch aufzufinden, das Hevelius besessen und worin er vorne seinen Namen und das Jahr eingeschrieben, und diese Notiz verleugnet ihre Aehnlichkeit mit denen in Deinem Buche nicht. Ich möchte also annehmen, daß Falck dem Hevelius die einzelnen Sendungen bis 1663 zugestellt, woraus sich wieder ergiebt, daß er in Hamburg noch 1663 gelebt habe. W. Seidel."

Danzig d. 4. Mai 1847.

Ein Künstler, der in den Nachrichten über Danziger Kupferstecher übergangen ist, heißt **Gottfried Wilhelm Wolff**. Er wurde zu Danzig 1746 geboren, diente als preußischer Soldat und bildete sich ohne Schule durch eigne Uebung zu einem geschickten Kupferstecher aus, so berichtet Löschin (Geschichte Danzigs Bd. II. S. 304) während Füßli (Künstler-Lexicon) ihn einen geringen Künstler nennt. Er arbeitete in Berlin und meist für Buchhändler. Er radirte Blätter nach C. W. Hennert zu einer Beschreibung des Schlosses Rheinsberg, nach Krüger zu den Beschäftigungen der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde, Grundrisse von Potsdam, naturhistorische Kupfer zu Büffon und Linné. Kurz vor seinem Tode verließ er Berlin und starb 1781 zu Hamburg oder Altona. A. H.

Kant in Frankreich.

Am 22. April 1847, zu Kant's Geburtstagsfeier.

Von Prof. K. Rosenkranz.

Die Aufgaben, welche eine Wissenschaft zu lösen hat, sind die Nothwendigkeit ihrer Geschichte. Arbeiten daher auch verschiedene Völker an der Entwicklung einer Wissenschaft, so müssen sie doch allmälig auf dieselben Probleme und auf ähnliche Versuche ihrer Lösung stoßen. Die Philosophie der Chinesen, der Inder und Griechen bietet, bei aller individuellen Verschiedenheit, eine Menge von Analogieen dar, die oft dazu verleitet hat, eine äußerliche Ueberlieferung anzunehmen, sei es von einem Volk zum andern, sei es von einer für mehre Völker gemeinsamen Urquelle. In der christlichen Welt hat sich seit dem Römischen Kaiserthum und der Römischen Kirchenherrschaft ein Synergismus der Arbeit der Intelligenz bei den verschiedenen Völkern erzeugt. Je nach der inneren Eigenthümlichkeit einer Nation, je nach ihrer Localstellung, je nach ihrer geschichtlichen Lage übernimmt eine jede der Europäischen Nationen die Aufstellung und Behandlung eines Problems; die übrigen Nationen haben sich sodann dasselbe als für sie gleich nothwendig anzueignen. Das Problem ist einmal unvermeidlich. Es liegt im Wesen der Wissenschaft. Die wahrhafte Lösung ist eben so unvermeidlich, denn sie liegt schon in der Möglichkeit, die Aufgabe überhaupt aufzustellen. Wenn aber ein Volk eine solche ihm gerade angemessene Arbeit gemacht hat, so tritt für die übrigen Nationen, welche demselben System der wissenschaftlichen Cooperation angehören, die Nothwendigkeit ein, die That der andern Nation in ihre Individualität aufzunehmen, ihr die Fremdheit abzustreifen, sie mit dem heimischen Sinn auszugleichen. Dies Geschäft ist an sich nicht leicht; es wird aber um so schwieriger, je größer die Verschiedenheit der individuellen Energie, am schwierigsten, wenn dieselbe ein wirklicher Gegensatz ist.

Mit diesen Betrachtungen können wir an die Frage gehen,

wie die Franzosen Kant's Philosophie bisher in sich aufgenommen haben. Daß sie dieselbe in sich aufnehmen müssen, ist zweifellos. Die Philosophie kann sich der Gestalt nicht entziehen, welche sie durch Kant empfangen hat. Durch Leibnitz, entschieden aber durch Kant ist die philosophische Productivität gegenwärtig das Eigenthum der Deutschen, obwohl es den Anschein gewinnt, als ob bei uns die speculative Epoche für die laufende Periode der Weltgeschichte vorüber sei. Die Franzosen nicht minder als die Engländer spüren, daß wir nicht mehr so ausschließlich metaphysisch sind, als früherhin. Herr Taillandier, der sich viel in Deutschland aufgehalten und für die Revue des deux mondes ganz interessante Artikel über uns geschrieben hat, findet uns gar nicht mehr so romantisch als früherhin. Er vermißt den blauen Mährchendunst, der sich früher über uns ausdehnte. Wir sind ihm gar nicht mehr die liebenswürdigen Schwärmer von ehedem. Die Romantik, sonst, wie es schien, unser Metier, wird von uns verspottet. Ruge und Echtermeyer erlassen gegen sie in den deutschen Jahrbüchern ein Manifest im Namen der gesunden Vernunft. Kurzum, Herr Taillandier findet, daß wir praktisch geworden seien, daß der Zollverein, daß die Eisenbahnen, daß die Rechtspflege, die Reduction der Münzfuße auf nur zwei Systeme des südlichen Gulden- und des nördlichen Thalerfußes oder gar auf ein einziges Dezimalsystem, daß die Preßfrage und das Verfassungsrecht, daß dies Alles uns jetzt viel mehr, ja bis zur Leidenschaft interessire, als der Ausbau des Kölner Doms, als die Aufführung des Sommernachtstraums im Opernhause und des Reinecke Fuchs am Hof zu Berlin, bei welcher letzteren der Nordische Bär mit seinem Neffen Reinecke eine Polka tanzten, welche, nach der Staatszeitung, allen Forderungen der Aesthetik an das Hochkomische ein classisches Genüge leistete.

Doch das, was Herrn Taillandier an uns befremdet, ist eben ganz in der Ordnung. Auf die Theorie folgt die Praxis. Nachdem wir so lange und tief gedacht, müssen wir unsere Begriffe auch einmal realisiren. Es ist wohl höchst merkwürdig, daß Kant, unser größter Philosoph, den ganzen Nachdruck seiner Speculation auf das praktische Moment legte und die Metaphysik sogar auszurotten unternahm. Er mußte sich auch hierdurch unseren Westnachbarn empfehlen.

In der Assimilation, welche die Franzosen mit seiner Philosophie vorgenommen haben, müssen wir verschiedene Operationen unterscheiden, nämlich die allgemeine historische Kenntnißnahme, die Uebersetzung und die philosophische Verarbeitung.

Die vornehmsten Namen, an welche sich diese Operationen knüpfen, sind Villers, Tissot und Cousin.

Kant wurde selbst in Deutschland erst im Lauf der achtziger Jahre so bekannt und geschätzt, daß man ihn berühmt nennen durfte. Diesem Umstande einer Spätlingscelebrität, die um so dauerhafter wurde, ist es wohl von Deutscher Seite zuzuschreiben, wenn die Franzosen erst in den neunziger Jahren von ihm Notiz zu nehmen anfingen. Anderseits waren sie aber so mit der thatsächlichen Umwandlung ihrer ganzen Geschichte beschäftigt, daß man, diesem grandiosen Schauspiel gegenüber, sich eigentlich verwundern muß, wie viel Geist und wissenschaftliches Interesse mitten unter dem Kampf der Parteien, unter dem Rasseln des Fallbeils, von ihnen entwickelt ward. Der Journalismus trug zuerst Kant's Namen umher, allein mit solcher Unbestimmtheit, daß Villers ihn jenem unbekannten Gott der Athener vergleicht, der zwar einen Altar besaß, dessen Antlitz aber Niemand gesehen hatte. Charles Villers, ein Lothringer, der in Lübeck 1814 starb, war der erste, von welchem die Franzosen eine nähere Einsicht in die Transcendentalphilosophie empfingen. Dies geschah durch das Buch, welches diesen Titel führt: Philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transcendentale. Metz 1801. Première partie. Mehr als dieser erste Theil ist nicht herausgekommen. Villers gab ihm, die Subjectivität des Kantischen Standpunctes anzudeuten, als Motto den bekannten Ausspruch des Sophisten Protagoras: *Παντων χρηματων μετρον ἀνθρωπος.* Wichtiger fast, als seine Auseinandersetzung, die öfter ungenau und willkürlich wird, war seine Einleitung, in welcher er den Franzosen das Verhältniß der Kantischen Philosophie zur Deutschen Literatur entwickelte und die Nothwendigkeit der Annäherung der Deutschen und Französischen Philosophie entschieden aussprach. Am besten werden seine eigenen Worte uns die damalige Lage der Dinge vergegenwärtigen. Er sagt: „Depuis près de vingt ans, une nouvelle philosophie, qui intéresse tout le savoir humain et la moralité, qui occupe, soit pour, soit

contr'elle, tout ce qu'il y a de savans et d'hommes, qui pensent, depuis Königsberg jusqu'a Stuttgart, depuis Copenhague jusqu'à Salzbourg, cette philosophie est encore inconnue aux Français, et il n'en s'est pas encore trouvé un seul, qui ait entrepris de l'étudier et de la faire connaître à sa patrie! Le nouveau système à donné à l'esprit spéculatif une tendance nouvelle, il a simplifié et rendu aussi lumineux que le jour certains points, sur lesquels on ne pouvoit s' accorder; et depuis si long-tems que ce système, de là de Rhin, est discuté, débattu publiquement, on ne se doute pas de même en deça de l'état de la question! Les programmes des académies et autres corps savans de France, pendant ces quinze dernières années, sont remplis de questions speculatives, faites avec une entière confiance, annoncées avec solennité, qui néanmoins se trouveraient superflues et insignifiantes dans le point de vue de la philosophie transcendentale. Et pas un de ces corps savans, pas un de ceux, qui écrivirent des mémoires sur ces questions, n'y eut égard, pas un ne discuta, ne cita même la nouvelle doctrine! C'est ce qu'on à peine à comprendre, et qui nous attire l'improbation de plus d'un de nos voisins. Car enfin le systéme de Kant, renfermât — il des erreurs radicales, dût-il être décidément rejeté, encore est — il bon de savoir, pour quelles raisons on le doit rejeter? qu'elle a été la magie, l'illusion, qui sui a donné une telle celebrité? La marche de l'intelligence, dans l'établissement même des grands erreurs métaphysiques, est toujours digne, d'être suivie et étudiée. Mais il semble, qu'il y ait une distance infranchissable de l'esprit français à l'esprit allemand; ils sont placés sur deux sommets, entre lesquels il y a un abîme. — C'est sur cet abîme, que j'ai entrepris de jeter un pont. L'événement nous apprendra, si l'envie d'y passer prendra à un grand nombre, s'il y a vraiment une philosophie Allemande inconciliable avec une philosophie Française, ainsi qu'on la voulu insinuer; si la philosophie et la verité ne sont pas citoyennes du monde, et n'apartiennent pas à tous les hommes."

Der nächste nach Villers, der den Franzosen eine nähere Kenntniß Kant's verschafft, war ein gewisser Höhne in einem Buch: Philosophie critique, découverte par Kant, fondeé sur le dernier principe du savoir. Paris 1802. Auf ihn, dessen Buch ich jedoch nie gesehen habe, folgte Degerando im zweiten Theil seiner: Histoire comparèe des systemès de philosophie, relativement aux principes des connoissances humaines, welche 1804 zu Paris erschien und der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewidmet war. Die Darlegung des Standpunctes der kritischen Philosophie, die Analyse ihrer Hauptwerke und die Schilderung ihrer Wirkungen auf Deutschland war so umfassend und für jene Zeit gründlich, als man es nur irgend erwarten konnte. Degerando vertheidigte die Franzosen gegen die von Villers erhobene Anschuldigung, Kants Philosophie vernachläßigt zu haben, mit dem Vollbewußtsein der welthistorischen Thaten, welche die Französische Nation in denselben funfzehn Jahren zu vollbringen hatte, in denen die Transcendentalphilosophie ihren Triumphzug durch Deutschland hielt. Degerando erkannte an, daß die Deutschen durch Kant's Idealismus eine Revolution erlebt hätten. Er sagte: „Il n'existe, je crois, dans l'histoire de la philosophie aucun exemple d'une révolution aussi rapide que celle qui a été opéré en Allemagne par la doctrine de Kant, du moment oú elle a été connue, elle a passé subitement de l'obscurité la plus profonde à la célébrité la plus étonnante. La curiosité avoit été longtems repousée par cette nouvelle nomenclature, qui, comme un rivage escarpé, entoure le criticisme, mais enfin, ayant osé l'aborder, le franchir, on se crut transporté dans un monde de merveilles."

Ich kann nicht umhin, diesen Worten die Schilderung hinzuzufügen, welche Degerando von Kant macht. Da es hier darum zu thun ist, uns die Vorstellung zu vergegenwärtigen, welche die Franzosen sich von unserem Philosophen gebildet haben, so scheint es zweckmäßig, auch hier die Worte des Originals beizubehalten. Sie lauten: „Le professeur de Koenigsberg réunit en lui même la plupart des qualités nécessaires aux auteurs des grandes révolutions philosophiques; ce coup d'oeil vaste, qui permet d'assembler, de mettre en ordre un grand nombre

de connoissances; cet art, de se faire à soi même des points de vue nouveaux au sein même des idées connues; cetalent d'analyse, qui conduit aux distinctions les plus subtiles; cette force de combinaison, qui fonde les systèmes; cette hardiesse, qui pose des questions inattendues; cette adresse, qui évite les grandes difficultés; cette régularité qui se plait dans les classifications; cette séverité surtout, qui commande le respect et la confiance des hommes; enfin ces habitudes d'un esprit familiarisé avec les profondeurs de toutes les connaissances, ce génie, en quelque sorte encyclopédique, qui, dans un siècle éclairé surtout, devient nécessaire pour donner des lois à la science mère, de laquelle dépendent toutes les autres."

Degerando ist sehr viel benutzt worden. Wie es aber zu gehen pflegt, haben gerade diejenigen, die oft Alles, was sie von Deutscher Philosophie wußten, aus ihm geschöpft hatten, ihn mit Undankbarkeit behandelt, haben ihn als Quelle verschwiegen oder als ungenau und dürftig getadelt, um ihre eigene Oberflächlichkeit zu verbergen. Degerando selbst schildert in einer Note die große Schwierigkeit, welche es in Paris koste, die Quellen zur Geschichte der Deutschen Philosophie sich zu verschaffen, beweist aber, daß er für einen Franzosen sich ein ziemlich vollständiges Material zusammengebracht hatte.

Napoleon liebte die Philosophie nicht. Er bevorzugte die sogenannten exacten Wissenschaften. Die sensualistisch-atheistische Philosophie Condillacs, welche in der philosophischen Abtheilung des Institut de France herrschte, hatte den Namen der Ideologie angenommen. Napoleon hob 1804 diese Classe gänzlich auf. Erst im Jahr 1832 wurde sie durch Guizot unter dem Titel einer Academie des sciences morales et politiques wieder hergestellt.

Seit dem Sturz Napoleons ward besonders die Normalschule der Anhalt philosophischer Studien, welche von der langweiligen trivialen Psychologie des Sensualismus durch einen Umweg endlich wieder auf Kant hingelenkt wurden. Dieser Umweg war die sogenannte Schottische Philosophie. Kant selbst hatte bekanntlich durch einen Schotten, durch David Hume, den Anstoß zu seiner Kritik erhalten, ohne welchen er mit fünfzig Jah-

ren immerhin nur ein geschmackvoller Wolfianer geblieben sein würde. Hume stand mit der atheistischen Philosophie Frankreichs vor der Revolution in engster Verbindung. Er war entschiedener Skeptiker. Kant, erschüttert durch sein System des speculativen Zweifels, ward eben dadurch zum reinen Idealismus fortgetrieben und erneuerte, auf einer höhern Stufe und mit tieferem Bewußtsein, den unsterblichen Act, durch welchen Cartesius die absolute Spontaneität des Geistes zu erfassen angefangen hatte. Die Franzosen dieses Jahrhunderts abstrahirten aber von dem skeptischen Element der Schottischen Philosophie und hielten sich mehr an das dogmatische. Laromiguière, Royer Collard und Maine de Biran verschmolzen Condillac's Sensualismus mit dem Commun sens von Reid und Dugald Stewart. Die ganze Philosophie löste sich in eine oberflächliche Psychologie und Moral auf.

Die Nothwendigkeit der Sache selbst mußte daher die Franzosen immer wieder auf den Kantischen Standpunkt hinführen, denn Kant hatte ja die Theorie der Psychologie, welche diese in eine unbestimmte Vielheit von Vermögen zersplittert, durch den Begriff des Selbstbewußtseins und die Theorie der Moral, welche dieselbe der Unbestimmtheit des moralischen Gefühls preisgibt, durch den Begriff des kategorischen Imperativs überwunden. Die Französische Philosophie mußte daher, wenn sie nicht selbst einen ähnlichen Schritt, als Kant, aus sich thun wollte, sich immer von Neuem auf Kant hingewiesen sehen und zum genaueren Eingehen auf ihn aufgefordert finden. Sie mußte, nachdem sie einmal Kunde von ihm bekommen, den zweiten Schritt der Assimilation thun, sie mußte ihn übersetzen. Die Lateinische Uebersetzung, welche der Deutsche Born in vier starken Bänden von den speculativen Hauptschriften Kant's gemacht hatte, kam hierbei zu Hülfe. Besonders ausgezeichnet hat sich als Uebersetzer Tissot, Professor an der faculté des lettres zu Dijon. Er hat die von Jasche herausgegebenen Vorlesungen Kant's über die Logik, die von Pölitz herausgegebenen Vorlesungen über die Metaphysik übersetzt. Er hat die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten mit den Erläuterungen von Mellin und Snell; er hat das Naturrecht und die Schrift vom ewigen Frieden, ebenfalls mit den Erläuterungen von Mellin übersetzt. Er hat in seinem Handbuch zur Vorberei-

tung auf das ſogenannte Baccalaureatsexamen Kant eine große Aufmerkſamkeit gewidmet, beſonders aber dadurch ſich ein Verdienſt erworben, daß er die erſte Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft, mit den Veränderungen, welche ſie in der zweiten erlitten hat, nach der von mir veranſtalteten kritiſchen Reviſion (in der durch Profeſſor Schubert und mich beſorgten Geſammtausgabe der Kantiſchen Schriften) 1845 genau überſetzt hat. Da der Unterſchied der erſten und zweiten Ausgabe der Vernunftkritik ein ſo großer iſt, daß aus der zweiten Fichte's Idealismus niemals hätte entſpringen können, ſo iſt Tiſſots Unternehmen, in dieſer Angelegenheit klar zu ſehen, für die Franzoſen ſehr wichtig. Eine Ueberſetzung nach der zweiten Ausgabe hatte Tiſſot ſchon früher gemacht. Außer den genannten Schriften iſt die Kritik der Urtheilskraft nebſt dem Verſuch über das Schöne von Barin, Profeſſor am College Louis de Grand, 1845 in zwei Bänden; die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft 1844 von Trüllard mit einer Widmungsepiſtel an Quinet überſetzt.

Eine allgemeine Vorſtellung du Kantisme, wie die Franzoſen die Kantiſche Philoſophie nennen, iſt theils durch die Ueberſetzung des Tennemann'ſchen Handbuchs der Geſchichte der Philoſophie, welche Couſin, und des Handbuchs der Philoſophie von Matthiä, welche Perrot, Profeſſor am College Rollin, veranſtaltet hat, in die Lehranſtalten Frankreichs eingedrungen. Alle von der Regierung approbirten Lehrbücher von Géruſac, Caro, Mallet u. ſ. w. enthalten auch einen kurzen Abriß des Kantisme.

Der dritte und letzte Act, welchen die Franzoſen in Anſehung Kant's durchzumachen haben, iſt die eigentliche Verarbeitung ſeines Syſtems, die Befruchtung ihrer geſammten Wiſſenſchaftlichkeit durch die Principien, welche in dem Kantiſchen Idealismus liegen. Hier müſſen wir aber die große Schwierigkeit erkennen, die in der Geſchichte der neueren Deutſchen Philoſophie liegt, wenn wir anders gegen die Franzoſen gerecht ſein wollen. Kant machte den Anfang zu einer ſelbſtſtändigen Deutſchen Philoſophie, der aber in Fichte und Herbart, in Schelling und Hegel ſogleich ſeine Conſequenzen zog. Hierdurch ſind die Franzoſen, wenn ſie unſeren dermaligen Standpunkt erreichen wollen, gezwungen, ſich in ein breites hiſtoriſches Studium einzulaſſen. Das Bedürfniß einer Ueberſicht unſerer philoſophiſchen Entwicklung in ihren Haupt-

momenten befriedigte 1836 in einer ziemlich genügenden Weise Barchou de Penhoën durch seine Histoire de la philosophie Allemande depuis Leibnitz jusqu' à Hegel in zwei Bänden. Seitdem sind ähnliche, jedoch kürzer gefaßte Darstellungen gleichsam an der Tagesordnung gewesen; z. B. von dem Professor der Mathematik und Physik am Collegium zu Trier, Steininger: Examen critique de la philosophie Allemande dedepuis Kant jusqu' à nos jours, Trèves, 1841; oder: la philosophie de l' absolu en Allemagne dans ses rapports avec la doctrine chrétienne par Charles Buob, Montauban 1842. Diese Schriften sind wenigstens eben so gut, als ähnliche bei uns. Das Büchlein von Steininger beruht auf gründlichem Selbststudium. Als eine ausgezeichnete Monographie ist eine zu Straßburg 1845 erschienene Schrift von Thimothée Kolany zu rühmen: Examen critique de la philosophie de la religion de Kant. Der Prediger der Französisch-reformirten Gemeinde zu Hamburg, Herr Amand Saintes, schon früher durch ein Werk über Spinoza und über die Geschichte des Deutschen Rationalismus bekannt, hat 1844 mit guter Kenntniß und vielem Geschick die Biographie Kant's von Schubert und die Geschichte der Kantschen Philosophie, welche ich gegeben habe, in ein Buch unter dem Titel zusammengearbeitet: Histoire de la vie et de la philosophie de Kant.

Indem nnn auf solche Weise die Philosophie Kant's in Frankreich immer bekannter geworden, ist es ganz natürlich, daß gegenwärtig schon die Vorstellung sich regt, wie, um das eigentliche Resultat der Deutschen Philosophie, ihren Nettoertrag, sich anzueignen, ein eigentliches Studium der dem Hegel'schen System vorangegangenen Systeme nicht mehr nothwendig sei und daß man mit einer Notiznahme Kant's und seiner nächsten Nachfolger abkommen könne. Von dieser Vorstellung geht die zu Paris 1844 erschienene Schrift des Doctors der Rechte Ott, eines Schülers des Philosophen Buchez, aus. Hegel et la philosophie Allemande ou exposé et examen critique des principaux systèmes de la philosophie Allemande. — Ott sagt in der Vorrede: „Pour initier le lecteur à la philosophie allemande, quelle était a meilleure méthode? Fallait-il écrire une histoire de cette philosophie et analyser avec le même soin tous

les systèmes qui ont paru depuis Kant? Nous ne le pensons pas. La plupart de ces systèmes, après avoir brillé un moment, ont disparu et n'offrent plus aujourd'hui qu'un intérêt purement historique. Les maîtres de la philosophie allemande, ceux qui l'ont conduite au point, où elle se trouve, sont en petit nombre: chacun les a nommés, c'est Kant, Fichte, Schelling et Hegel. Or, la valeur personelle de ces hommes êtant mise à côté, leurs doctrines n'ont plus, à l'époque actuelle, une importance égale. De Kant et de Fichte, il n'est resté que les principes généraux, les donneés qui ont servi à leurs successeurs. Schelling a soumis son système à une refonte complète. Hegel est le seul, qui soit debout aujourd' hui; il est le seul aussi, dont l'école manifeste encore de la vie et de l'activité, et dont les idées exercent une influence directe sur le mouvement actuel de la philosophie. C'est donc le système de Hegel, qui forme le sujet principal le notre travail."

In allen dieſen Arbeiten drängte ſich die Betrachtung des Parallelismus der verſchiedenen Phaſen der Franzöſiſchen Verfaſſungsgeſchichte mit dem Wechſel der Syſteme der Deutſchen Philoſophie auf. Es wurde ſtereotyp, Kant mit Robespierre's Terrorismus, Fichte mit Napoleons Panarchie und Autokratie, Schelling mit der Reſtauration der Bourbonen und Hegel mit der conſtitutionellen Monarchie der Julirevolution zu vergleichen. Dieſe Vergleichung ward beſonders bald nach der Julirevolution durch einen Schriftſteller populair gemacht, der mit ſeinem Herzen ganz und gar Deutſchland, mit ſeinem esprit aber ganz und gar Frankreich angehört, der die Romantik und den Voltairismus in ſich vereinigt. Dieſer Schriftſteller iſt Heinrich Heine, der in der Revue des deux mondes längere Aufſätze über die Deutſche Literatur in Franzöſiſcher Sprache ſchrieb, welche er ſpäter auch für die Deutſchen Cenſurverhältniſſe mit der nöthigen Zahmheit und für uns zum Geſetz gewordenen Rückſichtelei zurecht machte. Dennoch ſind auch in der Deutſchen Faſſung noch genug kauſtiſche Stellen ſtehen geblieben. Wie verächtlich Deutſche und Franzöſiſche Fachprofeſſoren der Philoſophie Heine's Schilderungen als die eines belletriſtiſchen Dilettanten ignorirt oder beſpöttelt haben mögen, ſo läßt ſich doch die Thatſache nicht in Abrede ſtellen, daß

sie eine große Wirkung ausgeübt haben. Heine hat eine eigenthümliche kaustisch-pittoreske Manier, welche ihm möglich macht, die Centralität einer Persönlichkeit recht zu veranschaulichen. In Frankreich bewunderte man aus Gründen, die in Frankreichs Revolutionsgeschichte liegen, das Portrait, welches er von Kant entwarf, außerordentlich. Es sei erlaubt, einige Züge derselben nach Heines eigener Uebersetzung aus dem zweiten Theil seines Salons hier einzufügen:

„Man sagt, die Nachtgeister erschrecken, wenn sie das Schwert eines Scharfrichters erblicken. Wie müssen sie erst erschrecken, wenn man ihnen „Kant's Kritik der reinen Vernunft" entgegenhält! Dieses Buch ist das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutschland."

„Ehrlich gestanden, Ihr Franzosen, in Vergleichung mit uns Deutschen seid Ihr zahm und moderant. Ihr habt höchstens einen König tödten können, und dieser hatte schon den Kopf verloren, ehe Ihr köpftet. Und dabei mußtet Ihr so viel trommeln und schreien und mit den Füßen trampeln, daß es den ganzen Erdkreis erschütterte. Man erzeigt wirklich dem Maximilian Robespierre zu viel Ehre, wenn man ihn mit dem Immanuel Kant vergleicht. Maximilian Robespierre, der große Spießbürger von der Rue St. Honoré, bekam freilich seine Anfälle von Zerstörungswuth, wenn es das Königsthum galt, und er zuckte dann furchtbar genug in seiner regiziden Epilepsie; aber sobald vom höchsten Wesen die Rede war, wusch er sich den weißen Schaum wieder vom Munde und das Blut von den Händen, und zog seinen blauen Sonntagsrock an, mit den Spiegelknöpfen, und steckte noch obendrein einen Blumenstrauß vor seinem breiten Brustlatz."

„Die Lebensgeschichte des Immanuel Kant ist schwer zu beschreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geschichte. Er lebte ein mechanisch geordnetes, fast abstractes Hagestolzenleben, in einem stillen abgelegenen Gäßchen zu Königsberg, einer alten Stadt an der nordöstlichen Grenze Deutschlands. Ich glaube nicht, daß die große Uhr der dortigen Kathedrale leidenschaftsloser und regelmäßiger ihr äußeres Tagewerk vollbrachte, wie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufstehn, Kaffeetrinken, Schreiben, Collegienlesen, Essen, Spazierengehen, Alles hatte seine bestimmte Zeit, und die Nachbarn wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier sei,

wenn Immanuel Kant in seinem grauen Leibrock, das Spanische Röhrchen in der Hand, aus seiner Hausthür trat, und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man seinetwegen noch jetzt den Philosophengang nennt. Achtmal spazierte er dort auf und ab, in jeder Jahreszeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, sah man seinen Diener, den alten Lampe, ängstlich besorgt hinter ihm drein wandeln, mit einem langen Regenschirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorsehung."

„Sonderbarer Contrast zwischen dem äußeren Leben des Mannes und seinen zerstörenden, weltzermalmenden Gedanken! Wahrlich, hätten die Bürger von Königsberg die ganze Bedeutung dieses Gedankens geahnt, sie würden vor jenem Manne eine weit grauenhaftere Scheu empfunden haben, als vor einem Scharfrichter, vor einem Scharfrichter, der nur Menschen hinrichtet — aber die guten Leute sahen in ihm nichts anderes, als einen Professor der Philosophie, und wenn er zur bestimmten Stunde vorbeiwandelte, grüßten sie freundlich und richteten etwa nach ihm ihre Taschenuhr."

„Wenn aber Immanuel Kant, dieser große Zerstörer im Reiche der Gedanken, an Terrorismus den Maximilian Robespierre weit übertraf, so hat er doch mit diesem manche Aehnlichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer auffordern. Zunächst finden wir in beiden dieselbe unerbittliche, schneidende, poesielose, nüchterne Ehrlichkeit. Dann finden wir in beiden dasselbe Talent des Mißtrauens, nur daß es der eine gegen Gedanken ausübt und Kritik nennt, während der andere es gegen Menschen anwendet und republikanische Tugend betitelt. Im höchsten Grade jedoch zeigt sich in beiden der Typus des Spießbürgerthums — die Natur hatte sie bestimmt, Kaffee und Zucker zu wiegen, aber das Schicksal wollte, daß sie andere Dinge abwögen, und legte dem Einen einen König und dem Andern einen Gott auf die Wagschaale... Und sie gaben das richtige Gewicht!"

Doch es ist Zeit, von dieser frivolen Historiographie uns schließlich zu derjenigen Schule zu wenden, welche jetzt in Frankreich vorzugsweise das Studium der Geschichte der Philosophie betreibt. Diese Schule ist die sogenannte *eklektische*, welche den Sensualismus und den Rationalismus nach ihrer besten Einsicht

zur Verträglichkeit mit einander zu vermitteln bemühet ist. An der Spitze dieser Schule steht Cousin, der zugleich Mitglied des Instituts, Studiendirector und Pair von Frankreich ist. Bei der abstracten Centralisirung, welche Frankreich beherrscht, hat Cousin einen für uns Preußen kaum glaublichen Einfluß, denn bei uns ist es möglich, daß die Unterrichtsminister, wie sie auf einander folgen, sehr verschiedene Ansichten von der Philosophie haben können und daß nichts destoweniger auf unsern Lehrstühlen die größte Mannigfaltigkeit herrsche, wie bei uns im Augenblick auf unsern Universitäten in der That alle Epochen und Standpunkte der Deutschen Philosophie vom Kantianismus an durch alle Abstufungen des Hegelianismus hindurch bis zum lauwarmsten, tolerantesten Synkretismus hin vertreten sind, ein Phänomen von einer solchen Großartigkeit der freien Entwicklung der Wissenschaft, wie sie außer Preußen kein anderer Staat der Gegenwart darbietet. In Frankreich lastet der Mechanismus der Administration viel schwerer. Niemand wird jetzt als Professor der Philosophie an einem College, an einer Facultät in der Provinz, an der Sorbonne angestellt, der nicht Eklektiker ist. Niemand wird als Philosoph in's Institut gewählt, der nicht Eklektiker ist. Keine Aufgabe zum Concurs bei der Vacanz einer Professur wird gestellt, die nicht im Sinne der eklektischen Philosophie wäre. Keine philosophische Preisschrift wird vom Institut gekrönt, die nicht dem Eklekticismus huldigte. Der Eklekticismus ist die Staatsphilosophie. Alle von der Regierung d. h. Herrn Cousin angestellte Philosophen sind daher die natürlichen Lobredner und Vertheidiger des Eklekticismus. Es gehört bei ihnen zum guten Ton, Cousins Schriften zu citiren und die Urtheile, die Darstellungen Cousins zu bewundern, wie dies die Herrn Jules Simon, Amedée Jacques, Saisset, Wilm, Caro, Géruſac, Mazure, Mallet, Perrot, Jouffroy, Damiron, Vacherot u. s. w. thun. Da nun Cousin sich ein besonderes Ansehn dadurch zu geben gewußt, daß er zweimal in Deutschland Hegel und Schelling besuchte und den Franzosen sich als den Mann hingestellt hat, der Deutsch verstehe und Kant's Schriften gelesen habe, so ist die Folge, daß auch alle Eklektiker für die Deutsche, namentlich auch für die Kantische Philosophie sich interessiren. Cousin selbst hat über dieselbe mehrfach ausführliche Vorträge sowohl an der Normalschule als an der Sor-

bonne gehalten, die auch gedruckt und wiederholt aufgelegt sind. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß Cousin die öffentliche Meinung gegen sich hat. Diese verdächtigt ihn als einen Halbwisser, der das Geschick habe, Andere für sich arbeiten zu lassen, hinterher aber das Autorrecht für sich zu usurpiren, z. B. seine Uebersetzung des Platon. Sie beschuldigt ihn des Ideenplagiats, wogegen Heine, so weit Cousin aus Schelling und Hegel entlehnt haben soll, die Versicherung gab, daß dies, weil Cousin die Systeme dieser Philosophen gar nicht verstehe, unmöglich sei und daß er aus ihnen nicht eine einzige Idee, nicht ein Zuckerlöffelchen von Idee gestohlen habe. Die öffentliche Meinung beschuldigt ihn endlich, mit dem Verständniß Deutscher Sprache und Philosophie mehr zu flunkern, als es wirklich zu besitzen. Die eigenen Ausdrücke, deren Cousin in der zweiten Vorrede zu seinen Fragmenten sich über den letzteren Umstand bedient hat, sind allerdings sehr vorsichtig. Sie lauten: „Après la France et l'Écosse, mes yeux se portèrent naturellement vers l'Allemagne. J'appris donc l'Allemand, et me mis à déchiffrer avec des peines infinies les principaux monumens de la philosophie de Kant, sans autre secours, que la barbare traduction latine de Born. Je vécus ainsi deux années entières, comme enseveli dans les souterrains de la psychologie à l'ontologie." Man denke, die Lateinische Uebersetzung Borns hat hingereicht, Cousin das Deutsche verstehen zu lassen. In der Kunst, Sprachen zu erlernen, gewiß ein seltenes Beispiel. Und um so mehr, als er das Deutsch so gut gelernt hat, daß er Borns lateinische Uebersetzung barbarisch zu schelten wagte. Heine, dem man in diesem Punkt die Competenz nicht bestreiten wird, trat daher 1836 offen gegen ihn auf und sagte unter Anderm:

„Das Volk, wie das Genie, wie die Liebe, wie der Wald, wie das Meer, ist von ernsthafter Natur, es ist abgeneigt jedem boshaften Salonwitz, und große Erscheinungen erklärt es in tiefsinnig mystischer Weise. Alle seine Auslegungen tragen einen poetischen, wunderbaren, legendenhaften Charakter. So z. B. Paganinis erstaunliches Violinspiel sucht das Volk dadurch zu erklären, daß dieser Musiker aus Eifersucht seine Geliebte ermordet, deshalb lange Jahre im Gefängniß zugebracht, dort zur einzigen Erheiterung nur eine Violine besessen, und indem er sich Tag und

Nacht darauf übte, endlich die höchste Meisterschaft auf diesem Instrument erlangt habe. Die philosophische Virtuosität des Herrn Cousin sucht das Volk in ähnlicher Weise zu erklären, und man erzählt: daß einst die Deutschen Regierungen unseren großen Eklektiker für einen Freiheitshelden angesehen und festgesetzt haben, daß er im Gefängniß kein anderes Buch, außer Kants Kritik der reinen Vernunft, zu lesen bekommen, daß er aus langer Weile beständig darin studirt, und daß er dadurch jene Virtuosität in der Deutschen Philosophie erlangte, die ihm späterhin, in Paris, so viele Applaudissements erwarb, als er die schwierigsten Passagen derselben öffentlich vortrug."

„Dieses ist eine sehr schöne Volkssage, mährchenhaft, abenteuerlich, wie die von Orpheus, von Bileam, dem Sohne Boers, von Quaser dem Weisen, von Buddah, und jedes Jahrhundert wird daran modeln, bis endlich der Name Cousin eine symbolische Bedeutung gewinnt, und die Mythologen in Herrn Cousin nicht mehr ein wirkliches Individuum sehen, sondern nur die Personification des Märtyrers der Freiheit, der, im Kerker sitzend, Trost sucht in der Weisheit, in der Kritik der reinen Vernunft; ein künftiger Ballanche sieht vielleicht in ihm eine Allegorie seiner Zeit selbst, einer Zeit, wo die Kritik und die reine Vernunft und die Weisheit gewöhnlich im Kerker saß."

„Was nun wirklich diese Gefangenschaftsgeschichte des Herrn Cousin betrifft, so ist sie keineswegs ganz allegorischen Ursprungs. Er hat, in der That, einige Zeit, der Demagogie verdächtig, in einem Deutschen Gefängniß zugebracht, eben so gut wie Lafayette und Richard Löwenherz. Daß aber Herr Cousin dort, in seinen Mußestunden, Kants Kritik der reinen Vernunft studirt habe, ist, aus drei Gründen, zu bezweifeln. Erstens: Dieses Buch ist auf deutsch geschrieben. Zweitens: man muß Deutsch verstehen, um dieses Buch lesen zu können. Und drittens: Herr Cousin versteht kein Deutsch."

„Ich will dieses, bei Leibe! nicht in tadelnder Absicht gesagt haben. Die Größe des Herrn Cousin tritt um so greller ins Licht, wenn man sieht, daß er die Deutsche Philosophie erlernt hat, ohne die Sprache zu verstehen, worin sie gelehrt wird. Dieser Genius, wie überragt er dadurch uns gewöhnliche Menschen, die wir nur mit großer Mühe diese Philosophie verstehen, obgleich wir

mit der Deutſchen Sprache von Kind auf ganz vertraut ſind! Das Weſen eines ſolchen Genius wird uns immer unerklärlich bleiben; das ſind jene intuitiven Naturen, denen Kant das ſpontaneiſche Begreifen der Dinge in ihrer Totalität zuſchreibt, im Gegenſatz zu uns gewöhnlichen analytiſchen Naturen, die wir erſt durch ein Nacheinander und durch Combination der Einzeltheile die Dinge zu begreifen wiſſen. Kant ſcheint ſchon geahnt zu haben, daß einſt ein ſolcher Mann erſcheinen werde, der ſogar ſeine Kritik der reinen Vernunft durch blos intuitive Anſchauung verſtehen wird, ohne discurſiv analytiſch deutſch gelernt zu haben."

Ich bemerke hierzu, daß die Franzoſen ſelbſt, namentlich Lerminier in ſeinen Briefen an einen Berliner, Lerouxin ſeiner Schrift über den Eklekticismus, Alphonſe Karr in ſeinem Journal: Die Weſpen, noch viel ſtrenger und abfälliger über Couſin urtheilen und daß Heine daher keineswegs übertreibt.

Die Akademie des sciences morales et politiques machte es ſich unter Couſins Leitung ſchon 1836 zum Geſchäft, die Philoſophie Kant's und ihre Conſequenzen in Deutſchland durch eine Preisſchrift gründlich auseinanderſetzen zu laſſen. Das Programm der philoſophiſchen Section ſtellt folgende Aufgaben:

1) Faire connaître par des analyses étendues les principaux systèmes qui ont paru en Allemagne depuis Kant inclusivement jusqu'à nos jours;

2) S'attacher surtout au système de Kant, qui est le principe de tous les autres;

3) Apprécier la philosophie Allemande; discuter les principes, sur lesquels elle repose, les méthodes, qu'elles emploie, les résultats, auxquels elle est parvenue; rechercher la part d'erreurs et la part des vérités, qui s'y rencontrent, et ce qui, en dernière analyse, peut legitimement subsister, sous une forme ou sous une autre, du mouvement philosophique de l'Allemagne moderne.

1838 gingen der Akademie ſechs Denkſchriften zu, die ihr jedoch erſt Verſuche zu ſein ſchienen; 1840 kamen ſieben Arbeiten ein. Sie nannte dies einen concours fort et briliant, belobte einige der Memoiren, vertagte aber den Termin noch einmal bis 1844, wo nur drei Arbeiten eingingen; zwei derſelben wurden anerkannt, eine von Wilm und eine von Guiran, von denen

jene den Preis, diese das Accessit erhielt. Wilm, Professor zu Straßburg, hat den ersten Theil seiner Arbeit im vergangenen Jahr veröffentlicht, der eine sehr umfassende und gründliche Darstellung des Kantischen Systems enthält. Viel geistvoller aber, als Wilms Buch, ist der ausführliche Bericht, den der Graf von Remüsat der Akademie über jene Werke gemacht hat und der unter dem Titel: la philosophie Allemande 1845 zu Paris erschienen ist. Wenn wir bedenken, daß Villers noch zu Anfang dieses Jahrhunderts zwischen der Deutschen und Französischen Philosophie eine Kluft erblickte und daran zweifelte, ob jemals beide Nationen sich in so weit einander würden nähern können, um in der Philosophie zu sympathisiren, so müssen wir jetzt urtheilen, daß im Grunde Alles, was bei den Franzosen gegenwärtig von wirklicher Philosophie existirt, von uns Deutschen ausgegangen ist und daß Werke, wie das eben genannte von Remüsat, uns gegen den sonstigen Zustand erstaunen lassen, wie sehr der Franzose mit uns sich einzulassen sich schon gewöhnt hat. Im Grunde aber ist das philosophische Deutschland, da wir Oestreich und Baiern als antiphilosophisch ausschließen müssen, nur Preußen in Verbinduug mit den kleinen constitutionellen Staaten. Remüsats schöne Worte am Schluß seiner Einleitung lauten, ins Deutsche übertragen, folgendermaaßen:

„Die Wissenschaft wird über eine vorübergehende Reaction siegen. Sie wird ihren gerechten Einfluß wiedergewinnen. Sie wird mit Macht in die Welt der Wirklichkeit wieder eintreten, aus welcher das Vorurtheil sie verbannen will. Muß sie nicht in den Ereignissen, die sich vorbereiten, eine Rolle spielen? Ist sie es nicht, welche vor beinah vierzig Jahren jene Stimme erhob, die noch im Innersten der Deutschen Nation nachhallt? Fichte und Schleiermacher, sind sie in ihren Gräbern vergessen? Der Augenblick ist ernst und entscheidend. Jene eigenthümliche Macht, gänzlich vom Geist der Neuzeit geschaffen, jener Staat, den Friedrich im Voraus der Zukunft Deutschlands gewidmet zu haben scheint, Preußen scheint sich zu regen. Man sagt — ein seltenes Beispiel — daß ein erhabener Gedanke seine Regierung durchdrungen, daß das Volk edle Hoffnungen erfaßt hat. Was auch komme, die Philosophie hat schwere Pflichten zu erfüllen. Will sie, daß die Ideen Thaten werden, so muß sie Alles, was das Gute will und

versteht, durch Weisheit sichern, durch Festigkeit zusammenhalten, durch Tapferkeit ermuthigen. Der Geist, als der rechte Seelsorger sorgt im Grunde für die Einzelnen und bestimmt in unseren Tagen das Geschick der Gesellschaft. Ich vertraue dem Genius meines Jahrhunderts trotz seiner Stunden der Schwachheit, trotz der Erschlaffungen, der Berechnung und der Furcht. Um aber gegen die drohenden Gefahren, gegen die lockenden Versuchungen zu kämpfen, kann es nicht genug gute Politik und gute Philosophie geben. Die Politik wird nur dann freisinnig sein, wenn die Philosophie vernünftig ist. Nach Zeit und Ort verlangen verschiedene Bedürfnisse eine verschiedene Befriedigung. Frankreich und Deutschland stehen nicht auf derselben Stufe ihrer Entwicklung, auf demselben Punkt ihrer Geschichte. Da, wo der menschliche Geist eine Revolution gemacht hat, ist er ersättigt, ermüdet und will neu belebt werden. Wo er zur Wirklichkeit gelangen, wo er ein Ziel erreichen will, muß er sich beherrschen und seine Thätigkeit regeln. Hier muß die Vernunft handeln, dort muß sie sich neu erheben. Die einen bedürfen neuer Institutionen, die andern neuer Begriffe. Möge das freie Frankreich das Land der Wissenschaft, möge das gelehrte Deutschland das Land der Freiheit werden!"

Bernsteinkorallen in Celtengräbern.

Dr. Wolfgang Menzel berichtet in der schwäbischen Chronik 1846*) vorläufig von Entdeckungen, die unter seinen Augen bei Aufgrabung eines 120 Schritte langen und breiten Gräberfeldes gemacht wurden. Dasselbe liegt in Oberflacht im würtembergischen Oberlande. In den mehr als 50 geöffneten Gräbern befanden sich Gerippe in sogenannten Todtenbäumen oder trogähnlich ausgehöhlten Baumstämmen. Beinahe in allen wurde ein irdener Krug und eine hölzerne Schale gefunden, denn man gab den Todten Trank und Speise mit. Aepfelkerne, Pfirschsteine und Nüsse kamen häufig vor. Zur Fortsetzung gewohnter Beschäftigungen erhielten die Verstorbenen Messer und Schwert,

*) Kunstblatt 1846. S. 239. 243.

Pferdegebiß und Sattel, Harfe und Webgeräth. Wenn sonst die Erscheinungen im Bereich der vorchristlichen Gräber an den verschiedensten Orten sich auf merkwürdige Weise wiederholen, so nehmen wir zwischen den bezeichneten und den preußischen Kapornen keine andere Aehnlichkeit wahr, als die uns die weiblichen Schmucksachen darbieten. Neben Brochen von Bronze, Schnallen, Fingerringen von Bronze wurden über 150 Korallen aufgefunden „von der verschiedensten Größe, Gestalt und Farbe, einige ganz von Glas, andere von Porzellan und Thon, wieder andere aus verschiedenen bunten Stoffen gemischt mit Zeichnungen, Punktirungen, Augen, Sternen, Spirallinien u. s. w." Unter ihnen „38 Bernsteinkorallen, die aber sehr abgetragen aussehen, als seyen sie durch viele Geschlechter vererbt worden." Jene bunten Korallen von Thon und Glas werden keltische Korallen genannt und Kelten waren es, die diese Gegend sich zur Ruhestätte erwählten. Menzel hält sie für heidnische Allemannen zwischen dem 4—8. Jahrhundert, die die Holzarbeiten selbst fertigten, die kostbaren Kunstsachen aber durch Handel oder Beute sich erwarben.

Ueber den silbernen Feldaltar in Marienburg.

Dazu die Abbildung.

Unter den Ueberresten aus der Zeit der Ordensherrschaft in Preussen, welche den Besuchern des ehrwürdigen Haupthauses Marienburg vorgezeigt werden, ist der sogenannte Feldaltar des ehemaligen Ordenshauses Elbing vom J. 1388 besonders geeignet, uns einen Begriff von der damaligen hohen Ausbildung der Goldschmiedekunst in Preußen zu gewähren.

Zum Verständniß der Beschreibung des Kunstwerkes, das die Form eines Buches hat, erfolgt die Abbildung der äußern Seite des rechten Flügels in einer getreuen Darstellung genau in der Größe des Originals.

Wir erblicken auf der Abbildung den Hauskomthur von Elbing (oder einen deutschen Ordensherrn überhaupt) knieend vor der Schutzherrin des deutschen Ordens, der Jungfrau Maria mit dem Kinde. Hinter ihr steht eine andere gekrönte Heilige, vielleicht die, der erstern zu Elbing geweihte, Ordenskirche in der Hand

tragend. Der Inhalt der Randschrift beider Altarflügel, welche zusammen gelesen werden muß, lautet in großen zierlichen Minuskeln.

Auf der einen Seite:

thvſvnt ※ drihvndirt ※ jor || vn-
tausend dreihundert Jahr
de ※ ach ※ vnde ※ achzic ※ jor ※
und acht und achtzig Jahr,
do ※ lis ※ ma || chen ※ bruder ※
da ließ machen Bruder
thile ※ dag || ister ※ von ※ lorich ※
Thile Dagister von Lorich,
huſtumpthur ||
Hauskompthur

Auf der andern Seite:

✝ noch ※ gotis ※ gebort ||
Nach Gottes Geburt

Jum ※ elving ※ deſe ※ thofil ※ in
zu Elbing, diese Tafel in
vnser || liven ※ frowen ※ here ※
unserer lieben Frauen Ehre
v || nde ※ der ※ heiligen ※ der ※
und der Heiligen, deren
heiligetun ※ hy ※ in ※ ist
Heiligthum (Reliquien) hierin ist.

Berlin, 10. April 1847.

F. A. Voßberg.

Hier bricht der geehrte Verfasser ab und überträgt in einem werthen Schreiben dem Unterzeichneten die ehrenvolle Aufgabe, das Denkmal ausführlicher zu beschreiben, über das jener bereits in seiner „Geschichte der Preußischen Münzen und Siegel von frühester Zeit bis Ende der Herrschaft des Deutschen Ordens" Berlin 1843. 4. als Erklärung zu der daselbst gegebenen Abbildung, auf der letzten Seite sich näher ausgesprochen. Er äußert hier die Meinung, daß der Reliquienkasten von gediegenem Silber für gewöhnlich wohl die Kirche des Ordenshauses Elbing geziert hätte, auf einem Feldzuge aber als Feldaltar gedient haben könnte und so eine Beute der Polen geworden wäre, denn wie wir hören werden, kam das Denkmal von Gnesen nach Marienburg. Bei der Figur des knieenden Ritters

wird bemerkt, daß wir durch sie das getreuste Bild eines deutschen Ordensherrn erhalten und wenn wir sie mit den gleichzeitigen Grabdenkmälern der Hochmeister vergleichen, es sich herausstelle, daß die Tracht des Ordensoberhauptes von der seiner Brüder nicht unterschieden war.

Das als Werk der Goldschmiedekunst, im 14. Jahrhundert wahrscheinlich in Elbing entstanden, wegen seiner Umschrift, wegen seiner Figuren und endlich wegen seiner Form merkwürdige Denkmal wäre ich eher geneigt, für einen Gotteskasten, als für einen Altar anzunehmen. Das kapselähnliche Behältniß hatte aber nicht die Bestimmung, Gaben aufzunehmen, sondern vertrat nur die Stelle eines Bildes, das Rührung und Andacht wecken und zu Opfergaben auffordern sollte. Wie sich die Form des Altars im kirchlichen Geräth vielfach abspiegelt, sich auf Siegeln von Geistlichen *), in Grabmälern und Sakristeischränken wiederholt so auch in unserm Reliquienschrein. Daß der Hauskomthur, der es verfertigen ließ, nicht die Absicht hatte, es auf seinen Zügen als Altar mit sich zu führen, um, wenn es wie ein Buch aufgeschlagen stand, vor ihm seine Andacht zu halten, setzt der Umstand außer Zweifel, daß weder auf der äußern Gravirung noch in dem inneren Bildwerk sich eine Heiligenfigur als überwiegend darstellt, namentlich die Jungfrau Marie, nach der sich der Deutsche Orden der Marianenorden nannte. Im Verhältniß gegen sie tritt sowohl im Innern als Aeußeren die Portraitgestalt des Anbetenden zu bedeutsam hervor, als daß dadurch die zu verehrenden Heiligen sich nicht im Ansehn gekränkt sähen. Es fehlt hier, was beim Altar corpus genannt wurde, derjenige Haupttheil, der mit den Flügeln zu verschließen war. Ein zweitheiliger Altar ist mir niemals vorgekommen.

In der Umschrift wird das Denkmal mit den Heiligthümern eine Tafel genannt. Tafel in dieser Bedeutung wird in dem Verzeichniß **) der Aemter in Marienburg gebraucht, in welchem

*) Man sehe das schöne Siegel des Bischofs Caspar von Pomesanien mit den in gothischen Bildernischen stehenden Heiligenfiguren bei Voßberg im oben angeführten Werk, Tafel XIX. h.

**) Im geheimen Archiv in Königsberg, wo sich auch das Treseler Buch befindet.

die einzelnen, zu übergebenden Gegenstände aufgeführt sind: „ein holzin Tafel mit Heilgethum.“ Nach dem Treseler-Buch zwischen 1399 und 1408 wurde von Seiten des Hochmeisters viel auf Tafeln, die auf Altären und vor Heiligenbildern sich befanden, geopfert. So im Jahre 1402. „4 Sc. auff die Tafel in Puwunden gegeben.“ „1 M. zu Schoke off der Kirchentafel“ „2 Sc vff die Touffel bei dem Wege als man reit von Judynkirchen ken Königsberg.“ Von einem solchen Tafelgeld ist noch im 16. Jahrhundert die Rede. — Aus demselben Buch ersehen wir, daß Tafeln von Silber auf Bestellung des Hochmeisters verfertigt wurden, welche, wie die Marienburger Tafel, Behältnisse waren. „Vor drei silberinne Touselchin, do woren Bornsteynbilder inne und eine Veronica. Vor Silber Gold (Vergoldung?) und Macherlohn 4 Mark.“ Hiebei erinnere ich, daß es in der Ordenszeit gewöhnlich war, aus Börnstein heilige Gegenstände darzustellen, nicht allein Paternoster, sondern auch Heiligenbilder und zwar oft wieder Tafeln, die wir uns aber als Einsätze in die metallenen oder hölzernen zu denken haben. Am erwähnten Ort: „1 Mark Meister Johann „der dem Meister eine Tafel macht von Bornstein“ *). „13 Mark vor Touffel die uff des Meisters Altar steht.“ „Ein Touffelchen von Holze dorinne was ein Bornstein Bilde mit fünf Engeln vor 5 Mark.“

Auf der Vorderseite unsres Denkmals ist ein Heiland mit den Wundmaalen gravirt unter dem reichhaltigen Apparat von Marterwerkzeugen. Die Vorstellung scheint den Zweck zu bezeichnen, zu dem es bestimmt war. So gewöhnlich es ist, daß wir in Gerichtsstuben den Heiland als Richter im jüngsten Gericht sehn, in den Refectorien ihn im Kreise seiner Jünger, finden wir ihn an Gotteskasten als den die Passion Erleidenden. Sein Mitleid erregender Anblick soll hier dem Andächtigen den Spruch ins Gedächtniß rufen: „Was ihr gethan habt Einem unter meinen ge-

*) Sollte nicht ein solches Werk sich in irgend einer fürstlichen Kunstkammer oder privaten Kunstsammlung vorfinden? Ich suchte vergeblich und sah mich umsonst in den Katalogen danach um. Der Börnstein-Altar in Berlin und der Börnstein-Schrank in Dresden kommen nicht in Betracht, da sie dem 18. Jahrhundert angehören. Für mich würde eine dergleichen Tafel mit heiligen Geschichten um so größeres Interesse haben, als der als „Johann Bernsteynschnitzer“ aufgeführte Meister in Königsberg arbeitete.

ringſten Brüdern, das habt ihr mir gethan." Bei der Angabe oben, daß in einer ſilbernen Tafel eine Veronica verſchloſſen geweſen, hat man ſich wohl nicht die Heilige mit dem Schweißtuch zu denken als vielmehr den blutigen, mit Dornen gekrönten Chriſtuskopf, wie er auf dem Schweißtuch erſchien. Denn, wenn es heißt: „vor ein klein Paternoſter mit einer Veronica 16 Sc." ſo können wir uns nichts anderes als ein Metallſtück mit dem Chriſtuskopf vorſtellen, wie er häufig auf ruſſiſchen Amuletten vorzukommen pflegt.

Um die Meinung zu begründen, daß die Tafel des Hauskompthurs von Elbing wahrſcheinlich in Elbing ſelbſt entſtanden ſey, führe ich wieder das Treßlerbuch an. Es werden hier zwei Goldarbeiter Willam und Werner genannt. Die Heimat des letzteren wird nicht angegeben. Er iſt unbedeutender und es werden ihm nur Dinge zur Inſtandſetzung übergeben, wie „eine ſilberinne Tafel und Bornſtein" „dy Kethe an des Meiſters Ingeſegel" (Kette an des Hochmeiſters Siegel). Willam dagegen wird Goldſchmied zu Elbing genannt und er liefert die Monſtranz für die Kirche des Ordenshaupthauſes. Häufig wird Willams Kunſtfertigkeit in Anſpruch genommen und oft, wo wir ſeinen Namen vermiſſen, haben wir ihn hinzuzuſetzen, z. B. wenn „einem Goltſmede zu Elbing" der Lohn für einen Becher gegeben wird, den der Hochmeiſter dem Herzoge Wytowdt verehrt. Wir können daher wohl auf eine Goldarbeiterſchule in Elbing im 14. und 15. Jahrhnndert ſchließen, welche Kunſtwerke wie unſere ſilberne Tafel hervorzubringen vermogte.

Jedem dringt ſich die Aehnlichkeit zwiſchen ihr und einem Buch auf. Und wenn wir dieſe feſthalten, ſo können wir nicht zweifeln, welcher der gravirten Deckel als der obere anzuſehn ſey, um ſo weniger, als auf dem mit dem leidenden Chriſtus der Anfang der fortlaufenden Randſchrift wahrgenommen wird. Der andere iſt aber von einer ſorgſamern Ausführung und ſteht als links vornean, wenn das Denkmal ſo vor uns aufgeſtellt wird, daß wir beide gravirte Seiten auf einmal ſehen.

Zuerſt über die, die uns in der Abbildung vorliegt.

Die gekrönte Madonna thront auf einem Seſſel, der die Form eines Würfels hat und folglich einem Altar ähnlich ſieht, vor welchem der bärtige Kreuzesherr als der Stifter des Weihgeſchenks

mit emporgehobnen Armen kniet. Er wird der Gottesmutter empfohlen durch die h. Barbara, gleichfalls mit der Krone geschmückt und ihr Attribut, das Kirchenmodell *) tragend. Wenn wir in den drei Hämmern des Wappens, das an einer Kette herabhängt **), Streithämmer erkennen wollen, so würde sich eine nähere Beziehung zur Schutzpatronin ergeben, denn ihrer Obhut sind die Kriegsgeschütze geheiligt. Das Christkind nackt ***), auf dem Schooß der Mutter stehend, strebt in der lebhaftesten Bewegung zum Knieenden hin.

Die Zeichnung verräth mehr Freiheit und zugleich mehr Correktheit, als wir sie gewöhnlich im 14. Jahrh. antreffen. Leider nahm es der Künstler in Einzelheiten nicht genau, namentlich da, wo dies und jenes nur theilweis zum Vorschein kommen sollte; so ist des Kindes rechter Arm gestaltlos und die Hand, die den Ordensbruder berühren soll, wird gar nicht gesehn. Auffallender Weise vermissen wir den Heiligenschein auf diesem Deckel, dessen Stelle hier gleichsam die drei gothischen Bogen am obern Rande vertreten. Sie lehren, daß die Szene eine kirchliche sey †).

*) Es stellt hier passend eine Kirche dar, die wie ein Schloß von einer Ringmauer beschützt wird.

**) Da die Kette an der einen Ecke des Wappenschildes befestigt ist, so hängt es schräg herab als ein scutum inclinatum, wie wir an mittelalterlichen Gebäuden und namentlich an deutschen Ordensschlössern die Wappen schräg gemalt finden. Ob die motivirende Kette bisweilen angegeben seyn mag?

***) Merkwürdig ist es, daß während auf italienischen Werken bis zum 15. Jahrhundert das Christkind nur ausnahmsweise nackt vorkömmt, in Preußen es nur selten (wie auf den Hochmeister-Siegeln, auf dem musivischen Standbilde in Marienburg) bekleidet gesehn wird. Nackt ist das Kind auf dem Siegel des Ermländischen Domkapitels, auf einem Siegel von Stuhm aus dem J. 1249 Voßberg a. a. O. Taf. XIX. g. Taf. XIII. 10. Ferner auf den alten Bildern, die wahrscheinlich aus der Zeit des Hochmeisters Dusemer von Arfberg herrühren. N P P B. Bd. III. S. 334 (durch einen Druckfehler 234).

†) Die drei Bogen sind von ungleicher Größe und haben etwa die Anordnung des dreibogigen Thores auf dem alten Marienburger Stadtsiegel. Voßberg a. a. O. Tafel V. Daß eine solche Verzierung, die bei Heiligen-Statuen in Form der Baldachine vorkömmt, nicht ein bloßes Schutzdach bezeichnen soll, erkennen wir an den liegenden Figuren auf Grabmälern, über deren Scheitel ähnliches wahrgenommen wird. Der Ausdruck der Heiligkeit sollte offenbar dadurch gegeben werden. Irgendwo las ich die Vermuthung, daß der Heiligenschein seine Entstehung der Vorsicht zu danken habe, die Figuren vor dem Einfluß der Witterung sicher zu stellen. — In Betreff der Bogen auf unserem Denk-

Die Randschrift enthält den Namen eines Hauskomthurs von Elbing, den man bis dahin nicht kannte *).

Die Gravirung des andern Deckels ist von geringem Werth. Auch hier sehen wir oben drei Bogen, die hier nur einen kleinen Raum einnehmen und deren Schwingungen bei weitem weniger gefällig sind als dort. Auf felsigem Boden steht der Heiland vor dem Kreuze. Er bewährt sich als der, der mit Geduld alles Weh der Welt trägt. Alle Momente der Passion vergegenwärtigen sich uns beim Anblick der Embleme **), die in buntem Gewirre soviel

mal ist zu bemerken, daß Rundbogen von jenen geschweiften Spitzbogen überdeckt werden, die in unsern Kirchen an Kelchen, Altaraufsätzen u. s. w. nicht selten angetroffen werden, aber nirgend an Bauwerken des deutschen Ordens. Bekanntlich ist die geschweifte Bogenform in Deutschland im 15. Jahrhundert allgemein.

*) Auf eine Anfrage gab Dr. Meckelburg folgende gefällige Auskunft: „Nach meinen Collectaneen waren Hauskompthure zu Elbing Ivan oder Johann Marschalk 1379, Johann von Befard 1380, Walter Hundelin 1353, Walter von Tiralt 1386—87 17. März, Philipp von Kleberg 1392 12. Juli. Von einem Thile Dagister von Lorich finde ich keine Spur." — Herr Oberlehrer Lettau in Marienburg, dem ich öffentlich den verbindlichsten Dank abstatte für die Gefälligkeit, mit der er in meine Zeit- und Mühe fordernden Wünsche einging und aus dessen Brief über das Denkmal ich mehrere Stellen mitzutheilen mir erlauben will, sagt: „Die Umschrift auf der Abbildung ist bis in den kleinsten Details richtig und der Name: thile dagister von lorich ist auf dem Metall nicht weniger deutlich zu lesen." Eben so ist der Strich auf der rechten Hand der Madonna vorhanden und setzt nicht wie eine Beschädigung aus oder wie ein unvorsichtiges Ausfahren mit dem Grabstichel, sondern wie eine absichtlich eingegrabene Linie." Man hat sich einen auffallend engen und lang herabreichenden Aermel zu denken. Die heiligen Frauen erscheinen nämlich nie mit nackten Armen. „Dagegen fehlt auf der Abbildung bei dem knienden Ordensherrn am linken Arm, über dem Handgelenk ein schwacher, sichtlich abgeriebener Strich, der wahrscheinlich das Aufhören des Aermels andeuten soll."

**) Am vollständigsten, wie ich glaube, sind die Passionszeichen auf einem Blatt zusammengestellt, das zu dem „Leben Christi" von den drei Brüdern Wiering nach Voß gehört und den Gekreuzigten als Mittelbild zeigt. Hier sieht man das Kreuz, mit dem INRI-Täfelchen, mit den drei Nägeln, mit der Dornenkrone, mit dem Speer, mit dem Rohr, worauf der Schwamm, mit Ruthe und Geissel. Ferner Zange und Hammer, den Schädel (zur Bezeichnung der Schädelstätte). Gegenüber die Marterſäule mit der Fackel und mit der Vorrichtung, um Kienfeuer zu tragen. Daneben das Schwert des Petrus und das Ohr des Malchus. Außerdem die Laterne, zwei Würfel, der Säckel mit den Silberlingen, das Grabmal mit dem Leichentuch und eine Waschschale nebst Wasserkrug.

Platz einnehmen, als rings um das Kreuz sich vorfindet. Auf ein richtiges Größenverhältniß ist keineswegs Rücksicht genommen. Der senkrecht stehenden Leiter auf der einen Seite, entspricht auf der anderen der Speer und das Rohr, worauf der Schwamm steckt. Vor dem Heiland steht die Marterfäule und hinter ihm Ruthe und Geißel, Zange und Hammer. An dem linken Kreuzesarm hängt die Dornenkrone, der Strick, mit dem der Angeklagte gebunden ward, und der Purpurmantel. In einem Stab neben der Marterfäule, der sich oben zertheilt, mögte ich das Rohr erkennen, das dem mit dem Purpur Bekleideten zur Verhöhnung in die Rechte gegeben wurde. Wenn dazu noch oben die drei Nägel, das Zahlbrett mit den Silberlingen und drei Würfel *) kommen, so sollte man glauben, der Vorrath von Requisiten sey erschöpft, allein der Künstler nahm noch anderes in Obacht und wollte auch an die erinnern, die ihn verläugnet, verrathen und verurtheilt hatten. Das Beil, das wir finden, ist wohl dasjenige, mit dem der Kreuzesstamm gefällt wurde **). Der Hahn auf dem rechten Kreuzesarm bezieht sich auf Petrus und die Laterne ***) (mit drei Füßen) so wie die Schlinge †) auf Judas, dessen bärtiger Ka-

*) Sonst werden nur zwei Würfel abgebildet. In der Bibel wird beim Vertheilen der Gewänder der allgemeine Ausdruck gebraucht **sortem mittere** und **sortiri**. Es ist wohl nur zufällig, wenn wir bei den drei Würfeln die Zahl 13 entdecken als Augenzahl der drei als Quadrate gezeichneten Flächen. Bekanntlich soll sich der Aberglaube, daß wenn dreizehn versammelt sind, einer jählings abgerufen werde, von den Jüngern herschreiben, aus deren Kreise der Meister als der dreizehnte gerissen ward. Eine Absichtlichkeit ist hier um so weniger anzunehmen, als wir statt der 30 nur 23 Silberlinge zählen.

) Das Holz war aus einem Samenkorn gewachsen, das man bei der Beerdigung Adams ihm unter die Zunge gelegt. Dies hatte in einem Gemälde Piero della Francesca dargestellt. **Vasari, Milano 1809, V. S. 22.

***) Von Judas heißt es **Joh. 18, 3: venit cum laternis et facibus et armis.** Auf Vorstellungen der Gefangennehmuug sieht man sonst den zu Boden geworfenen Malchus mit der Laterne.

†) Zur Constatirung der Schlinge, mit der sich Judas erhenkte (wie eine arabische 4 auf alten Inschriften gestaltet) zog ich vergeblich allerlei alte Bilder zu Rathe. Auf das Siegel eines Bischofs von Culm mit einem ähnlichen Zeichen, Voßberg a. a. O. Tafel **XIX.** e. richtete ich meine Aufmerksamkeit, indem ich glaubte, daß die Namensbedeutung des Bischofs Kielbassa in einer Beziehung zu ihm stünde. Jene Vermuthung bestätigte sich, aber Kielbasa heißt — Wurst.

rikaturkopf mit krummer Nase und spitzer Mütze *), im Profil gegen den Heiland gewandt ist. Das Gefäß mit dem Bügel, zu dem sich eine Hand hinbewegt, bezieht sich auf Pilatus, der sich vor dem Volk mit Unschuld wäscht. Was die Hauptfigur anbelangt, so sieht man sie nackt mit einem Schurz um die Hüften ältlich und mühselig. Man erkennt in ihr keineswegs den Auferstandenen, obgleich die Wundmaale an Händen und Füßen wahrgenommen werden. Der Heiland blickt herab und zeigt mit der linken Hand auf die Seitenwunde **), während er die Rechte mahnend erhebt. Der Purpurmantel und die Schlinge hängen in den kreisrunden Heiligenschein herab ***).

Der starke Rand des Denkmals ist ganz glatt. Wir finden vorn eine Vorrichtung zum Zusteckseln und an jedem Deckel einen Ring, um wahrscheinlich vermittels einer Kette das Heiligthum vor Raub zu sichern. Am Rücken sind sieben Charniere, die noch trefflich ihren Dienst versehn.

Wenn wir das Denkmal öffnen, so bemerken wir innerhalb der Deckel einander sich genau entsprechende Repositorien von Reliquien der Märtyrer, deren zahlreiche „heiligetun hy in ist" und dennoch ist ein im Verhältniß zu der viel gefächerten Abtheilung großer Raum gewonnen zu figurativen Darstellungen. Längs den Längenseiten rechts uns links zählen wir je 10 quadrate Fächer, also 40, die durch je drei oblonge oben und unten zur Begrenzung der Querseiten verbunden werden. Dazu kommen noch 6 ähnliche,

*) Als bärtige Männer mit ähnlichen Mützen erscheinen die, von dem Evangelisten Johannes bekehrten, Götzenanbeter in dem Holzschnittwerk **Historia sancti Joannis**, (Heinecke's) Nachrichten von Künstlern. II. S. 178. In der **Ars memorandi** auf der Abbildung **quarta luce** (vierte bildliche Inhaltsanzeige des Evangeliums Lucä) finden wir unter Nr. 22 einen dem Denkmahl durchaus entsprechenden Profilkopf. Er stellt den Judas dar, denn in Luc. 22 wird vornean erzählt, wie dieser den Herrn verkauft. Heinecke a. a. O. Seite 198. Bekanntlich sind in den Wiegendrucken die Bilder altherkömmlichen Vorstellungen nachgeformt.

**) Da im Ev. Joh. nicht die Seite bestimmt wird, in die der Kriegsknecht den Speer stieß, so findet man die Seitenwunde bald rechts bald links, häufiger rechts.

***) Man würde wohl dem Künstler zu viel zumuthen, wollte man darin die Andeutung lesen, daß Hohn und Tücke den Glanz der Gottheit zu trüben beflissen gewesen.

so daß wir zusammen 58 Fächer zählen, die oben mit Glasplättchen versehen sind. Die Reliquien, die auf rother Seide liegen, bestehen in zerbröckelten Knöchelchen, Zähnen, Haar, Holzstückchen, auch einer Goldmünze. Die Heiligennamen auf kleinen Pergamentschnitzeln sind schwer zu entziffern und man liest etwa nur: S. Ambrosius, Anna, Helena, Ursula, Valerianus, Lampertus. Die Reliquien wurden von der Seite her eingeschoben. In jedem Deckel werden alle Fächer des Zellenrandes auf einmal durch einen viereckigen Einsatz ($\frac{1}{2}$ Zoll dick) verschlossen und dieser enthält unten noch drei Reliquienfächer, deren bereits Erwähnung geschah. Die zierlich gearbeiteten Einsätze, mit zwei Stiften *) befestigt, enthalten figurative Gegenstände, die mit den beschriebenen Gravirungen in Uebereinstimmung stehn. Diese Außenflächen sind gleichsam nur ebenmäßig dekorirte Schirmdecken für das Heiligste, welches vielleicht allein an Feiertagen dem Volk zur Anbetung ausgestellt wurde.

„Alle Figuren in ganz erhabener Arbeit, sagt ein geehrter Berichterstatter **), sind nebst der Verzierung bis in ihren kleinsten Einzelheiten von der kunstreichsten, saubersten Ausführung, die den Beschauer mit hoher Achtung und Bewunderung für den Erfinder erfüllen müssen."

Auf beiden Einsätzen bildet eine Reihe reich geschmückter gothischer Baldachine, sechs an der Zahl den obern Rand.

Auf dem linken (als dessen Vorderseite wir den leidenden Heiland gesehn) reicht bis zu den Baldachinen das Crucifix hinan. Der verscheidende Heiland mit der Dornenkrone und einem Gewand um den Schooß ist mit drei Nägeln an das Kreuz geheftet, dessen Seitenarme nicht wagrecht, sondern aufwärts gebogen sind. Dem Gekreuzigten zur Rechten steht die verschleierte Madonna, zur Linken das Evangelium in der Hand Johannes, gegen sie gewendet, (Ev. Joh. 19, 27). Jede der drei Figuren stehen auf einer Anhöhe, von denen die mittelste bedeutend höher empor-

*) Auf der Vorderseite mit dem Bilde des stehenden Heilandes treten die beiden Stiften störend hervor.

**) in dem vorher angeführten Brief. Dieser und ein zweiter, den ich von derselben Hand empfing, ferner eine Zeichnung, deren gütige Mittheilung ich dem Herrn Schloßbauinspector Schultz verdanke, sind mir für die folgende Beschreibung leitend gewesen.

ragt und eine runde Höhle zeigt, zu welcher zwei lindwurmartige Gethiere hinstreben, denn die alte Schlange, welche ist der Teufel und der Satan soll in den Abgrund verschlossen werden (Apost. 20, 1.)

Auf dem rechten Einsatz sehen wir eine zweitheilige Anordnung in doppelten Figurenreihen. Oben links vom Beschauer in der Ecke thront Maria in einem gothisch verzierten Lehnsessel. Mit der Rechten hält sie das sitzende nackte Kind, in der Rechten ein mächtiges Lilienzepter. Vor ihr kniet wieder der Ordensritter mit emporgehaltenen betenden Armen. In verdrehter Stellung neigt sich zu ihm die h. Barbara, die den rechten Arm auf seine Schulter legt und in der linken das Kirchenmodell *) trägt. Als letzte Figur erblicken wir die h. Catharina, die in der rechten Hand das Marterrad (klein und vierspeichig) hält und in der linken das niedergesenkte Schwert. Die untere Reihe enthält abermals vier sämmtlich stehende Figuren, unter einer Simsverzierung von schmuckloserer Form, die aber so eingerichtet ist, daß gerade unter jedem der vier Rundbogen einer der Heiligen steht. Es sind zwei Frauen und zwei Männer, in der Mitte nämlich Petrus und Paulus, jener mit einem Schlüssel in der Rechten, der noch kolossaler ist als Mariens Zepter, dieser mit dem gesenkten etwas gebogenen Schwert. Neben der h. Katharina und der h. Barbara kommen wiederholt auf preußischen Kirchenbildern die h. Margarethe und die h. Dorothea vor **). Daß die vier Frauen hier sämmtlich wie die Madonna gekrönt sind, spräche schon für die Annahme, daß auch hier dieselben dargestellt seyn werden. Die letzte mit dem Körbchen ist ohne Zweifel die h. Dorothea, die erste hält einen Vogel (Taube), mit dem Margarethe sonst nicht angetroffen wird und die auf dem Stadtsiegel von Tuchel ***) und sonst immer den Drachen zu ihren

*) Aus der bezinnten Burgmauer steigt ein runder Thurm mit Schallöchern empor.

**) N P P B. Bd. III. S. 332 (durch einen Druckfehler 232). Dort wird bemerkt, daß die vier heiligen Frauen (die h. Katharina, h. Barbara und h. Margarethe gehören zu den 14 Nothhelfern) auch auf deutschen Werken zusammen angetroffen werden, so auf dem vermeintlich aus dem J. 1418 herrührenden Holzschnitt in Brüssel.

***) Voßberg a. a. O. Taf. XVII. 56. vom J. 1335. In (v. Radowitz) Ikonographie der Heiligen. Berlin 1834, „Christliche Kunstsymbolik. Frankfurt

Füßen sich winden sieht, den sie mit dem Kreuzeszeichen überwindet. Wenn der Vogel auch mehr einem Geier als einer Taube ähnlich sieht, so würde er in der Hand der h. Margarethe nicht als unpassend erscheinen, da diese, als sie vom Drachen sich befreit sah, ein Kreuz gewahrte, auf dem die Unschuldstaube saß, als die Taube an ihr gleichsam die Taufe vollzog und ihr mit einem salbungsreichen Friedensgruße die Märtyrerkrone überbrachte*).

Die Tracht der Heiligenfiguren, die bei weitem mehr antik gehalten zu seyn scheint, als man es sonst wahrnimmt, würde Angesichts des Originals auch manche Bemerkung hervorrufen.

Das ganze Werk ist massiv von Silber, stark vergoldet, so daß man bei den innern Figuren geneigt ist, sie für Gold zu halten. Es wiegt genau vier Pfund und ist 4 Zoll 4 Linien Rheinl. breit, 6 Zoll 9 Lin. lang und 1 Zoll 1 Lin. dick. Die Reliquieneinfassung bildet einen Rand von 10 Lin. und umschließt in jedem Deckel einen Raum von 2 Zoll 8 Lin. breit und 5 Zoll 2 Lin. hoch.

Daß das Denkmal während der Tannenberger Schlacht als Beute in die Hände eines Polen kam, der es der Kathedrale in Gnesen als Weihgeschenk übergab, ist eine nicht zu begründende Sage. Wir wissen nur, daß es seit grauen Zeiten in Gnesen aufgehoben wurde. Daselbst sah es als Kronprinz Se. Majestät der König und bezeigten daran ein besonderes Interesse. Das Domkapitel fand darin eine Veranlassung, es demselben als Geschenk zu überreichen, worauf sich die Aufschrift des Futterals bezieht: „Bei Höchstdero Durchreise durch Gnesen, am 20. Juni 1823 verehrt." Sogleich nach dem Empfang erhielt das Denkmal aus den fürstlichen Händen der Herr Staatsminister v. Schön zur Aufbewahrung im Schloß Marienburg. A. Hagen.

a. M. 1839. „Die Attribute der Heiligen. Hannover 1843" „wurde vergeblich nach h. Frauen gesucht, die durch eine Taube in der Hand sich von den apotheosirten Mitschwestern unterscheiden, Zwei gekrönte Frauen, die h. Adelgunde und die h. Ursula, werden unter „Taube" mit aufgeführt, doch jener legt die Taube einen Nonnenschleier um, diese hat die Taube unter ihren Füßen. Unter beiden würde man sich für die bekanntere Ursula entscheiden, um so mehr, als im Reliquien-Behältniß ihr Name vorkömmt.

*) Cochem Verbesserte Legend S. 666 und 667.

Nekrolog

des Superintendenten und Pfarrers

Gottfried Wilhelm Steffen.

Es gehört gewiß zu den erhebendſten Anſchauungen an Menſchen die Vorgewalt des geiſtigen Einfluſſes, der über ungünſtige und beſchränkte äußere Umſtände zu ſiegen vermag, in Betracht zu ziehen. Die Wirkſamkeit dieſer Anſchauungen iſt um ſo größer, wenn Verſtorbene der Gegenſtand der letzteren ſind, weil hier ein ſchon vollendetes Bild ſich darbietet und die Ergebniſſe geiſtiger und moraliſcher Präſtanz um ſo unzweifelhafter vor Augen legt. Daher möge eine kurze Lebensbeſchreibung des genannten Mannes, der eine ſo große und ausgebreitete Verehrung und Liebe mit in das Grab genommen hat, hier Platz finden. Um die Anwendbarkeit der Eingangsbemerke auf ihn hier gleich mit Einigem zu erhärten, ſei hier hervorgehoben: Er erreichte ein hohes Alter von 71 Jahren und darüber und war doch körperlich mit einer ſehr reizbaren Natur, ja manchen kranken Anlagen behaftet, hatte auch ſchon in ſeinem kräftigſten Lebensalter ſchwere Krankheitslager auszuſtehen, die kaum ihm ſelbſt, oder ſeinen Freunden die Ausſicht ließen: er ſolle einſt der Senior der Königsbergſchen Geiſtlichen werden. Er behielt ferner bis zu ſeinem Ende eine große Regſamkeit, Munterkeit und Geſelligkeit und hatte doch, namentlich in ſeinem Familienleben, die niederbeugendſten Schickſalsſchläge erfahren, denn er mußte, wie alle ſeine Geſchwiſter, ſo ſeine Gattin und alle ſeine acht Kinder mit Ausnahme einer Tochter, die ihn überlebt hat, ſcheiden ſehen. Endlich erreichte er eine Stellung in Bezug auf Kirche und Schule, die nicht nur an ſich, ſondern auch wegen der ſeiner Perſon gewidmeten vertrauensvollen Achtung ehrenwerth war und doch war ſein Lebensgang von Jugend auf der Art, daß er ſich ſelbſt helfen mußte und nichts weniger als günſtige äußere Umſtände ihn auf ſeiner Laufbahn unterſtützten.

Geboren ist er am 16. Septbr. 1775 in Bartenstein, wo sein Vater Kantor und Lehrer an der Ortsschule war, der das Recht, Schüler auf die Universität zu entlassen, zustand. Schon als Schüler in Bartenstein sah er sich bei den Umständen seiner Eltern veranlaßt, auch durch eigene Thätigkeit für seinen Unterhalt zu sorgen und versah stellvertretender Weise den Organistendienst. Im Jahre 1791 bezog er die Universität zu Königsberg, um Theologie zu studiren. Doch beschränkte sich sein Studium nicht bloß auf die Disciplinen seiner Fachwissenschaft und den dieser vor- und beigehenden philosophischen Kursus, sondern er setzte auch den Betrieb der humaniora, zu denen er auf der Schule einen guten Grund gelegt hatte, unausgesetzt fort, was nicht wenig zu seiner späteren Befähigung, als Oberlehrer am Gymnasium zu fungiren, beitrug. Namentlich waren es die Geschichte und die alten Sprachen, denen er sich in dieser Beziehung vorzugsweise zuwendete. Dabei blieben andere Disciplinen nicht unberücksichtigt, die deutsche Sprache betrieb er mit großem Eifer. Er hegte eine große Vorliebe für das Studium der Physik, und experimentirte selbst noch in seinem späteren Lebensalter. Bei seinem Sinne für alles Höhere, blieben auch die schönen Künste ihm eine werthvolle Sache und er wendete sich ihnen auf der Universität wenigstens in Betreff der Musik, die er fort und fort übte, gern zu. Es muß diese Vielseitigkeit um so mehr anerkannt werden, als seine äußere Lage sehr beschränkt war. Nach beendigtem Triennium übernahm er in adlichen Häusern Westpreußens eine Hauslehrerstelle. Mit einem seiner Zöglinge, den er bis zur Universität herangebildet, bezog er sie, so zu sagen, zum zweiten Mal. Er wohnte mit demselben zusammen, theilte seinen Hausstand und ihm zu Liebe, der die juristische Laufbahn erwählt hatte, ging er sogar eine Zeitlang mit dem Gedanken um, die Theologie und Pädagogik mit der Rechtskunde zu vertauschen.

Allein er blieb Theolog und Schulmann und war beides ganz. Außer einer genaueren Kenntniß des Griechischen für die neutestamentliche Exegese stand ihm eine gründliche Kenntniß des Hebräischen zum Studium des alten Testaments zu Gebote. Was ihm auch sehr zur Gewinnung klarer und geordneter Kenntnisse half, war die in seiner Geistesrichtung liegende Neigung — oder soll man lieber sagen das Bedürfniß — überall Zusammenhang

zu finden, bei allen Erſcheinungen auf den Grund zurückzugehen und wiederum von dem Grunde aus folgerecht zu ſchließen. Hieraus wird ſchon zu entnehmen ſein, daß ſeine religiöſe Richtung nicht die myſtiſche war. Er wandte ſich vorzugsweiſe den Lichtſeiten der Religion zu und ſuchte alle ſeine Vorſtellungen möglichſt mit klarer und deutlicher Einſicht zu durchdringen. Sonach war ihm die Bibel ein Buch, aus dem er lernte, nicht das er meiſterte. Wie dies noch aus ſeiner letzten Predigt, die er am Charfreitage, 9 Tage vor ſeinem Tode hielt, hervorgeht. Dieſe enthält ein herrliches Zeugniß über die Würde und Hoheit des Stifters unſerer Religion, das, ganz nach der Bibel gehalten, als muſterhaft gelten kann.

Als Geiſtlicher bekleidete er zuerſt die Stelle eines Katecheten im Arbeitshauſe zu Königsberg, während er gleichzeitig als Hilfslehrer an der Altſtädtiſchen gelehrten Schule, dem nachherigen Gymnaſium, arbeitete. Im Jahre 1804 ſchied er aus Königsberg und wurde Pfarrer-Adjunkt in Borchersdorf bei Friedrichſtein, zu welchem Amte er die Ordination durch den Oberhofprediger Schultz empfing. Unter den Drangſalen des unglücklichen Krieges, beſonders nach der blutigen Schlacht bei Pr. Eilau hatte auch Steffen zu leiden, wie viele andere Geiſtliche der Gegenden, durch welche ſich das Kriegsgetümmel zog. Als er das Pfarramt in Ottenhagen, 4 Meilen von Königsberg, erhalten, vermählte er ſich 1808 mit der Tochter des Pfarrers Georgeſohn, der ſein Senior geweſen. In ſeinem neuen Amt entwickelte er als Geiſtlicher, dem der freie Vortrag im hohen Grade zu Gebot ſtand, ſeine volle Tüchtigkeit. Daneben führte er ſeine literariſchen Beſchäftigungen fort und fand auch Gelegenheit ſich als Pädagog fortzubilden, indem er einen ihm anvertrauten Zögling unterrichtete. — Er befähigte ſich zu der höheren Lehrerthätigkeit, die er als Religions- und Oberlehrer an dem Altſtädtſchen Stadt-Gymnaſium in Königsberg beginnen ſollte.

Zur Annahme dieſer Stelle wurde er mehrſeitig aufgefordert und trat ſie nach beſtandenem Oberlehrer-Examen im J. 1811 an. Hier arbeitete er unter Hamann's und Struve's Direktorat und außer dem Religionsunterricht und dem Hebräiſchen lehrte er auch das Lateiniſche und Griechiſche auf den oberſten Klaſſen. Ueber vier Jahre verwaltete er das Gymnaſial-Lehreramt mit großer

Gewiſſenhaftigkeit. Darauf ward er Pfarrer an der Neuroßgärtſchen Kirche, indem ihn der Magiſtrat als Patron nach gehaltener Probepredigt erwählte. Steffen erhielt eine Stelle, die durch das Abſcheiden des Ober-Konſiſtorialraths, nachmaligen Erzbiſchofs Dr. v. Borowski, der Oberhofprediger an der Schloßkirche wurde, erlediget worden war. Dieſes geſchah um Michael 1815.

So ſehen wir ihn in dieſem Amte, das er 31½ Jaher verwaltet hat, auf dem letzten Stadium ſeiner Laufbahn, die durch daſſelbe das Bild eines zwar viel bewegten, aber ruhig und heiter endenden Tages erhielt. An Bewegungen fehlte es freilich in dieſer Zeit ſeines letzten Amtes nicht; die Wellen des Mißgeſchicks ſchlugen auch auf dieſes letzte Feld ſeines irdiſchen Wandels. Hier war es, wo er vier Kinder, unter dieſen zwei Erwachſene (ein Sohn war Predigtamts-Kandidat) durch den Tod verlor.

Die Cholera entriß ihm die Gattin. Während dieſer Zeit ſtarben ihm drei Geſchwiſter und ſeine alte Mutter, die in ſeinem Hauſe wohnte.

Das Gefühl eines allſeitig gewürdigten Verdienſtes erhielt ihn in Kraft und fruchtbarer Thätigkeit. Steffen erfuhr nicht die Demüthigung vieler Geiſtlichen, die Anfangs einen glänzenden Wirkungskreis ſich eröffnen, um ſehr bald ſich ſelbſt der verdienten Anerkennung beraubt zu ſehn. Er wurde nicht überſchätzt. Bei ihm geſtaltete es ſich ſo, daß ſeine Seelſorgerthätigkeit und Amtsbedeutſamkeit bei einem mäßigen Anfange, wie es das Natürlichſte iſt, immer mehr zunahm. Es fehlte auch nicht an manchen Nebenumſtänden, die dem Werthe des Mannes die ſchuldige Achtung der Welt zuführen müſſen. Er ſetzte ſeine literariſche Beſchäftigung auch praktiſch durch Unterricht junger Männer, die ſich für die Univerſität vorbereiten wollten und durch Ertheilung des Religions-Unterrichts an der höheren Töchterſchule fort, war Mitglied der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft, in der er mehrere Vorträge gehalten, und bewährte ſich als techniſches Mitglied der Stadt-Schuldeputazion, indem er die Aufſicht der höheren Lehranſtalten bis an ſein Ende mit einer Sachkenntniß und Geſchicklichkeit führte, welche von dieſer Schulbehörde bei ſeinem Tode öffentlich hervorgehoben wurde. Was ſeiner amtlichen Stellung nach näher lag, ſo war er bis zu ſeinem Tode thätiges Mitglied der Bibelgeſellſchaft und bekleidete ſeit 1835 die Superinten-

dentur der Altstädtschen Land-, einige Jahre auch die der Altstädtischen Stadt-Diözese. In diesen Stellungen und Thätigkeiten ward er ein gegen 72 Jahre alter Greis und hielt am Charfreitage noch seine letzte Predigt vor einer sehr zahlreichen Versammlung. Er erklärte gegen die Seinigen, daß ein solcher Tag den thatsächlichen Beweis vorführe, daß die Kirche des Herrn noch ihre Verehrer und treuen Glieder behalten habe. Damals ließ er das Lied singen: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir u. s. w." Tages darauf, am Oster-Heiligenabende hielt er noch die Vorbereitungs-Andacht. Ein Fieber warf ihn da aufs Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Nach kurzem Kampfe entschlummerte er am 10. April.

Die Begräbnißfeier am 16. desselben Monats legte einen würdigen Ehrenkranz auf das Andenken des Verewigten. Unter denen, die an seinem Sarge standen, befand sich der Kanzler des Königreichs Preußen Herr ꝛc. Dr. v. Wegnern Exc., der als Präses der Bibelgesellschaft mit dem Verstorbenen in nähere Bekanntschaft getreten war. Ein Verwandter, Herr Pfarrer Woysch aus Pillau, widmete ihm im Trauerhause einen kurzen herzlichen Nachruf zur Würdigung der ehrenwerthen Haltung des Vielgeprüften. Eine unabsehbare Menge folgte darauf dem zur Kirche getragenen Sarge, dem 34 Geistliche unter Führung des General-Superintendenten der Provinz Herrn Dr. Sartorius das Geleit gaben und der in der Kirche vor dem Altare niedergesetzt wurde, von dem aus nach kurzem Gesange der vieljährige Freund des Dahingeschiedenen, Herr Superintendent Kahle eine Leichenrede hielt, die eben so aus dem Herzen kommend, wie die Herzen ergreifend das Bild des Entschlafenen zur ungeheuchelten Rührung der Gemeinde zeichnete. Gebet und Gesang auf dem nahe gelegenen Friedhof beschloß die erhebende Feier. Sie galt dem Manne, dessen Charakter sittliche Entschiedenheit mit gemüthlicher Weichheit, Frömmigkeit mit Empfänglichkeit für alles Schöne vereinte.

Preußische Gebräuche.

1.

In der Gegend der Stadt Elbing wird am Sylveſter ein Knecht in Erbſenſtroh eingebunden und in einen Sack geſteckt. Er muß als Bär tanzen, während ihn ein anderer Knecht als Führer leitet. So ziehen ſie von Haus zu Haus, und wo ſie hinkommen, da ſtürzt alles mit Knitteln hervor und ſchlägt auf den Bären los, daß es knallt.

2.

Um dieſelbe Zeit erſcheinen öfter auch drei andere Geſtalten z. B. in Weſſelinen, Kanten ꝛc., nemlich ein Schimmel, ein Bock und ein bucklicher Kerl. Um den Schimmel zu bilden, wird ein Pferdekopf auf eine Stange geſteckt, auf der ein Mann mit weißen Tüchern behängt reitet, und hinten an die Stange wird ſtatt des Roßſchweifs ein Büſchel Flachs angebunden. Der Schimmel ſchlägt entſetzlich aus, d. h. der Reiter hat einen Stock in der Hand und prügelt auf alle Mädchen, die ſich blicken laſſen, ohne Barmherzigkeit los, ſo daß in früheren Zeiten manches Mädchen krank und lahm geſchlagen wurde. Der Bock iſt ähnlich wie der Schimmel gemacht, nur daß ſein Reiter ſtatt der Stange mit dem Pferdekopf eine Ofengabel beſteigt und mit ihren Zinken, welche ſtatt Hörner dienen, unaufhörlich den mitziehenden bucklichen Kerl ſtößt.

3.

In mehreren Dörfern Maſurens, namentlich Lyſſen und Grodziſko bei Goldapp ſind die Häuſer, in welchen ſich heirathsfähige Mädchen befinden, durch Sträuße von Laubholz und Blumen bezeichnet. Dieſen Schmuck beſorgen die jungen Männer und zwar müſſen ſie die Sträuße an jedem Johannisabend durch friſche erſetzen, wofür jedes Mädchen verpflichtet iſt, ſich am nächſten Sonntage durch ein kleines Geldgeſchenk im Gaſthauſe abzufinden. Dieſer Gebrauch iſt uralt. R. Jonas.

4.

Um Fastnacht schlägt ein Junggesell jeder Magd einen Tonnenreif über den Kopf und ein zweiter hebt sie aus demselben heraus. Die Mägde halten dies für eine große Ehre, weil keine, auf deren Wandel ein Makel haftet, durch den Reif gehoben wird, sie müßte denn — 5 Sgr. bezahlen. Richter-Glithenen.

5.

Erntelied.

Geschärft sind schon die Sensen,
Die Nachtbahn ist bestellt,
Hinauf, hinauf in's Feld!
Die reifen Aehren zittern,
Sie winken schon den Schnittern,
Schon alles ist bereit;
Jetzt ist die Erndtezeit.

Wenn auf dem hohen Wagen
Die güldnen Garben ragen,
So eilen wir nach Haus
Zum frohen Abendschmaus.
Dann scherzen wir und singen,
Die muntern Kinder springen,
Zuletzt sei Lob nnd Dank
Für Speise und für Trank!

(Umgegend von Königsberg.)

6.

Anrede eines ermländischen Hochzeitsbitters an die einzuladenden Gäste.

(Buchstäblich).

Günstiger Herr und Freund! Ich bitte Euch gar freundlich Ihr wollet mir nicht vor übel nehmen, daß ich so dreist zu Euch komme. ich habe eine christliche Werbung an Euch und Eure vielgeliebte Hausehre nebst den lieben Eurigen; ich bitte, Ihr wollet meine christliche Werbung auf und annehmen.

Da ich ein ausgesandter Bote von Braut und Bräutigam, wie auch von der ganzen Freundschaft, als nämlich von dem Ehrbaren und Wohlgeachteten jungen Gesellen N. N. und seiner vielgeliebten Braut! Diese Personen haben sich durch Gottes Schickung, wie auch mit Rath, Wissen und Willen der Anverwandten in ein Ehegelöbniß eingelassen und sind nunmehr entschlossen, künftigen Montag *) ihren hochzeitlichen Ehrentag zu halten. Weil aber solch Vornehmen ohne gute Herzen nicht geschehen noch vollzogen werden kann, so bittet der Bräutigam und die Jungfrau Braut, sammt der ganzen Freundschaft, wie auch mein dienstliches Bitten: der Herr wolle sich mit seiner vielgeliebten Hausehre und den lieben Seinigen auf künftigen Montag um 10 Uhr einstellen mit einem Wagen mit vier Pferden ausmontirt und mit einer Jungfer geziert in des Ehrbaren und Wohlgeachteten N. N. seine Behausung sich verfügen, allda werden Eure Lieben mit gebührender Reverenz und hochzeitlicher Ehrerbietung empfangen werden. Alsdann wollen Eure Lieben dem Herrn Bräutigam zu Ehren mitreisen und in des Ehrbaren N. N. seine Behausung sich verfügen; allda werden Eure Lieben sehen, wie die Jungfrau Braut und die ganze Freundschaft das Geleite in die christliche Kirche geben, der Copulation und Zusammenfügung mit aller Andacht beiwohnen und Gott um einen gnädigen Beistand bitten, daß ihr christliches Vornehmen zu einem glücklichen Anfange und Ausgange gereichen möge. Nach geschehener Trauung wolle der Herr mit den lieben Seinigen nebst andern geladenen Gästen wiederum zurück in des Ehrbaren und Wohlgeehrten N. N. Behausung zur Mahlzeit sich verfügen; allda werden Eure Lieben sehen, was der überaus hochreiche Speisemeister, Gott der Allmächtige, an Essen und Trinken bescheeren wird, günstig vorlieb nehmen, vor der Mahlzeit zum Trunk und fröhlich zum Sprung mit Singen und Springen helfen die Hochzeit zu Ende bringen und wollen allerseits der Hochzeit Ehre, Freude und Fröhlichkeit anfangen und vollenden helfen, nicht allein Montag, Dienstag, sondern die ganze Woche, so lange die Hochzeit währen wird.

*) Montag? Sonst wohl gewöhnlich Freitag, der Tag der Liebesgöttin Freya.

Der Herr Bräutigam und die Jungfrau Braut bitten euch, Eure Lieben wollen sich keine Entschuldigung machen, denn sie wollen sich durch keines Ausbleibens von Eurer Lieben versehen haben, auf daß der Ehrentag nicht geschwächt werde; wollen sie auch wieder Beistand leisten. Und ich bitte, der Herr und die lieben Seinigen, sie wollen diese meine geringe Einladung günstig vorlieb nehmen, welche Braut und Bräutigam zu verrichten mir befohlen haben. Ich bin noch jung von Jahren, ich bin in der Sache wenig erfahren; ich bin noch jung in Ehren, was ich nicht kann, will ich besser lehren (lernen). Thut so wohl und stellt Euch ein, verschmähet Braut und Bräutigam nicht und mich ausgesandten Boten darneben.

Der Hochzeitsbitter, vulgo Platzmeister genannt, erscheint mit Bändern nnd einem Strauße verziert zu Pferde und reitet, wo es einigermaßen angänglich ist, gerade in die Stube des einzuladenden Gastes. So oft ich vorstehende Rede gehört habe, wurde sie jedesmal sehr monoton gehalten, so daß in der ganzen Rede nur zwei Töne zu hören waren. Die Styl- und Sprech-Unrichtigkeiten wird man hoffentlich, dem Einsender nicht zur Last legen. Zu den constanten Hochzeitsgerichten gehört dicke Grütze, oder noch feiner, dicker Reis mit Milch gekocht und mit kleinen Rosinen bestreut. Daß braune Butter nicht fehlen kann und darf, versteht sich von selbst. — Hühnersuppe mit vielen Ingredienzen versehen, kommt auch häufig vor und ist meistentheils etwas stark dick. — Ueberhaupt ist das Essen und Trinken eine Sache von der höchsten Wichtigkeit. Es ist kaum glaublich, was für Vieh zur Hochzeit geschlachtet wird; dennoch wird Alles verzehrt, weil man sehr viele Gäste bittet, so daß die gebetenen Leute im Hochzeitshause keinen Platz haben. Wer einen erlangt hat, muß ihn festhalten. Der Menge halber essen die Gäste in verschiedenen Abtheilungen. Die Platzmeister haben keinen leichten Posten. Sie müssen die Gäste bedienen und beim Tanz fast mit allen tanzbaren Frauenzimmern tanzen und haben mehr Ausgaben dabei, als die andern Gäste. Man hält es aber für eine Ehrensache, Platzmeister zu

ſein und es wird ſich daher ſo leicht kein junger Mann weigern, dieſen Ehrenpoſten anzunehmen. Die Brautjungfern, hier Spitznickel*) genannt, ſind mit Bändern und Kränzen genug beputzt. Sie begleiten die Braut in die Kirche. — Der Platzmeiſter muß mit ihnen den erſten Tanz machen und dann mit den andern Mädchen. Wenn die anweſenden Mannsperſonen nicht ſelbſt kommen und ſie zum Tanze auffordern, ſo gehen die Mädchen und holen ſie ſich. Tanzen ſoll und muß Alles. So will es die Sitte. —

Rektor Mühling in Röſſel.

7.

In Maſuren ſuchen die Hauer die längſten und ſchönſten Garben aus und geben ſie den Raffern, die im Kreiſe ſtehend und das Lied „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr!" ſingend, dieſelben zum Erntekranze in Form einer Krone flechten und mit Bändern und Blumen ſchmücken. Den fertigen Kranz nimmt der Vorhauer auf ſeine Senſe und geht dem Zuge, den nun alle Schnitter bilden, voran. Bis der Zug zum Dorfe oder Gute, wohin die Schnitter gehören, gelangt, werden verſchiedene Lieder geſungen, dann aber das nachſtehende Lied angeſtimmt:

*) Nickel heißt eigentlich ein kleines Pferd, demnächſt aber wird es auch für kleine oder eigenſinnige Perſönchen gebraucht. In dieſer ſcherzhaften Bedeutung kommt es jedoch nur noch in Mundarten vor, während es hochdeutſch eine liederliche Perſon bedeutet; eines ſeiner Kompoſita iſt Schweinnickel oder — wie man ſagt — Schweinigel. Spitz iſt eine beliebte Vorſylbe, um zu bezeichnen, daß das Ding vor ſeines Gleichen ausgezeichnet ſei, den Vorzug habe. So z. B. Spitzbube, Spitzbruder, nnd namentlich Spitzreiter ſtatt Platzmeiſter, der wie die Brautjungfer, die Spitze des Zuges führt. Schmeller B. 2. S. 677, B. 3. S. 583. Uebrigens gehen in der Umgegend von Königsberg kleine Kinder dem Bräutigam voran, während die Marſchälle und Brautjungfern erſt dem Brautpaare folgen, und jene Kinder heißen Spitznickel's.

d. Red.

Plon, niesiem plon
Ze wszystkich stron.

Nasza pani póydzie znami
A to piwko w kłodzie buia.
Plon etc.

Nasza pani w czerwoney fresie
Kukietki gniecie a wgarku czmierze.
Plon etc.

Zarzniyta barana nie całego
I puł cielaka nie pieczonego.
Plon etc.

Przy gęsi, pół czwarta nie dzielone,
Przykąsy mamy przybrane.
Plon etc.

Trzy gbury z nami idą
. . . . . .
Plon etc.

A ty, panie, otwarzay wrota,
Niesiém koronę z czerego złota.
Plon etc.

A ty panie siodłay dryganta,
A iedź do Ełku po muzykanta.
Plon etc.

A na niebie czarne obłoki,
A nasza pani trzyma się pod boki,
Plon etc.

A nasza pani w wielkim kłopocie
Roszwiesiła garce po całym płocie.
Plon etc.

Plon, wir tragen den Plon
Von allen Seiten her.

Unſre Herrin geht mit uns
Und das Bier in der Tonne gährt.
Plon ꝛc. ꝛc.

Unſre Herrin im rothen Rocke
Keilchen knetet und im Topfe rührt.
Plon ꝛc.

Geſchlachtet iſt ein Bock nicht ganz
Und halb ein Kalb nicht gebraten.
Plon ꝛc.

Drei Gänſe, halb die vierte nicht vertheilt,
Drei Seufen haben wir geſchmückt.
Plon ꝛc.

Drei Bauern gehn mit uns
. . . . . .
Plon ꝛc.

Und du Herrin öffne das Thor,
Wir tragen eine Krone von reinem Golde.
Plon ꝛc.

Und die Herrin beſteige den Hengſt
Und reite nach Lyck nach Spielleuten.
Plon ꝛc.

Und am Himmel iſt ſchwarz Gewölk
Und unſre Herrin hält ſich in der Seite.
Plon ꝛc.

Und unſre Herrin iſt in großen Sorgen
Hat aufgehängt die Töpfe auf dem ganzen Zaun
Plon ꝛc.

Dieses Lied wird so lange gesungen, bis der Vorhauer mit der Erntekrone in das Haus getreten ist. Die Krone wird bei dem Bauern auf den Eßtisch gesetzt, bei der Gutsherrschaft ins Vorhaus oder in die Wohnstube gebracht; der Bauer hängt sie an dem über dem Tische befindlichen Balken der Stubendecke, der Gutsherr an die Decke des Vorhauses auf. Hier bleibt sie hängen, bis die frische Wintersaat gestreut werden soll. Dann wird sie herabgenommen, die Körner werden aus ihr auf dem Eßtische ausgerieben, besonders in das Säelaken gebunden und zuerst in den Acker gestreut, damit die Ernte im nächsten Jahre wohl gerathe.

Wenn der Vorhauer beim Einzug auf die Treppe oder den Hof geht, empfängt ihn ein Wasserguß, der auch den übrigen Schnittern und sogar der Gutsherrschaft reichlich zu Theil wird. Darauf fassen die Schnitter die Gießenden (gewöhnlich Mägde), führen sie zum nächsten Teiche, Flusse oder See und tauchen sie unter die Oberfläche des Wassers. Jemehr gegossen und getaucht wird, desto besser ist nach dem Volksglauben die Ernte des künftigen Jahres.

Dieses Fest heißt Plon, in Litthauen, wo die Gebräuche so ziemlich dieselben sind, Bectuwis.

Vrgl. Bd. 1. S. 1., Bd. 2. S. 303. 401. der N P P Bl.

Rektor Wisky in Kruglacken bei Lötzen.

Ut Ruſche.

Samländiſche Mundart.

Ut Ruſche ſull ek wat vertelle?
Du lewer Gott! Wo es da Fraid,
Dat kann wol recht de Loſt vergelle,
Bi ons es nuſcht alt Sand on Haid!

Na ja! Hallweg geit et ſo, ſo,
Ons Schepper lewt ok noch, de ole,
Gerecht to warre ſenn wie froh,
Knapp man dat Lewe to erhole.

De Majeſteit hewt ſelwſt geſeggt:
„Main Rauſche iiſt erbärmlich ſchlecht!
„Wo ſeind denn alle Bäum' gebliebe,
„Darum ich früher es konnt liebe?"

Ja damals ſtunge noch de Eke,
Da ewern Diek, alt hei et ſach,
Alt junger Prinz, nu kann man ſeke
De Huſcher ſelwſt am lichte Dag.

On, wenn man von Warnike köm,
So ſtunge groote Fichteböm,
Nu ſenn de Dinger wie de Dwarg,
On blach on ſandig alle Barg.

Ons Acker es ok gant verſangt,
Em Wold ward ons dat Peerd gepangt,
Dat es recht onſer grötſtes Laid,
Dat ons nu fehlt de Samerwaid.

De Feller frett ons aw de Herſch,
On wiet vom Land titt ſek de Derſch,
De Meller ſtaut dat Wader an,
Dat man nich gahn, nich fahre kann.

Det Samers, wenn de Herrſchaft kömmt,
Verleew met onſrer Armoot nemmt,
On ſek met Bade verpläjeert,
Denn wart wol weinig Noth geſpört.

Doch hedd' wi nich den Verrenſteen, —
Den gaw de Allergnädigſt König —
Denn blew ver ons, ſo groot alt kleen,
To eete on to drinke weinig.

Doch Enerlei fällt mi juſt en,
De Sei brocht en Steck Verrenſteen,
Recht wie e Kopp na Judeart,
Met Oge, Metz on Zoddelbart.

Ow wol de lewe Gott de Jude
Schon damals hewt tor Welt gebrocht?
Ek ſeech em nielich noch, dem Lude,
Da hebb' ek dat bi mi bedocht.

De Mauſchel gleckt met Hout on Haar
Dem Jude, de verſteenert war,
On hedd' ek em nich ſelwſt geſeen,
So glowt ek noch, hei ſtook em Steen.

Beſeekt ons denn e kloker Mann,—
De find, wo ons nuſcht ſeene kann, —
De brocht ſek ut'er rode Pfetz
E Droppe Wader en der Mötz.

Hei neem em unbert Kickerglas,
On fund, dat er ni Deer dren was,
So rund, alt wi e Wagerad,
Man fuul, on freet nich dreeg nich natt.

Vor Jahr'n as hewt de Bletz geſchlane
In ole Wiede an de School,
Da mußt hei glick nagrawe gahne,
Bletzrörkes fund hei drunder voll.

Noch Vörjahrs köm e Dokter her,
Wat Nics ut onsre Barg to rappe,
Bruunkahle brocht hei drut herveer,
Versteenert Holt on Dannetappe.

En Böker es dat All's beschreive —
Wat onser ent doch mott erleive!
Na nu es onser Dörp berömt,
Wi wol keen Mensch von em gedrömt.

Vorstehender Versuch, die Mundart des Samländers in der Seegegend, sowol in platter als hochdeutscher Sprache auszudrücken, mag Entschuldigung finden. Die Schriftzeichen reichen nicht zu, die Aussprache dem Auge sichtbar zu machen, daher einige Kenntniß der Mundart nothwendig ist, um den rechten Ausdruck zu treffen. Die Vokale und Doppelvokale werden sehr gedehnt, auch im Hochdeutschen, und die Sylben: un, an mit einem Schnalzen der Zunge gesprochen, etwa wie angd, ung. Die Erzählung des Samländers ist treuherzig, doch von vielem Phlegma begleitet.

Das Fischerdorf Rauschen an den nördlichen hohen Ufern der Ostsee, auf dem südlichen Abhange des Seeberges, längs einem von Anhöhen eingeschlossenen, ausgedehnten Teiche gelegen, früher mit alten Eichen, Fichten und Gebüschen *) aller Art reich ausgestattet, konnte auf wild romantische Schönheit Anspruch machen, die nach Erzählungen dem jetzt regierenden Könige wohl gefiel, als er während des Aufenthalts der Königlichen Familie in Königsberg im Jahre 1808 die Strandgegenden, namentlich Rauschen, Georgswalde und Warniken besuchte. Die Bäume sind größtentheils nach und nach gefallen und die Anhöhen kahl geworden; daher die jugendliche Erinnerung nicht mehr Genüge fand, als der König vor der Huldigung, bei dem Besuche Warnikens am 3. September 1840 Rauschen berührte. (s. Witt, die Erbhuldigung ꝛc. am 10. September 1840. S. 55.). Seit der Abhölzung, nimmt die Versandung der Umgegend immer mehr zu, besonders die Sanddüne nach Sassau hin. Doch hat die Naturschönheit, welche dem Ort noch geblieben, verbunden mit dem festen Grunde in der Schälung, dort die Benutzung des Seebades an-

*) Dort gemeinüblich: Husch, Huscher, einzelne, niedrige Gesträuche, daher auch abgeschnittene kleine Bündel von Blüten.

genehm und sicher finden lassen, so daß Rauschen seit 30 Jahren einer der besuchtesten Seebadeorte geworden ist, und das Glück gehabt hat, mehr als andere, wissenschaftliche Männer und Naturforscher zu sehen, welche die Muße zu Untersuchungen der Seeprodukte, des Bernsteins und der in den Seebergen befindlichen animalischen und vegetabilischen Ueberreste anwendeten. An die See und den Bernstein schließen sich dort die Betrachtungen der Natur, sowie von der See die häufigen, schnellen Veränderungen der Witterung hergeleitet werden. Daher ist die Bildung des Bernsteins, den die See auswirft, oder der aus den Bergen gegraben wird, mit vorweltlichen animalischen nnd vegetabilischen Resten, der Hauptgegenstand der Forschung. Ein sonderbar geformtes Stück Bernstein, einem menschlichen Kopfe ähnlich, ist zur Sammlung der Universität gegeben. Mehrere dort gefundene Merkwürdigkeiten hat Behrendt in dem Werke: die in Bernstein befindlichen organischen Reste der Vorwelt. 1845. S. 72. beschrieben, und bei Gelegenheit einer, mit Unterstützung des K. Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten im J. 1846 angestellten Untersuchung der samländischen Ostseeküste sind an Muscheln, Schnekken, Seeigeln u. s. w. und an vegetabilischen Ueberresten von wahrscheinlich nicht mehr vorkommenden Gattungen, 285 Gegenstände der zoologischen Sammlung der Universität einverleibt. Es sind Braunkohlenlager, doch eben nicht von Bedeutung, gefunden. Auch zu andern Untersuchungen ist Gelegenheit gewesen. Als der Blitz eine Weide getroffen hatte, wurde nachgegraben, ob sich dabei die Erzeugung der s. g. Blitzröhren bestätigt habe, deren sich in einer, im Sande gebildeten, trichterförmigen Hölung, eine Anzahl wirklich vorfand. Mehrere davon werden in den Sammlungen der Universität aufbewahrt. Der Vorgang ist in Gilberts Annalen der Physik beschrieben. Die vielfach vorkommenden Infusorien wurden unter dem Mikroskop als die Ursache der Röthe des Wassers in einem Teiche bei dem nahegelegenen Dorf Craam erkannt, welche Färbung in den Sommermonaten daselbst einzutreten pflegt. Als großes königliches Geschenk, welches der Moralität und dem Wohlstande der Küstenbewohner höchst förderlich geworden, wird die Verpachtung des Bernsteins an dieselben, dankbar verehrt.

F. R.

Maciejowski und seine Bemühungen um die älteren Polnischen Chroniſten.

Wer die Geſchichte unſrer Provinz Preußen kennt, wer die Anfänge derſelben vor der Einführung des Chriſtenthums genauer zu erforſchen ſich bemüht, wer die Kämpfe des Deutſchen Ordens in derſelben weiter verfolgt, weiß wie genau die älteren Polniſchen Chroniſten mit derſelben zuſammenhängen. Er hat aber auch zugleich erfahren, in welcher Geſtalt dieſe Chroniſten auf uns gekommen ſind, wieviel der Kritik noch zu thun übrig bleibt, um die Textes-Recenſionen der älteſten Chroniſten in einer ſolchen Geſtalt herzuſtellen, daß ſie dem Forſcher eine möglichſt unverfälſchte Grundlage zu ſeinen Unterſuchungen darbieten. Es iſt daher von beſonderem Intereſſe für uns Preußen, von einer neuen Ausgabe dieſer Chroniſten zu hören, die unſere Anſprüche vollſtändiger zu befriedigen um ſo mehr verſpricht, als ſie von einem ſehr geachteten und in ſolchen Forſchungen bereits tüchtig bewährten Gelehrten unternommen wird. Maciejowski läßt uns mindeſtens ſicher erwarten, daß wir von ihm eine kritiſche Ausgabe des Boguchwala erhalten werden, und dies iſt gerade der wichtigſte Polniſche Chroniſt für die ältere Geſchichte unſeres Vaterlandes, wie ſich die Leſer aus den erſten Bänden von Voigt's Geſchichte Preußens erinnern werden. — Waclaw Alexander Maciejowski, geboren 1792, trat zuerſt 1818 als Profeſſor der alten Literatur am Lyceum in Warſchau auf und erhielt im darauf folgenden Jahre eine Profeſſur des Römiſchen Rechts an der neu errichteten Univerſität zu Warſchau. Nach Aufhebung derſelben im J. 1831 wurde ihm eine höhere Richterſtelle am Tribunal in Warſchau angewieſen. Seine Slawiſche Rechtsgeſchichte (Warſchau 1832—35, 4 Bde. 8.), die auch in Deutſcher Ueberſetzung von Buß und Nawrocki, Stuttgart 1836 u. f. erſchien, und ſeine Beiträge zur Geſchichte der Slawen (Warſchau 1838), haben ihm den anerkannten Ruf eines ſelbſtſtändigen und ausgezeichneten Forſchers erworben. Gegenwärtig arbeitet er an einer neuen völlig umgeſtalteten

Ausgabe seiner Slawischen Rechtsgeschichte, und vor wenigen Monaten hat er eine Urgeschichte Polens (Pierwolne dzieje Polski) zu Warschau 1846 herausgegeben. Von dieser letzteren bearbeitet jetzt Hr. Prediger Gisevius zu Osterode, der seinen Ruf als gründlicher Kenner der Polnischen Literatur schon mehrfach bekundet, eine Deutsche Uebersetzung. Der freundlichen Mittheilung des letzteren verdanke ich einige Bruchstücke aus dieser Uebersetzung, die in mir den Wunsch erregten, sie einem größeren Kreise der Forscher der vaterländischen Geschichte durch diese Provinzialblätter bekannt zu machen. Mit der gefälligen Genehmigung des Herrn Uebersetzers lasse ich sie hier abdrucken, und hoffe dadurch die Ueberzeugung zu verschaffen, daß eine nähere Kenntnißnahme von dieser Bearbeitung der Urgeschichte Polens auch eine fruchtbare Ausbeute für die Preußische Geschichte gewähren wird, wenn gleich ich mir keineswegs verhehle, daß durch sie auch einige neue historische Controverse angeregt werden dürften, die aber eben bei gegenseitiger gründlicher Forschung theils sich ausgleichen lassen, theils zur mehr begründeten geschichtlichen Wahrheit verhelfen werden. Die hier folgenden zwei Bruchstücke werden schon ein Zeugniß geben, was wir von der neuen Ausgabe der Scriptores rerum Polonicarum vetussimi zu erwarten haben, selbst wenn sie nur für das Erste auf die Ausgabe des Boguchwała beschränkt werden sollte, von dem auch das geheime Archiv zu Königsberg eine sehr werthvolle Handschrift besitzt.

F. W. Schubert.

I.

Beurtheilende Uebersicht der Forscher der älteren Polnischen Geschichte seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Adam Naruszewicz (geb. 1733) war bei uns der Erste, welcher den Versuch machte, die Geschichte kritisch zu untersuchen. Sein Werk beginnt mit der Regierung Mieczyslaw des I.; die Bearbeitung der ältesten Geschichte hatte er sich für eine spätere Zeit vorbehalten *). Da er die Ansicht nicht theilte, welche seine Vor-

*) Geschichte des polnischen Volkes (Historya narodu polskiego), Warschau 1780—88, 7 Bde. Ich habe mich der zweiten Auflage (durch den Gra-

gänger, namentlich August Schlözer (1767), der Fürst Alexander Jablonowski (1771) und Andre über die Uranfänge Polens aufgestellt hatten, so durfte man eine neue, von der bisherigen abgehende Auffassung des ältesten (oder lechischen) Zeitraums von ihm erwarten. Doch zögerte er mit der Ausführung seines Vorhabens, und so kam ihm Johann Potocki mit seiner Schilderung der Urgeschichte Polens zuvor. Nach dessen Forschungen traten dann weiter einige kurze Handbücher der polnischen Geschichte, sowohl von einheimischen, als auch von nicht polnischen Verfassern *), ans Licht, worunter die besten die von Theodor Waga und von Georg Samuel Bandtkie sind. Die Anlage dieser kurzen Kompilationen umfaßt, weit zurückgehend, nicht blos die Zeiten, welche über Naruszewicz's, sondern auch die über Schlözers Arbeiten hinausliegen; allein etwas Neues über die Urgeschichte Polens bringen sie natürlich nicht bei.

Den ersten wirklichen Schritt vorwärts hat nach Schlözer, Jablonowski und Potocki, eben Lelewel gethan. Erwähnt müssen neben seinen Arbeiten noch die Forschungen des Grafen Joseph Ossolinski (1818) werden, desgleichen die Urgeschichte des polnischen Volkes, welche die Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aus den abgerissenen Aufzeichnungen, die sich unter Naruszewicz's hinterlassenen Papieren vorfanden, herausgegeben. Man hatte diesem nachgelassenen Werke des ausgezeichneten Mannes mit großen Erwartungen entgegengesehn: sie wurden durch sein Erscheinen getäuscht. Darum hat auch Szaffarzyk in seinen slawischen Alterthümern, bei Besprechung der frühesten Anfänge polnischer Geschichte, die Meinung Naruszewicz's verworfen und sich für die Ansicht erklärt, welche Ossolinski über die Skythen, Lelewel über die Sarmaten und ich über die Lachen, als die einstigen Elbanwohner, die mit den Lachen an der Weichsel in enger Verbindung und mit den Polanen am Dniepr in mancherlei Be-

sen Tadeusz Mostowski, Warschau 1803 in ebensoviel Bänden herausgegebenen — ohne Band 1. —) bedient. Ein neuer Abdruck (mit Hinzufügung von Bd. I. von welchem nachher die Rede sein wird) erschien zu Leipzig 1832.

*) Aufgezählt und gewürdigt hat sie Joachim Lelewel in verschiedenen Zeitschriften. Diese Studien und Kritiken sind dann, mit andern kleineren Arbeiten von demselben, gesammelt erschienen unter dem Titel: Kritische Bücherschau (Rozbiory dzieł), Posen 1844.

ziehungen geſtanden, aufgeſtellt habe (in meinen ſlawiſchen Rechtsalterthümern).

Ich hatte gefunden, daß in Szaffarzyk's Werke einige Punkte theils der Ergänzung, theils der Berichtigung bedurften; deshalb entſchloß ich mich, bei meinen Unterſuchungen über die innere Entwicklungsgeſchichte Polens und Littauens meine Forſchungen auch auf die äußere Geſchichte auszudehnen. Wie ich dieſen Gegenſtand anſehe, hat der Leſer aus der bis hierher gegebenen Darſtellung entnommen; vielleicht iſt es ihm nicht unlieb, auch die Vorſtellungen meiner Vorgänger über dieſen Theil der Geſchichte kennen zu lernen und den Weg zu überſchauen, den ich eingeſchlagen, um zu jenem Ziele zu gelangen. Bei der Darlegung deſſelben gedenke ich ihn folgendermaßen zu führen: ich will zuerſt die Aufmerkſamkeit auf die eignen Worte der Chroniken richten (deren Text in einer neuen Recenſion im erſten Anhange zu dieſem Werke vorgeführt werden ſoll) und zugleich dieſe Chroniken in einer kurzen Ueberſchau durchmuſtern. Darauf werde ich diejenigen polniſchen, czechiſchen und ruſſiſchen Schriftſteller durchnehmen, welche vor und nach Szaffarzyk die Polanen und Lachen ſey es nun ausführlich beſprochen oder auch nur kurz berührt haben. Alsdann wende ich mich nach Littauen, und lege zum Schluſſe dieſer Kritik der äußeren Geſchichte dasjenige dar, was die Deutſchen in der neueſten Zeit auf dieſem Felde der ſlawiſchen Urgeſchichte Neues erforſcht haben. Endlich folgt dann eine kritiſche Ueberſicht der Werke, welche ſeit dem Erſcheinen meiner ſlaviſchen Rechtsgeſchichte (Historya prawodawstw słowiańskich) und Denkwürdigkeiten (Pamiętniki) die innere Geſchichte behandelt haben.

Unſer älteſter Chroniſt, Martin Gallus, ſagt ſehr wenig über die vorchriſtlichen Zeiten Polens. Einen ganz andren Weg, als er, gingen hierein die nach ihm lebenden Chronikenſchreiber, namentlich Matthäus aus dem Geſchlechte derer von Cholewa (Mateusz herbu Cholewa) und Boguchwala.

Der Erſtere hat uns Polens Urgeſchichte nach überlieferten Sagen oder heute nicht mehr vorhandenen Quellen, der Andre nach Denkmälern erzählt. Obgleich der Bericht Beider (inſonderheit des Erſten) ſehr verworren iſt, ſo kann man dennoch, mit Zuhülfenahme gleichzeitiger Quellen, aus ihren, ſei es irrig, ſei es

räthselhaft hingeworfenen Worten, einen Funken Wahrheit hervorlocken. Matthäus forschte bei bejahrten Männern nach den alten Geschichten, hielt die sagenhafte Kunde fest von der bis an den Saum der Karpaten reichenden Herrschaft der Gallier (Kelten), und weiß von ihrem Einfluß auf unsre Regierungsformen zu erzählen. Aus demjenigen, was er sagt, ist zu sehen, daß er die Geschichte der Kelten und der Gothen vermengt, daß er an sie die Herrschaft der Leszek's oder Lachen geknüpft, an sie die Piasten angelehnt und die an dem Dniepr, der Weichsel und Elbe umlaufenden Erzählungen von den Polanen in ein Ganzes zusammengefaßt hat. Gerade daß er den Krakus mit den Galliern in Verbindung setzt, daß er des Waltens kleiner Häuptlinge in den verschiedenen Theilen Polens vor Leszek gedenkt, ist ein Fingerzeig, wie er die gothischen mit den keltischen Geschichten zusammenbringt und jene Zeiten im Sinne hat, wo die Gemeindeverfassung der Polanen durch die ritterlichen Lechen, das heißt durch die Aristokratie, unterdrückt wurde. Wir haben oben die Abstammung des Krakus entwickelt, haben gesagt, wie durch die Skythen die Abenteuer Alexanders des Großen mit unsrer Geschichte in Berührung gekommen seien, haben nachgewiesen, daß sich eine Bekanntschaft mit diesen Abenteuern überall dort zeige, wo nur irgend Polanen gewohnt, und sind auf die Vermuthung gekommen, daß die in den Erzählungen von ihren Schicksalen auftretenden Sachsen eben jenes Mittelglied zwischen den Lachen an der Elbe und denen an der Weichsel bilden; wir haben schließlich der von unsren Chronisten aufgezeichneten Ueberlieferung gedacht, welche besagte, daß in unvordenklicher Zeit die weichselanwohnenden Polanen in Wechselbeziehungen zu dem Großpolen ob der Elbe (dem s. g. Meklenburg) gestanden hätten. Mit der Erwähnung dieser Sage schließt Matthäus die Geschichten der Lechen, indem er berichtet: wie Leszek, der nicht blos ein Herr war über Slaven- oder Polenland, sondern auch über die daran gränzenden Länder, unter seine zwanzig Söhne Fürstenthümer, Königreiche, Markgrafschaften und Kreistenthümer vertheilt habe, und wie die Piasten diese von den Deutschen weggenommenen Länder ihnen wieder abzugewinnen getrachtet hätten.

Den Sagen, von denen Matthäus vernommen hatte, schenkte Wiecenty vollen Glauben und verleibte sie seiner Chronik ein.

Boguchwala hinwiederum, der ihn zu ergänzen und was er bei ihm geleſen, feſtzuſtellen wünſchte, vertiefte ſich in die geſchichtlichen Denkmäler, erwog die Aufzeichnungen der Verfaſſer von Jahrbüchern, horchte den Erzählungen der Greiſe und ſtellte aus ſolcherlei Quellen die Urgeſchichte von Polen (wie wir ſie bis auf Mieczyslaw I. betrachtet haben) zuſammen. Es iſt wahr: er hat ohne Ordnung und Geſchick, ohne fortlaufenden Zuſammenhang, ja oft ſogar ohne geſundes Urtheil die deutſche Geſchichte mit der unſrigen, und unſre mit der deutſchen zuſammengeflickt, indem er allerlei Auszüge, wie es ſcheint, aus alten ſlawiſchen Annaliſten gemacht hatte, die er nun mit ganzen Stücken oder abgeriſſenen Stellen deutſcher Chroniſten durchflocht (interpolirte), und mehr als einmal das Excerpt plötzlich abbrechend, mit et caetera ſchloß. Deſſenungeachtet hat er dem Verſtändniſſe der polniſchen Urgeſchichte eben damit einen großen Dienſt geleiſtet, daß er jene Auszüge gemacht und der Erwägung Andrer den Stoff aufbehalten hat, den er ſelber nicht zu beurtheilen verſtand. Ich will hier gleich einige ſolcher Bruchſtücke anführen, welche für die im Verfolge dieſes Werkes von mir entwickelten Ideen eine wichtige Stütze bilden. So ſagt er, daß in den ſlawiſchen Städten Comites geboten, welche die deutſchen Kaiſer, nachdem ſie ſich dieſer Städte bemächtigt, in die Reihe ihrer Comites aufgenommen hätten *). Es ſind damit jene Alten, die in den Städten befehligenden Staroſten gemeint, welche von den Franken den Namen Komes oder Kmieć erhalten hatten und dann unter deutſcher Herrſchaft den Comites oder Grafen beigezählt wurden. — So ſagt er weiter: es gebe keine einander freundlicher zugethane Völker unter der Sonne, als die Slawen und Deutſchen, und die lateiniſche Benennung Germani komme beiden zu **). Wer vermöchte darinn einen Sinn zu finden, wenn er dieſe Ausdrücke des

*) Ibidem est eciam Sleswik, Castrum ducale et Civitas Czesznyna. Hys prefuerunt comites quos Henricus Imperator postquam easdem provincias Slavorum imperiali dicioni subjugasset in comites asseritur creasse," ſagt Boguchwala.

**) Nec aliqua gens in mundo est sibi tam communis et familiaris, veluti Sclavi et Theutonici. Sic etiam per latinos dicitur a quo theutonici et sclaws a quo Sclavi germani, qui et fratres sunt appellati," ſagt derſelbe.

Chroniſten auf die Zeit, worin derſelbe ſchrieb beziehen wollte? denn es iſt ja bekannt, daß gerade damals die Slawen, und inſonderheit die Polen, in der heftigſten Feindſchaft mit den Deutſchen lebten. Es iſt demnach augenſcheinlich, daß, indem er von jenem freundlichen Vernehmen ſpricht, er die alten, wenn nicht ſwewiſchen, ſo doch mindeſtens ſächſiſchen Zeiten vor Karl d. Gr. im Sinne hat. — So läßt er die polniſchen Gebiete ſich bis nach Weſtphalen, Sachſen, Bayern erſtrecken und zählt die Namen der daſelbſt herrſchenden Fürſten auf, welche dem Geſchlechte der Weichſel-Lechiten entſtammt ſein ſollten; auch dies hat, wie wir bei der Recenſion ſeiner Chronik ſehen werden, ſeinen ganz guten Sinn. Endlich iſt er es auch, welcher der, nach Popiel's Tode ausgebrochenen Unruhen gedenkt, während deren dann Ziemowit den Fürſtenthron in Beſitz genommen haben ſoll *).

Dieſen Schutt der geſchichtlichen Vorzeit glaubten unſre Hiſtoriker, als ihr Fuß darauf ſtieß, aufräumen und bei Seite werfen zu müſſen, gleich als ſey er untauglich, ein Material zu neuem Aufbau zu geben. Die Deutſchen irrten darinn eben ſo ſehr, als die Polen; ſie drehten ſich wie in einem verzauberten Kreiſe umher und wußten, ja wagten ſelbſt nicht den Ausweg zu ſuchen. Es that ihnen leid um Lech, und doch ſahen ſie nicht ab, was mit ihm anzufangen ſei. So viel erriethen ſie, daß irgend ein Verhältniß zwiſchen ihm und Czech obwalten müſſe, und ſahen, daß er das Schlußglied ſei, welches den feſten Zuſammenhang zwiſchen der Geſchichte der Polen und den Schickſalen der Elbe- und Meer- anwohnenden Slawen vermittle; auch davon überzeugten ſie ſich, daß die geſchichtlichen Erinnerungen unſerer Vorfahren weiter rückwärts reichen, als bis zu Lech hinauf, und daß der Faden derſelben ſich in der Geſchichte der deutſchen Völkerſchaften verliere; ſie hatten das Bewußtſein, daß, ſo lange die Urgeſchichte Polens nicht aufgehellt ſei, die nachtheilige Rückwirkung dieſes Mangels auf die Darſtellung der ſpäteren Zeit nicht ausbleiben könne, und daß dieſe dann ſein werde, wie ein Rumpf ohne Haupt, eine Mitte ohne Anfang.

*) „Multe commociones in Regno Polonie fuerant exorte" bei Sommersberg II. 24.

Zum Beweise hiervon will ich die Meinungen der namhaftesten polnischen Chronisten von Dlugosz ab anführen, und zwar indem ich mit denen, die ihre Schriften in polnischer Sprache verfaßt, beginne.

Um Kromer zu verbessern, machte Joachim Bielski die Polen zu Brüdern der Gothen und Wandalen; Matthias von Miechow vermengte diese nämlichen Wandalen mit den Wenedern; Wapowski eignete die Thaten der Elbe- und Küsten-Slawen den Polen zu; Warszewicki leitete unsern Ursprung aus Nowogrod ab, Orzechowski von den Slawen und Griechen, Sarnicki hinwiederum, so wie Strykowski und Grzegorz Czaradzki ließen unser Geschlecht von Noah's Urenkel Assarmoth, von Japhet's Sohne Mazoch, endlich von den Sarmaten herstammen, ja der Erste von diesen (Sarnicki) schrieb sogar eine Geschichte Polens vor Lech.

Durch solcherlei Versuche, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, konnte, bei ihrer in die Augen springenden Nichtigkeit und Haltlosigkeit, der Gegenstand nicht aufgehellt und die Kunst der Geschichtschreibung nicht gefördert werden, nicht sowohl darum, daß sich die Forschung, statt auf die zeitgenössische, vielmehr auf die Anfänge der ältesten Geschichte richtete, — denn daran haben sich ja zu allen Zeiten die größten Geschichtschreiber aller Völker versucht, selbst einen Thukydides und Tacitus nicht ausgenommen; sondern deshalb, weil sie sich an ein Unternehmen wagten, dem sie noch nicht gewachsen waren (so sehr und so lange sie sich auch an ihm zerarbeiteten, — was wir ihnen eben am meisten zum Vorwurfe machen). Denn noch war die Zeit nicht gekommen, die ihnen den hierzu erforderlichen Weg hätte weisen mögen: noch hatte man nicht gelernt, mit Hülfe der Kritik die fernsten Ereignisse längstentschwundener Jahrhunderte heraus zu erkennen. — Aber wollen wir die Chronisten dieserhalb verdammen, da selbst die Historiker auf diesem Felde nicht glücklicher waren?

Denn so viele ihrer in den neuesten Zeiten an eine kritische Untersuchung der uns von Gallus und dessen Nachfolgern aufbehaltenen Ueberlieferungen gegangen sind, so haben sie es dennoch nicht nachzuweisen gewußt, wie unsre Sagengeschichte sich aus den örtlichen Erinnerungen an Helden fremden oder auch slawischen

Namens *) gebildet habe, Erinnerungen, welche von Thaten meldeten, die doch auf dem Boden unsres Vaterlandes und in nicht so gar entfernter, ja so gut wie historischer Zeit vollbracht worden sein sollten. Sie fanden, wie gesagt, das Verbindungsglied nicht, welches einen Anhalt für jene Geschichten hätte darbieten können, und so rückten sie dieselben überhaupt ganz von dem historischen Standpunkte weg und warfen sie unter die Mährchen. U. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirche in Heiligenkreuz.

In einem chronikartigen Berichte, der unter den Akten der Kirche in Heiligenkreuz aufbewahrt wird, und der aus dem Jahr 1734 stammt, kommt folgende Stelle über den Ursprung derselben vor:

„An vielfältigen Traditiones zwar fehlt es nicht, indem alte Leute erzählen, von ihren Vorältern gehört zu haben, daß die Kirche zuerst hätte sollen auf dem Barbadischen Felde (?) nicht weit von der See, andre sagen auf dem Berge gegen Biskubnicken erbauet werden, dahin denn auch schon das Holz wäre beigeführt worden. Allein sie hat nicht allda stehen wollen, sondern was die Zimmerleut des Tages aufgeführt und gebauet hätten, das wäre in der folgenden Nacht hieher gekommen, wo sie jetzo stehet. Und was einige von diesem Bauholz sagen, das sagen andere hinwiederum von einem kleinen lichten Kreuz, welches des Nachts hier an der rechten Stätte soll geleuchtet haben. Einige wollen auch etwas von einem Sigeirglöckchen auf gleiche Weise sagen"

Von dem Sigeirglöckchen scheint dem Volke nichts mehr bekannt zu sein. Dagegen erfährt man die Sage, wie der Teufel das Bauholz von dem sogenannten Haferberge nach der jetzigen Stelle der Kirche getragen habe, leicht von jedermann. Von dem Kreuze wurde in Palmnicken erzählt, es sei von dem Meere an das Land gespült und bis zu der Stelle, wo die nach demselben benannte Kirche steht, also einen Weg von beinahe einer Meile, gewandert.

*) Kral, Lech und die verschiedenen Leszek's.

Chronik des Johannes Freiberg.

Von A. Meckelburg.

(Fortsetzung.)

[Rath der Altenstadt erhält die Freiheit zu münzen.]

Noch dem krige wart dem Rathe aus der Altenstadt von v g h vnd dem orden zugesagt vnd zugelaßen vff zehen Jar zu munczen vff des ordens schlack vnd korn das sie sich ires erlidenen schadens etwas erholen mochten vnd sie ir gelt Im krige ausgelegt vnd vorgestregkt hetten, douor mochten eine freiheit zu munczen erlangen ꝛc.

[Pflaumen-Groschen.]

Der Rat bawet eine Muncze bei der badestuben [8]) vnd muncztен fertig, vbirkamen silber genugk, vnd domnick plate was Munczmeister. Do nue der Rath aus der Altenstat vngeferlich In das funffte Jar gemunczt hette do begunde es der vbirherschafft zu gerewen das sie die Stadt mit solcher freiheit begabet hetten, vnd och so fertig Munczten, do wogen vnd wopten die aller geringsten großen auß, die in der Stat gemunczt warn, bey 500 mark zuwegen brachten. Do sagt die herschafft dem Rathe die muncze wider vff, vnd solten nicht mehr Munczen den sie hetten ire Muncze am schrote zu geringe gemacht [9]). Do was

[7]) Hier sind zwei auf einander folgende Blätter der Handschrift mit 371 foliirt, daher ich zum Unterschiede das zweite mit 371. a. bezeichne.

[8]) Die Badstube lag am Holzthore, welches die Holzstraße nach der Holzbrücke zu abschloß. Erl. Pr. II. 508. Bering bezeichnet dieselbe in der seinem Plan beigedruckten Erklärung mit der Zahl 56, doch ist diese Zahl auf dem Plane selbst nicht zu finden.

[9]) In einer an die Kirchenthüren angeschlagenen Bekanntmachung Albrechts (dat. Königsberg, Mont. nach Purificationis Marie 1522) findet sich eine Stelle, welche beweist, daß schon damals über die von der Altstadt geprägten Münzen Klage geführt ward. Dieselbe lautet: »Zum Ersten, welchen Schaden sie (die Handwerker) der Clippen-Münze wegen neben andern Auflagen und Bekümmerniß in dem vergangenen Kriege erlitten, und besonders weil die Münze, welche jetzt geschlagen und ganghafftig, dermaßen bei den umliegenden Städten auch unwürdig geachtet wird, daß wir solches wandeln wollten, damit sie nicht ferner zu

zu der Zeit Rentmeister Caspar Freiberger, der sagt lieben herrn wen das solte gelden die leichsten groschen auszuwoppen, so wurde man vnter vnsern groschenn wol souil vnd mehen finden, villeicht geringer am schrote weren. Also hot die herschafft allewege mit hinderlistigen practicke den Steten nach getrachtet vnd ist noch kein vffhoren von tag zu tage, wie man die armen vnthertanen mit newen vffsecze beschwern magk ꝛc. Es wehr sehr vil douon zu sagen vnd zuschreibenn was vur beschwerung vnd vbirlast disem armen Lande vnd vnthertanen teglich widerfarn ist, wen es die Zeit hette ꝛc. Das mal was, pflawme ein reicher vnd wolhabender man Burgermeister in der Altenstat der villeichte die Muncze vorleget das in den schwang kam vnd von steten gingk, Vnd dieselbigen groschen welche in der Stat gemunczt wurden, der gemeine man nenneten pflawmen groschen, vnd wern falsch gemunczt dorumb nicht mehr munczen musten ꝛc. Den der gemeine puffel hilt es nicht mit dem Rathe hetten lieber gesehn das es Inen vffs vbelste ergangen wer. Dorumb redet der eine diß der ander das vff den Rath wie es noch teglich geschicht.

Auch warn in der ersten etliche prediger, do das euangelii zum ersten alhie angefangen wart, hulffen auch seher dorzu, das wol zuleczt ein vffrur zwuschen der gemeine vnd dem Rathe solt entstanden sein ꝛc.

Es ging wunderlich genugk zu alhie in der ersten, vorsorgten

Schaden und Verderben gedeihen thäten. Darauf wir dann diese Unterhandlung gehabt und uns derselbigen Münze halben dermaßen befragen lassen, daß in solcher Münze etwa von den Altstädtern ein Uebersehen geschehen, derhalben wir diese Wege gesucht, daß wir dem Rathe aus der Altstadt befohlen und aufgelegt bei der Buße von 1000 Rheinischen Gulden, solche Münze allenthalben, unter ihrem Gepräge ausgegangen, derweil sie gemünzt haben, zwischen hier und Fastabend wiederum zu sich zu wechseln, also daß solche ihre Münze endlich auf Ostern soll eingewechselt werden, welche Münze sie alsdann wiederum dem geordneten Schrot und Korn gemäß verarbeiten sollen, damit sich die Unterthanen des Stückes halber keines Schadens mehr befürchten dürfen, was sie uns denn also bei obgemelter Poen und Buße mit Mund und Hand zu vollziehen gelobt und zugesagt. Und dieweil denn solche Münze etlicher Maßen zu gering befunden, soll derjenige, der Ursach dazu gegeben, uns 1000 Rhein. Guld. von Stund an zu überreichen verpflichtet sein, und wiewohl wir denselben gröblicher zu strafen wohl Ursache hätten, so wollen wir doch die gedachten 1000 Gulden keineswegs nachlassen." (Beler Bl. 77.)

ſich gar wol mit den kirchengutter, als Biſchoff von Samlant Jorge polenez genant, Criſtoff gattenhoffer vnd andere beuelhaber mehe douon reich geworden ſein die zu der Zeit Regenten Im lande warn vnd der kirchengutter ſich vndernomen v g h zugutte, irer dobey nicht vorſewmet haben ꝛc. wirt ſich alls wol finden Im außkerich zu ſeiner Zeit.

Nue volgt die handelung vff den Beifride zu Thorn gehandelt Latiniſch.

Der vier Jerige anſtant zwuſchen dem konige von polen vnd homeiſter[10]).

f. 372-374. Im oben ausgedruckten vnd auffgerichten vier Jerigen Jerigen fridelichen Anſtant, haben beide herrn als der konig zu polenn vnd der homeiſter ein iczlicher In ſonderheit mit Iren briffen vnd Siegeln allenthalben vheſte zuhalten becrefftigen vnd beſtetiget actum vts. Derhalben vonvnnoten die ſelben ſchrifften von worten zu worten hieher ein zuſeczenn.

Vff welchen oben angezeigten vier Jerigen vnd fridelichen anſtant ſich der homeiſter erhaben, vnd In eigener perſon hinaußen In die Lande bogeben Im ſelben 21ſten Jare[11]), vnd In mittler Zeit bei keiſeren, konigen, Curfurſten vnd Furſten auch allen ſtenden vnd ſonderlichen bei den Compromiſſarien mit großer arbeit fouil gehandelt vnd dahin pracht das In den langwerigen Irrungen ſo ſich zwiſchen der Cron von polen vnd dem orden zugetragen dieſelben hinzulegen vnd zuentſcheiden ein tag In vngaren gen preßpurg angeſaczt iſt wurden.

Als nue der homeiſter Nauſsen gezogen was, vnd die vier Jar vbir auß dem Lande bleib, worden zu Regenten geſaczt Inn preußen, Biſchoff von Samlant haußcumptur vnd andere herrn ꝛc. Als nue das Landt vnd die leute ſo gar vorderbet, vnd alls was In vorrath war, alles vorzeret, vnd vnfruchtbare iar dorzu, das alles was man zur leibs nott bedorffte, ſeher tewer, Brott, Bier, fleiſch, Salcz ꝛc. Die gerſte muſt man vorſtolen aus dem werder holen, was noch wol halb habern den die von Danczig vnd

[10]) Dat. Thorn, am 7. April 1521. Abgedruckt bei Dogiel, cod. diplom. Polon. Tom. IV. No. CLX., und deßhalb hier nicht wieder mitgetheilt.

[11]) Voigt IX. 651 ſetzt die Abreiſe des HMr's nach Deutſchland auf den 10. April 1522, wornach dieſe Stelle alſo zu berichtigen iſt.

Elbinge, wolden vns nicht gonnen von Irem getreyde zukouffen, hetten es lieber denen genommen die es koufft hetten, wen sie dieselbigen vbirkommen hetten.

Vmb dieselbige Zeit was vnfride vff der Sehe In der west See [12]) ouch In der Ost Sehe, das nicht Schiffe mit Salcz kunden kommen, das das Salcz seher teuer wart, die last gekoufft wart vmb hundert mark och wol hundert vnd zwenczig mark. Das auch die von Danczig kein Salcz mehe außlaßen wolten aufs irer Stadt, sunder wer etwas vorstolens In Casten vnd Cramfeßer weg brengen kunde, must es gar heimlich thun ꝛc.

Der konig aus Dennemagkt Cristierne [13]), begab sich sampt seiner koniginne vnd kinder, auß Dennemargk mit etlichen Schiffen noch hollandt, nam mit sich seinen Schacz, der meinunge was er, knechte vnd Reuter vffzunemen, vnd wider mit dem volcke In dennemargk zu ziehen, das wider einzunemen. So hat er der konig vil volck beieinander, do vbir der homeister aus preußen ein houptman solt sein, aber der Zogk ging zurucke wart nichts auß. Dornoch zog derselbe konig Im elend vmb, bißolange das er In Norwegen mit vorretterey vnd vntrewe gefangen wart ꝛc.

Im vier Jerigen anstande wurden eczliche prediger als Doctor prißman [14]), Amandus [15]) vnd andere mehe, vom homeister, In

[12]) Westsee = Nordsee.

[13]) Christian II. der Böse. — Voigt IX. 680–82.

[14]) Rhesa programma, vita Brismanni. Reg., 1823. Voigt. IX. 699. Act. Bor. II. 665. 679—81.

[15]) Rhesa programma, vita Amandi. Reg., 1829. Act. Bor. II. 425 bis 432. (Excerpte aus Beier und Platner). — Ueber den Beginn der Reformation in Königsberg berichtet das Manuscript des Geh. Arch. Bl. 61 u. 62. folgendes: „Anno 1524 hat man zu Danzig das reine heilige Evangelium zu predigen angefangen, ꝛc. Kürzlich darnach hat man auch zu Königsberg dasselbe göttliche Wort zu predigen angefangen, wie denn Christus spricht, die Letzten sollen die Ersten werden, denn es nachmals zu Königsberg beharrlich geblieben. Denn ein Münzmeister, mit Namen Albrecht Wille, brachte, vielleicht aus Befehl der Obrigkeit, einen gelehrten Doctor Theologiä von Wittenberg, mit Namen Johannes Brismann, der dann dem göttlichen Wort eine lange Zeit vorgestanden, viel guter christlicher Lehre und Vermahnung im Druck lassen ausgehen, in Riga eine Zeit lang geprebigt, die Kirche daselbst in einen rechten Schwung gebracht mit reiner unbefleckter Lehre und wiederum gen Königsberg gekommen und nichts wenigeres denn vorhin im Dome geprebigt. — Die Zeit nahmen etliche vom Orden, jeder ein Weib zur Ehe, als Herr Michel v. Drahe, darnach Herr Wolff

preußen geschickt, aldo anzuheben das euangelium zupredigen. Die-
f. 375. selben prediger hueben ahn zu predigen das euangelium vnd vile leute waren seher dowider sunderlich die pfaffen Monche vnd alte weiber, halff sie gar nichts, muſten es wider iren willen predigen laßen. Der gemein man liffen vnd gingen fleißig zur predigt, sunderlich wen der Amandus prediget von dem hielt der poffel vil, er saget was sie gerne horeten, den seine prediget richtet sich gemeinlich wider den Rath, hette er lenger solt predigen, wer gewißlich ein vfflauff geschehen von dem pofell. Do er es so gar grob machet, vnd Ruget den Rath vffentlich von der Canczel (wenn sie nicht In seiner predigt, sunder zu Rathauße, des Lands vnd der Stat geschеffte, zuuorsorgen, do bey einander waren) do muſt ehr von hie, den es was Zeit. Do v. g. h. wider Ins Lant was kommen, kam Amandus wider vnd wolde vbir den Rath Clagen, das ehr wegk muſte, aber seine clage wart nicht gehort, ehr muſte denselbigen tag bey sonnen schein von hie sich machenn. Auch prediget der Amandus In denn Ostern (er pflag allezeit In der Altenstat zupredigen vnd prießman Im Thume) die grawe Monche hetten lange mit vns geßen, wir mochten wol auch ein mal mit Inen wider essen. Do liff das gepofel balt dornoch hin woch der groen Monchen Cloſter, trieben sie auß, do nam ein iczlicher was er vbirkommen kunde vnd truge heim In sein hauß, sie hatten genugk bei den Munchen gefunden, an profiande vnd ahn anderm ꝛc. [16]).

Zu der Zeit als das Euangelium zum ersten alhie gepre-

Freiherr von Heideck, und folgends insgemein alle Priester. In der Pfarr- und Domkirche predigt man göttliche Wahrheit; auf dem Schloß, Klöstern und andern Kirchen predigt man menschliche Lügen, und durfte doch niemand dawider reden, ging beides also im Schwang, angesehen, daß der rechte Erbe nicht im Lande war. Die Bürger aber unter sich machten ein wunderliches Spiel von Luther wider den Pabst, darinnen des Pabstes, seiner Cardinäle und ganzen Anhanges Büberei genugsam angezeigt, lustig anzusehen. Die grauen Mönche aber gingen zum Herrn Hauskomthur, kläglich bittend, das ärgerliche Spiel abzuthun, die Anfänger desselben zu strafen, oder ja nicht öffentlich zu spielen, boten auch dem Orden viel Geld deswegen zu geben. Sie wurden aber abgewiesen, man könnte den Bürgern ihre gewöhnlichen Fastnachtsspiele nicht verbieten."

[16]) Vgl. N. Pr. Pr. Bl. I. 62

digt, (wie gemelt ist) do was ein solch weip vnd man nemen, wer nicht einen pfaff oder Monch vbirkomen kunt, den sie hatten etwas In der erste gelt von den votiuen, drumb was es gedrange vmb sie, wen das gelt weg vnd vorzeret was, liffen sie wider voneinander, Jue so seer, wie sie vorhin zusampne liffen. Es was schier nummer der tag das nicht Monch pfaff vnd Nonnen, auch andere Megde getreuet wurden, es war alle tage kostinge doselbst ꝛc. Auch brachen sie die altarien nider vnd Rißen die bilder abe vnd sturmbten feintlich mit den bildern, ein iczlicher trugk Jue etwas heim, das och etliche mit schanden haben must wider geben. vnd das silbern gerete als kelche, Creucze, pacifical ꝛc. wart In einen Casten gethan, vnd vffs Rathauß gesezt. Do aber der pofell (die das ire vorsoffen vnd vnnuczlich zubracht hetten) sahe, das man Inen douon nicht austeilet, das sie praßen mochten, sprachen sie zum Rathe die gemeine, man solt das silber, v. g. h. vff das Schloß brengen, es stunde do vff dem Rathauße, niemant wuste noch wo es bliebe, also wart das kirchen silber vbirantwort der herschafft, vnd aufs allen kirchen Im ganczen Lande.

Volgett die handelunge zwuschen dem konige von polen vnd homeister [17]).

[17]) Die ganze Stelle von den Worten „Alſo hat ſich diſer ꝛc. ꝛc." an bis hierher fehlt in allen andern Abſchriften, dafür ſchieben ſie eine ziemliche Zahl von lateiniſchen Briefen ein, welche zwiſchen den Schiedsrichtern gewechſelt worden. Die dritte Handſchrift der Stadtbibliothek (S. 136—40) und die Collectaneen des Camerarius (S. 114—18) theilen hier außerdem nachſtehende Nachrichten mit: „**Eodem anno 21.** Noch dem gemachten vnd Beſtetigen Beyfriede gedochte Itzlichs Teil ſich des Iriedenen ſchadens wider zu Irholen vnd wart kegen Graudentz auff Jacobi ein tag Beyderſeits So wol B. G. H. Als der konigl. Reten geleget darzu der Biſchoff von Samlant, her Mititz, vnd von den landen Fabian von Maulen vnd Kunheim Auch von den Stetten konigsberg darzu vorordent vnd wart Erſtlich Noch angetragenem durch her Mititz grus vorgenomen vmb dye abgewonnenen ſchlos ſtette vnnd Flecken ſich zuuortragen, eineß gegen daß ander zu vorwechſeln, den wo die ſchloß vnd ſtete auch dorfer vnd pauren, welde vnd fiſchereien ſolde iczlichem theile als feinden daß die 4 iahr deß beifriedes vmbwehren bleiben, wolden nicht gebeßert, ſunder erger den im kriege vortorben werden vnd wart von vnſerm theile gutliche vnd frunliche wege vorgeſchlagen. Aber von dem anderen theile ganz ſpottlich angenommen, vnd ſtelleten ſich gegen vnß wie vberwinner gegen bedingte [Die Coll. d. Cam. ſetzen dafür „bedruckte"], ſo daß zu der Zeit von dieſem auch von anderem wenick vnd gar nichteß wart außgerichtet.

Do zu preßpurg In vngaren ein tag ist angefaczt wurden [18]), doruff seine F. g. herrn Erharten Bischoff von Ryfenburg [19])

Item Auch waren ezliche thumhern von der frowenburck ihrer verlornen stete vnd dorfer halben, die ihnen im kriege auch ingenommen in einen vortrack vnd wechsell mit vnserm G. H. zu gehen, vnd wurden vnserem theile von den thumhern gahr sehr vngleiche wege vorgeschlagen. Nach vielen handlungen vnd vnterreden, vorbleib eß gleich wie mit deß konings rethe vnd dem bißschof von heilsperck biß an den außganck der vier iahr deß beifriedeß anstehen. Eß gefiell aber vnserm G. H. vnd seinen landen viell zu schwer, da die polen so gutter deß ordenß inne hatten, gebrauchten ste zu ihrem besten vnuorschonet, die welde zu pich, mesten, vielen, die vor langen Zeiten zu großem vorratt verschonet, vnd geheget, deßgleichen die besten pauren suchten ste auß, besagten ihre gutter damit, Auch mit der fischerei in den sehen, vnd so alles waß nur zu ihrem besten kunt vnd mocht gebraucht werden wart nicht verschonet. Deßgleichen wart von vnserm theile widder gehandelt wiewoll gahr sehr vngleich, alleine waß men sich bei den vom braunßperge kunt erholen, vnd daß ginck also zu.

Vnser G. H. het sich vast sehr in schulde gesteckt, vnder welchen einer von Berlin winß gnant, der im auch im kriege gedienet 4000 gulden schuldick geliegen gelt, welcher winß mit seiner vorschreibunge hert in vnsern G. H. branck, vnd S. F. G. alle schuldeners nicht woll rathen kunde. So hatten die vom braunßperge viell flachs den kriegk vber vnuorsehret behalden. Als ste nu zu sommer den flachs noch Danzick zu furen bereitet hetten, geschah ihn ein vorboeth solchen flachs nicht weck zu furen, vnder vielen reisen vnd handelungen musten sich die vom braunßperge bewilligen, mit ihren briefen vnd siegeln vorschreiben Anthonio winß auf seine schult 2000 gulden zu geben vnd zu bezalen. Darau kriegten ste ihren flachs frei vnd loeß zu schieffen.

Item hier her gehoret viell mehr waß sich daß iahr vber begeben hat mi vielem anschlagen der mandaet an die kirchtore einß vber daß ander ohne bewust vnd bewilligunge der rethe vnd gemeine, welches ohne Zweifell von anderen ist vorzeichnet vnd aufgeschrieben worden.

Anno 1521.

Item Nach vorlauf dießes iahres vorschrieb Vnser G. H auf den herbst einen gemeinen landtack, dorin viell gebrechen beraetschlaget, vnd sonderlich vmb eine steur gebeten, welche seiner F. G. abgeschlagen, dan die armut sehr groß, vnd alles volck so woll of dem lande als in den steten in einen vnuorwintlichen schaden durch erlittenen krieck gekommen, daß ste sich. S. F. G. zu dießer Zeit nicht helfen kunden, daß S. F. G. muste auf diese Zeit zufriede sein. Item Aber vnder dießer handelunge zogen die vbersten deß ordenß als großkompter, vnd andere gebittiger ezliche auß dem abell, ezliche auch von den steten vber eine seite in vortrawen mit ihnen zu reden, mit bedingen nicht weiter zu melden ꝛc. vnd solchs auf diese weise. Diß erste iahr deß beifriedes were schier verlauffen vnd man vornehme gahr nichteß daß sich iemandes zu der berichtunge deß beistaades schickte, wihr theten nichts weiters darzu, der pole sehe eß gerne,

von sich In die Lande zu preußen zu Reisen abegefertiget, mit beuehl allen den herschafften daselbst von Landen vnd Steten alle

daß nichtes daruon wurde, die compromißarien vnd scheidesrichter seßen gahr stille, so wihr nicht weiter darzu dencken würden, vnd vmb die sollicitacion bei. V. G. H. anregunge thuen, muste wihr vnß nichteß anders nach verloffunge deß vierierigen anstandes, dan einen newen krieck vormuten, vnd beforgen. Daß waeß vorhin in der geheime geredet, begunde lautbaer zu werden vnd wolte doch dießes niemandes ein anheber sein, begunde also in einem offentlichen raetschlack zu gedeien, solchs durch ein lanck bereden vnd raetschlack wart beschloßen durch die herschaft, lantschaft, vnd stete an V. G. H. zu tragen. den raeth seiner f. G. auf die bekommerniße zu bitten vnd begeren. Dem so die volge geschehen, welches so als vor sein f. G. von wegen der herschaft lande vnd stete getragen, nam S. F. G. mit gnedigem willen zu großem Dancke an, vnd beschloß mit landen vnd steten daß man lezlich darzu verordente bei dem compromißarien zu sollicitiren vnd vmb den vierierigen anstandt anzuhalden vnd wart von V. G. H. landen vnd steten in ihren raetschlack beuolen durch weme solches of dem besten muchte außgerichtet werden, dan S. F. G. hetten viel darumb mit botschaften briefen bei S. G. bruder Margraf Jorgen vnd anderen die sein F. G. mit großer schwerer vnkost bei keiserlicher Maiestat, bei koninglicher wirden von vngern vnd behmen vnd bei anderen furste, bischofen, vnd hern, erhalte angehalten vnd vleiß gethaen, aber nichts fruchtbaerlichs darauß befunden, darumb nichts beßers wie voer gemeldet auß dem lande iemands hinnauß abzufertigen, dießen handell bei dem compromißarien zu furderen. Diß alles ist so beraetschlaget wie beuolen. Auß gemeinem beraetschlagen vnd bedencken ist bei allen, sundertich mehr bei der vberherschaft den von den landen vnd steten vor gut angesehen S. F. G. zu bitten auf daß vnderthenigst vnd vleisigste dieweile S. F. G. vngespaertes seineß eigen leibs vnd bluts den vorgangnen krieck vnd sunst allewege daß lant mit allen trewen gemeinet, kunden sie izt auf diß mahl niemands bedencken durch weme daß vorgenommen werck daß vnd fruchtbarlicher kunde vnd muchte außgerichtet werden den durch f. F. G. eigne person. So solchs mit weiniger vnkost vnd ohne beschwerunge dießes armen vortorbnen landes beschehen mochte, so als solches beratschlaget vnd vor gut angesehen, wart solch bedencken an S. F. G. getragen, vnd S. F. G. Raet auch gebeten. Nach gehaltem raet wart von S. F. G. der hern der lande vnd stete bedencken vnd gutduncken angenommen vnd bewilliget, den handell allenthalben auf seine person geladen vnd erboten mit großem vnd vielem erbieten mit der geringsten vnkost so seiner. F. G. stant vnd ehren immer mueglich vnd vnuorlezlichen geschehen kan außzurichten, vnd nur alleine mit 15 geringen pferden darzu schicken vnd sich auf daß furderlichste den negsten wek zu ferdinando ko. mat. von vngern vnd behmen vorzunehmen. Auch andere hern furste bischoffe vnd prelaten von freunden vnd fremden zu dießer furderung nuzlich ansuchen, vnd ihreß rahts gebrauchen. So erhub sich S. F. G bald darnach vnd befuhl erstlich den von landen vnd steten dem bischof von Samelant vnd anderen regenten mehr die regierunge, vnd den vnterthanen den gehorsam in abwesen ane alle aufruhr vnd ergerniß ihnen zu ge-

handelungen vnd derselben gelegenheit anzuzeigen welchs auch geschee nn.

Vff welchs ein gemeiner Lantag beruffen, vnd daselbst durch gemelten herrn Bischoff von Rysenburg allen herschafften auch Landen vnd Steten alls was v. g. h. mit vil muhe vnd schwerer arbeit vnd schaden eigenes leibes sich beflißen vnd außgericht, auch wieweitt dise sache durch, s. f. g. gehandelt vnd gebracht furgeleget vnd entdackt ist wurden, vnd leczlichen nach vilem erczelen bogert etlichen von den herrn des Ordens auch Ritterschafften vnd Steten mit voller macht zu solchem angesaczten tage Trium Regum [20]) In vngarn gen presspurg zu vorordenen abezufertigen vnd zuschicken, den langwerigen Irrigen krigk zwuschen der Cron zu polen vnd den Landen preußen beyzulegen entscheiden anzunemen vnd zubewilligen [21]). Welchs die herrn des Ordens desgleichen
f. 376. Lande vnd Stete fur gutt angesehen bewilliget vnd vorliebet, vnd habenn dorzu den Erwirdigen In got herrn Erharden Bischoff zu Rysenpurg den Edlen vnd wolgebornen herrn Friderichen her zu heideck ꝛc. von wegen des ordens vnder sich selbst erwelet vnd gekoren, vnd zu warer becrefftigunge der volmacht Inen des Couents [22]) Ingesigel mitte gegeben vnd vortrawet, Von dem Adel den Edlen vnd wolgebornen herrn heinrichen von kitlicz vnd Georgen von kunheim, welche alle vff des Fursten vncost vnd Zerungen gezogen, Von wegen der Stete Nicolaus Richaw Burgermeister Altenstat kongsperg vnd Cristpinus Schoneberg Burgermeister der Stat kneiphoff kongsperg, welche vff der Stete eigene vncost vnd Zerungen mit dreien pferden fur einem wagen vnd zweie Reutteren

leisten, vnd hat sich daernach [Die Coll. d. Cam. haben: „zubor."] auß dem lande begeben. Waß sich aber in abwesen S. F. G begeben wirt man hernach vorzeichnet finden. Volget waß S. F G. die drei iahr vber bei hern vnd fursten daraußen landes gehandelt haben."

[18]) Vgl. Voigt IX. 730.

[19]) Erhard v. Queis Bischof von Pomesanien. Voigt IX. 694 u. 696.

[20]) den 6ten Januar.

[21]) Vgl. Voigt IX, 735.

[22]) d. h. des Conbents zu Königsberg.

abegefertiget. Inen alle [23]) eine vollemacht volgende lautts mitte gegebenn [24]).

Nach solcher abefertigungen seint die volmechtigen geschickten am 8 tage fur Natiuitatis Cristi [25]) des 24sten Jares von kongsperg In vngarn zuziehen abegeschiden vnd am 8 tage nach Trium Regum [26]) gen olmicz In Mehern [27]) kommen Daselbst erstlichen erfaren das der angesaczte tag Trium Regum durch ko. Mt. zu polen abegeslagen vnd zuruckegangen [28]). Dornoch wir geschickten dreie wochen ane alle boscheidt v. g. h. Im Lande zu Meren gelegen.

Dornoch von v. g. h. schrifftlichen beuehl von Oeffen [29]) erlanget vnd widervmb gen Breslaw zu bogeben, do wolt s. f. g. mit den geschickten Ratschlagen waßer gestalt (dieweil der tagk des beifrids nahe erbey) In der sachen zwuschen ko. Mt. zu polen r. 377. vnd v. g. h. dem homeister furzunemen were. Ist durch gemeinen rath fur gut angesehen, dieweil das Lant preußenn vil zu wenig vnuormoglichen mit der Cron zu polen einenn newen krigk anzufahen, Auch dieweil diße handelungen durch die Cron von polen In eine vorlegerungen gestrackt vnd die Compromisßarien gancz swere auch mit großer muhe vnd arbeit vnd vncosten zusammen zubrengen, sich mit ko. Mt. den ewigen friden zubesweren In einen sunlichen [30]) vortragk bogeben, Doch der gestalt das etliche vnleideliche vnd vnmogliche artickel In eine linderungen gestellet mochten werden [31]).

Daruff sich die durchlauchten hochgebornen Furstenn vnd herrn her Georgen Marggraff zu Brandenburg ꝛc. vnd herrn Friderichen

[23]) d. h. den Abgeordneten von Landen und Städten, denn die des Ordens erhielten eine besondere im Namen des Ordens ausgestellte Vollmacht, welche von Faber, preuß. Arch. I, 149—52 mitgetheilt ist.

[24]) Abgedruckt in Faber, a. a. O. I, 152—54, daher sie hier fortgelassen worden ist.

[25]) den 16ten Dezember.

[26]) den 14ten Januar.

[27]) Olmütz in Mähren.

[28]) Vgl. Voigt IX. 736.

[29]) Oeffen = Ofen.

[30]) sunlichen = leidlichen, erträglichen.

[31]) Von den Worten: „Do zu preßpurg In vngaren ꝛc." an stimmt das Manuscr. des Geh. Arch. (Bl. 51—53) fast wörtlich mit unserm Chronisten überein.

herzog zur Ligenicz durch bitt vnsers g. h. vnd der geschickten zu vnderhendelern zwuschen der Cron zu polen vnd v g h, haben brauchen laßen, welche beiden Fursten vnd herrn von vns, von Creuczburg In der Schlesien In der ersten Fastwochen [32]) mit schrifftlicher etlicher artickel des ewigen frids bericht, von vns noch Crokaw abegezogenn [33]).

Nue folget die ausfaczungen was der Durchlauchte Furst vnd herre her Albrecht Marggraff zu Brandenburg ꝛc. homeister In preußen vnd der orden sampt den vnderthanen von Landen vnd Steten der Lande preußen der beswerlichen artickel halben des ewigen frids, bitten gelindert vnd gemeßiget zu werden actum Creuczburg In der Slesien 25 meilen von Crockaw am 5 tage Marcii Anno ꝛc. 1525.

Zu dem ersten nach dem vnder andern Im ewigen fride eingeleibet ist, das konigliche wirde vnd die Cron zu polen den homeister sampt seinem Orden Landen vnd leuten In irer ko. wirde schucz vnd schirm nemen sollen, welchen artickel der durchlauchte Furst der her homeister sampt seinem orden Landen vnd leuten einzugehen vnd zubelieben erbottig die ko. wirde vnd die Cron zu polen der maßen fur iren erblichen ewigen Schucz vnd Schirmherrn anzunemen zuhalten vnd zuerkennen. Dagegen thut sich der her homeister widerumb ko. W. vnd der Cron zu polen mit Rath vnd Eidspflichten einleiben wie dan nachvolgender Eidt außweiset vnd anzeigen thut.

Ich Albrecht ꝛc. als ein Rath vnd Diener ko. W. vnd der Cronn zu polen, gelobe vnd Schwere irer koniglicher. W. vnd iczt gemelter Cron zu polen als meinem ewigen erblichen Schucz vnd Schirmherrn getrewlichen zudienen vnd zurathen ko. W. Iren nachkomenden vnd der Cron zu polen nach gelegenheit vnd ansehungen der hendel vnd gescheffte vnd vff ko. W. vnd der Cron zu polen Darlage vnd vncosten gebrauchen wurde, dieselben rede vnd geheime welche sie mir vortrawet werden biß In mein endt zuschweygen vnd getrewlichen abewarten auch zu nachteil ko. W. irer nachkommen vnd der Cron zu polen niemands zu eroffenen als mir gott helffe ꝛc.

Dagegen sal ko. W. fur sich seine nachkommen vnd die Cron zu polen widerumb Sweren schuldig vnd pflichtig zu sein dem homeister zu preußen seinen orden sampt Landen vnd leuten In genedigen erblichen ewigen Schucz vnd Schirm zunemen In allen vffrichtigen handel vnd widerwertigen sachen beschuczen, Schirmen

[32]) Zwischen dem 5ten und 12ten März.
[33]) Vgl. Voigt IX. 745.

vnd hanthaben, auch ſ. ſ. g. des homeiſters ſeines ordens Landen vnd leuten beſts zuwißen vnd zufordern alſo das nachuolgende artickel In Maßen wie der her homeiſter ſeinem orden Landen vnd leuten ſich gegen ko. W. vnd der Cron zu polen vorbunden widerumb wie oben gemelt ſtete vnd vheſte zuhalten, vorbinden.

In deme artickel do angezeigt wirt das der orden keine newe Zolle zu Lande vnd zu waßer, desgleichen die Cron zu polen zu nachteil beiderſeits ſollen vffgericht werden, wie dann der artickel f. 378.
Im ewigen fride ausgedrugkt, auch der her homeiſter ſolchen bewilgen wil, Inen auch nicht anders auslegen In anſehungen das der her homeiſter. ſ. ſ. g. denſelben vfftmals ſ f g. vnderthanen beſwerlich vnd zuentgegen des ewigen frids befunden, das derſelbe hinfurt, wie er Im ewigen fride ausgedrugkt vnuorbruchlichen gehalten werde.

In dem artickel da gemelt wirt das der homeiſter nach Bapſtlicher heyligkeit keinen andern herrn erkennen ſal alleine ko. W. zu polen vff dißen artickel wil der homeiſter keinen andernn Schuczherrn wißen alleine die Cron zu polen dafur erkennen vnd halten.

Dieſer artickel dorinne eingeleibet das der her homeiſter vnd Orden wider menichlichen der Cron zu polen helffen ſal, iſt dem homeiſter In keinem weg thulichen nach vil weniger den vnderthanen, dieweil ſolchs iren priuilegien zuentgegen tregliche vnd mit nichte leidelichen, aus vrſachen wie Idermeniglichen zuermeſsen das des ordens Lande preußen durch ſolchs furnemen In kurczeit vollents zuuorterben gedeien wurde den die andern Landen als polen, Littawen vnd Maſaw damit priuiligirt nicht weiter dan biß oder an die grenczen orther zu helffen. Wo aber ko. W. vnd die Cron zu polen hulffe durfftig ſein wurde vnd. ſ. ſ. g. vnderthanen begirich iſt, ſolchs dem homeiſter nicht entgegen wer liebe vnd luſt von. ſ. ſ. g. vnderthanen darzu hat vff ko. W. vnd der Cron zu polen vorſoldungen zuuordinen, doran der homeiſter niemands wil vorhindern, ſunder bogirich vnd geneigit dieſelben zufordern. Dan zu bedencken ſolt ein außgedruckte [34]) hulffe zugeſaget werden vnd etwan einer cleinen Zal mochte ko. W. denſelben einen vordriſs tragen alſo durch dißes mittel were niemants die hant geſchloßen wer luſt darzu hette mochte ſich gebrauchen laßen.

Der artickel polen In den Orden zunemen ſal gancz vnd gar abegetan werden, das polen vnd Teutzſche ſich des falls nicht zuſampne vorgleichen wil, diß alſo ſal vorſtanden ſein, die polen werden den Teutzſchen niemer gutt ſein vnd alſo widerumb.

Der artickel die alten gewonlichen Lantſtraſsen zuhalten, thut der homeiſter auch bewilligen doch das alle vngewonliche Straſſen

[34]) außgedruckte = beſtimmte.

vnd abewege zu waßer vnd zu Lande abegethan vnd diejenigen die sie nicht halten beider seits gestrafft werden.

Nach dem auch In dem Eide des ewigen frids angezeigt wirt das ein homeister ein Furst des Reichs polen vnd ko. W. vnd die Cron ein Schuczer. S. F. g. vnd des Ordens sein sal ist vonnothen das der artickel ausgelaßen werde.

Als auch Im ewigen fride angezeiget wirt aber ist das die Lande preußen vff des konigs vnd der Cron polen, auch des homeisters seiten, ein vnzurteilter Corper sein sal, dieweil dan der homeister vnd des Ordens vnderthanen ko. W. zu einem Erblichen ewigen Schucz vnd Schirmherrn haben annemen vnd erkennen wollen kan solcher artickel auch nicht nach ausweisungen des ewigen fridens In sein Crafft gehen, sunder muss Cassirt werden, dan hirinne ist zubetrachten wo es ein Corpus sein solt, vnd die Cron von polen steuer oder aufflage vff ire vnderthanen schlaenn wurde das die vnderthan des Ordens In sulcher hulff vnd steuer auch begriffen sein mußen.

Der artickel das kein teil vorbuntnus ane des andern wißenn vnd willen auffrichten sol, wil der homeister seine F. g. disen artickel der maßen gemeßiget zuwerden angezeiget werdenn das ko. W. vnd die Cron von polen wider den homeister. f. f. g. Orden vnd vnderthanen desgleichen widerumb der homeister f f g. Orden wider ko. W. vnd die Cron zu polen vnd der selben vnderthanen kein vorbuntnuß zuschaden vnd zuuorterb beider seits sollen auffgericht werden.

f. 379. Der artickel das kein kriegk wider die Cristen beider seittes sollen zuschaden furgenommen werden schleust sich [35]) mit dem oben gemelten artickel.

Das das Stifft pomezan ko. W. vnd die Cron zu polen, fur einen Schuczherrn erkennen sol, welcher artickel dermaßen auch zumeßigen sey, dieweil der homeister vnd orden ko. W. vnd die Cron zu polen fur einen Erblichen ewigen Schucz vnd Schirmherrn erkennen, vnd das Stifft pomezan dem homeister vnd Orden ane mittel [36]) vnterworffen, ist nicht vonnoten vnd dem Orden auch nicht leidelich, das sich das Stifft pomesan In einen sonderlichen Schucz vnd Schirm begeben thue.

Was anlangende ist die Arrestation, thut der homeister. f. f. g. denselben artickel bewilligen so ferne. f. f. g. irer schulde halben bei dem gegenteil nicht rechtloß gelaßen werden, das sie sich wie billich irer schulde zuerholen hetten, wie dan nach gemeinem Rechte die Replesalien [37]) stelle haben, welchs dan zu widderumb wo

[35]) schleust sich = ist eingeschlossen.

[36]) ane mittel = unmittelbar.

[37]) Alle anderen Handschriften haben das richtige: „Repressalien."

man rechts bei dem homeister vnd des ordens vnderthanen nicht bekommen mochte dermaßen auch sal vorgenommen werden.

Der 15 artickel Im ewigen fride ist In seinem furnemen dem herrn homeister vnd dem orden gancz vnleidlichen [38]).

Etliche sunderliche artickel, wo der houpthandel In sein Crafft gehen wurde vonnoten zugedenckenn.

Ob die polen fur sich selbst der Muncz gedencken wurden das man sich derselben genczlichen den Landen zum besten vbirein [39]) vnd voreinigen sal, ist f f g nicht zuentgegen doch das man zum forderligsten darzu tethe, damit solchs vff leideliche wege vortragen wurde, wo aber solchs von den polen nicht gedacht wurde, sal solchs In keinen wegk mit stille schweigen vbirgangen werdenn.

Der durchlauchte Furst der homeister bit damit auch nicht zuuorgeßen werden das die grenczen zwuschen Littawen, Samaitten vnd dem orden vnd sunst ahn allen andern orthenn Auch zwuschen der Masaw vnd dem orden besichtigt vnd gezogen wurden diejenigen, So mit besigelten brieffen vorsigelt zuhalten, welche auch sunst irrigk das solche sunst durch zimliche vnd leideliche wege voreiniget werdenn.

Diesen volgenden fride vnd artickel sollen beider parts die Cron zu polen vnd des Orden prelaten Comptur voyte ꝛc. herrn vnd vnderssaßen, vnd alle Stende vnd gemeine Stete vnd vheste zuhalten, Schweren vnd welchs teyls es were der konig oder der homeister disen fride brechen oder nicht halten wolt, sal das ander teyl, den haltenden teil beistendig, den nicht haltenden darzu zuzwingen hulfflich vnd retlich zusein.

Sonnobenst [40]) des fordern tags fur dem Suntage Reminiscere haben die Fursten vnd herrn Marggraff Georgen vnd der herzog von der Ligenicz dem herrn homeister. f. f. g. von Creuczpurg gegen Beuthe erheben sol, zugeschrieben, do sich enthalten damit man. S. F. g. In der nahe alle handelungen wie sichs zwuschen dem konige vnd Inen erhielten, In einer tagereisen abezureichen were, vnd kunt zuthun [41]). Sie hetten auch In abfertigungen des Bothens noch nicht furgenommen, dan sie weren des Crackauschen woywoydens, Schidliwiczky [42]) erbeitende [43]) der zu der Zeit

[38]) Vgl. Voigt VIII. 701.

[39]) Alle anderen Handschriften haben „vnren."

[40]) den 11ten März.

[41]) Vgl. Voigt IX. 716

[42]) Christoph v. Szidlowiec, welcher nebst vielen andern polnischen Großen auch den Krakauer Frieden unterzeichnete.

[43]) erbeitende = erwartend.

nicht einheimisch gewesen vnd mit demselben zuredende ehe sie sich zum konige bogeben wolden. Sie vorsehenn sich auch das sie die handelungen ires furnemens vffm vorgangen Donnerstag nach Inuocauit [44]) anstellen wolden vnd vff den tag furkomen, vff solchs schreiben der beiden Fursten hat sich der homeister volgends Suntags Reminiscere [45]) erhaben vnd Beuthaw 11 meilen von Crockaw bogeben, aldo was des konigs antwort vnd gemutte sein wurde zu erwartenn.

f. 380. Dinstag [46]) nach dem Suntage Oculi sein die durchlauchten hochgebornen Fursten vnd herrn Marggraff Georg vnd der herzog von der Ligenicz, zu Bethaw In dem herzogthumb Oppelen In der Slesien gelegen von Crockaw wider ankommen, vnd haben dem herrn homeister. f. f. g. dem Bischoffe von Rysenburg dem herrn von heidecke geschickte von wegen des Ordens vnd den geschickten von Landen vnd Steten vff die furangezeigten beswerlichenn artickel des ewigen frids zubeschweren gutlichen handelungen So ire genaden zwuschen ko. W. vnd der Cron zu polen vnd dem Lande preußen gethan diße volgende antwort geben, vnd einbracht.

Lieben herrn vnd freunde wir haben zehen tage lang ane vnterlaß mit ko. W. vnd der Cron von polen gehandelt einen ewigen fride beyzubrengen damit die Lande preußen vnd ko. W. von polen zu einem bestendigen fride vnd ruhe kommen mochte, haben ko. W. vnser vbirgebene beswerliche artickel des ewigen frids zuenderen In keinen weg wolden annemen, dan In iren wirden wie ausgesaczt vnd bißher gehalten bleibenn laßen. Es haben abir ꝛc. [47])

Vff disses anbrengen gemelter beider Fursten, ist iren F. g. durch vnsern g. h. von Rysenburg irer gehabter muhe abegedangkt vnd weitere Ratschlagk vff irer f. g. eingebrachte antwort ein dilacion zu bedencken genommen vnd also vff dasmal von iren genaden abegescheidenn.

[44]) den 9ten März.

[45]) den 12ten März.

[46]) den 21ten März; nach Voigt a. a. O. kamen die Unterhändler schon am 19ten zum Hochmeister.

[47]) Die vom Könige gemachten Vorschläge finden sich bei Schütz Bl. 491. b. Z. 3—19 abgedruckt, daher wir sie hier fortlassen. — Das Manuscript des Geh. Arch. (Bl. 53—55: „Dinstag nach Oculi seindt ꝛc.") stimmt wieder wörtlich mit Freiberg überein.

In dem abescheiden hat der homeister mit den geschickten einen Ratschlagk gehalten was In dem furzunemen ko. W. von polen durch die beiden Fursten angetragen zuthun were, haben sich iczlich teyll Insunderheit das zubedencken In ire boqueme stelle als In ire herberge gefunden vnd diße volgende meinungen die von Landen vnd Stetten beschloßen. Weiter dem herrn Bischoffe von Rysenburg vnd dem herrn von heideck als den volmechtigen geschickten von den prelaten vnd Ordens gelieberen furgegeben, das sie den beiden Fursten dem Marggraffen Georgen vnd dem herzogen Friderichen von der Ligenicz, als vnderhendelern volgende meinungen wolten anczeigen.

Durchlauchte hochgeborne Fursten genedige herrn wir habenn E. F. g. berichtungen, so bey ko. W. von polen gehandelt artickel weiße angehort vnd vorstanden vnder welchen einer das v g. h. der homeister das Lant preußen von ko. W. von polenn als einen f.381. Lehenherrn vnd zu Lehen annemen solt ic. Ist uns diser artickel von e f. g. furgeben, selczam vnd frembde wir auch vns nicht vorhofft ader Immer vorsehen das vns dieser furschlag von ko. W. hette sollen bogegen so doch der furnemens In Lande preußen nie gehandelt noch gedocht ist vnd vns geschickten anzunemen schwer gefallen wil, wollen derhalben ire. f. g. von beiden teilen gebeten haben bey ko. W. von polen einen anstant zuerwerben, damit wir die Lande preußen ersuchen mochten, vnd In dem anstande einen hindergang zu den vnsern haben mogen mit Inen eintrechtiglichen diesen wichtig furgeben zubeschlißen der Zuuorsicht, es solt v g h dem homeister vnd vns nuczlich sein.

Dießes vnsers bodencken vnd furgeben haben sich der her von Rysenburg vnd der her von heideck gefallen laßen vnd wir von den Landen vnd Steten neben Iren genaden zu den beiden Fursten gangen In aller form wie fur geschriebenn muntlich vorzalt vnd geredt.

Antwort der Beider Fursten vff furtragen der herschafften von Landen vnd Stetten.

Hiruff haben vns beide Fursten Marggraff Georg vnd herzog Friderich von der Ligenicz dise antwort gegeben.

Lieben herrn vnd freunde mein her Oehm vnd Schwager vnd ich, habenn bey ko. W. von polen ane vnterlas 10 tagen lang In allen puncten euers furgebens des ewigen frids beswerungen zumitteln gehandelt, hat abir ko. W. von polen keines zu endern vnd zu lindern wollen annemen, alleine das Lehen von ko. W.

zu entpfahen beruet, wir haben auch ko. W. gezeigt vnd vbirantwort, eine volmacht von vnserm herrn vnd Bruder desgleichen vom orden vns mitgegeben, auß vrsachen so das vns ko. W. von polen, ob wir auch grunt des handels hetten gefragt, des wir vns eigentlichen vornemen haben laßen neben der presentirten vollemacht wo man etwas leidelichs von ko. W. gegen das Lant zu preußen furnemen wurde, hetten wir gutten grundt wer vff ko. W. dise furschlege vnd mittel zuthun bewogen. So das nicht geschehen were vnd euer vollemacht von der Ritterschafft vnd Steten auch In die mit eingezogen wie wolt vns das gezimen vnd anstehen weiter Sußpension vnd hindergang bey ko. W. euch zuerwerben, man solt vns fur lose leute achten vnd schelten. So wir das gewust, wolten wir vnser gehabte muhe vnd arbeitt Innebehalten vnd ferne vncost daruff nicht gewant haben.

Wir von Landen vnd Steten haben v g h von Rysenburg vnd den von heideck gefraget wie die Fursten zu der vollemacht (wie sie anzeigen) gekommen weren damit sie In die handelungen so weit gegriffen hetten. Es hetten auch die beiden Fursten zu Creuczburg In irem erheben [48]) vmb vnsere vollemacht nie gefraget auch hetten wir keine vollemacht nie angezeiget dan mit schlechten vorzelten worten abegeschiden wie denne das vnser vollemacht mitte In vnsers. g. h. des homeisters vollemacht gezogen were.

Hat der von heideck dise antwurt geben, ehr hette das gerathen das man vnsere vollemacht neben v g h des homeisters vnd des ordens einziehen solt. Es ist aber ane vnsern bewust geschehen [49]).

Herzog Friderich von der Liginicz hat personlichen diße rede gethan.

Dieweil wir lieben frunde die vollemacht gezeiget auch gutten grundt hetten haben horen lasßen, vnd ko. W. doruff mittel furgeschlagen, vnd ir iczunt einen hindergangk bogeret were vil beßer das ich dem konige schriebe, das ir die vorgeschlagene artickel des konigs nicht wolt annemen, den den hindergang bogeren solte, dan es were euch vnd vns dem forigen anczeigen nach, ein treffenlicher spott vnd schimpff auch bitternuß mehr zubesorgenn.

Es euch auch vff dreien wegen furzunemen, krig zugewarten
f. 382. den ewigen friden zubesweren oder die belehenungen anzunemen welche euch nue am Dinstligsten aber boquemligsten anzunemen sein wil ist bey euch, es gehet vns wenig abe aber zu.

[48]) d. h. bei ihrem Aufbruche nach Krakau.

[49]) Das Manuscript des Geh. Arch. (Bl. 55) macht bei Erwähnung dieses Umstandes die Bemerkung: „Dabei man ein verdecktes Essen gespürt."

Mittheilungen aus Briefen.

Ueber die Basreliefs am Piedestal der Reiterstatue Friedrich Wilhelms III. *).

(An Herrn J. Knorre, der im Lagerhause in Berlin beim Prof. Wach, während der Verfertiger der Reiterstatue ebendaselbst beim Prof. Rauch arbeitete. Das Nachstehende diene zur Berichtigung einer Angabe, die aus den Königsbergschen Zeitungen in das Kunstblatt 1847. S. 87. übergegangen ist).

Die Gegenstände für die Basreliefs sind folgende: das Familienleben des Königs, die Gesetzgebung mit besonderer Hervorhebung derjenigen Gesetze, die für die Provinz Preußen wichtig sind, die Bewaffnung und die Segnungen des Friedens. Zum deutlicheren Verständniß will ich auf jedem Basrelief als Hintergrund in leichter Andeutung Ansichten von Königsberg darstellen. Zum Familienleben wäre mir demnach eine Zeichnung von dem Hause auf den Huben wünschenswerth, welches der König und die Königin in den drangsalvollen Jahren bewohnten. Für die Gesetzgebung erbitte ich mir aus einem der königlichen Zimmer des Schlosses die Ansicht der Schloßkirche; vielleicht reicht auch schon das Hauptportal hin oder sonst ein charakteristisch hervortretender Theil, um den Beschauer in die Localität zu versetzen, wo sich der Vorgang begiebt. Für die Bewaffnung würde mir eine Ansicht des Hauptportals des Schlosses mit der Freitreppe angemessen erscheinen als derjenige Ort, wo um das aufgesteckte königliche Banner sich das Volk schaart. Für das letzte lange Relief mit den Segnungen und Zuständen des Friedens, wo Ackerbau, Viehzucht, Schifffahrt u. a. m. bezeichnet werden sollen, würde sich eine Gegend des Haffs oder Pregels wohl am besten eignen. Vielleicht sind Blätter von Gegenständen

*) Ueber das kleine Modell des Ganzen, das gegenwärtig hieselbst im K. Kunst-Museum ausgestellt ist, wird nächstens ein Bericht erfolgen. Die stehende Statue des Königs von Prof. A. Kiß ist in diesem Jahr in Potsdam aufgestellt, die für uns bestimmte Reiterstatue wird in Lauchhammer in der Lausitz gegossen. Vergl. Bd. II. S. 318.

vorhanden, die ich andeutungsweise als Hintergrund benutzen könnte. Sie, mein alter Freund werden von der außerordentlichen preußischen Güte seyn und mir zur Erreichung meines Vorhabens verhelfen. Bei der Aufnahme der bemerkten Ansichten ist es mir natürlich nicht um besondes gründliche und ausgeführte Bilder zu thun, sondern um bestimmte Umrisse des Hauptgegenstandes in wenigen Linien. Sie, alter Lagerhaus-Genosse, werden beurtheilen, was und wieviel nothwendig ist, um es im landschaftlichen Relief zu benutzen.

Habe ich die Compositionen des ganzen Piedestals und seine Basreliefs in Uebereinstimmung mit der Reiterstatue gebracht, so werde ich das Ganze dem Verein nach Königsberg zur Ansicht und Genehmigung einsenden, ehe ich die Ausführung im Großen beginne.

Berlin, 18. Nov. 1846. Kiß.

Ueber die drei Standbilder an dem neuen Königsthor in Königsberg *).

Durch die Gnade des Königs sind bei mir die drei Standbilder, welche am neuen Königsthor aufgestellt werden sollen, bestellt worden und zwar in Sandstein, 8 Fuß hoch. Um diese (König Ottokar, Markgraf Albrecht I. und König Friedrich I.) in historischer Wahrheit so genau als möglich darstellen zu können, fehlen mir einige Quellenstudien. Durch sie würde mir größere Sicherheit und Beruhigung bei dem Werke gewährt werden. Ich ersuche Sie, mir das Grabmahl Herzogs Albrecht I. von Preußen zeichnen zu lassen; ein in verständlicher Größe genommener Umriß ist hinreichend. Sollte vielleicht der herzoglich-preußische Wappenadler an dem Grabmahl selbst oder irgendwo in Königsberg vorhanden

*) Vrgl. Bd. II. S. 459. wo statt Bronze-Statue Sandstein-Statue und statt S. Stürmer, W. Stürmer zu lesen ist. Die daselbst erwähnten Wappen sollen Samland und Natangen bezeichnen und werden in Lava-Malerei ausgeführt werden.

seyn (er müßte natürlich gleichzeitig mit dem Monumente seyn) so bitte ich diesen beizufügen. Es existirt in Königsberg ein Abguß von der Gesichtsmaske des Herzogs Albrecht, die von dem Grabmahl abgeformt und schon einmal, wie ich in Erfahrung gebracht, von Königsberg nach Berlin geschickt ist zur Anfertigung der Festmedaille, welche Se. Majestät zur Feier des Universitäts-Jubiläums schlagen ließ. Auch um diese bitte ich sehr.

Berlin, 12. April 1847. W. Stürmer.

Bevorstehende Veränderung neben der Curie des Copernicus in Frauenburg.

Die Nachricht, daß die alte Curie des Copernicus wegen Baufälligkeit abgebrochen werden soll, beruht auf einem Irrthum. Bekanntlich nimmt jene Curie, ein Thurm, der über einem Unterbau drei Stockwerke enthält, die nordwestliche Ecke der oblongen Domeinschließung ein. Er ist durch eine bis zum dritten Stockwerk hinaufsteigende Mauer mit dem zum westlichen Eingange dienenden Thurm verbunden. Durch eine doppelflügliche Thüre, die noch vorhanden, konnte man einst auf die Mauer treten, an die sich von innen ein, in späterer Zeit errichtetes, Gebäude lehnt und die von außen mit einer Barriere versehen war. Diese Galerie hat wohl dem Gefeierten zu den Beobachtungen im Freien gedient, aber längst ist sie unzugänglich geworden. Die Prinzen des Königlichen Hauses haben sie zur Zeit des unglücklichen Krieges mit jugendlicher Kühnheit betreten. Diese Warte verdiente wiederhergestellt zu werden, denn sie böte gewiß dem Freunde des Alterthums einen würdigen Standpunkt, das Andenken des großen Genius zu erneuern. Nicht sie, sondern das erwähnte Gebäude an der innern Seite sieht, da es baufällig ist, dem Abbruch entgegen. Der Thurm des Copernicus aus einer älteren, in Grundlegung und Ausführung sorgfältigeren Zeit herstammend, trotzt noch den Stürmen und bewahrt die Schätze der Wissenschaft, die Bibliothek auf. Herr Domherr Schröter hat die Sorge über Bauwerke dieser Art übernommen.

Frauenburg 2. Februar 1847. Kleist.

Literatur.

Ueber Bessel.

1. A brief notice of the life, researches, and discoveries of **Friedrich Wilhelm Bessel.** By Sir J. F. W. Herschel. Lateritiam accepit, marmoream reliquit *). London 1847.
2. Bruchstücke aus Abhandlungen von Dr. Busch und Dr. Strehlke.

1. Nachdem in Schumachers „Astronomischen Nachrichten" № 1577—79, Altona im Dezbr. 1846 Bessels letzte Arbeit (Ueber die aus der Schwere hervorgehenden Veränderungen, die der Kreis eines astronomischen Instruments in der lothrechten Lage seiner Ebene erfährt) dem gelehrten Publicum übergeben ist, hat Sir J. F. W. Herschel im „Jahresbericht der Königl. Astronomischen Gesellschaft" einen kurzen Abriß von F. W. Bessels Leben, Forschungen und Entdeckungen mitgetheilt, in welchem die Genialität des gefeierten Todten mit vollster Achtung anerkannt wird. Eine Stelle in der Schrift des englischen Astronomen lautet etwa folgender Maaßen: „Ein Hauptzug in Bessels wissenschaftlichem Charakter war die Concentration aller bekannten Data bei jedem besonderen Gegenstand der Forschung, um durch die schärfste Anwendung der Mathematik und Rechenkunst ihnen das Aeußerste zu entnehmen, was sie in Hinsicht auf Zahlengenauigkeit zu leisten vermochten. Um diesem ernsten Verlangen nach genauen Resultaten zu genügen, bemühte er sich, es war ihm Mittel zum Zweck, eben so angestrengt als glücklich alle Formeln und Rechnungssy-

*) Sueton sagt vom Kaiser August: „die Stadt baute er dermaaßen aus, daß er mit Recht von sich rühmte, er hinterließe sie von Marmor, die er von Ziegeln erhalten hätte." — so Bessel sein Reich, die Astronomie. Vergleiche über ihn N P P B. Bd. I. S. 321. I. S. 432. Bd. II. 389. II. 391.

steme als solche zur letzten Vollkommenheit zu fördern, d. h. sie dem Rechner in einem Zustande vorzulegen, der sie zum augenblicklichen Gebrauch befähigte, und jeden fundamentalen und abgeleiteten Coeffizienten so genau zu bestimmen, als es der Standpunkt der Wissenschaft gestattet. In der Vorrede zu seinen Untersuchungen sagt er selbst *), daß er nie eine besondere Vorliebe für eine oder die andere Art der Arbeiten im Bereich der Astronomie gefühlt, daß aber eine Idee ihn stets beseelt habe, die nämlich: immer auf einen unmittelbaren und bestimmten Gegenstand hinzuarbeiten, um entweder einen bestimmten Gegenstand vollständiger als er bekannt war, kennen zu lernen oder ein deutlich hervorgetretenes Hinderniß wegzuräumen, welches die Vervollständigung der Kenntniß mehrerer Gegenstände zugleich hemmte. In dieser bemerkenswerthen Stelle fährt er mit der Erklärung fort, daß er nie Neigung gehegt habe, Material zu sammeln ohne seine Benutzung zu beabsichtigen und daß eignes Fortschreiten bis zu den Resultaten astronomischer Arbeiten durch den Beobachter selbst, mit der klaren Absicht, die Wissenschaft zu fördern, ihm zu allen Zeiten als wesentliche Bedingung des Erfolgs bei astronomischen Forschungen erschienen sey."

---

2. Es möge erlaubt seyn verwandtes aus neuerer Zeit anzufügen.

Herr Dr. Busch hielt in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft einen Vortrag über Sternenkarten, den er in den „Königsberger naturwissenschaftlichen Unterhaltungen" 1847 abdrucken ließ. Eine Stelle, welche sich auf Bessel bezieht ist folgende:

„Am 19. August 1821 wurde von dem Verewigten mit der ersten Beobachtung zur Revision des Himmels auf hiesiger Sternwarte begonnen und die letzte am 21. Januar 1833 gemacht. In dem Zeitraum von 11 Jahren waren der Himmelszone von 15° südlicher bis 45° nördlicher Abweichung nicht weniger als 75,011 Beobachtungen abgewonnen worden, was nicht möglich gewesen wäre,

*) Die Uebersetzung ist hier, so viel als möglich, mit Bessels eignen Worten wiedergegeben aus seinem Werk: Astronomische Untersuchungen. Königsberg i. Pr. 1841. Band I.

wenn nicht Beſſel in der Regel in jeder heitern Nacht, außer den andern nöthigen Beobachtungen, dieſem Unternehmen 3 Stunden gewidmet hätte.

In Folge dieſer Unternehmung fand ſich ſchon im Jahr 1825 die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften veranlaßt, Freunde der Aſtronomie zu dem großen Zweck zu vereinigen und ſie einzuladen, einen vollſtändigen Himmelsatlas nach einer von Beſſel ſelbſt ausgearbeiteten Probekarte in 24 Blättern zu entwerfen. In dieſe Karten ſollten nicht nur alle Sterne, welche in Palermo, Paris und Königsberg beobachtet, eingetragen, ſondern auch die dieſe Sterne enthaltenden Karten genau mit dem Himmel verglichen werden, um alle mit einem frauenhoferſchen Kometenſucher von 34 Linien Oeffnung und zehnmaliger Vergrößerung ſichtbaren Sterne nach dem Augenmaaße möglichſt genau einzuzeichnen.

Noch am Vorabende ſeines Lebens ſollte Beſſel ſeine großen Bemühungen durch die von Hencke entdeckte Aſträa gekrönt ſehn, eine Entdeckung, die nicht durch blinden Zufall, ſondern durch vieljährige unermüdete planmäßige Nachforſchungen des Entdeckers gemacht worden iſt. Den Triumph, den die aſtronomiſche Wiſſenſchaft und des menſchlichen Verſtandes überhaupt im vorigen Jahre durch die theoretiſche Vorherbeſtimmung des Neptuns durch le Verrier gefeiert hat, den weſentlichſten Dienſt, den hiebei auch die akademiſchen Sternkarten zur Auffindung am Himmel des Planeten geleiſtet haben," ſollte er nicht mehr erleben.

In Betreff des letzten Punktes, daß Leverrier durch Beſſels Karten in ſeinem Beſtreben gefördert ſey, ja ſogar daß jener den Gedanken nur ausgeführt, den unſer Aſtronom wahrſcheinlich zuerſt gefaßt, enthält der ehrende Nachruf, den Prof. Dr. Fr. Strehlke einem früh dahingeſchiedenen Gelehrten weihte, eine merkwürdige Aufklärung und zugleich eine Beſtätigung deſſen, was ſogleich nach der Bekanntwerdung des neu aufgefundenen Planeten von Einigen hieſelbſt behauptet wurde, daß bereits vor mehreren Jahren Beſſel in einer Vorleſung in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft geäußert habe, die Störungen im Lauf des Uranus ſeyen nur durch die Einwirkungen eines uns bis dahin unbekannten Planeten zu erklären. Wir leſen in der Danziger Zeitſchrift „Dampfboot" 1846 S. 561 „Erinnerung an F. W. Flemming,

Astronomen der naturforschenden Gesellschaft in Danzig von Dr. Fr. Strehlke" und darin folgendes:

„Der früh Geschiedene wird auf dem Gebiete, auf welchem sich Leverrier unsterblichen Ruhm erworben hat, mit Auszeichnung genannt werden müssen, da er zu Bessels Untersuchungen über den Planeten Uranus bedeutende Vorarbeiten geliefert hat. In einem Schreiben Bessels heißt es: „Ich übertrug Herrn Flemming (der sein Schüler war) zwei Arbeiten — — — die andere ist von größerem Umfange: sie fordert die vollständige Reduktion aller seit der Herschelschen Entdeckung des Uranus gemachten zuverläßigen Beobachtungen dieses Planeten, ihre Vergleichung mit den Tafeln und endlich die Ableitung der Zeiten und Oerter seiner Gegenscheine. Wer in astronomischen Geschäften bewandert ist, muß wissen, daß dieses eine Arbeit von beträchtlichem Umfange ist. (Flemming hatte sie zu seiner Zufriedenheit so gut wie ausgeführt.) Der Nutzen, den ich aus dieser Arbeit zu ziehen gedenke, wird später hervortreten; ich hoffe auch darin auf Herrn Flemmings Hülfe.

Königsberger Sternwarte den 9. November 1840.

F. W. Bessel."

Was Bessel mit den zuletzt erwähnten Worten gemeint habe, geht mit Bestimmtheit aus einer Abhandlung hervor, welche Flemming nach seiner Anstellung als Astronom in der Versammlung der naturforschenden Gesellschaft am 12ten August 1840 gelesen hat. Aus dieser Abhandlung heben wir folgende Stelle heraus:

„Gegenwärtig bietet der Lauf eines Planeten, nämlich der des Uranus, eine Ausnahme von der schönen Uebereinstimmung zwischen Theorie und Beobachtung dar. Man hat gefunden, daß dieser Planet schon vor seiner Entdeckung hin und wieder als Fixstern betrachtet ist. Die Anzahl der bekannten Beobachtungen dieser Art beläuft sich auf 17, die in den Zeitraum von 1690 bis 1771 *) fallen."

„Als Bouvard es unternahm, seine Tafeln, die im Jahre 1821 erschienen, zu construiren, legte er seinen Rechnungen alle damals vorhandenen Beobachtungen, ältere wie neuere zu Grunde.

*) Nicht etwa ein Druckfehler für 1781, in welchem Jahre der alte Wilhelm Herschel den Uranus entdeckte?

Die Tafeln, die er auf dieſe Weiſe erhielt, zeigten ſich aber als gänzlich ungenügend. Bouvard ſuchte die Urſache der geringen Uebereinſtimmung allein in der Fehlerhaftigkeit der älteren Beobachtungen, verwarf dieſe daher und gründete ſeine neuen Tafeln bloß auf die Beobachtungen von 1781 bis 1821. Allein es zeigen die Beobachtungen der letzten Jahre ebenſo große Abweichung als die frühern von Bouvard unterdrückten. Hiemit iſt denn die Mangelhaftigkeit der Theorie außer allen Zweifel und wir können der Beantwortung dieſer wichtigſten Frage, die gegenwärtig das Planetenſyſtem vorlegt, mit um ſo größerer Erwartung entgegenſehen, als Beſſel von der Zeit an, wo die Schwierigkeit hervortrat, ſeine Unterſuchungen dieſem Gegenſtande zuwendet. Soll das Newtonſche Princip unverändert beibehalten werden, ſo muß der Uranus durch einen uns noch unbekannten Planeten Störungen erleiden und es kommt alſo darauf an, für dieſen eine ſolche Bahn und Maſſe zu finden, daß die jetzt zwiſchen Bouvards Tafeln und den Beobachtungen ſtattfindenden Unterſchiede als ſolche Störungen angeſehen werden können.

Wer nach Flemmings Tode ſeine Arbeiten*) fortgeſetzt, wie weit Beſſel ſelbſt ſeine Unterſuchungen geführt, ob vielleicht bis zur Berechnung der Elemente der Bahn und der Maſſe des fraglichen Planeten, das wird ſich aus Beſſels literariſchem Nachlaſſe geben. Und würde dadurch Leverriers Ruhm geſchmälert? Nicht im mindeſten**)."

*) Sie wurden nach Flemmings im Jahr 1840 erfolgten Tode Beſſeln auf ſeinen Wunſch eingehändigt.

**) Seitdem hat ein engliſcher Aſtronom Adam eine Broſchüre erſcheinen laſſen, durch die er die Priorität der Entdeckung für ſich in Anſpruch nimmt. Sie enthält die vollſtändigen, darauf bezüglichen Berechnungen, welche, wie ſolches eine Prüfungs-Behörde feſtgeſtellt hat, früher und unabhängig von denen Leverrier's gemacht ſind. Letzterer wird indeß den Ruhm der Entdeckung behalten, wenn auch der nach ſeiner Anweiſung von Galle in Berlin zuerſt geſehene Planet nicht ſeinen Namen erhielt, ſondern den des Neptun, um die antike Geſellſchaft in den obern Regionen zu vervollſtändigen.

C. Röpell, Statistik des Conitzer Kreises nebst einem Ortschaftsverzeichnisse, Conitz 1846. Selbstverlag, 4to. 108 S.

In einer Zeit, in welcher die regere Theilnahme an dem öffentlichen Leben mit jedem Jahre allgemeiner wird, gewähren statistische Arbeiten das lebhafteste Interesse. Man mag bei der Beurtheilung der öffentlichen Verhältnisse eine Stellung einnehmen welche man nur will, so wird man überall zu dem Bedürfnisse an statistischen Kenntnissen zurückgeführt. Es lassen sich eben so wenig die materiellen, wie die geistigen, sittlichen und bürgerlichen Verhältnisse eines Landes besprechen, ohne nicht jeden Augenblick zu den Fragen gedrängt zu werden, ist auch die Grundlage der vorgelegten Thatsachen näher untersucht und richtig befunden, sind nicht aus anderen Städten, Landschaften, Provinzen oder Staaten Erfahrungen bereits vorhanden, die uns bei der vorliegenden Beurtheilung als Anhaltspunkte dienen können? Wie oft haben wir solche Fragen bei den gegenwärtigen Verhandlungen des vereinigten Landtags sich nicht wiederholen gesehen, wie ist der Mangel an solchen Nachrichten, wo er sich herausgestellt hat, nicht lebhaft gefühlt worden? Und doch haben die mitgetheilten Denkschriften und gelegentlich gegebenen Nachrichten in diesen 11 Wochen einen so großen Vorrath an statistischen Materialien für die Kunde unseres Vaterlandes geliefert, wie sonst Jahre lang auch der sorgfältigste Forscher ungeachtet aller seiner Anstrengung sich nicht zusammen zu stellen vermochte.

Aber dieses Bedürfniß nach genaueren statistischen Nachrichten hat sich auch nach anderen Richtungen noch vielfach kund gegeben. Es sind statistische Vereine errichtet, neue Zeitschriften für diese Wissenschaft entstanden, von den Staats- und Communalbehörden Einrichtungen getroffen, um vollständigere Nachrichten und Uebersichten über die inneren Zustände zu gewinnen. Doch können diese Fortschritte für eine umfassendere Staatskunde erst dann ihren recht fruchtbaren Erfolg erreichen, wenn sie auf eine thätige Unterstützung vielfacher Privat-Untersuchungen sachkundiger Männer sich mit begründen können, die aus dem ihnen näher liegenden völlig bekannten Kreise die angemessensten Mittheilungen zu machen befähigt sind und dadurch überall einen entsprechenden

Stoff zur Vergleichung und Belehrung zu liefern vermögen. Von diesem Standpunkte aus erfreuen wir uns an solchen Specialarbeiten, wie sie für die Provinz Preußen in diesen Blättern schon von Gottschalk über den Kreis Pr. Eylau gegeben sind, und wie sie die vorliegende Monographie von C. Röpell darbietet.

Herr Röpell, Justizamtmann in Conitz, hat die Statistik des Conitzer Kreises in vier Abschnitten behandelt: 1) das Land nach geographischer Lage, natürlicher und klimatischer Beschaffenheit (§. 2—7). 2) Das Volk nach der Volkszählung, Abstammung, Sprache und kirchlicher Verschiedenheit (S. 7—20). 3) Die Cultur nach der intellectuellen Thätigkeit (sowohl geistiger als sittlicher Cultur), nach der materiellen Thätigkeit (sowohl physischer als technischer Cultur) (S. 21—52). 4) Die Verwaltung nach den einzelnen Zweigen derselben (S. 52—65). Darauf folgt das Ortschaftsverzeichniß zuerst geordnet nach den Bezirken mit Angaben der Feuerstellen und Seelenzahl aus der zu Ende des Jahres 1843 angefertigten statistischen Tabelle, sodann in alphabetischer Ordnung (S. 67—108). Wir erfahren, daß nach den amtlichen Materialien von den 924,888 Morg. Pr. des Kreises nur 600,104 Morg. katastrirt sind, daß 415,100 Morg. als Gärten und Aecker, 116,700 Morg. als Wiesen und Hütungsland benutzt werden, daß ferner 279,100 Morg. auf Waldungen (darunter 120,000 Morg. Königl. Forsten) und 111,100 Morgen auf Hof- und Baustellen, Unland, Wege und Teiche kommen. Es befinden sich im Kreise 63 Rittergüter, darunter keins unter 200 Morgen, aber 11 von 5 bis 10,000 Morg. und sechs von 10,000 bis 20,000 Morg. An Bauergüter wurden 1837 1490 gezählt, davon 820 mit 2 und mehr Pferden bewirthschaftet, bei 2 Hufen durchschnittlicher Größe, und 670 von einer Hufe durchschnittlicher Größe. Außerdem gab es 110 ganz kleine Besitzungen zusammen mit 205 Morg. Grundfläche, auf denen kein Gespann gehalten wurde. In den Jahren 1838—41 kamen 136 Parcellirungen vor, durch welche 8 neue Bauerhöfe entstanden, 13 andere vergrößert und 93 Käthnerstellen neu eingerichtet wurden. Die Volkszählung des Kreises am Ende des Jahres 1843 gab 46,557 Seelen, die im jährlichen Durchschnitte seit 1831 um $2\frac{3}{4}$ Procent sich vermehrt hatten. Davon wohnten in den zwei Städten Conitz und Tuchel 5640 S. und auf dem platten Lande

40,917 S. Nach der Abstammung kann man ein volles Paritätsverhältniß zwischen den Deutschen und Polen wahrnehmen, denn auf 23,411 deutsch redende wurden 23,146 S. gezählt, die sich der Polnischen Sprache als ihrer Muttersprache bedienten. Nach der Religionsverschiedenheit kamen am Schlusse des Jahres 1843 auf 9743 Evangelische (21 Procent der Bevölkerung des Kreises) 35,370 Katholiken (76 Proc.) und 1444 Juden (3 Proc.). Die Zahl der schulpflichtigen Kinder betrug 1843 9888, von denen aber nur 6853 Kinder, also nicht viel über ⅔ eine der 72 Schulen des Kreises besuchten (1 Gymnasium, 2 städtische und 69 ländliche Elementarschulen.)

Bei der physischen Cultur hat sich der Verfasser durch (Berghaus) Statistik des Preuß. Staates, Berl. 1845 S. 334 verleiten lassen, eine um das Fünffache übertriebene Kartoffel-Production für die Durchschnitts-Ernte anzunehmen und sie mit zur Grundlage für die Abschätzung des Bodenwerthes zu benutzen, die dadurch offenbar einen bedeutenden Irrthum in sich einschließt. Wie wäre es möglich diese Production auf 1,023,000,000 Scheffel anzunehmen, zu deren Erzielung (bei 7 Scheffel Aussaat für den Morgen und einem fünffachen Ertrage im Durchschnitte) über 29,000,000 Morgen Ackerfläche oder fast zwei Drittel des gesammten Ackerlandes im Preuß. Staate erfordert wurden. Ich habe in dem jetzt unter der Presse sich befindenden zweiten Bande meiner Staatskunde S. 28 — 29 näher nachgewiesen, daß ungefähr 5,150,000 Morgen zur Bestellung mit Kartoffeln jährlich gebraucht werden. Wir kennen alle die unberechenbare Bedeutsamkeit des so hochwichtigen Kartoffelbaues, aber wer sollte nicht über das Widersinnige erstaunen, wenn Berghaus den Ertrag des Kartoffelbaues nach dem Geldwerthe fast doppelt so hoch als den Gesammtertrag aller übrigen Getreidearten berechnet.

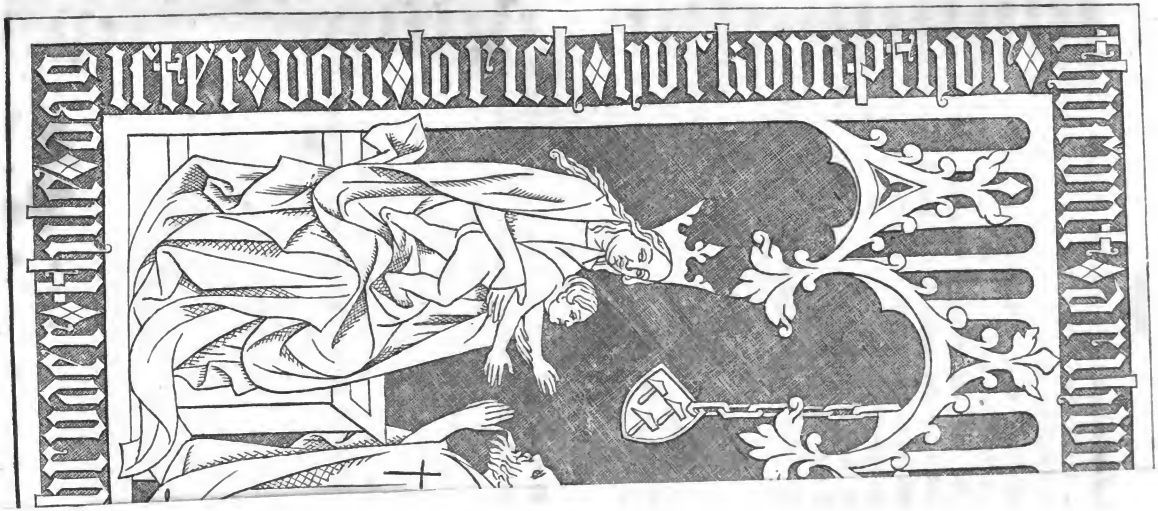
In der physischen Cultur bietet dieser Kreis nichts besonders Bemerkenswerthes; die Schaafzucht wird verhältnißmäßig noch am stärksten betrieben, obschon sie seit 1840 bis 1843 sich um 16 Procent vermindert hatte: denn es wurden am Schlusse des Jahres 1843 noch 82,096 Schaafe gezählt, darunter 8743 ganz veredelte, 24,910 halbveredelte und 48,443 gemeine. — Die Abgaben der Kreisbewohner an die Königlichen Cassen betrugen 1843 93,763 Thlr. (macht 2 Thlr. 1 Sgr. auf den Kopf), darunter

19,993 Thlr. Classensteuer, 3058 Thlr. Gewerbesteuer, 13,053 Thlr. Grundsteuer, 17,342 Thlr. Maischsteuer, 1550 Thlr. Malzsteuer, 29,213 Thlr. Salzsteuer u. s. w. Außerdem wurden als provinzielle Abgaben 2213 Thlr. (für Landarmenhäuser, Irrenanstalt u. s. w.) d. i. $1\frac{1}{3}$ Sgr. auf den Kopf, und als Kreisabgaben 3985 Thlr., $2\frac{1}{4}$ Sgr. auf den Kopf, entrichtet. — Mögen diese wenigen Angaben zur genaueren Kenntnißnahme von dieser Monographie auffordern, da sie recht zweckmäßig das dahin gehörige Material zusammengestellt und erläutert hat: mögen ihr aber auch noch mehrere ähnliche Arbeiten für die übrigen Kreise unserer Provinz bald nachfolgen!

F. W. Schubert.

Berichtigung.

In der Meinung, daß in dem kurzen Aufsatz Bd. III. S. 417. das Manuscript einen Schreibfehler enthalte, wurde beim Abdruck Groß-Jägersdorf in Groß-Jägerndorf verwandelt. „Groß-Jägersdorf, so erklärt der geehrte Verf., wird der Ort in der Gegend und in den Kirchenbüchern zu Norkitten stets genannt. Nicht Groß-Jägerndorf. — Ferner muß es heißen S. 418 (und hier trägt weder Setzer noch Corrector die Schuld) Nachtheil auf dem preußischen linken Flügel und nicht rechten Flügel.



BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ueber den Handelsverkehr Danzigs mit den Italieniſchen Staaten zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts.

Von Dr. Theodor Hirſch.

Der Abfall der Niederlande von der Spaniſchen Herrſchaft unter König Philipp II. bildet für Danzig und ohne Zweifel für viele andere Oſtſeeſtädte den Anfang einer bedeutſamen Culturepoche. Die große Zahl Niederländiſcher Flüchtlinge, welche bei uns einſtweiligen Schutz oder feſte Wohnſitze ſuchten, bereicherte nicht nur die Communen, bei denen ſie Aufnahme fand, mit ihren Capitalien und mit gewerblichen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten, ſondern verbreitete auch durch die neuen und fremdartigen Vorſtellungen, die ſie über die allgemeinern Lebensverhältniſſe, namentlich als eifrige Calviniſten über alle religiöſen Beziehungen aus der Heimath brachte, unter die Preußiſchen Gemeinden einen Gährungsſtoff, durch welchen eine geraume Zeit hindurch eine wohlthätige Rührigkeit und Bewegung in allen Kreiſen angeregt ward. Zunächſt und insbeſondere machte ſich der wohlthätige Einfluß dieſer Ankömmlinge in dem bedeutenden Aufſchwunge, welchen der Danziger Seehandel nahm, bemerklich. Wenn gleich Fremde *), die kurz vor dem Eintritt jener Periode, um 1564, Danzig beſuchten, dieſen Seehandel noch recht blühend fanden, wenn nach ihrer Ausſage noch immer jährlich gegen ſechshundert größere Kauffahrteiſchiffe aus allen Ländern Nordeuropas hier zuſammentrafen, um die Erzeugniſſe ihrer Heimath unter einander oder gegen Getreide und Bernſtein auszutauſchen, ſo entging es doch keinem Eingebornen, daß Verkehr und Gewinn ſeit ſiebzig Jahren abgenommen und die bisher benutzten Quellen des Wohlſtandes zu verſiegen angefangen hatten. Im ſtarren Feſthalten bei der alten Gewohnheit, nur diejenigen Küſten und Meere zu befahren, an und in welchen die Privilegien

*) Vgl. Gratiani vita Commendonis c. 12.

der Beherrscher oder die Gesammtbürgschaft der Hansa Schutz und Sicherheit darboten, hatten sich die Hanseaten selbst von den neuen Bahnen ausgeschlossen, auf denen sich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts der Welthandel bewegte, ohne daß sie doch im Stande waren, selbst nachdem man sich hie und da von manchen veralteten Formen losgesagt, auf den alten Verkehrstraßen das bisherige Uebergewicht zu behaupten, indem hier die nordeuropäischen Staaten, Schweden, Dänemark und insbesondere England die Fesseln, welche die deutschen Kaufleute ihren merkantilen Bestrebungen angelegt, zum großen Theile abgestreift und als gefährliche Nebenbuhler ihre bisherigen Lehrmeister überflügelt hatten. Jene holländischen Ereignisse brachten hierin wichtige Veränderungen zuwege. Nicht nur sah sich Danzig seit dem Ausbruche des Aufstandes des Hauptmarkts, auf welchem es bisher mit der außer seinem Bereich liegenden Handelswelt in Verbindung stand, beraubt und schon dadurch gezwungen, den unmittelbaren Verkehr mit derselben aufzusuchen, sondern in viel höherm Maße noch empfanden alle Theile der Spanischen Monarchie, zumal seitdem diese sich mit Holland und England zugleich im Kriegszustande befand, das Bedürfniß, von den Hanseaten außer dem häufig mangelnden Getreide die Mittel zur Führung des Seekrieges zu beziehen. Lissabon, bis dahin die äußerste Grenze des Hanseatischen Verkehres und von der Ostsee aus selten und, wie es scheint, nur des Seesalzes wegen besucht, wird plötzlich seit 1566 in Danzig das Ziel zahlreicher Handels-Expeditionen*); neun Jahre später (1575) haben Danziger Schiffe schon Zutritt in S. Lucar**) und Sevilla gefunden; sichtlich nimmt das Interesse für diese Fahrten zu, als 1583 der Spanische Gesandte am Deutschen Kaiserhofe, Guilelmo de S. Clemente, schriftlich und

*) Die durch sie veranlaßte Correspondenz des Danziger Rathes mit den Portugiesischen Behörden (dem Admiral de Goes und später dem Vizekönige, Cardinal Albert von Oesterreich) beginnt in den **Libris Missivorum** mit dem 27ten März 1566 und bleibt bis 1588 sehr lebhaft. Als betheiligt bei dem Portugiesischen und Spanischen Handel werden von Danziger Kaufleuten genannt: Rathmann Joachim Eier, Arnold Kleinfeld, Gabriel Schumann, Joachim Rike, Christian und Caspar Schachmann, Johann v. Peicken, Niclas v. d. Linden, Lorenz Wichmann, Adrian Engelke, Gert. Speimann u. a.

**) Missiv an den König von Spanien 13. Mai 1575.

bald hernach ein Abgeordneter des Herzogs Alexander v. Parma mündlich die Danziger Kaufmannschaft gegen Erbietung alles möglichen Schutzes um Zusendung von Getreide auffordern; weder die Treulosigkeit der Spanischen Regierung, welche 1587 alle in Spanien ankernden Hanseatischen Schiffe *), unter ihnen auch die von Schiffer Evert Reiners geführte „Danziger Barke" gewaltsam ihrer Kriegsflotte einverleibte, noch religiöse Sympathien für England halten die gewinnlustige Welt in Danzig ab, sich bei der Ausrüstung der großen Armada, welche König Philipp II 1588 gegen England sendet, zu betheiligen; ich finde namentlich, daß in diesem Jahre mehrere Danziger Schiffe, wie der „König David", der „junge Jonas" u. a. in Spanische Dienste treten **), und der Danziger Kaufmann Albert Schultz ***) dem Herzoge von Medina Sidonia bedeutende Quantitäten grobkörniges Pulver liefert. Wie mußte sich nun gar die Unternehmungslust steigern, als die Spanische Regierung nach jenem ihrer Seemacht so unheilvollen Jahre der Stadt, um sie allein oder in Verbindung mit den übrigen Hanseaten, durch ein enges Handelsbündniß an sich zu ketten, die ausgedehntesten Handelsberechtigungen und selbst den freien Handel nach dem Americanischen Indien und Brasilien anbot †). Wenn gleich dieses Bündniß zum Theil wegen religiöser Bedenklichkeiten nicht zu Stande kam, so säumte man doch nicht, während der mehrjährigen Unterhandlungen darüber, die gestattete

*) Vgl. Burmeister Beiträge zur Geschichte Europas aus den Archiven der Hansestädte S. 132.

**) In einem Mscr. der Schlieff-Schumannischen Bibliothek (Fol. 29.) befindet sich ein Verzeichniß aller der Verluste, welche die Danziger Rheder durch diesen Kriegsdienst und durch die Gewaltthätigkeiten der Spanier von 1587—1601 erlitten. Nach diesem scheiterte die obenerwähnte Danziger Barke in Corunna und ward von den Spaniern selbst aller Munition und ihrer Geräthschaften beraubt, „der große Jonas und der Mohr" gingen in der Armada bei England unter, der „weiße Falke" verbrannte in der Schlacht mit den Englischen bei Havanna; den vielen andern Schiffen, welche das Glück hatten, in die Heimath zurückzukehren, war man den Sold rückständig geblieben.

***) Vgl. Missiv 20. Dez. 1594 an Cardinal Albert von Oesterreich, welcher ersucht wird diesem Kaufmann, eine von jener Lieferung noch rückständige Forderung für 40 Centner „tormentarii pulveris" zu berichtigen.

†) Vgl. Burmeister S. 133. Sartorius Geschichte des Hanseat. Bundes III. 461 ff. Lengnich IV. 238.

Freiheit aufs Beste auszubeuten; 1595 wird in den Missiven des Rathes als ein nicht mehr außergewöhnlicher Fall angeführt, daß das Danziger Schiff, „der Samson" mit Weizen nach Tanger abgesegelt, von da nach Brasilien gegangen und mit Zucker nach Europa zurückgekehrt sei.

Ungeachtet der ängstlichsten Fürsorge konnte es die Spanische Regierung nicht verhindern, daß der Hauptvortheil dieses Verkehrs ihren eigenen auffessigen Unterthanen zu Theil ward; in Danzig wenigstens sind zu Anfange unter den Kaufmannsgesellschaften, welche für die entfernten Fahrten zusammentreten, nicht nur die Theilnehmer, sondern auch meistens die Geschäftsführer und Schiffer eingebürgerte Niederländer, neben welchen dann auch wohl Kaufleute in Holland die Danziger Flagge zu selbstständigen Unternehmungen nach den Westländern benutzen. Bald jedoch waren auch die eingebornen Städter mit den neuen Handelsbahnen so vertraut geworden, daß sich eine geraume Zeit hindurch das allgemeine Interesse der Kaufmannschaft denselben zuwandte, in ganz besonderem Grade, wiewohl nur für einen Zeitraum von etwa dreißig Jahren (c. 1580—1610) einem zufällig eingeleiteten Verkehr mit den Italienischen Staaten.

Es hat mir der Mühe werth geschienen, die mancherlei Nachrichten, welche sich über diesen Italienischen Handel erhalten haben, zusammenzustellen; einmal, weil diese den bisherigen Forschungen der Geschichtsschreiber des Hansabundes *), sowie unserer Provinzialgeschichte meines Wissens entgangen sind, dann aber auch, weil sie für die gleichzeitigen politischen und geistigen Bestrebungen der Stadt manche wichtige Ergebnisse darbieten.

Es ist bekannt, daß die Hansastädte bis zu dieser Periode eine directe Verbindung mit Italien weder einzeln noch in ihrer Gesammtheit aufgesucht oder gefördert haben und zwar theils deshalb, weil sie die Italienischen Waaren mit geringerer Mühe von dem Handelscomptoir der Italiener in Brügge beziehen, und da-

*) Sartorius III. 500. sagt: „Unbezweifelt haben sie (die Hansastädte) einen Verkehr mit Venedig, Genua, Florenz und dem Kirchenstaate unterhalten. Allein etwas Näheres über diesen Verkehr ist auch weiter gar nicht bekannt, und Freiheiten sind schwerlich je dort von ihnen erworben worden." Vgl. auch Burmeister S. 96.

gegen auf einen starken und gewinnreichen Absatz der Producte des Nordens in den Südländern nicht rechnen konnten, theils aber auch, weil sie die Handels-Concurrenz mit den oberdeutschen Städten scheueten, welche letztere schon seit alten Zeiten in Italien für den über die Alpenwege unterhaltenen Verkehr im Besitze großer Handelsvorrechte und in Venedig insbesondere eines mit vielen Freiheiten ausgestatteten Kaufhauses, des sogenannten Fontego di Tedeschi*) waren. Um 1583 jedoch, in welchem Jahre ich zuerst ein Italienisches Schiff unter dem Schiffer Steli von Corfu in Danzig **) genannt finde, hatten diese Verhältnisse nicht nur durch den Krieg in den Niederlanden, sondern auch durch den veränderten Zustand Italiens bedeutende Störungen erfahren. Italien, hundert Jahre zuvor noch „das Herz Europas," sah, nachdem es schon zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts seine Bedeutung für den Weltverkehr und seinen Rang unter den Großmächten Europas eingebüßt hatte, zu Ende des Jahrhundertes auch seine reichen innern Kräfte auf eine bedrohliche Weise dahinschwinden. Während die meisten seiner damaligen Fürsten bei sclavischer Unterwürfigkeit unter den Willen der Spanischen Politik, unbekümmert um das Wohl und Weh ihrer Unterthanen, in elenden Streitigkeiten um beneidete Titel und Ehren oder in einem prunkvollen Hofleben ihre Schätze vergeudeten, nahmen die habsüchtigen Spanischen Statthalter in Neapel, Sicilien und der Lombardei die Geldmittel und Erzeugnisse ihrer Provinzen für die Unternehmungen ihres fanatischen Königes in Anspruch und vermehrten durch zahlreiche, zum Theil von den Fürsten selbst absichtlich geduldete und unterstützte, Banditenhaufen in den Städten und auf dem platten Lande die Unruhe und Unsicherheit in solchem Grade, daß die Gewerbe und insbesondere der Landbau in tiefen Verfall geriethen. Nachdem die Folgen dieser Uebelstände sich seit 1570 schon in einzelnen Gegenden in mannichfachen, durch ungewöhnliche Naturereignisse, wie durch Heuschreckenplagen und Ueberschwemmungen

*) Burmeister S. 94. Lebret Gesch. von Venedig II. 231. Regensburg galt als die bedeutendste dieser Städte; sein Wappen nahm im Fontego die erste Stelle ein.

**) Danziger Archiv. See- und Handelssachen fasc. I. Das Schiff, mit Eisen, Pech, Leder und Wachs beladen war an der Danziger Küste gestrandet.

gesteigerte Calamitäten, in Theuerung der Lebensmittel, verheerenden Krankheiten, namentlich der im Kirchenstaat und Toscana herrschenden Influenza, selbst in Aufständen des zur Verzweifelung getriebenen niedern Volkes kundgegeben hatten, entstand zuletzt, als zwei Jahre (1586 und 1587) nacheinander in ganz Italien und während der drei zunächst darauf folgenden Jahre (1588 bis 1590) in bedeutenden Districten ein Mißwachs sämmtlicher Feldfrüchte eingetreten war, eine allgemeine und furchtbare Landesnoth, deren Nachwirkungen sich noch an zehn Jahr lang fühlbar machten und mehr als je die Hülfe des Auslandes aufzusuchen nöthigten.

Beim Ausbruche dieser Noth waren es jedoch zunächst nur zwei Staaten, welche ihr mit energischen Mitteln entgegentraten, Venedig und Toscana, mit dem Unterschiede, daß, was in Venedig von einer nach unwandelbaren Grundsätzen waltenden Regierung, die sich in diesem Unglück von dem Patriotismus einzelner Bürger*) aufs Eifrigste unterstützt sah, längst vorbedacht war, in Toscana durch einen erst im Augenblick der Gefahr zur Herrschaft gelangten neuen Fürsten herbeizuschaffen versucht ward. Großherzog Fernando von Medicis, der 1587 die Würde eines Kardinals der Römischen Kirche aufgegeben hatte, um alle Kraft dem von seinem leichtsinnigen Bruder Francesco zerrütteten Toscana zu widmen, entwickelte alsbald in seiner Regierung Talente und Grundsätze, die ihn den größten Herrschern seiner Zeit gleichstellten. Feind der Spanier, erhaben über ihre Glaubenswuth und Unduldsamkeit, dagegen eifrigst bemüht seinem Lande hauptsächlich durch allseitige Entfaltung seiner inneren Kräfte politische Selbstständigkeit und die Achtung des Auslandes zu verschaffen, vereinigte er damit den Lieblingswunsch, den von seinem Vorgän-

*) Die Familie Querini di Santa Justina erlangte damals zum Lohne für ihre bei dieser Hungersnoth geleisteten Dienste die seltene Ehre, daß ihr jedesmaliges Haupt Ritter der goldnen Stola war, eine Ehre, die nur noch drei andern Familien, den Contarini, Morosini di S. Stefano und Rezzonichi zu Theil ward. Vgl: Curti Memoiren über die Rep. Venedig. D. U. I. 124. Das arme Volk in der Terrafirma ward durch Festungsbauten in Bergamo und Brescia beschäftigt; mit Ausnahme der von den Türken heimgesuchten Illyrischen Provinzen hatte das ganze Venetianische Gebiet die Noth glücklich überwunden. Thuan. Lib. C. a. 1591.

ger angelegten, von ihm selbst mannichfach begünstigten Hafen von Livorno unter der kaufmännischen Welt in Aufnahme zu bringen. Der Fürst, den solche Interessen bewegten, bedachte sich nicht bei der wachsenden Getreidenoth, unbekümmert um den Zorn des Spanischen Hofes, die Freundschaft der Protestantischen Staaten Nordeuropas aufzusuchen, und während sein Gesandter in England unterhandelte, durch ausgesandte Kaufleute in Holland, Lübeck und Danzig um Zufuhr zu bitten. Nachdem aus den übrigen Ländern und selbst aus Lübeck*) schon 1590 Korn nach Livorno versendet worden war, entschlossen sich in Danzig, so scheint es, erst 1591 einige Kaufleute zu der gefährlichen entfernten Unternehmung und auch diese begaben sich unter den Schutz einer größern Holländischen Getreideflotte**), welche im Frühjahre dorthin abfegelte. Die Flotte kam den Italienern sehr erwünscht, da sie ungeachtet des Verlustes, den sie unterwegs durch einen Angriff der Spanier erlitten, mit ihren reichen Ladungen nicht nur die Bedürfnisse Toscanas hinreichend befriedigte, sondern auch auf den Wunsch des Großherzogs dem bedrängten Kirchenstaate Hülfe bringen konnte. Hier hatte die Noth schon den höchsten Gipfel erreicht; das Getreide war bis zum Preise von 30 Goldstücken gestiegen; das Volk in Rom konnte nur noch durch tägliche Brod-Austheilungen vom Hungertode errettet werden und selbst diese Austheilungen hatte man, als die nach Sicilien ausgesandten Kornschiffe ausblieben und das vom Sabinerlande herbeigeführte Getreide von Banditen angehalten ward, auf zehn Unzen für den Kopf herabsetzen müssen. In solcher Noth wurden die fremden Schiffer als Gottgesandte Rettungsengel begrüßt. Papst Gregor XIV. vergaß so sehr seine Abneigung gegen die Ketzer, daß er, wie der Bischof Piasecius meldet, demjenigen, der ihre Ankunft anzeigte, tausend Goldstücke zum Geschenke machte; ihnen verdankte er es, daß die Kornpreise binnen wenigen Tagen bis auf zwölf Goldstücke heruntergingen. Auch den Danziger Schiffen war man hier wie in Toscana mit großer Freundlichkeit entgegengekommen;

*) Vgl. Willebrandt II. 275.

**) Piasecius und Thuanus s. a. 1591 und 1592 verglichen mit dem Missiv an den Großherzog d. 31. Dec 1592 und der unten zu erwähnenden päpstlichen Urkunde.

insbesondere ihrem Geschäftsführer, dem damals achtundzwanzig jährigen Danziger Johann Speimann*), dem Sohne des reichen, wahrscheinlich aus Holland nach Danzig eingewanderten Kaufmannes Hilliger, dem nahen Verwandten des bei dem Spanischen Handel stark betheiligten Gert Speimanns, einem Kaufmanne, welcher dadurch, daß er mütterlicherseits der damals in den höchsten Stadtämtern Danzigs sich bewegenden Familie Brandes angehörte, eine Art amtlicher Auctorität in Anspruch nahm. Wohl mußte den Italienern vorzugsweise an der Verbindung mit einer Stadt gelegen sein, die dadurch, daß sie mit den Spaniern äußerlich befreundet war und die Cerealien aus erster Hand bezog, ihnen eine zugleich sicherere und wohlfeilere Zufuhr als die übrigen Handelsfreunde zu liefern vermochte. Darum machten sie dem Danziger Geschäftsführer für die Fortsetzung des Verkehrs die günstigsten Anerbietungen; der Großherzog insbesondere gab ihm nebst vielen mündlichen Versicherungen ein Schreiben an seine Stadt mit, welches ihr ein Handelsbündniß unter Bedingungen antrug, in Betreff derer er sich von der Danziger Kaufmannschaft Vorschläge erbat. Unmittelbar nachdem Speimann diese günstigen Berichte nach Danzig gebracht hatte, erschien hier 1592 ein päpstlicher Commissar, der bedeutende Einkäufe machte und mit Rücksicht auf die in diesem Jahre zugleich mit einer verheerenden Pest in Rom aufs Neue ausgebrochenen Theuerung die Vermittelung des städtischen Rathes darum ansprach, daß das eingekaufte Getreide aufs Schleunigste nach Italien geführt würde. Ermuthigt durch so mannichfaltige Aufforderungen lief im December 1592 in Danzig eine große Getreideflotte nach dem Mittelländischen Meere aus und ward unterwegs durch eine Anzahl Holländischer Schiffe verstärkt. Obgleich sie, von einem Sturm im Atlantischen Ocean heimgesucht an vierzig Schiffe einbüßte, so fanden doch die Unternehmer, an deren Spitze wiederum Speimann stand, indem sie sich nach den bedeutendsten Italienischen Häfen hin vertheilten, nicht nur reichliche Entschädigung für die überstandenen Mühen, sondern sahen sich auch, wie nachfolgende Notizen beweisen, durch die in den verschiedenen Staaten in verschiedenem Maße darge-

*) Vgl. Beilage I.: Die Familie Speimann.

botenen Vortheile, noch eine geraume Zeit lang, zur Fortsetzung des Verkehrs veranlaßt.

Die Schiffe, welche sich damals, mit Winter- und Sommer-Weizen beladen, nach Genua wandten, gehörten den drei associirten Kaufleuten, Michael Schmidt, Jacob Klefelt und dem Rathsherrn Gerhard Thorbeck, die dem Genuesen Joseph Piagio die Vermittelung des Verkaufes übertrugen. Man war jedoch mit der Geschäftsführung der letztern unzufrieden, weshalb im November 1593 Albrecht Giese mit einer Empfehlung an den Dogen versehen nach Genua kam und die noch ausstehenden Forderungen eintrieb *). Noch unglücklicher erging es denen, welche 1594 den „weißen Falken" mit Getreide dorthin absandten; denn das Schiff, auf welchem sich unter andern auch ein Genuesischer in seine Heimath zurückkehrender Kaufmann befand, ward hinter Cap. S. Vincent (19. Decemb. 1594) von Engländern angefallen, seiner Apotheke, seiner Seekarten und fast aller Matrosen beraubt und trieb gegen sechs Wochen auf dem Meere umher, bis der Zufall es (30. Jan. 1595) bei Milfordhaven ans Land warf **). In den folgenden Jahren hat besonders der gelehrte Rathmann, Herr Bartholomäus Schachmann Handel mit Genua getrieben und unter anderm 1597 seinen „goldenen Löwen" ***) dort verkaufen lassen. Die Danziger Schiffer klagten darüber, daß sie dort zwar, einem um das Jahr 1595 erlassenen Edicte gemäß, das Getreide zollfrei einführen dürften, für jede andere Waare aber, die sie mitbrächten, übermäßig hohe Abgaben zu bezahlen hätten, weshalb der Danziger Rath 26. Oct. 1598 an den Dogen die Bitte richtete, nach dem Beispiele der übrigen Italienischen Fürsten eine Steuer von jenen Waaren nicht anders erheben zu lassen, als nachdem sie im Genuesischen Gebiete verkauft wären. Ob die Forderung genehmigt wurde, wird nicht gemeldet; doch lassen sich

*) Missiv an den Dogen d. 10. Nov. 1593.

**) Missiv an die Königin Elisabeth d. 11. April 1595.

***) Missiv an den Dogen d. 30. Mai 1597.

die Spuren eines, wenn auch nur schwach fortgesetzten Verkehrs bis 1616 *) verfolgen.

Lebhafter und freundlicherer Art waren die Beziehungen zu Toscana, dessen Großherzog durch die gleichbleibende Humanität und Toleranz, welche er den Fremden bewies, in Danzig in sehr ehrenvollem Rufe stand. Auch war in diesem Lande die Nachfrage nach Weizen besonders groß; man berechnete, daß binnen vier Jahren über 2 Millionen Ducaten dafür an Danzig und England bezahlt worden seien. Als man 1596 neue Noth besorgte, kam ein Gesandter des Großherzogs im Sommer über Warschau nach Danzig, um selbst den Getreide-Einkauf zu besorgen. Bei seiner Rückkehr nach Warschau rühmte er bei einer Audienz, die ihm König Sigismund III (15. Decemb. 1596) ertheilte, im Angehör der Danziger Sendeboten, die Unterstützung, welche ihm von Seiten des Danziger Raths bei seinem Geschäfte zu Theil geworden, durch sie habe er es erreicht, daß das Getreide bereits in Schiffe geladen wäre; nur das ungünstige Wetter, meinten sie, halte noch deren Abfahrt auf. Dieselben freundlichen Verhältnisse fanden noch 1607 statt, wo die Stadt in dankbarer Anerkennung derselben dem mit einer Empfehlung des Großherzogs in Danzig angekommenen Florentinischen Edlen Neri Giraldi gastlichen Empfang **) bereitet. Unter den Florentinischen Kaufleuten trat in eine ganz besonders nahe Beziehung zu Danzig die aus Lucca stammende Familie de Neri***), aus welcher der eine Bruder Stefano noch den 13. Dec. 1614 in Lucca Danziger Schiffern die in Florenz empfangenen Geldsummen in Wechsel umsetzt †), der andere Pietro schon vor 1606 seinen bleibenden Aufenthalt in Danzig hat, sich hier, wiewohl ein Katholik, 20. Febr.

*) Das Missiv an den Dogen 11. Mai 1616 enthält eine Fürbitte für einen Danziger Matrosen Marcus Schultz aus Lauenburg, welcher, von den Barbaresken gefangen genommen, Renegat geworden und als Seeräuber in die Gewalt der Genueser gekommen war.

**) Missiv an den Großherzog Ferdinand d. 3. März 1607.

***) Vgl Beilage II: die Familie de Neri.

†) Die Quittung darüber ist noch vorhanden. In dem Missiv an den Großherzog d. 21. Febr. 1613 wird Pietro „**natione Luccanus**“ genannt.

1607 mit einer Protestantin Barbara Heidemann — aus dem Geschlechte der Giesen — vermählte, 1613 auf Empfehlung des Großherzogs das Bürgerrecht erhielt und, wiewohl er seiner Confession treu verblieb und deshalb vom Rathe zum Vorsteher des S. Brigittenklosters ernannt ward, seine vier Töchter in der Lutherischen Lehre erziehen ließ und später an Protestanten, die älteste, Angelica, an den als Professor der Beredtsamkeit und Kanzelredner ausgezeichneten Mag. Johann Mochinger verheirathete. Pietro selbst starb im Mai 1621.

Je mehr der damals unter den christlichen Confessionen herrschende Glaubenshaß die Danziger Seefahrer mit Besorgniß und Mißtrauen gegen die Staaten des Oberhauptes der katholischen Christenheit erfüllen mußte, um so mehr bemühete sich der damalige Papst Clemens VIII. durch Ertheilung fester Bürgschaften ihnen Vertrauen und Lust zur Fortsetzung der eingeleiteten Verbindung einzuflößen. Als daher Johann Speimann im Frühjahre 1593 zum zweiten Male den Römern Getreide brachte, ward er selbst, wie sein Genealoge lobpreisend berichtet, im Maimonat öffentlich in Rom im Namen des heiligen Vaters zum goldenen Ritter ernannt und erhielt in denselben Tagen (30. Mai) für die Danziger Bürgerschaft, „als Erkenntlichkeit für die bereitwillig geleistete Hülfe", einen noch im Originale vorhandenen *), mit großer Liberalität abgefaßten Privilegienbrief. Dieser gewährt allen Schiffen, die mit einer Certification des Danziger Rathes versehen sind, freien Zugang zu allen Häfen des päpstlichen Gebietes, verstattet allen Danzigern freien Verkehr zu Kauf und Verkauf im ganzen Lande und die Anlage von Wohnungen und Speichern in Civita Vecchia, befreit alle ihre Waaren, mögen sie Producte ihrer Heimath oder in der Fremde, „etwa in Italien oder Candia" zur Rückfracht eingekauft sein, von jeglicher Abgabe, sogar von dem sonst Niemanden erlassenen Wegegelde (Naulo); auch sollen ihnen weder Schiffe noch Matrosen für den päpstlichen Dienst eingezogen werden. Endlich fordert der Papst am Schlusse alle

*) Man findet ihn abgedruckt in meiner Kirchengeschichte von Danzig. T. II. 125. ff.

seine Beamten zu Wasser und zu Lande auf, dafür zu sorgen, daß jenen Fremdlingen nirgends unter dem Vorwande der katholischen Religion eine Belästigung widerfahre.

Obgleich diese Freundschaft des Papstes, wie ich unten zeigen werde, der Stadt auch in anderer Beziehung sehr nützlich wurde, so scheint doch ihr Verkehr mit dem Kirchenstaate niemals recht in den Gang gekommen zu sein; wenigstens muß man dies daraus entnehmen, daß, als der Papst 1596 einen Geistlichen, Monsignor Regino *) über Warschau nach Danzig absendet, um neue Zufuhren zu besorgen, der päpstliche Nuntius in Polen, Malaspina in großer Furcht schwebt, daß jener seinen Auftrag nicht werde ausführen können und deshalb die in Warschau anwesenden Danziger Rathssendboten angelegentlich um ihre Fürsprache bittet. Von spätern Handelsunternehmungen findet sich in unsern öffentlichen Papieren wenigstens keine Spur.

Auch die Verbindung mit Neapel und Sicilien konnte, obgleich sie schon um 1590 durch einen in London wohnenden Italiener Philippo Corsini **), welcher die Danziger „Lilie" für einen Waarentransport nach Neapel in seine Dienste nahm, eingeleitet war und in den folgenden Jahren direct von Danzig aus fortgesetzt wurde, nie besonders lebhaft werden, da die engherzigen Spanischen Vicekönige in diesen Ländern statt dem Beispiele der Italienischen Fürsten zu folgen, wozu sie von der Danziger Regierung (27. Juli 1597) dringendst aufgefordert wurden, den Danziger Schiffen nicht einmal diejenigen Rechte zugestehen wollten, deren sie in Spanien genossen, ja sogar nach dem Tode König Philipps II. eine Zeitlang wie erklärten Feinden begegneten ***).

*) Vgl. Acta Internunc. Gedan. d. 26. Sept. 1596. Auch in der damaligen Zeitung (den von Italien aus handschriftlich nach Danzig über Wien und Warschau, verbreiteten Avisi Italiani) wird unterm 26. Oct. 1596 von Rom aus gemeldet: Ch'il Monsign. Regino col Padre Confessore di Ss. Illma era partito l'istesso giorno alla volta di Danzicha a far partito di grani per Roma, portando bonissimi ordini da S. Mta accio venghi compiaciuto.

**) Missiv an die Königin Elisabeth d. 16. Nov. 1590.

***) Missiv an den Vicekönig von Sicilien d. 24. Oct. 1600.

Dieser Druck war um so lästiger, da unsere Schiffer auf den Fahrten nach und von Candia häufig, um sich zu verproviantiren, in Sicilianische Häfen einzulaufen genöthigt waren; und sie genossen erst seit 1602 eine Zeitlang größere Sicherheit gegen Bedrückung dadurch, daß sich der Polnische Gesandte in Neapel, Johann Andreas Prochnitzki an dem Handel nach Creta betheiligte *) und deshalb die Gerechtsame der Danziger sorgfältig wahrnahm.

Zwar später als die übrigen Italienischen Staaten und nach' dem der drückendsten Noth schon auf anderem Wege abgeholfen war, doch mit sichtlich regerem Interesse knüpfte Venedig 1594 die Verbindung mit Danzig damit an, daß der Venezianische Gesandte in Polen, Bassadonna *) im Namen der Republik und einzelne Venezianische Kaufleute, z. B. der 1594 in Danzig anwesende Johann Fugen **) dort Getreide einkauften und auf Danziger Schiffen in die Heimath sandten. Von diesen Schiffen kehrt „die Sonne" unter Capitain Peterson im Frühjahr 1596 zurück und bringt der Danziger Kaufmannschaft sehr aufmunternde Berichte; Peterson war nicht nur in Venedig, sondern auch in dessen Colonie, auf der Insel Candia gewesen, an beiden Orten beim Einkauf und Verkauf von den obersten Behörden, dem Dogen Grimano, dem Staatssecretair Marco Ottobon und dem Herzoge von Candien, Marco Antonio Venerio aufs Zuvorkommenste unterstützt worden und von allen den verrufenen Belästigungen, denen die Fremden, insbesondere die Engländer, dort ausgesetzt waren, befreit geblieben; der Doge hatte die Danziger „seine besten Freunde" genannt. Diese Nachrichten, so wie das aus Candien mitgebrachte vortreffliche Oel reizten den Speculationsgeist in dem Maße, daß noch in demselben Jahre mehrere Gesellschaften der vornehmsten Kaufleute und Rathsherrn, unter welchen Bartholomäus Schachmann, Andreas Jasky, Johann Falk und David Wichmann †) namentlich genannt werden, für diesen Handelsweg

*) Missiv an Prochnitzki d. 3. Oct. 1602.
**) Missive an Bassadonna d. 25. April 1595, 3. April 1596.
***) Missiv an Grimano d. 5. April 1597.
†) David Wichmann geb. 26. Febr. 1570, der Sohn Lorenz Wichmann's

zusammentraten, von denen „die Sonne", „die Hoffnung", „der goldene Löwe", „die S. Maria" und andere Schiffe unter der Leitung Falcks und Wichmanns ausgesandt wurden. Da der Erfolg dieser Unternehmung gleichfalls den Erwartungen entsprach und Wichmann mit dem Auftrage der Venezianischen Regierung, zu neuen Fahrten aufzufordern, zurückkehrte, so erließ die Danziger Regierung 28. März 1597 im Namen ihrer Kaufleute an den Dogen ein Schreiben, welches unter Vorhaltung der vielen Gefahren, welche die Danziger Schiffer auf dem Wege nach Venedig gegen das Meer und die Feinde zu bestehen hätten, zur Vergütigung derselben auf die Gewährung gewisser Handelsvergünstigungen antrug. Da ist nun ihr erster Wunsch, daß die Danziger, da sie ja Deutsche wären, auch in Venedig in jeder Beziehung den Deutschen gleichgestellt, insbesondere wie die Oberdeutschen, von der Zahlung des neulich, wie man sagte, der Engländer wegen, allen seewärts eingeführten Waaren aufgelegten Hafengeldes der „Imposta nuova" ausgenommen würden. Wir fahren, heißt es im Verlauf des Schreibens, nie zum Einkauf mit leeren Ballastschiffen in die Fremde, sondern, da unsere Stadt nicht nur ein Sammelplatz aller heimatlichen Producte, sondern auch der Erzeugnisse Schwedens, Dänemarks, Litthauens und Rußlands ist, so sind wir allezeit im Stande, in unsern geräumigen Schiffen den Italienern nützliche Waaren zu bringen, die einen um so bessern Absatz finden werden, da sie bisher nur auf Saumthieren und daher in geringen Quantitäten, von wenigen Verkäufern und darum zu einem bedeutend höhern Preise eingeführt worden sind. Die zweite Forderung betrifft den Oelhandel nach Candia, welcher damals gerade allen Fremden verboten worden war, indem alles Oel jener Kolonie nach Venedig gebracht und von dort, wie es scheint, einzig und allein an die Oberdeutschen verkauft wurde. Da nun dieses Candische Oel in Danzig sehr geschätzt war und jedem andern Oele vorgezogen ward, auf dem Landwege aber des hohen Preises wegen gar nicht in unsre Gegenden kam,

der bereits an einer Spanischen Gesellschaft Theil hatte (Vgl. Anm. S. 98.), war ein sehr angesehener Kaufmann, der, obgleich er außerhalb der Rechtstadt (im Poggenpfuhle) wohnte, dennoch 1612 zum rechtstädtischen Schöppen erwählt wurde und als solcher 8. Sept. 1612 starb.

so wird der Doge ersucht der Danziger Kaufmannschaft, die darin eine besondere Aufforderung zum Besuche Venedigs finden werde, eine, wenn auch nur beschränkte, Theilnahme am Oelhandel zuzugestehen. Der Erfolg dieses von Wichmann persönlich überbrachten Schreibens war ein Patent *) des Dogen Marino Grimano vom 9. August 1597, von welcher er der Stadt ein Exemplar mit einem Begleitschreiben übersendet, welches letztere die Versicherung ausspricht, er wäre über das Interesse des beiderseitigen gemeinsamen Vortheils hinaus von dem Wunsche geleitet worden, den Danzigern einen Beweis seiner Dankbarkeit zu geben, wie er denn auch ihnen mehr bewilligt zu haben hoffe, als von ihnen verlangt worden wäre. Das Patent selbst, an die Beamten der Republik, insbesondere an die Proveditoren des Arsenals und des Oels und an die Vicedome im Fontego gerichtet, ertheilt den Danzigern in Betreff ihrer Personen und Waaren alle Vortheile und Vorrechte der im Fontego wohnenden Deutschen bis auf den Aufenthalt im Fontego selbst, den Venedig ihnen, ohne sich der Verletzung entgegenstehender Privilegien schuldig zu machen, nicht zugestehen könne, die Danziger müßten in diesem Punkte den guten Willen für die That annehmen; in Betreff der Imposta nuova bedauert es, keine Ausnahme machen zu können, da man dadurch dem Zwecke derselben, den eigenen von schwerer Noth heimgesuchten Unterthanen Erleichterung der Abgaben zu verschaffen, entgegenhandeln würde; dagegen erlaubt es den Danzigern, gegen Erlegung des üblichen Zolles in jedes ihrer Schiffe 5 Faß Oel, „sei es aus Candia, Corfu oder aus andern Gegenden" einzuladen und befreit sie, „zum besondern Zeichen der Freundschaft" von der Bezahlung des sogenannten Ankergeldes.

In den nächsten beiden Jahren wird das erlangte Privilegium fleißig und erfolgreich benutzt; im Frühjahre 1600 kehrt eine Danziger Handelsflotte, unter ihr die „Maria" des Schiffers Martin Peterson, nachdem sie unterwegs lange von den Spaniern aufgehalten war, mit einer reichen Ladung Candischen Weins und Oels in die Heimath zurück. Da die Geschäftsführer sich darüber beschwerten, daß die Venezianischen Beamten die Vorrechte Danzigs

*) Vgl. Beilage III.: Venezianische Urkunden.

nur in der Stadt Venedig und nicht in den Kolonien gelten lassen wollten, vielmehr auf Candia außer den gewöhnlichen Abgaben noch eine besondere Türkensteuer forderten, so sah sich die Danziger Regierung veranlaßt (11. Juli 1600) darüber dem Dogen und dem Staatssecretair Ottobon Vorstellungen zu machen, empfing jedoch schon nach wenigen Monaten (22. Septemb.) von beiden den freundlichsten Bescheid und nebst einer Erneuerung der frühern Zugeständnisse das Versprechen, daß die zur Zeit in Candia dringend nothwendige Türkensteuer den Danziger Kaufleuten baldigst erlassen werden solle. In den folgenden acht Jahren wurde dieses freundschaftliche Verhältniß in keinerlei Weise gestört; „gewohnterweise" *) fahren gewisse Schiffe alljährlich nach Candia und Venedig, „der Engel," welcher 1606 bei Fraschia an der Candischen Küste **) scheitert, wird sammt seinen Matrosen und Effecten von den Venezianischen Behörden auf's Liebreichste geborgen. —

Als in den Jahren 1606 und 1607 eine große Hanseatische Gesandtschaft sich längere Zeit in Spanien aufhielt, um ein projectirtes Handelsbündniß in diesem Staate zum Abschluß zu bringen, benutzte der Danziger Rathsherr, Herr Arnold von Holten ***), der zu den Häuptern jener Gesandtschaft gehörte, den Umstand, daß er wegen einer Krankheit, die ihn in Madrid überfallen und sich auf dem Rückwege in Folge der schlechten Heilmittel eines Mönches verschlimmert hatte, den übrigen Gesandten zu Pferde nicht weiter folgen konnte, und schiffte sich in Barcellona nach Genua ein, um auf einem Umwege über Oberitalien seine jungen Danziger Begleiter mit den Wundern der Kunst und Natur des schönen Südlandes bekannt zu machen. Damals ist

*) „ut soliti sunt" Missiv an den Dogen d. 3. Oct. 1602.

**) Missiv an die Regentes et Generales Candiae d. 26. Iuni 1606.

***) Ueber diese auch von andern Theilnehmern beschriebene Reise (Sartor. III. 472. n. Burmeister 16.) liegen in einem Manuscript der Schlieff-Schumannischen Bibliothek (Fol. 29.) zwei von Arnold von Holten eigenhändig abgefaßte Berichte vor; der eine „das Journal," abwechselnd lateinisch und deutsch geschrieben, enthält eine fortlaufende ausführliche Erzählung aller Erlebnisse, während der andere, die „Relation" den Inhalt eines in einer Rathsversammlung in Danzig nach der Rückkehr Holtens gehaltenen Vortrages kurz andeutet und sich nur auf die politischen Verhältnisse bezieht.

noch der Namen Danzigs in diesen Gegenden von gutem Klange. In Genua wird Holten wie der Gesandte einer befreundeten Macht von einem Secretare des Dogen im Namen der Republik begrüßt, der ihm seine Dienste anbietet und einen auf das ganze Genuesische Gebiet bezüglichen Sicherheits-Paß überreicht. Zu ihrer großen Freude treffen die Danziger hier ihren Landsmann, den Obersten Sidinghusen, der sich bei seinem Bruder, einem Fähndriche im Dienste Genuas, wie es scheint, zum Besuche aufhält. Als sie (11. März 1608) zu Pferde Genua verließen, wurden sie von dem Obersten und dem Fähndrich und noch andern vier Befehlshabern und einem Feldwebel nebst zehn Musketiren begleitet, die durch die ganze Stadt und bis auf vier Meilen aus ihren Musketen schossen und dadurch in der Stadt großes Aufsehen verursachten." Noch ehrenvoller werden sie, nachdem sie in der Lombardei als Privatleute behandelt worden, in Venedig aufgenommen. Sogleich am ersten Tage ihrer Ankunft erhielten sie eine Audienz bei dem Dogen Leonardo Donato, der mit großer Freundlichkeit*) der Dienste gedachte, welche Danzig der Republik erzeigt habe und alljährlich durch Zusendung des Getreidebedarfs erzeige und den Gesandten Hülfe und Unterstützung in allen Nöthen anbot. Wenige Stunden, nachdem er sie entlassen hatte, schickte er ihnen in ihre Herberge ein Fäßlein Wein, allerlei Confect und weiße Wachsstapel zur Verehrung" und beauftragte den Staatssecretair Ottobon die Fremden „im Arsenal und allenthalben herumzuführen und was ihnen gefällig zu zeigen, welches dieser dann ultro und willig auf sich genommen hat."

Diese Meldung, welche noch die lebhaftesten Beziehungen vorauszusetzen scheint, ist gleichwohl nicht nur die letzte, welche des Verkehres mit Venedig, sondern auch, einige unbedeutende, acht bis neun Jahre weiter reichende Spuren ausgenommen, die letzte, welche dieser Italienischen Verhältnisse überhaupt noch Erwähnung thut und es unterliegt keinem Zweifel, daß, obgleich die Weizenausfuhr aus Danzig noch eine Reihe von Jahren in fortwähren-

*) Holten bemerkt in der Relation: Referatur occasione audientiae gratulatio et admodum honorata et amica dimissio item praedicatio beneficiorum nostrorum, quod annona necessaria quotannis illis provideamus. Pollicitus est Dux omnibus nostratibus auxilium et assistentiam in omnibus occurrentiis.

dem Steigen war und 1618 das höchste bekannte Maaß von 115,721 Lasten erreichte **) eine directe Einfuhr des Getreides in Italien von Danzig aus selten oder gar nicht mehr stattgefunden hat. Die Ursache ist einfach darin zu suchen, daß Holland seit dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit Spanien (1609) von allen Staaten des südlichen Europas als unabhängiges Land anerkannt und zum Genusse völkerrechtlicher Beziehungen hinzugelassen, auch hier alsbald mit Hülfe seiner Kriegsflotte, seiner Capitalien und seiner Industrie alle übrigen seefahrenden Nationen binnen Kurzem so weit überflügelte, daß sich unsere Hanseaten zumal auf dem Mittelmeer, wo es auch in den günstigsten Zeiten nicht an andern schweren Gefahren gefehlt hatte, bald jeder Concurrenz begaben und höchstens nur noch darnach trachteten, die Erzeugnisse der Ostsee jenen Vermittlern des Weltverkehrs auf eigenen Schiffen zuzuführen. Als Köster im Jahre 1660 eine detaillirte Schilderung des Danziger Handels **) entwarf, hatte man in Danzig von jenen frühern Beziehungen zu Italien kaum noch eine dunkele Erinnerung.

*) Vgl. Löschin Geschichte Danzigs I. 397. n.

**) Sein handschriftlicher „Bericht, wie und aus was Ursachen der Handel in Dantzigk abgenommen," ist noch in mehrern Exemplaren vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Die orientalischen Münzen des akademischen Münzkabinets zu Königsberg.

Von Prof. Neſſelmann.

Vor einigen Monaten habe ich eine akademiſche Diſſertation unter dem Titel: Nummorum Orientalium, qui in Nummophylacio Academico Regimontano, asservantur, Definitio et Explicatio, herausgegeben. Da dieſelbe wohl das Schickſal aller derartigen Diſſertationen, daß ſie nämlich in wenige Hände kommen, theilen wird, ſo folge ich gern der Aufforderung der verehrten Red. dieſer Blätter, indem ich hier den Inhalt jener Schrift für die Liebhaber der Münzkunde kurz und ohne Einmiſchung der Original-Inſchriften wiederhole. Ich werde die Legenden, die auf den Münzen ſich finden, in wörtlicher Ueberſetzung wiedergeben, dagegen Alles weglaſſen, was nur für den Fachgelehrten wiſſenswerth iſt.

Die Doubletten mit eingerechnet beſitzt unſer Kabinet gegenwärtig 233 orientaliſche Münzen, von denen die Hauptmaſſe, nämlich 170 Stück, aus einem Funde bei Münſterwalde unweit der Weichſel gegenüber Marienwerder, vom Jahre 1832, herrührt, 33 andere aber, nebſt vielen andern alten und neuen Münzen, im Jahre 1835 von einem durchreiſenden Kaufmann angekauft worden ſind. Die übrigen ſind einzeln und zu verſchiedenen Zeiten in das Kabinet gekommen.

Der Ueberſicht wegen habe ich in meiner Diſſertation die Münzen in fünf Klaſſen vertheilt, und ich werde dieſe Eintheilung auch hier beibehalten.

1. Münzen der Ommajadiſchen Khalifen.

Die erſten Arabiſchen Chalifen haben, wie es ſcheint, kein eigenes Geld geſchlagen, ſondern bedienten ſich theils des Byzantiniſchen, theils des Perſiſchen. Erſt im Jahre 76 d. H. richtete der Khalif Abdolmelik ibn Merwan eigene Münzen in ſeinen Staaten ein.

Auf den von ihm angeordneten Münzen befinden sich keine Abbildungen, sondern auf beiden Seiten Legenden, welche meistens polemischen Inhalts sind, besonders gegen die christliche Dreieinigkeitslehre gerichtet. Auf der Vorderseite, dem Avers, lesen wir in drei Zeilen vertheilt den Spruch: Es ist kein Gott außer Allah, er ist der Einzige, er hat keinen Genossen. Hierum zieht sich die Randschrift: Im Namen Gottes ward geschlagen dieser Dirhem (oder Dinar) in (Namen der Stadt) im Jahre (das Jahr der Hedschra mit Zahlworten vollständig ausgeschrieben). Auf dem Revers steht die 112. Sura des Koran: Gott ist einer, der ewige Gott, er zeugt nicht und ward nicht gezeugt, und ihm gleich ist Keiner. Hierum die Randschrift nach dem Spruche Sur. 9, 33 und 61, 9: Mohammed ist der Gesandte Gottes, den er gesandt hat mit der Anweisung und der Religion der Wahrheit, um sie zu erheben über alle Religionen, wenn auch die Götzendiener widerstreben. Diese Legenden bleiben auf den Münzen aller Ommajaden, selbst der Spanischen, unverändert. Namentlich fehlt darauf durchaus der Name des Khalifen, der nur aus der Jahrzahl errathen werden kann.

Von dieser Khalifenfamilie besitzt unser Kabinet vier Münzen, darunter eine von Abdolmelik selbst aus Fesa (in Persien) vom Jahre 80 d. H. (699), das einzige bis jetzt bekannt gewordene Exemplar von diesem Datum. Die drei andern, aus Wasit (am Tigris) von den Jahren 122. 125. 126 d. H. finden sich auch in andern Cabineten, z. B. im Petersburger und Stockholmer.

2. Münzen der Abbasidischen Khalifen.

Diese Münzen sind denen der ersten Klasse ganz ähnlich, nur auf den Revers tritt an die Stelle der 112. Sura hier die einfache Formel: Mohammed ist der Gesandte Gottes. Zusätze zu dieser Formel und Auslassungen derselben werde ich bei den einzelnen Beispielen angeben. Von diesen Münzen haben wir eine ununterbrochene Reihe von Abul-Abbas bis Al-Mamun, von Mamuns Nachfolgern dagegen nur zwölf vereinzelte Stücke.

Von Abul-Abbas, dem ersten Abbasiden, finden sich in dem Kabinet drei Münzen, eine aus Kufa v. Jahre 135 d. H.

(752 n. Chr.), zwei aus Basra aus den Jahren 135 und 136; alle drei kommen auch anderwärts vor.

Hierauf folgen neun Münzen von Al-Mansur, dem Bruder des Vorigen, nämlich zwei aus Basra von den Jahren 137 und 142, eine aus Kufa v. J. 143, fünf aus Bagdad (auf Münzen immer Medinat-as-Salam, Stadt des Heils) v. d. J. 152. 154. 156. 157. 158, und eine höchst merkwürdige und seltene aus Rai (dem Rhages der Alten) v. J. 147. Diese letzte trägt auf dem Revers statt der oben angeführten Formel folgende Legende: Von denen, welche angeordnet hat Al-Mehdi Mohammed, der Sohn des Herrschers der Gläubigen. Da Al-Mehdi erst in eben diesem Jahre von Al-Mansur zum Thronerben ernannt worden war, so ist diese Münze die erste, welche mit seinem Namen geprägt worden ist. Die Sitte, auf die Münzen den Namen des designirten Thronfolgers zu setzen, welche seit Harun ar Reschid ziemlich allgemein war, findet bei den früheren Abbasiden noch sehr selten Anwendung, und solche Münzen gehören zu den großen Raritäten.

Al-Mehdi, der 258 (775) auf den Thron kam, setzte zuerst seinen Namen auf die Münzen, indem er die Legende des Reverses also ändert: Mohammed ist der Gesandte Gottes. Gott segne ihn und sei ihm gnädig. Der Khalif Al-Mehdi. Wir besitzen von ihm elf Münzen, nämlich sieben aus Bagdad v. d. Jahren 160. 161. 162. 163 (3 Exemplare aus zwei verschiedenen Stempeln) 164. 165, eine aus Dschai (einem Theile der Stadt Ispahan) v. J. 162, eine sehr seltene aus der Burg von Racka (Kasr as-Salam, Burg des Heils genannt, am Euphrat) vom J. 167; ferner eine aus Mohammedia (späterer Name der Stadt Rai v. J. 167 und eine aus Adserbaidschan (Name der Provinz für die Hauptstadt Ardebil) v. J. 169. Die beiden letztgenannten Münzen sind anderweitig noch nicht bekannt geworden, also unsere Exemplare bis jetzt die einzig existirenden. Die letzte zeigt unter dem Revers den Namen Nodhair, wahrscheinlich eines Statthalters mehrerer Provinzen, da derselbe Name auch auf einer in Petersburg befindlichen Münze aus Basra v. J. 168 erscheint. Noch merkwürdiger ist die Münze aus Mohammedia, deren Revers lautet: der Khalif Al-Mehdi. Von denen, welche angeordnet hat Musa,

der Gehilfe des Bundes der Moslimin. Der Titel: Gehilfe des Bundes der Moslimin, der hier dem Musa Al-Hadi, Al-Mehdi's ältestem Sohne beigelegt ist, bezeichnet eben den designirten Thronfolger.

Aus Al-Hadi's eigenem Khalifate, welches nur funfzehn Monate währte, haben wir keine einzige Münze; dieselben sind überhaupt selten.

Dagegen besitzt unser Kabinet dreißig Münzen von Al-Hadi's Bruder, dem berühmten Harun Ar-Reschid, der 170—193 (786—809) regierte; darunter elf, die unter seiner Auctorität von seinen Söhnen Al-Amin und Al-Mamun geprägt sind. Die beiden ältesten Münzen von Harun haben noch ganz die Form der Münzen seines Vaters, indem auf dem Revers die Segensformel und der Name des Khalifen: der Khalif Ar-Reschid, erscheint. Ueber und unter dieser Legende vertheilt steht das Wort: mobarak, gesegnet." Diese beiden Münzen sind aus Mohammedia v. d. J. 170 und 171. Die folgende Münze, Bagdad 174, ist bereits zu der einfachen Form der Münzen des Abul-Abbas zurückgekehrt; sie enthält aber Sprachfehler in den Randschriften, weil wahrscheinlich der Stempelschneider der arabischen Schrift nicht gehörig kundig war. Beispiele der Art kommen öfter vor. Zunächst folgen zwei merkwürdige Münzen aus der Provinz Africa, vom Jahre 175, die eine aus Kairowan (auf Münzen als Hauptstadt mit dem Namen der Provinz bezeichnet, Afrikija), deren Revers lautet: Heil, Heil! Moh. ist der Gesandte Gottes, der Prophet der Gnade. Nasr. Nasr ibn Habib war in dem Jahre 174—177 Statthalter von Kairowan. Ueber die zweifelhafte Lesart der Worte: der Prophet der Gnade, siehe meine Dissertation No 35. Die andere ist aus Bedaah und zeichnet sich durch die Randschrift der Rückseite aus, welche hier statt des oben mitgetheilten Koranspruchs folgende Notiz enthält: Von denen, welche angeordnet hat Halib ibn Mata; er hat befohlen Gerechtigkeit und Treue (zu beobachten) neben Frömmigkeit und Glauben. Segen (kommt) von Gott. Ferner haben wir von Harun Münzen aus Bagdad v. d. J. 187. 188 (2 Ex. von verschiedenem Stempel, deren einer fehlerhaft) 189. 190. 191. 192. 193, aus Mohammedia v. d. J. 188. 189. 192, und endlich zwei sehr sel-

tene Münzen vom Jahre 193, die eine aus Nischapur, die andere aus Samarkand. Die Münze aus Nischapur hat folgenden Revers: Moh. ist der Gesandte Gottes. Von denen, welche angeordnet hat der Verehrer Gottes, Harun, der Herrscher der Gläubigen. Hamujah. Es gehört zu den größten Seltenheiten, daß der Khalif in der hier erscheinenden Verbindung auf einer Münze sich nennt. Hamujah ist nicht weiter bekannt; sein Name erscheint auch auf der sonst einfachen Münze aus Samarkand. Beide letzerwähnte Münzen kommen sonst nirgend vor. Noch eine Münze aus Bagdad, wahrscheinlich v. J. 191 ist zweifelhaft; man sehe meine Dissertation No. 65.

Von den Münzen, welche Al-Amin unter dem Chalifate seines Vaters hat prägen lassen, besitzen wir sechs, zum Theil in mehren Exemplaren; nämlich aus Bagdad v. J. 179, aus Mohammedia v. d. J. 180 (4 Ex. von zwei abweichenden Stempeln) 181. 186 und aus Balkh v. J. 184. Die Münze aus Bagdad hat den Revers: Moh. ist der Gesandte Gottes. Von denen, welche angeordnet hat der Emir Al-Amin Mohammed, Sohn des Herrschers der Gläubigen. Dschafar. Denselben Revers haben von den Münzen aus Mohamedia die eine vom J. 180 und die beiden von 181. 186, nur daß die letzte über diesen Revers noch das Wort sallama, Heil! setzt. Dagegen giebt die andere Münze aus Mohammedia v. J. 180 folgende Inschrift. Moh. u. s. w. ..... S. des Herrschers der Gläubigen, unter der Präfectur des Mohammed ben Jahja. Dschafar. Die Brüder Dschafar und Mohammed, Söhne Jahjas, sind die berühmten Barmekiden. Die Münze aus Balkh endlich zeigt diese Legende: Moh. u. s. w. .... der Emir, der Gehülfe des Bundes der Moslimin, Al-Amin Mohammed, S. des Herschers der Gläubigen. Heil. Was der Gehülfe des Bundes der Moslimin bedeute, habe ich oben bereits ausgesprochen.

Von Al-Mamun endlich, dem zweiten Sohne Harun's, haben wir aus der Regierungszeit des Vaters fünf Münzen, und zwar aus Balkh v. d. J. 185. 186. 187. 188 und aus dem Bergwerk Schasch v. J. 190. Der Revers auf allen diesen Münzen lautet: Moh. u. s. w. .... der Emir Al-Mamun

Abdollah, Sohn des Herrſchers der Gläubigen, Gehülfe des Gehülfen des Bundes der Moslimin. Heil. Nur die Münze aus Schaſch (dem heutigen Taſchkend in Transoxania) hat über dem Revers den Namen Ali, unten Al-Naſr; über die Bedeutung dieſer Namen weiß ich keinen Aufſchluß zu geben.

Aus der Regierungszeit des Al-Amin (193—198) haben wir nur vier Münzen, die von ihm ſelbſt geprägt worden ſind, und zwar in Bagdad in d. J. 193. 194. 195. 198. Amin's Münzen ſind kenntlich durch die Phraſe: Mein Herr iſt Gott, welche oben auf dem Revers ſteht. Ueber der einfachen Formel: Moh. iſt der Geſandte Gottes, ſteht dieſe Phraſe auf den beiden erſterwähnten Münzen; dagegen hat die v. J. 195 folgende Legende: Mein Herr iſt Gott. Moh. iſt der Geſ. Gottes. Von denen, welche angeordnet hat der Verehrer Gottes Al-Amin Mohammed, der Herrſcher der Gläubigen. Al Abbas. Al-Abbas ibn Al-Fadhl war Amin's Vezier. Einzig in ihrer Art iſt die Münze von 198, die letzte dieſes Khalifen, mit folgendem Revers: Mein Herr iſt Gott. Moh. iſt der Geſ. Gottes. Al-Amin. Wenigſtens iſt bis jetzt keine zweite Münze bekannt geworden, auf welcher ſich Amin's Name ohne irgend einen Ehrentitel befände.

Außerdem haben wir aus Amin's Regierungszeit noch vier Münzen von Al-Mamun, auf welchen dieſer noch des Bruders Oberhoheit anerkennt, nämlich aus Balkh v. d. J. 193. 194., aus Samarkand v. J. 193. und aus Niſchapur v. J. 194. Alle vier haben den Revers: dem Herrn (Deo). Moh. iſt der Geſ. Gottes. Von denen welche ang. hat der Emir Al-Mamun, der Gehülfe des Bundes der Moslimin, Abdollah, Sohn des Herrſchers der Gläubigen. Nur die Münze aus Niſchapur fügt noch den Namen Gabriel hinzu; es iſt dieſes Gabriel ibn Abdollah, der Statthalter der Provinz Herat.

Al-Amin verlor Thron und Leben zwar erſt im Jahre 198, aber bereits ſeit 195 war der größte Theil des Reichs, zuerſt die öſtlichen Provinzen, von ihm abgefallen, ſo daß ſeit dieſer Zeit Münzen von Amin nur noch aus Bagdad vorkommen. Alle Provinzen erkannten ſeinen jüngern Bruder Al-Mamun als Kha-

lifen an, der denn auch seit 195 sich als unabhängig von seinem Bruder auf den Münzlegenden darstellt. Die älteste Münze dieser Art rührt aus Balkh her vom Jahre 195, und hat folgenden Revers: Dem Herrn. Moh. ist d. G. Gottes. Von denen welche ang. hat der Imam Al-Mamun. Al-Fadhl. Mamun bezeichnet sich hier nicht mehr, wie bisher, als Thronfolger, zwar auch noch nicht als Khalif, wohl aber als Imam, d. i. Oberpriester, religiöses Haupt des Islam. Der Vezier ist Al-Fadhl ibn Sahl. Sodann folgen fünf Münzen aus Ispahan v. d. J. 196. 197. 198. 199 (3 Ex. von zwei versch. Stempeln). Die ersten drei führen den Revers: dem Herrn. Moh. ist der Ges. Gottes. Hartsemah. Hartsemah war seit 196 Statthalter von Ispahan. Die beiden Münzen von 199 haben statt des Namens Hartsemah die Worte: Inhaber der beiden Herrschaften, einen Ehrentitel des Al-Fadhl ibn Sahl. Eine andere sehr merkwürdige Münze v. J. 199. rührt aus Racka am Euphrat her, und hat den Revers: dem Herrn. Tahir. Moh. ist der Ges. Gottes. Amru ibn Jahja. Tahir ibn Mohammed war damals Statthalter von Syrien und Mesopotamien. Amru ist nicht weiter bekannt. Die Münze kommt anderweitig nicht vor. Dasselbe gilt von der Münze aus Mohammedia v. J. 200, deren Revers gleichlautend ist mit der Münze aus Ispahan v. J. 199 (Inhaber der beiden Herrschaften). Hierauf folgen zwei zwar ganz einfache, aber ebenfalls bis jetzt unbekannt gebliebene Münzen aus Kufa v. d. J. 202 und 203. Eine Münze aus Samarkand v. J. 204. hat unter der Legende des Avers das Wort Moschrif, Aufseher, unter der Legende des Reverses den Titel: Inhaber der beiden Herrschaften; beide Zeilen sind mit einander zu verbinden und zu übersetzen: Aufseher (der Münze) ist der Inhaber der beiden Herrschaften d. i. Al-Fadhl. Ein einziges Exemplar ist wiederum eine Münze aus Mohammedia v. J. 206. Sie hat die gewöhnlichen Legenden der ältern Abbasidenmünze, aber auf dem Avers oben und unten vertheilt den Namen Ishak ben Jaha vielleicht eines Bruders des Amru auf der Münzen von Racka; auf dem Revers ebenso vertheilt den Titel: Inhaber der beiden Rechten, Ambidexter, ein Ehrentitel des oben erwähnten Tahir ben Mohamed. Nur eine Bagdadmünze haben wir von Al-Mamun, aber eine sehr merkwürdige,

v. J. 204. Die Legenden ſind einfach; aber der Avers hat um die oben erwähnte Randſchrift, welche die Data angiebt, noch eine zweite Randſchrift, welche den Koranſpruch S. 30, 3. 4. enthält: Gott hat die Herrſchaft vor und nach; dann werden ſich freuen die Gläubigen auf die Hülfe Gottes.

Von jetzt an vereinzeln ſich die vorhandenen Münzen der Khalifen. Ich will über die folgenden zwölf Stücke, welche alle zu den größten Raritäten gehören, ja meiſtens Unica ſind, nur noch im Allgemeinen bemerken, daß ſie ſämmtlich die doppelte Randſchrift des Averſes haben, wie die letztbeſchriebene Münze von Mamun. Auf dem Revers bleibt das Wort: dem Herrn (Deo) ebenfalls conſtant; dann folgt die Formel: Mohammed iſt der Geſandte Gottes; und darunter den Namen des Khalifen ohne irgend einen Titel. Auf mehren ſteht noch auf dem Avers unten der Name des Thronfolgers oder des Mitregenten.

Von Al-Motawackil haben wir zwei Münzen, die bisher unbekannt geweſen ſind. Die erſte iſt eine Goldmünze (Dinar), geprägt in Miſr (d. i. Foſtat in Aegypten, in der Gegend des jetzigen Kahira), vom Jahre 235. Die zweite iſt eine Silbermünze (Dirhem) aus Merw (in Khoraſan) vom Jahre 245, die auf dem Avers unten den Namen des Thronfolgers Al-Motiz billah zeigt.

Von Al-Moſtain billah iſt eine Münze da aus Arminia (d. i. die Stadt Debil) v. J. 250; unter der Legende des Averſes ſteht der Name des präſumtiven Thronfolgers, Al-Abbas, Sohn des Herrſchers der Gläubigen, der aber nicht zur Regierung gekommen iſt.

Es folgen ſodann drei Münzen von Al-Motamid, von denen die erſte ebenfalls in Arminia (Debil) im Jahre 277, unter der Mitregentſchaft und mit dem Namen des Al-Muafik billah, die zweite und dritte im Jahre 279, jene in Schaſch, dieſe in Samarkand, beide letztern mit dem Namen des Mitregenten und Thronfolgers Al-Motadhid billah, geſchlagen iſt.

Aus der Zeit von Motadhid's Alleinherrſchaft haben wir fünf Münzen, aus Bagdad v. J. 280, aus Schaſch v. J. 280, aus Niſchapur v. J. 282 und zwei aus Arminia v. d. J. 286 und 287. Nur die Münze aus Niſchapur weicht von der gewöhnlichen Form ab, indem ſie unter der Legende des Averſes

den Namen Abu Hafs Amru ben Al-Laits zeigt; es war dieser der zweite Emir aus der Familie der Soffariden, welche von 248 bis 305 d. H. (862—917) über Khorasan herrschte.

Endlich haben wir noch eine merkwürdige Münze aus Bagdad von dem Khalifen Al-Moktefi billah. Dieser Chalif regierte von 289 bis 295; sein Name ist auf der Münze ganz deutlich; aber die Jahrzahl macht Schwierigkeit; bei den rohen Schriftzügen auf den Münzen dieser Zeit sind nämlich die Zahlworte sieben und neun und ebenso siebzig und neunzig kaum zu unterscheiden; nun stehen hier gar von diesen zweifelhaften Zahlworten zwei neben einander, so daß man das Jahr 277, 279, 297, 299 lesen könnte; aber keine dieser Zahlen fällt in die Regierungszeit Moktefis. Die beiden ersten der möglichen Combinationen sind durchaus zu verwerfen, weil nicht füglich ein Khalif genannt werden kann, bevor er zur Regierung gekommen ist; wohl aber ist es möglich, daß unter der Regierung eines neuen Khalifen aus Nachläßigkeit ein alter Münzstempel gebraucht worden ist, der noch den Namen des Vorgängers trägt, während für die andere Seite der Münze der neue Stempel mit der richtigen Jahrzahl gebraucht ward. Aus Gründen, deren Erörterung hier ohne Interesse wäre, habe ich das Jahr 299 vorgezogen. S. meine Diss. No. 111.

3. Münzen der Samanidischen Emire.

An die Münzen der Abbasidischen Khalifen schließt sich eine ziemlich vollständige Reihe von den noch unter der scheinbaren Auctoritätder Khalifen geprägten Samanidenmünzen an, und zwar reicht unsere Sammlung, die größtentheils aus dem Münsterwaldischen Funde herrührt, vom Jahr 282 bis 305. Die äußere Form dieser Münzen ist denen der späteren Abbasiden ganz gleich, nur daß auf dem Revers unter dem Namen des Chalifen noch der Name des Emirs steht; selten nur werden beide Namen von einander getrennt, und zwar so, daß der Khalif auf dem Avers seinen Platz einnimmt; solche Münzen sind als Versuche der Emire zu betrachten, sich von dem Khalifen unabhängig zu machen, indem sie ihren Namen nicht mehr unter den des Khalifen setzen mögen.

Die Münzen des ersten Samanidenfürsten, Nasr I. ben

Ahmed sind sehr selten, und unser Cabinet besitzt keine einzige von ihnen.

Dagegen haben wir, die Doubletten nicht gezählt, 26 Dirheme von seinem Bruder Ismail ben Ahmed, und zwar 15 mit dem Namen des Khalifen Al-Motadhid billah von 282 bis 289, und 11 mit dem Namen des Al-Moktefi billah, von 290 bis 294. Häufig finden wir den Fall, daß Münzen aus derselben Stadt und von demselben Jahre von zwei verschiedenen Stempeln herrühren; die genauere Beschreibung der Unterschiede solcher Münzen würde aber hier nicht am Orte sein. Nach den Münzstädten geordnet haben wir von Ismail Münzen aus Schasch v. d. J. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 290. 292. 293. 294, aus Samarkand v. d. J. 283. 285. 286. 287. 289. 291. 292, aus Balkh v. J. 292 (drei verschiedene Stempel, worunter ein fehlerhafter) und aus Enderabeh v. J. 293. Auf dieser letztern sind die Namen der Khalifen und des Emirs in oben gedachter Weise getrennt. Auf den beiden von einander abweichenden Exemplaren der Münze aus Schasch v. J. 282 nennt der Emir sich einfach Ismail, auf allen übrigen vollständiger Ismail ben Ahmed.

Von Ismails Sohne Abu Nasr Ahmed, auf Münzen Ahmed ben Ismail, besitzt unser Kabinet 12 Münzen, und zwar eine noch aus der Regierungszeit des Al-Moktefi, Schasch 295, die übrigen aus der Regierung des Al-Moktadir billah, nämlich Schasch 296. 297. 300. 301 Samarkand, 296. 297. 298. 299. 301. und Balkh 299. 300. Die Münze aus Balkh v. Jahre 299 zeigt unten auf dem Avers den Vornamen des Emirs, Abu Nasr, so daß die beiden untersten Zeilen auf beiden Seiten zusammengelesen den vollständigen Namen des Emirs geben. Die Münze aus Balkh v. J. 300 hat wieder den Namen des Khalifen von dem des Emirs getrennt. Außerdem steht auf dieser letzten Münze auf dem Revers ganz unter das Wort al-kudrah, die Macht, welche mit dem Wort oben, dem Herrn, zusammengelesen den Sinn giebt: Dem Herrn ist die Macht.

Nach Ahmed's Ermordung im Jahre 301 versuchte sein Oheim Ishak, ein Bruder des Ismail ben Ahmed, den achtjährigen Sohn jenes, Nasr, zu verdrängen, und sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen. Als Belag für dieses Factum existirt in unserm

und im Petersburger Kabinet eine Münze aus Samarkand v. J. 301, welche unten auf dem Revers den Namen Ishak ben Ahmed führt; ein interessantes historisches Document.

Von Ahmeds Sohn Nasr besitzen wir 12 Münzen, alle aus den ersten Jahren seiner Regierung und aus dem Khalifate des Al-Moktadir, nämlich aus Samarkand v. d. J. 301. 302 (von zwei Stempeln) 303, aus Merw v. J. 301, aus Schasch v. J. 302 (drei versch. Stempel) 304. 305, aus Balkh v. J. 302 und aus Enderabeh v. J. 302. Die beiden letztgenannten Münzen führen auf dem Avers unten den Namen Ahmed, wahrscheinlich zu Ehren des Ahmed ben Mohammed ben Laits, welcher Nasr's Rechte gegen die Usurpation Ishak's wahrgenommen hatte.

Vereinzelt schließen sich dieser Reihe von Samanidenmünzen noch zwei Stücke späterer Zeit an; die erste ist von Nuh ben Nasr aus Schasch v. J. 341, mit dem Namen des Khalifen Al-Mostakfi billah, obgleich dieser bereits im Jahr 334 abgesetzt und 338 gestorben war; die zweite ist wahrscheinlich von Mansur I., ebenfalls aus Schasch, aber ein solches Monstrum, daß weder das Jahr, noch der Name des Khalifen zu lesen ist; auch sind die bekannten Koransprüche darauf unvollständig und ganz verstümmelt.

Außerdem haben wir noch sechs ganz und gar verunglückte Stücke, numismatische Misgeburten, ohne Avers, daher ohne Datum, dafür mit doppeltem, aber ganz fehlerhaftem Revers, zum Theil mit verkehrtstehenden Buchstaben und Worten; Stücke die einer genaueren Beschreibung nicht werth sind.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß die ältere Ansicht, als seien die Münzen der Khalifen und Samanidischen Emire durch den Deutschen Orden nach Preußen gebracht worden, längst aufgegeben worden ist. Denn abgesehen davon, daß nicht bloß in Preußen, sondern in allen Ostseeländern von Meklenburg bis Finland hin, selbst auch an den Schwedischen Küsten, und sodann durch das südliche Rußland die Wolga entlang bis zum Kaspischen Meere Arabische Münzen in großen Massen gefunden werden, gehören alle diese verschiedenen Münzfunde einer Periode an, welche der Stiftung des Ordens um mehre Jahrhunderte vorangeht, so daß zur Zeit der Ritter diese Münzen im Oriente

längſt nicht mehr curſirt haben. Die bis jetzt bekannt gewordenen Münzen rühren nämlich ſämmtlich aus der Zeit vom Ende des ſiebenten bis zu den erſten Jahren des elften Jahrhunderts her (die neueſte iſt vom Jahre 1012 n. Chr.) Dagegen finden ſich nie Münzen von der Zeitgenoſſen der Kreuzfahrer, der Aegyptiſchen Sultane u. ſ. w. in unſern Ländern. Die Aera der Münzen ſowohl als auch der Zug den ſie, den Funden nach zu urtheilen, genommen haben, vom Kaukaſus her die Wolga hinauf bis nach der Oſtſee hin, während in den übrigen Ländern Europas ſich keine Spur davon bis jetzt gefunden hat, beweiſen deutlich, daß ſie in einer viel früheren Zeit durch den directen Handel dieſer Länder mit dem Oriente hieher gelangt ſind. Ausführlicheres über dieſen Gegenſtand giebt eine Abhandlung des Prof. v. Bohlen im vierten Bande der Abhandlungen der deutſchen Geſellſchaft (Königsberg 1838); auch iſt dieſe Anſicht ſchon viel früher, wenn auch weniger klar und beſtimmt ausgeſprochen worden im vierten Bande des Erläuterten Preußens S. 841. und in Oſtermeyers Gedanken von den alten Bewohnern des Landes Preußen. S. XVIII. XIX.

4. Verſchiedene Aſiatiſche Münzen.

Den erſten Rang verdienen hier zwei Münzen der Perſiſchen Saſaniden, mit Figuren und Pehlewiſchrift. Auf der Vorderſeite befindet ſich ein männliches geſchmücktes Bruſtbild, rechts davon auf dem einen Exemplar deutlich, auf dem andern ſchon ſehr verwittert der Name Khoſru, links eine Segensformel: afzud d. i. etwa crescat. Auf der Rückſeite iſt ein Feueraltar, zu jeder Seite deſſelben ein Wächter; zur rechten ſteht auf dem erſten Exemplar ein Münzzeichen, zur linken die Jahreszahl vier und dreißig; auf dem andern Exemplar rechts ebenfalls ein Münzzeichen, das aber verſchieden von den vorigen iſt, links ein Zahlwort, das 36 zu bedeuten ſcheint. Die Aera auf dieſen Münzen iſt noch unbekannt, ebenſowenig läßt ſich angeben, welchem Khoſru dieſe Münzen angehören.

Dieſen Saſanidenmünzen in der äußern Form ganz analog ſind die Münzen der Arabiſchen Statthalter in Tebriſtan, von denen wir ein ſchönes Exemplar beſitzen. Auf dem Avers rechts vom Kopfe ſteht in kufiſcher Schrift der Name Omar, das iſt Omar ibn Al-Ala, Statthalter unter Al-Mehdi; links ein Münzzeichen, und darunter in Pehlewiſchrift jenes afzud. Auf

dem Revers rechts vom Altar steht in Pehlewi der Name der Provinz in der alten Form Tapuristan, links die Jahrzahl (in Zahlworten) 128, welche dem Jahre 165 d. H. 781 oder 782 n. Chr.) entspricht.

Von den fünf in unserm Cabinet befindlichen Münzen der Khane der Dschudsch-Tataren ist nur eine einzige noch vollständig leserlich. Auf dem Avers steht in zwei Zeilen: der gerechte Sultan Dschanibek Khan; auf dem Revers: Münze von Neu-Serai, 753 d. i. 1352 n. Chr. Die übrigen vier, worunter zwei Kupfermünzen, sind bereits unkenntlich.

Es folgen zwei Münzen der Großmogolen in Hindustan, beide sehr dick, aber kleiner als der für sie bestimmte Stempel, so daß die Ränder auf der Münze nicht mehr Platz gefunden haben. Die erste ist von Schah Dschehan vom Jahre 1068 d. H. (1658 Chr.); der Avers lautet: Es ist kein Gott außer Allah, Mohammed ist der Gesandte Gottes; der Revers: Padischah Ghazi Schah Dschehan (der tapfere Kaiser Schah Dschehan). Zwischen den Zeilen steht in Ziffern die Zahl 32, welche das Regierungsjahr des Kaisers andeutet. — Die zweite ist von Nasir-eddin Mohammed Schah, aus Delhi v. J. 1148 (1735). Der Avers lautet: Gesegnete Münze des Sahib Kiran des Zweiten, Mohammed Schah .... Sahib Kiran (Inhaber der glücklichen Constellation) war ein Beiname des berühmten Timur. Der Revers ist nicht mehr im Zusammenhange zu lesen; er sollte lauten: Münze des Sitzes der Herrschaft Schah-Dschehan-Abad (d. i. Delhi) im 18. Jahre der glücklichen Thronbesteigung. Diese Münzen kommen häufig vor.

Hiernächst erwähne ich drei Georgische Münzen aus sehr verschiedenen Zeiten und von verschiedener Form. Die erste ist eine Kupfermünze von der christlichen Königin Tamar, welche von 1171 bis 1198 Chr. regierte, mit der Legende: die Königin der Könige, die Zierde der Welt und der Religion, Tamar ...., die Gehülfin des Messias. Die Rückseite enthält einzelne Zeichen und Buchstaben des alten Georgischen Alphabets, welche zum Theil durch neu aufgedrückte Stempel vertilgt sind. — Die zweite ist ein sogenannter Abbasi (Silbermünze) von Irakli II., geprägt zu Tiflis im Jahre 1190 d. H. (1776 Chr.)

Auf dem Avers ſtehen die Anfangsworte des Koran: Preis ſei Gott dem Herrn der Welten; auf der Rückſeite mit ziemlich durch einander geworfenen Buchſtaben: Münze von Tiflis, 1190; oben im Rande: O Gütiger! Die dritte Münze, ebenfalls aus Tiflis, ein kleines zierliches Silberſtück, hat ganz georgiſche Inſchriften; auf der Vorderſeite oben R, darunter Karthuli thethri tſch-k-d, die letzte unausſprechbare Verbindung enthält wahrſcheinlich Zahlbuchſtaben. Ganz unten, unter einem Horizontalſtriche ſtehen die Ruſſiſchen Buchſtaben п. 3. Auf der Rückſeite oben eine Krone, unten zwei ins Kreuz gelegte Zweige, dazwiſchen Georgiſch: Tfiliſi. Die Gründe, warum ich vermuthe, daß dieſe Münze ins Jahr 1801 unter das Protectorat Pauls I. von Rußland zu ſetzen ſei, habe ich in meiner Diſſert. No. 191. auseinandergeſetzt.

Vier Tſchineſiſche Münzen, zwei größere und drei kleinere, ſämmtlich von Bronze, haben in der Mitte ein quadratförmiges Loch, und auf dem Avers über jeder, auf dem Revers nur über zweien entgegengeſetzten Seiten des Quadrats ein tſchineſiſches Schriftzeichen, über dern Bedeutung ich keinen Aufſchluß geben kann.

Zwei kleine ſilberne, und ſechs kupferne Münzen unſeres Kabinets ſind theils bereits ſo abgerieben, daß es mir nicht mehr gelungen iſt, ſie zu erkennen und zu claſſificiren, theils ſind, namentlich auf zweien, die darauf befindlichen Zeichen mir unbekant, ſo daß ihre nähere Beſtimmung der Zukunft überlaſſen bleiben muß.

5. Türkiſche Münzen.

Die fünf und zwanzig türkiſchen Münzen unſeres Kabinets ſind ohne beſonderen hiſtoriſchen Werth, ich will ſie daher hier nur kurz anzeigen.

Von Murad III. 983—1003 H. (1575—1594 Chr.) haben wir zwei Goldſtücke, deren über beide Seiten fortlaufende Inſchrift in arabiſcher Sprache alſo lautet: Der Präger des Goldes, der Inhaber der Macht und des Sieges zu Lande und zur See iſt || der Sultan Murad, der Sohn des Selim Khan, deſſen Sieg groß ſei. Geſchlagen in Miſr (d. i. Kahira) im Jahr 983.

Von Ibrahim ben Ahmed, 1049—1058 H. (1639—1645

Chr.) haben wir zwei Silbermünzen, eine größere, aus Konstantinopel, eine kleinere sehr beschädigte, ebendaher, beide Inschriften sind nicht mehr vollständig zu lesen.

Von Soleiman II. 1099—1102 d. H. (1688—1690 Chr.) befindet sich im Kabinet eine Silbermünze in der Größe eines Thalers, deren Inschrift ebenfalls über beide Seiten hinweg zu lesen ist: Der Sultan der beiden Continente und Fürst der beiden Oceane der Sultan, Sohn des Sultans ||, der Sultan Soleiman Sohn des Ibrahim Khan, dessen Herrschaft lange währen möge. Geschlagen in Kostantinija (Konstantinopel) im Jahre 1099.

Von Ahmed III. 1115—1143 (1703—1730) ist eine kleine Silbermünze, Para genannt, da, die auf einer Seite den verschränkten Namenszug des Sultans (die Tughra), auf der andern Seite die Worte: Geschlagen in Kostantinija 1115, enthält.

Vier ähnliche Münzen haben wir von dem Sultan Mahmud I. 1143—1168 (1730—1754), zwei aus Konstantinopel vom Jahre 1143, und zwei aus Tunis von dem Jahre 1152 (in 3 Exemplaren) und 1163. Die beiden letztern haben statt der Tughra den vollständigen Namen Sultan Mahmud.

Von Mustafa III. 1171—1187 (1757—1773) sind zunächst drei Para's vorhanden, zwei aus Misr (Kahira), der eine mit der Tughra und dem Jahre 1171, der andere mit dem Namen Sultan Mustafa, aber ohne Jahrzahl, der dritte Para ist aus Tunis mit dem Namen und der Jahrzahl 1172 oder 1173. Eine größere Silbermünze (etwa wie ein $2\frac{1}{2}$ Silbergroschenstück) hat auf einer Seite die Tughra, auf der andern die Worte: Geschlagen in Misr im Jahre 1183.

Von Abdulhamid, 1187—1203 (1773—1789) ist ein Para mit der Tughra aus Konstantinopel vom Jahre 1187, und ein Stück (in der Größe von 5 Sgr.), dessen eine Seite mit der ersten Seite der Münze von Soleiman gleichlautend ist, die andere dagegen die Tughra und darunter die Worte enthält: Geschlagen in Kostantinija 1187. Die Zahl 12, welche zwischen den Zeilen der ersten Seite steht, zeigt das Regierungsjahr des Sultans an, so daß die Münze aus dem Jahre 1198 herrührt.

Von Selim III. 1203—1223 (1789—1808) haben wir zunächst ein sehr großes Silberstück, dessen Inschrift von der zuletzt

beſchriebenen nur darin abweicht, daß es unter der Tughra heißt: Geſchlagen in Islambul (d. i. ebenfalls Konſtantinopel) 1203, und daß auf der erſten Seite das zweite Regierungsjahr angedeutet iſt, alſo 1034. Sodann ein Stück in der Größe eines halben Guldens, auf dem Avers die Tughra, auf dem Revers: Geſchlagen in Islambul 1203, aber darüber die Zahl 12, alſo vom Jahre 1214. Ein Para deſſelben Sultans endlich iſt ein Bracteat, und zeigt nichts weiter als die Tughra.

Noch ſechs andere Türkiſche Münzen ſind bereits ſo abgerieben, daß ſie ſich nicht mehr beſtimmen laſſen.

Maciejowski und ſeine Bemühungen um die älteren Polniſchen Chroniſten.

(Schluß.)

II. Die Chroniken.

Die Römer theilten die geſchichtliche Darſtellung in Hiſtorie und Annalen. Unter letzteren verſtanden ſie die Darlegung der Vorgänge nach der Jahresfolge*); unter der erſteren begriffen ſie die Schilderung der Weltereigniſſe in ſyſtematiſcher und pragmatiſcher Weiſe**). Aehnlich unterſchieden die mittelalterlichen und ſo auch die älteren polniſchen Geſchichtſchreiber die Erzählung des Geſchehenen, nur daß ſie für die Hiſtorie den Namen Chronik ſetzen, für die Jahrbücher aber die Bezeichnung Annales beibehalten. So beſtimmen Gallus, ſo der Biograph des h. Stanislaw, ſo Boguchwala das Weſen der Geſchichtserzählung ***).

*) Tacitus Annal. IV. 71.) deutet den Begriff der Jahrbücher alſo an: ni mihi destinatum foret, suum quaeque in annum referre, avebat animus anteire, statimque memorare exitus, quos flagitii eius repertores habuere. Verum has atque alias sontium poenas in tempore trademus.

**) Ein locus classicus über dieſen Unterſchied der Geſchichtſchreibung iſt die Stelle bei Gellius: Noctes attic. v. 18.

***) Gallus 6. 239. cronica seriei, fasti annales. Vita S. Stanislai 322. seq. cronica Polonorum, subsequentibus cronicis et annalibus Polonorum, sicut in cronicis comprobatur. Boguchwala: prout ex hystorijs annalibusque polonorum reperi, que in diversis diversarum ecclesiarum conspexi.

Sowohl die Chroniſten als die Annaliſten beſitzen wir bis jetzt weder in einer vollſtändigen Sammlung, noch in einer kritiſchen Ausgabe. Wohl hätte ich Luſt, mich einmal an dieſe Arbeit zu machen: wohl möchte ich die älteſten polniſchen Geſchichtſchreiber in einer Geſammtausgabe ans Licht ſtellen, und zwar nicht allein mit dem ganzen dazu gehörigen wiſſenſchaftlichen, d. h. erläuternden und kritiſchen Apparate, ſondern auch noch mit gegenüberſtehender polniſcher Ueberſetzung: wohl wünſchte ich der Geſchichte des Vaterlandes dieſen Dienſt zu erweiſen; allein ich erkenne die große Schwierigkeit, welche dies Unternehmen für mich haben wird, wenn ich ohne Mitarbeiter bleiben ſollte. Deshalb lade ich die Verehrer der hiſtoriſchen Muſe Polens hierdurch zur Mitwirkung ein und bemerke dabei, daß falls ſich kein Mithelfer und Theilnehmer an dem erwähnten Vorhaben finden ſollte, ich alsdann doch wenigſtens Boguchwala's Chronik (meiner Anſicht nach die wichtigſte Quelle der polniſchen Urgeſchichte) herauszugeben entſchloſſen bin. Als eine Probe der Art, wie ich mir die Ausführung einer ſolchen Arbeit denke, laſſe ich hier einige Stellen aus den Chroniken und Annalen folgen und füge zu einem jeden eine kritiſch-bibliographiſche Einleitung hinzu.

1. Die Chronik des Martin Gallus.

Aus den beiden einzigen Handſchriften dieſes Chroniſten iſt die neueſte Ausgabe deſſelben veranſtaltet worden, zugleich mit dem Leben des h. Stanislaw, welches im 13. Jahrhunderte abgefaßt worden, und zweien hiſtoriſchen Bruchſtücken, die zu den ſpäteren Geſchichtsquellen gehören. Wir verdanken dieſe Arbeit dem gelehrten J. W. Bandtkie *). Ich hatte Gelegenheit, die eine dieſer Handſchriften (die Gnieznoſche, gegenwärtig in Sieniawa) zu leſen; die zweite (ſ. g. Heilsberger oder Szamotulſche) konnte ich für jetzt nicht auffinden **). Bei einer Vergleichung der gedruck-

*) Martini Galli Chronicon ad fidem codicum, qui servantur in Pulaviensi tabulario Celsissimi Adami principis Czartoryscii, denuo recensuit, ex mandato regiae Societatis philomathicae Varsaviensis, vitamque S. Stanislai atque inventarium ecclesiae metropolitanae Gnesnensis adjecit Joannes Vincentius Bandtkie. Varsaviae. 1824.

**) Beſchrieben bei Bandtkie, Vorrede XI. f.

ten Ausgabe mit der Handschrift *) habe ich jene mit dem Originale übereinstimmend gefunden. Es zeigten sich nur ein paar nicht bedeutende Versehen **); indessen haben mich auch diese überzeugt, daß es bei einer neuen Ausgabe von Gallus Chronik doch nöthig sein wird, die Handschrift einzusehen.

2. Die Ungenannten bei Wincenty Kadlubek, nebst Stücken aus ihren Handschriften.

Kritische und bibliographische Vorbemerkungen.

Sowohl die alten Erklärer Kadlubek's (sie sind aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts; ältere haben sich nicht auffinden lassen), als auch die neueren d. h. diejenigen, welche ihn in unsern Tagen wider die gegen ihn vorgebrachten Verläumdungen in Schutz genommen, und den Anfang der unter seinem Namen vorhandenen Chronik zu verstehen sich bemüht haben, sind der Meinung, daß die drei ersten Bücher derselben nicht von Wincenty verfaßt seyen, sondern daß dieser blos die Mittheilungen eines älteren Chronisten (nämlich des Matthäus vom Wappen Cholewa, gestorben 1166) zusammengetragen, diese durch das vierte, von ihm selbst geschriebene Buch vermehrt und uns solchergestalt eine Chronik der ältesten Geschichte Polens hinterlassen habe, welche die zweite nach Martin Gallus und schlechtweg unter dem Namen ihres Zusammenstellers (Kompilators) bekannt ist. Diese Ansicht hat namentlich Joach. Lelewel auf die Bahn gebracht, worauf sich ihr dann auch der Graf Jos. Max. Ossolinski **) und Andre angeschlossen haben, so daß sie in diesem Augenblicke die all-

*) Von S. 19 bis 32.

**) S. 28. Der Bandtkieschen Ausgabe, Zeile 3. v. unten, steht et tamen inter epulas, während die Handschrift et tantum inter epulas hat.

***) In den oben angeführten historisch-kritischen Nachrichten (Wiadomości historyczno krytyczne), ins Deutsche übersetzt und (mit den, gleichfalls aus dem Polnischen übersetzten Bemerkungen von Thaddäus Czacki, von Hippolyt Kownacki zu Martin Gallus, von Joach. Lelewel zu Kadlubek, von dem Bischofe Prazinowski zu den Handschriften, welche die ältesten Chronisten Polens enthalten) herausgegeben von Samuel Gottlieb Linde unt. d. Tit.: Vincent Kadlubek nebst den hierhergehörigen Schriften in sechs Anhängen Warschau 1822.

gemein herrschende ist und für unumstößliche Wahrheit gilt, obwohl sie nur die Wahrscheinlichkeit, keineswegs aber einen eigentlichen Beweis für sich hat. Auch wir huldigen ihr, jedoch mit der Modifikation, daß wir die von Wincenty Kadlubek uns aufbehaltenen Sammlung von Erzählungen über die Urgeschichte Polens nicht sowohl auf Matthäus allein, als vielmehr auf viele andre, heute dem Namen nach nicht mehr bekannte Chronikenschreiber zurückführen, nämlich so, daß wir annehmen: es haben verschiedene Chronisten die, aus Sagen umlaufenden Erzählungen und zu ihrer Zeit noch vorhandenen Schriftdenkmälern gesammelten, Ueberlieferungen über die ersten Anfänge des polnischen Volkes, etwa in der nämlichen Weise, wie Martin Gallus und nach ihm der uns mit Namen bekannte Boguchwala die vor-piastische Zeit schildern, zusammengestellt und somit ihren Nachfolgern das fertige Material zur Bearbeitung dieser Geschichte hinterlassen, einer Geschichte, freilich eben so unsicher, wie der Stoff, der ihnen die Fäden zu ihrem Gewebe lieferte.

Nach den schlechteren Handschriften (von den Ausgaben kann gar nicht die Rede seyn, denn diese sind sämmtlich nicht viel werth) hat Kadlubek jene Geschichten in die Briefform, nach den besseren dagegen in die Form eines, gleichsam zwischen zwei Männern stattgefundenen, Gespräches eingezwängt und nun so erzählt, daß sich schon aus der ganzen Art, wie dies geschieht, deutlich ergiebt, er habe sie aus allerlei verschiedenen Quellen entnommen. Er erzählt bisweilen ein und dasselbe an mehr als einer Stelle; er bringt spätere Ereignisse mit älteren in Verbindung und verlegt frühere Geschichten in eine neuere Zeit; er berichtet zuerst, was nach der chronologischen Ordnung zuletzt hätte kommen sollen, und stellt ans Ende, was billigerweise an den Anfang hingehörte. So hat er die Kämpfe mit den Römern zweimal aufgezeichnet, indem er sie einmal dem keltischen Zeitraume einfügt, das zweitemal in die Regierungszeit Leszek's verlegt (der doch, da er Popiel's Vater gewesen seyn soll, frühestens im 8. Jahrhundert nach Chr. gelebt haben müßte); die Vorgänge mit den Römern aus der ersten Periode überträgt er in die zweite, bezieht also auf die Zeiten *nach* Christi Geburt, was im ersten Jahrhunderte *vor* Christo geschehen. U. s. w.

3. Boguchwala und Baszko, nebſt Auszügen aus des Erſteren Chronik.

Kritiſche und bibliographiſche Vorbemerkungen.

Die Vorzeit wußte nichts von einem Chroniſten Boguchwala: ſie kannte Baſzko als Verfaſſer von Chroniken und Jahrbüchern*). Bartoſz Paprocki, im 16ten Jahrhundert der einzige Forſcher nach Geſchichtsquellen bei uns, gedenkt gleichfalls nur Baſzko's als alten Chroniſten; ſpricht neben demſelben aber auch von mehreren Ungenannten. In Einem von dieſen haben wir Martin Gallus erkannt**), in dem Zweiten finden wir Boguchwala wieder und werden abermals in einem Dritten, bei näherer Umſchau unter den uranfänglichen Quellen der polniſchen Geſchichte, noch einen andern Chroniſten herauserkennen. Jene einzig bei Boguchwala aufbehaltene Mähr von Walgirz und Heligunda ſchreibt Paprocki nämlich, einem Ungenannten zu***); und dabei unterſcheidet er ausdrücklich den (wie er ſich ausdrückt) alten Hiſtoriker Baſzko von dem Erſteren. Denn er bringt aus der Chronik deſſelben Ereigniſſe bei, von denen Boguchwala nichts erwähnt †), ja er führt ſogar eigne Worte von ihm an ††), welche man in der heutzutage unter Boguchwala's Namen gekannten Chronik vergeblich ſuchen würde.

Bis zum Jahre 1730 oder bis auf Sommersberg's Zeit gab ſich Niemand die Mühe, den Namen jenes Ungenannten errathen zu wollen. Er war es, der zuerſt den Ausſpruch that †††): die bis dahin Baſzko's Namen führende Chronik beſtehe aus zwei verſchiedenen Theilen, wovon den einen, bis zum Jahre 1253 gehenden, der Biſchof Boguchwala von Poznań, den andren, bis 1271 reichenden, Baſzko (der Cuſtos von Poznań, ein Freund und Ver-

*) Dlugoſz I. 751 ſagt von König Przemyslaw: hunc principem **Baszko** Custos poznaniensis in suis scriptis et annalibus plurima laude celebrat.

**) J. W. Bandtkie Vorrede zu Chronicon Galli XXVI.

***) Der Ritterſchaft Wappen 9.

†) Ebendaſ. 131.

††) Daſelbſt 294. 334.

†††) In der Vorrede zum zweiten Bande der Scriptores rerum Silesiacar. 7. 8.

ehrer jenes Prälaten) verfaßt habe, in der Art, daß er die von Ersterem erzählte Geschichte der sogenannten Lechiten weiter fortgeführt. Diese Meinung wurde von den namhaftesten polnischen Gelehrten getheilt und fand bis zum Jahre 1822 allgemeine Geltung. Damals trat Hippolyt Kownacki mit seiner polnischen Uebersetzung von Baszko's Chronik auf*) und erklärte: er habe in der Wilanower Handschrift jener Chronik die Bemerkung gefunden**), wie derselbe in der That nicht von Boguchwala, sondern auf dessen Geheiß von Baszko aufgezeichnet worden sei. Daß diese Behauptung eine irrige ist, davon hat uns die Vergleichung jener Handschrift in Wilanow die vollständigste Ueberzeugung gegeben***). Wir zweifeln freilich keinen Augenblick an der Wahrheit dessen, was Paprocki sagt, daß Baszko eine Chronik geschrieben habe,] welche die Geschichte des polnischen Volkes, wenn auch vielleicht nicht von den frühesten Anfängen †), so doch sicherlich von Mieczyslaw I. an enthielt††); allein daß die Chronik, welche bei uns seit Sommersberg's Zeit den Namen Boguchwala's trägt, nicht von Baszko herrührt, ist uns ganz unzweifelhaft gewiß.

Wir wollen einen Blick auf die Handschriften werfen. Es soll deren zehn geben: gelesen habe ich nur fünf davon. Nach Janocki's Zeugniß †††) soll der Bischof Andreas Zaluski in der Bibliothek des jetzt aufgehobenen Klosters Leubus (Lubiąż) in Schlesien eine Pergamenthandschrift der Chronik Boguchwala's

*) Chronik der Lechiten und Polen. Warschau 1822. (poln.)

**) Das. in der Vorrede und der Einleitung zur Chronik 28.

) S. 276 jener Handschrift, zu Ende des Abschnittes, der von den Worten: „**sed quia aliquantum a materia, de qua scribere intendebam**“ etc. anhebt, hat eine fremde, zitternde Hand, mit andrer Tinte und kleineren Schriftzügen (denen ähnlich, die wir bei Czacki, Tafel VI. Nr. 23. 25. sehen,) Folgendes beigeschrieben: „(**scribere incepi**) ***Ego Glodislaus cognomento Blasco Custos Poznaniensis mandato Reverendi patris domini Boguslai Episcopi Poznaniensis.“ Kownacki selber macht seine Behauptung durch dasjenige zweifelhaft, was er in der Chronik der Lechiten und Polen 236. 260. über Boguchwala sagt.

†) Solches behauptete, ich weiß nicht auf Grund wessen, der Fürst J. A. Jablonowski, den auch Janocki deshalb tadelt (**Janociana II. 13. 14**).

††) Einen Auszug aus Baszko's Chronik bringt Paprocki bei, wo er von dem polnischen Reichsadler spricht.

†††) **Janociana III. 18 seq.**

bemerkt haben. Sollte sich dieser Codex irgendwo auffinden lassen, so wäre das der älteste und vielleicht auch wichtigste. Eine zweite Handschrift soll es, nach Voigt's Angabe*), in Königsberg geben: ich habe sie nicht gesehen. Eine dritte papierene — die nämliche, aus welcher Sommersberg den Boguchwala herausgegeben**) — hatte der vorerwähnte Bischof für sich erstanden. Sie befindet sich gegenwärtig in der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg und trägt die nämliche Ueberschrift, welche Janocki darauf geschrieben hatte***). Ich habe sie im Jahre 1842 besichtigt und mich sehr wundern müssen, wie doch J. S. Bandtkie hat behaupten können†), das Original der Sommersbergschen Chronik sei jetzt auf der Rediger'schen Bibliothek zu Breslau vorhanden. Freilich giebt es dort eine Handschrift Boguchwala's (nach der von mir angenommenen Reihenfolge die vierte), vielleicht eine Abschrift ebendesselben Exemplars, woraus die Sommersbergsche gemacht ist (ich habe sie nicht in Händen gehabt): aber erstlich ist sie bloße Kopie, und keineswegs Original, und zweitens hat Andr. Zakuski eine andre Kopie an sich gekauft, nämlich eben jene, wornach Sommersberg seine Ausgabe veranstaltete. Es hat sich sogar gezeigt, daß es noch eine Handschrift ganz ähnlicher Art gegeben (der Reihe nach die fünfte). Nämlich auch von jener, durch Albertrandi††) auf der Vatikana entdeckten, hat es sich ergeben, daß es sich mit ihr ähnlich, wie mit der Sommersbergschen, verhalten habe. Ueberhaupt, kann man sagen, rühren alle uns bisher bekannte Handschriften Boguchwala's aus einer und derselben, jetzt verloren gegangenen, Urschrift her, so sehr gleichen sie einander: und der Abdruck bei Sommersberg ist gleichsam der Spiegel aller, indessen ein verdorbener Spiegel, so daß zwar in der That das Nämliche in ihm, wie in den Handschriften, zu le-

*) Geschichte Preußens I. 361. Vgl. auch die Abhandlung von Dominik Szulc: „Ueber die Bedeutung des alten Preußens" (in der Warschauer Bibliothek, Aprilheft von 1844 S. 20).

**) Nur zu nachlässig, ein Vorwurf, den ihm mit uns schon Janocki macht.

***) Janociana II. 142 seq.

†) Bei Ossolinski II. 596.

††) In der Ordnung die sechste (Janociana III. 187). Wo sie sich in diesem Augenblicke befindet, ist nicht bekannt.

sen ist, die Lesarten selbst aber hier viel vollständiger vorliegen, als in dem Abdrucke.

Ich habe drei, fast ganz übereinstimmende, Handschriften mit Sommersberg verglichen, zwei davon in Sieniawa, die dritte zu Wilanow. Die erste Sieniawer ist auf Papier im 15ten Jahrhunderte in Folio geschrieben. Die Abschrift hat ein Pole gemacht (das sieht man sogleich der Art an, wie die slawischen Wörter richtig wiedergegeben sind), und zwar ist derselbe hierbei der Weise seiner Zeit gefolgt, indem er nämlich eine schwankende, sich nicht gleichbleibende, Schreibweise anwendet, so wie das die Schriftsteller des Mittelalters überhaupt thun, eine Sitte, die sich am allerlängsten in Polen erhielt. Die zweite Sieniawer, gleichfalls eine Papierhandschrift des 15ten Jahrhunderts, in Folio, zeigt eine ebenso ungleichmäßige Schreibung und theilt auch alle Vorzüge und Mängel der ersten. Uebrigens muß anerkannt werden, daß in beiden die Zahl der Vorzüge groß, die der Mängel gering ist. Es gereicht beiden zum Ruhme, daß sie die Worte gut lesen und, insbesondre die Eigennamen, gut und gehörig hinschreiben. Viel schlechter, als sie, ist die Wilanower. Sie enthält Mißverständnisse des Textes, große Auslassungen, falsch gelesene Ausdrücke. Noch weniger Werth hatte jene Handschrift, welche Sommersberg in seiner Ausgabe abdrucken ließ. Sie schreibt die Namen so wunderlich, daß die ganze Darstellung darunter leidet. Man möchte glauben, daß sie, ich will gar nicht einmal sagen, aus der Feder eines Polen, sondern überhaupt auch keines Slawen geflossen sei, daß der Abschreiber keine Ahnung von dem Sinne dessen gehabt, was er schrieb, daß er, den Inhalt nicht fassend, den Zusammenhang der Erzählung abreißt, an Stellen, wo in der That gar kein Abschnitt ist.

Ich glaube, die Sieniaver Handschriften sind wirklich von der Hand eines Polen; darauf weisen die zahlreichen Polonismen hin, denen beide die Satzbildung der lateinischen Worte Boguchwala's angeschmiegt haben*). Zugleich dürfte wohl die erste Abschrift von einem Kleinpolen, die andre von einem Großpolen oder Ma-

*) Vergl. die von mir gegebenen Anmerkungen zu der Textesrecension, die ich aus den genannten drei Handschriften und Sommersberg (bezeichnet durch I. II. III. und Som.) veranstaltet habe.

ſuren herrühren. In derſelben Gegend muß der Pole zu Hauſe geweſen ſein, aus deſſen Feder die dritte Handſchrift iſt; ob dagegen auch der Schreiber der Sommersbergſchen (bei mir vierten) mag ich nicht behaupten. Abgeſehen von dem Umſtande, daß die zweite Handſchrift aus Gniezno ſtammt (ſie befindet ſich in einem gemeinſamen Einbande mit dem Gnieznoſchen Codex der Chronik des Martin Gallus) und die dritte aus Maſovien zu uns gekommen iſt, ſo finde ich auch eine deutliche Spur der großpolniſchen und maſoviſchen Ausſprache in den vielen Naſenlauten, wovon beide Handſchriften voll ſind, während im Gegentheil die erſte deren ſehr ſpärlich enthält, weshalb ſie mir kleinpolniſcher Abſtammung zu ſein ſcheint.

Nachdem ich ſolchergeſtalt die Handſchriften Boguchwala's äußerlich geſchildert habe, gehe ich zur Betrachtung ihres inneren Werthes über, wobei die ihnen gemachten Vorwürfe zurückzuweiſen und endlich meine Recenſion ihres Textes, wie ich dieſelbe aus obigen drei Handſchriften und dem Sommersbergſchen Abdrucke gemacht habe, dem Leſer vorzulegen ſein wird.

Meiner Meinung nach iſt Boguchwala's Chronik von unſchätzbarem Werthe; denn ſie ergänzt die des Vincent Kadlubek und erzählt gerade da, wo jene unzureichend iſt, ſehr ausführlich Polens Urgeſchichte, wobei ſie einen tiefen Einblick in die vorpiaſtiſchen Zeiten gewährt. Sie läßt ſich weitläufig über die Lechiten aus, zählt, mit genauem Nachweis des Einzelnen, ihre über Deutſchland zerſtreuten Sitze auf (die Gebiete der vermeintlichen Söhne Leſzek's) und ſchildert ausführlich deren Verhältniſſe zu den Slawen und ſpäter ſogenannten Litauern im nördlichen Germanien. Dieſe Fürſten zerriſſen das Band, welches ſie vor der Piaſtenherrſchaft mit uns verknüpfte, wie es ſcheint, in Folge einer Mißſtimmung wider die Polen, welche daher rühren mochte, daß Letztere die Regierung den Nachkommen des alten Lech abgenommen und auf ein neues Geſchlecht übertragen hatten. So wandten ſie ſich denn von Polen ab, verdeutſchten ſich, verkümmerten und gingen auf immer für uns verloren. Oder waren es nicht gerade die Wolynier *) und Pomorzanen (jene Stämme, über welche — nach Boguchwala's Angabe — urſprünglich Leſzek's Söhne gebo-

*) Vuloini, Einwohner von Wolin (Wolyn), bei Witykind. Pertz V. 464.

ten hatten), waren ſie es nicht gerade, mit denen Mieczyslaw I. und Boleslaw Chrobry blutige Kämpfe beſtehen mußten? Waren es nicht die ſlawiſchen Fürſten der Elbländer, welche ſich zur Zeit Mieczyslaw's II. ganz zuerſt von Polen losriſſen, indem ſie auf die Hülfe der Deutſchen rechneten, mit denen ſie in Verwandtſchaftsverhältniſſe getreten waren*)? Ich habe dieſe Händel mit den elbſlawiſchen Fürſten (jenen angeblichen Söhnen Leſzek's), als nicht in den Kreis der eigentlichen Urgeſchichte Polens fallend, von meiner Darſtellung ausgeſchloſſen. Sie gehören zur Geſchichte der verdeutſchten Slawen und ſollten billig von den Geſchichtsſchreibern dieſer Letzteren bearbeitet werden. Um ſo mehr iſt es uns auffallend, daß Gieſebrecht ſie in ſeinem Werke ganz bei Seite gelaſſen, und noch auffallender, daß es ihm nicht gefallen hat, auch nur mit einer Sylbe der Chronik Boguchwala's in dieſer Hinſicht zu erwähnen, obſchon dieſe hier doch ſehr weſentlich in Betracht zu kommen verdient, da ſie den Gegenſtand nicht mit ein Paar nichtsſagenden, leeren Worten abthut, ſondern ihrer Erzählung durch Namhaftmachung der Perſonen und Nachweis der Oertlichkeiten, wo die gedachten Ereigniſſe vorgefallen ſein ſollen, feſten Halt giebt. Nicht daß ich behauptete (ich ſage dies noch einmal), als hätte man die Worte des Chroniſten buchſtäblich zu verſtehen), daß nämlich Leſzek's Herrſchaft wirklich bis nach Baiern, Weſtphalen, Thüringen gereicht hätte, das nicht, aber ich denke doch mit Röpell**), daß die Kunde, welche Boguchwala davon überliefert hat, keineswegs ganz und gar zu verwerfen ſei. Ich bin der Meinung, daß die zwanzig Söhne Leſzek's eben ſo viele kleine ſlawiſche Stämme darſtellen, welche ſeit unvordenklicher Zeit in den Gränzen des alten Germaniens und nachherigen Deutſchlands heimiſch waren, und welche deshalb, weil ſie zu dem ſogenannten lechitiſchen Volksſtamme gehörten, von unſeren älteſten Chroniſten zu Söhnen Leſzek's gemacht wurden. — Uebrigens haben wir an den ſchleſiſchen Herzögen in der polniſchen Geſchichte das Beiſpiel ganz ähnlicher Vorgänge, als die ſind, welche wir an jenen Elbefürſten ſehen. Auch ſie waren aus dem Schooße

*) S. die von Raumer angezogenen Chroniſten, in den **Regesta** zum Jahre 1025.

**) Geſchichte von Polen 76.

Polens hervorgegangen, auch sie hatten sich beinahe in zwanzig Aesten verzweigt und ebensoviel kleine Ländchen gebildet. Und auch sie brachen mit Polen, weil man ihnen den Zugang zum Throne Polens wehrte, auch sie verdeutschten sich und siechten kümmerlich dahin. Und wahrlich! hätte die Geschichte ihr Gedächtniß nicht sicher beglaubigt aufbehalten (sie konnte das aber um so leichter, da noch keine zwei Jahrhunderte seit der Zeit verflossen sind, wo der letzte der schlesischen Piasten in die Gruft stieg *), — ihre Geschlechtsverzweigungen und ihre über das verdeutschte Schlesien verbreiteten Sitze würden eben so sehr für zweifelhaft in der Geschichte gegolten haben, wie die der s. g. Söhne Leszek's für Mährchen gelten. —

Einen zweiten Vorzug unsres Chronisten bilden die Einzelheiten, welche er über Polen erzählt. Allein gerade diese genauen Angaben erregten Zweifel und Mißtrauen wider Boguchwala's Chronik; und dieses ging so weit, daß unsre Gelehrten dieses Werk, wenn nicht für ein untergeschobenes, mindestens für ein umgearbeitetes oder mit andren Worten für ein in hohem Grade verfälschtes ansehen.

Lelewel behauptet noch immer **): die Chronik sei, nach dem Texte zu urtheilen, wie ihn die Ausgabe Sommersberg's uns vorgeführt, höchst verdorben; denn sie schildern uns den staatlichen Zustand Polens, nicht, wie er in der Urzeit gewesen, sondern wie er sich erst später entwickelt habe; sie erwähne ferner eines Schriftstellers (Martin des Polen), welcher jünger sei, als Boguchwala; und endlich habe sie eine andre Gestalt in der Hodziejowschen Handschrift (die sich in Böhmen befinden solle), als bei Sommersberg. Diese Meinung theile ich nicht, und zwar deshalb: weil Boguchwala Alles, was er abhandelt, ganz im Einklange mit der Geschichte darstellt; weil er keineswegs Auszüge aus Schriften giebt, die er weder gelesen, noch hätte lesen können ***); weil

*) Zu einer und derselben Zeit, nämlich im Jahre 1675, wurde der letzte Piast männlicher Linie, Herzog Christian von Liegnitz, und der letzte Jagiellonide weiblicher Linie, König Jan Kazimirz von Polen, zur Erde bestattet.

**) Vincent Kadlubek ꝛc. 621. Gesammelte Beurtheilungen verschiedener Werke 55. 68.

***) Martin der Pole. Vgl. Ossolinski I. 353.

ſeine Chronik, obwohl in der That verdorben, dieſes dennoch nicht in dem Maaße iſt, daß ſie dadurch völlig unbrauchbar würde; endlich weil die Hodziejowſche Handſchrift, die ſo ſehr von den übrigen abweichen ſoll, immer doch nur Eine und um nichts beſſer, als die andren, iſt (denn auch ſie iſt bloße Copie und nicht Original), und ihr deshalb nicht ſo unbedingt der Vorzug vor den übrigen Exemplaren zuerkannt werden darf. Außerdem hat ja auch, außer Dobner, Niemand ſonſt jene Hodziejowſche Handſchrift geſehen; und es iſt ſehr die Frage, ob der gelehrte Czeche ſie auch gehörig in Augenſchein genommen, ja ob er ſie ſogar überhaupt je geſehen habe. Denn in unſern Tagen hat Palacky vergebens in ganz Böhmen nach ihr geforſcht (wie er mir ſelber im J. 1840 geſagt hat), ohne ſie entdecken zu können.

Ich läugne keineswegs, daß Boguchwala's Chronik verdorben iſt; allein ich bin überzeugt, daß ſie dies nicht ſowohl im Texte, als vielmehr in ihrer Anlage und Form iſt, oder mit andren Worten, daß nicht die Abſchreiber es geweſen ſind, welche die Verwirrung hineingebracht haben, ſondern daß vielmehr Boguchwala ſelber ſie verdunkelt und ihrem Verſtändniſſe geſchadet hat, nämlich dadurch, daß er bei Erzählung der alten Geſchichten gleichzeitig erläutert, was er erzählt, daß er unmittelbar an den eigentlichen Text ſeinen Kommentar fügt, ohne den Leſer darauf aufmerkſam zu machen, und daß er auch nicht den kleinſten Fingerzeig giebt, der uns helfen könnte, das aus älteren Chroniken Entnommene von ſeinen eignen Zuſätzen zu unterſcheiden. In Hinſicht auf die Darſtellungskunſt des Chroniſten ſteht Boguchwala daher auch weit tiefer, als ſein Vorbild, ich meine, als Kadlubek, deſſen Ton und Weiſe er zu treffen ſich bemühte. Ebenſo hochtönend im Stile, ebenſo übergelehrt im Ausdrucke, wie Jener, hat er ihn nicht erreicht in der Darſtellung der Ereigniſſe, in dieſer Art, zu berichten, zu zergliedern, beſtimmte Geſichtspunkte feſt zu halten, allenthalben iſt er es allein, der ſich über Alles ausläßt, ohne ſich, wie Vincent, einen zweiten zur Unterredung zuzugeſellen, der, wie es dort geſchieht, den überwallenden Eifer zu mäßigen, den Sprecher zur ruhigen, beſonnenen Erwägung des Gegenſtandes zurückzuführen verſtünde; ſo redet er fort, ohne abzuſetzen, ohne bemerklich zu machen, was in ſeiner Mittheilung zum Faden der Geſchichte gehöre, und was wiederum bloße Erläuterung dieſer

Geſchichte ſeyn ſolle, oder auch was darin den älteren Chroniſten, und was ihm ſelber angehöre. Ebenſo geht es gar nicht auf eine Zergliederung der mitgetheilten Ereigniſſe ein: ihm iſt nichts zweifelhaft, alles klar und verſtändlich. Und was die innere (pragmatiſche Begründung der Begebenheiten anlangt, ſo ſucht er nach einer ſolchen freilich in der Geſchichte, verſteht ſie aber nach dem Wortlaute und macht dadurch ohne Noth den ungerechten Verdacht wider ſich rege, als habe er die Thatſachen nicht nach den geſchichtlichen Quellen, ſondern nach eignen Anſichten und Vermuthungen aufgefaßt; den ungerechten Verdacht, ſage ich: denn der Chroniſt bezieht und ſtützt ſich in der That überall auf die geſchichtlichen Thatſachen, nur daß er nicht weiß, welches die richtige Weiſe geweſen ſeyn würde, auf ſie zu fußen. Auf das zweite und dritte käme es nun freilich nicht ſo ſehr an; denn dieſe Mängel ſind allen Chroniſten eigen und müſſen es ſeyn: (nicht ihre, ſondern des eigentlichen Hiſtorikers Sache iſt es ja, die Geſchichte aus den Quellen ans Licht zu fördern und gehörig zu verſtehen). Allein daß jener erſten Bedingung kein Genüge geſchehen iſt, daß alſo der Verfaſſer nicht verſtanden hat, deutlich zu erzählen, was er zu erzählen willens war, das iſt unverzeihlich. Hiergegen ſuchte ich vergebens Hülfe in den Handſchriften; vergebens mühte ich mich ab, die Logik des Gedankens zu erhaſchen, die vielfach zerriſſenen Fäden des Gewebes in Eins zu faſſen, es mir klar zu machen, warum der Chroniſt die Darſtellung der Begebenheiten mit allerlei nicht zur Sache gehörigen Notizen durchflicht, warum er ſeinen etymologiſchen und lexikaliſchen Kram in die Geſchichte einſchiebt. Sollten dieſe Einſchiebſel von einer fremden Hand herrühren? Doch das iſt nicht möglich, ſagte ich mir ſelbſt; denn daraus mußte die Annahme folgen, daß Boguchwala's Chronik, ſo wie ſie ans Licht getreten war, ſofort auch, und zwar gleichlautend interpolirt worden ſey (denn alle Abſchriften ſtimmen mit einander überein), und daß gerade ihr allein eine ſolche Behandlung widerfahren ſey, da keine andre der polniſchen Chroniken das Schickſal einer ähnlichen Verunſtaltung getroffen. Oder ſollte (ſo fragte ich mich weiter) Boguchwala ſelber dieſe ſtörenden Einſchiebſel, Zwiſchenbemerkungen und Zuthaten gemacht haben? und angenommen, er hätte es gethan, — ſollte ſich ſeine Chronik nicht vollſtändig verſtehen laſſen, wenn wir jenes fremd-

artige Beiwerk, womit der Verfaſſer ſelbſt ſein Werk unnöthigerweiſe behängt hat, von dem eigentlich Geſchichtlichen, was er erzählt, ausſondern könnten? — Nach langer und vielfältiger Erwägung dieſes Gedankens leuchtete mir ſeine Richtigkeit immer mehr ein: ich habe ihn durchgeführt, und ſo iſt es möglich geworden, das in Boguchwala's Chronik Verdorbene wegzuſchaffen und die auf ihr laſtenden, vorhin von mir aufgezählten Vorwürfe zu entkräften. Mein Verfahren hierbei war folgendes.

Ich ſuchte den eigentlichen Text der Chronik von jenen Anmerkungen und Erläuterungen zu nnterſcheiden; ich ſchied die Erzählung der älteren Chronikenſchreiber von den Nachrichten aus, deren Kenntniß wir Boguchwala'n allein verdanken; kurz, ich ſonderte das Alte von dem Neueren, und habe ſo den Leſer in den Stand geſetzt, ein Urtheil über das wirklich Geſchichtliche zu fällen und ſich davon zu überzeugen, ob er demſelben Glauben ſchenken ſoll, oder an ſeiner Wahrhaftigkeit zweifeln dürfe u. ſ. w. *).

*) Dieſe Probe mag genügen, um auf Maciejowski's Unterſuchungen auch die Freunde der vaterländiſchen Geſchichte aufmerkſam zu machen. Wer ſich näher mit ſeinem Verfahren in Bezug auf Boguchwala bekannt machen will, mag dies in dem vollſtändigen Werke nachſehen. In dieſen Blättern konnte nach ihrem provinziellen Zwecke dafür kein Platz eingeräumt werden. Schubert

Beschreibung einer Littauisch-Tilsenischen Heimführung *).

Von E. Gisevius.

Durch freundliche Vermittelung des Schullehrers Urban erhielt ich zu einer Littauischen Hochzeit, die in dem ¾ Meilen von Tilsit entfernten Dorfe Pojägen gefeiert wurde, eine eben so unverhoffte als längst gewünschte Einladung. Mit Vergnügen nahm ich dieselbe an, da ich bis dahin noch immer nicht Gelegenheit gefunden hatte, einer solchen Festlichkeit beizuwohnen. Die Beschreibung nämlich der Ragaineniſchen Hochzeitsgebräuche (Pr. Prov.-Bl. 1843 B. XXXII.) habe ich zwar nach sicherer Mittheilung, wie ich sie aus dem Munde der Littauer selbst erhielt, keineswegs aber als Augenzeuge abgefaßt.

Die Tilzener, zu denen die Pojäger gehören, sind nun freilich schon mehr gemischt, weichen namentlich von der malerischen Tracht der Ragainener ganz ab, indem sie sich zur Hälfte deutsch kleiden, und scheinen überhaupt von ihrer Nationalität so Manches eingebüßt zu haben; groß konnten daher meine Erwartungen eben nicht sein, wozu noch die Nachricht kam, die ich freilich erst dort zur Stelle erhielt, daß die eigentliche Hochzeit in dem eine Meile entfernten Dorfe Lasdehnen gefeiert werde, die an mich ergangene Einladung also nur auf die hier zu haltende Nachfeier Bezug habe: nichtsdestoweniger gewann ich im Verlauf der Dinge sehr bald die Ueberzeugung, daß wenigstens bei dem Theile des Festes, das hier stattfand, und dem ich eben beiwohnte, die Hochzeitsge-

*) In „v. Tettau und Temme die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens" werden S. 253 die Littauischen Hochzeitsgebräuche dargestellt nach Hartknoch A. und N. Preußen S. 179, nach Erl. Pr. V S. 713 und Acta Bor. II. 405., in „(Gervais') Notizen von Preußen" I. S. 10 nach an Stell' und Ort eingezogenen Nachrichten. Prof. v. Bohlen empfing durch den Pfarrer Jordan einen Aufsatz über Littauische Hochzeitsgebräuche, abgefaßt vom Lehrer Meschkat in Ober-Eisseln. Bei der Sorgsamkeit des Verstorbenen ist es anzunehmen, daß das Manuscript sich in dessen literarischem Nachlaß vorfindet.

bräuche sich noch im Allgemeinen, wenn auch manche bei den Ragainenern übliche Zeremonien hier schon fehlten, in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten haben, so daß sie mir der Mittheilung nicht unwerth schienen.

Wenn der Bräutigam die Wirthschaft der Schwiegereltern nicht übernimmt, sondern die junge Frau in seiner Eltern oder sein eigenes Haus einführt, so finden immer zwei Festlichkeiten statt, von denen die letztere Sulakimmas, Erwartung, oder Parwedlawimas, Heimführung genannt wird; und diese eben wurde hier in Pojägen gefeiert.

Ein Tag nach der vollzogenen Trauung war schon verstrichen und das junge Paar wurde jeden Augenblick erwartet. Um die Ankunft des Brautzuges nicht zu verabsäumen, begaben wir uns, Urban und ich, des Nachmittags viel zu früh (denn die Fahrt wird, wie ich auch hier fand, immer erst gegen Abend angetreten) nach dem hochzeitlichen Hause, welches, mit Tannenzweigen geschmückt, sich schon von Außen als Stätte des Festes ankündigte. Aufs Herzlichste empfangen, wurden wir in die bereits von Gästen angefüllte Stube genöthigt. An der Decke und den Wänden waren überall grüne Zweige angebracht; in der Ecke bis zum Fenster auf je beiden Seiten prangte der Brautwinkel, nämlich ein so dichter Tannenbesteck, daß von der Wand nichts durchschimmerte; von der Decke hingen zu seiner Zierde drei aus Buchsbaum und Immergrün geflochtene Kronen herab, die mit ihren vergoldeten Aepfeln und Perlenschnüren von Quitschen noch den Ausputz vollendeten; Schnitz- und Buntwerk von Papier, als Pferde, Kühe, Geflügel, Netze und Aehren, zum Theil frei hängend, zum Theil im Grünen angebracht, dienten überdies zu symbolischen Emblemen. —

Wie jeder der Ankommenden wurden auch wir mit einem Alus- (Nationalgetränk) Zutrunke begrüßt, und darauf freundlichst genöthigt, am Brautwinkeltisch Platz zu nehmen, eine Auszeichnung übrigens, die wir uns als eine hohe Ehre anrechnen konnten, da der Sitte nach hier nur die dem Brautpaar beigesellte Jugend zu sitzen das Recht hat. Außerdem waren noch zwei Tische aufgestellt, von denen der eine für die Männer, der andere

für die Frauen beſtimmt war. Auf allen dreien befand ſich eine Fülle von Speiſen und Getränken, und Jeder konnte nach Belieben zulangen. Die wenigſten der Gäſte hatten ſich geſetzt; man zog es vor, zu ſtehen oder ſich frei zu bewegen; die Hausgenoſſen, die noch manches zu beſorgen hatten, rührten ſich rüſtig; der Wirth und die Hausfrau zeigten den Gäſten die größte Aufmerkſamkeit, und nöthigten fortwährend zum Eſſen und Trinken, jeden an den Tiſch führend; denn das Herumreichen findet gar nicht ſtatt. Mit der Zeit machte man allgemein von den Stühlen und Bänken Gebrauch, und die Geſellſchaft hatte ſich beim Setzen ſo gruppirt, daß dabei eben ſo innere als auch äußere Uebereinſtimmung die Wahl getroffen zu haben ſchien. Das Zutrinken begann jetzt ſeinen regelmäßigen Fortgang; ohne Aufhören ertönte das „Ant Sweikatòs!“ oder „Sweiks!“ (auf gute Geſundheit! oder Wohl bekomm's!), welches zuſammt dem Becher oder Glaſe die Runde machte, und alsbald entwickelte ſich jene den Littauern ſo eigenthümliche Gemüthlichkeit, durch die man ſich ſogleich gefeſſelt und zur innigſten, zutraulichſten Geſelligkeit hingezogen fühlt. — Ungeachtet aller zwangloſen Heiterkeit und des beredteſten Frohſinns waltete eine gewiſſe erwartungsvolle Feierlichkeit ob, die jedenfalls nur der Bedeutung des Augenblicks und Zeitpunktes bis zu der von Allen erſehnten Ankunft der Braut, zugeſchrieben werden konnte; denn abgeſehen, daß keine Muſik ertönte, die ohnehin ſchon wegen eines in der Familie unlängſt eingetretenen Todesfalles wegfallen mußte: ſo war es wenigſtens auffallend, daß ſich auch keine Geſänge, die doch ſonſt nicht fehlen dürfen, vernehmen ließen. Dieſe Stimmung währte ohne Unterbrechung mehre Stunden; die Zeit ſchlich unter gegenſeitigen Mittheilungen und gemüthlichen Plaudereien unbemerkt dahin, und Alle ſchienen ſich in die Behaglichkeit dieſer Ruhe je länger je mehr einwiegen zu wollen: als auf einmal der laute Ruf: „den Stuhl! den Stuhl!“ alles aus dem Geleiſe brachte und das ganze Haus in volle Bewegung ſetzte. Die gedrängte Sitzung an allen drei Tiſchen mit den übrigen kleineren Gruppen, aufgejagt wie vom Winde die Spreu, verließ Bänke und Stühle, und alles, was Füße hatte, ſtürmte in dem vollkommenſten Wirrwarr, einer den andern umrennend, hinaus auf den Hof, bis wohin die Anyta (Schwiegermutter) den Stuhl für die Nutaka (Heimzu-

führende) mit beiden Händen ängstlich haltend, sich nur schrittweise einen Weg durch den lebendigen Knäul bahnte, bis sie die für denselben erforderliche Stelle, nämlich die Mitte des Hofes, glücklich erreicht hatte. Am Heckthor standen bereits die jungen Männer mit dem Taworezus (Brautdiener), denn die Braut bringt ihrerseits auch einen Brautführer mit, in Reihe und Glied gleich einer Mauer. Die bis dahin noch immer einem aufgeregten Bienenschwarme ähnliche Menge begann allmälig ruhiger und stiller zu werden, stellte sich, einen freien Platz um den Stuhl lassend, zum Theil an den äußersten Enden des Hofes auf und verharrte auf der hier einmal angenommenen Stelle wie eingewurzelt. Kein Laut war zu hören und regungslos stand jeder, den Blick nach der Gegend hin gerichtet, von wo die Erwarteten kommen sollten, während Anyta den Stuhl ängstlich hütete. Eine Weile hindurch blieb nun alles in dieser tiefen, das Gemüth wundersam spannenden Ruhe, und rund umher waltete geheimnißvolle Stille; — plötzlich unterbrach dieselbe aus nicht weiter Entfernung lautschallendes Jauchzen und platzendes Knallen der Peitschen, durch welches sich die Erwarteten ankündigten, und das wie ein elektrischer Schlag die auf dem Hofe versammelte Menge durchrüttelte. Je mehr sich die Ankommenden näherten, desto mehr wurde die Fahrt beschleunigt und desto mehr nahm das Kreischen an Stärke zu; schon waren sie dem Heck ganz nahe, dennoch wurde dieses zu meinem Erstaunen nicht nur nicht geöffnet, sondern noch um so fester verrammt und verbunden. Unter einem betäubenden Halloh fuhr der Brautwagen gegen das geschlossene Heck los, und stürmte mit einer solchen Heftigkeit heran, daß der Wagen gewiß zertrümmert oder das Thor gesprengt worden wäre, wenn nicht vermöge des starken und geschickten Zurückhaltens der Pferde sich die Deichsel gehoben, und so nun über dem obersten Brete des Heckes einen Ausweg gefunden hätte. Die Pferde, dessenungeachtet noch immer angetrieben, bäumten sich kerzengerade, und machten Miene, jeden Augenblick hinüberzusetzen; das jetzt zugleich von beiden Seiten erhobne Geschrei, begleitet von dem unausgesetzten Peitschengeknall, erfüllte sinnbetäubend die Lüfte, und der allgemein gewordene Tumult nahm nun einen so ernsten Charakter an, daß ich in die größte Besorgniß versetzt, nichts geringeres, als entweder einen unvermeidlichen Unglücksfall oder den

baldigen Beginn des hitzigsten Handgemenges erwartete. Da fiel, aber unverhofft, ein Schuß, und augenblicklich erhielt nun die ganze Sache eine andere Wendung. Mit dem Ausruf: „Wir sind hier am unrechten Ort!“ machten die Angekommenen plötzlich Kehrt und unternahmen ohne Weiteres eine Lustfahrt durch's ganze Dorf, um dasselbe sowohl von dem Feste in Kenntniß zu setzen, als auch die Nutaka zugleich ihrer neuen Heimath zu empfehlen. Drei Wagen, von denen der erste, mit Tannenzweigen besteckt, die Braut führte, bildeten den Zug. Die Pferde, an Kopf und Mähne mit Bändern beputzt, wozu noch Handtücher kamen, die um den obern Hals gebunden, in langen Enden herabhingen, gewährten einen eben so stattlichen als befremdenden Anblick. — Es währte nicht lange, so kamen die Flüchtlinge im vollen Gesange zurück. Ihr Lied jedoch:

„Kommt ein Vöglein hergeflogen
Aus des Königs Garten“

sehr bald von dem auf dem Hofe erhobenen Geschrei übertönt, mußte zuletzt verstummen. Mit erneuter Kraft wurde der Versuch gemacht, durchs Heck zu dringen, von Neuem steigerte sich der Lärm zu einer solchen Höhe, zu einem solchen Toben, daß ich mich inmitten zweier feindlichen, einander zum Kampfe herausfordernden Heere zu befinden glaubte. Nach und nach nahm das Geschrei, durch alle Stufen abwärts gehend, an Stärke ab, so daß zuletzt aus dem freilich noch immer gewaltigem Geschwirre schon die gegenseitigen Fragen und Antworten deutlicher hervortraten.

„Wer seid ihr, die ihr euch erdreistet, wie rasend heranzustürmen?“ erscholl es wiederholentlich auf dieser,

„„Aufgemacht, oder wir sprengen das Heck!““ wiederum auf der andern Seite.

„Was bringt ihr? Antwortet!“

„„Ihr hört es ja, wir sind Fremdlinge von fernen Landen her und bringen ein Vöglein aus Königs Garten.““

„Alles eitle Lügen!“

„„Wer erlaubt sich's, uns das zu sagen?““

„Das ist leicht zu beantworten: wir nehmen uns diese Frei-

heit uud noch mehr heraus, euch höflichſt fragend, was ihr denn eigentlich hier zu ſuchen habt?“

„„Schöne Frage! Wir ſuchen das goldne Bauer, um das Vöglein hineinzuſetzen.““

„Nun das heißt doch ſich Geſchichtlein in's Blaue hinein erdenken!“

Trotz Wind und Schneegeſtöber wurde der Wortwechſel noch eine Zeit lang fortgeſetzt, bis endlich die Braut, was ihr gleich Alle vom Gefolge nachthaten, vom Wagen ſtieg, mit der ganzen Begleitung an's Heck trat, und nun, einen bittenden Ton annehmend, mit der Beſatzung zu unterhandeln anfing, die ſie mit der Frage: „Wer biſt du?“ ruhig anredete. Welche Zeremonien hier noch weiter beobachtet worden ſein mögen, konnte ich von meinem Standpunkte aus, wie auch wegen der ſchon eingetretenen Dunkelheit nicht ſehen; ebenſo war von der ferneren leiſen Unterredung nichts zu verſtehen und ſollte wahrſcheinlich auch ein Geheimniß bleiben, weshalb ich nicht wagte, an Jemanden darüber aushol-ende Fragen zu richten. Nachdem die Braut an die Thorhüter nicht unbedeutende Geſchenke, nämlich Stomenis (Stücke Leinwand von Mannesläuge), Handſchuhe und buntgewirkte wollene Bänder, mit denen ſie, wenn ich nicht irre, auch das Heck beband, der Reihe nach ausgetheilt hatte: ſo öffnete ſich, da ihren Bitten auf dieſe Art der gewünſchte Nachdruck gegeben war, endlich das ſo lange hartnäckig bewachte und verſchloſſen gehaltene Thor *).

*) Lepner, um 1690 Pfarrer in Budwehten, der an den Hochzeits-Feierlichkeiten viel Aergerniß nimmt („Ich bin, ſagt er, als hieſige Kirchen-Aufwärter Hochzeit gehalten, auf inſtändige Bitte drauf geweſen und komme jetzt keinem mehr. Warne auch einen jedweden Ehrliebenden davor“) beſchreibt in ſeinem Büchlein: „Der Preuſche Littauer“ den oben geſchilderten Brauch folgender Maaßen S. 37 „Wenn der Freiesmann als ein Vorreiter vor das Heck des Gehöfts der Braut kommet, ſtehen inwendig des Heckes, welches zugehoben und feſt vermacht iſt, wohl vierzig Perſonen. Er muß etwa eine halbe Stunde davor ſtehen und warten, wird alſo in dieſe Veſtung und Bauer-Reſidenz nicht ſo bald eingelaſſen. Endlich kommt der Braut Bruder oder nächſte Freund und fraget den Freiesmann, was ſein Begehren ſei? Dieſer bittet um ein Nachtlager. Der Freiesmann wird gefraget, woher er komme? Dieſer nennet gewiſſe Städte und Oerter als Berlin, Königsberg, Danzig, Thorn, Elbing und dergleichen, da er dieſelbe öfters ſein Lebtage nicht geſehen, ſondern nur den Namen gehöret. Darauf ſagen ſie, daß ſie ihn zwar einlaſſen wollten, allein er hätte allzuviel

Statt nun einzutreten und die paar Schritte auf den Hof zu gehen, nahm die Braut eiligst ihren vorigen Platz auf dem Wagen ein, zugleich mit ihr beeiferte sich jeder vom ganzen Gefolge so schnell als möglich zu seinem Sitze zu gelangen, und im gestreckten Galopp ging's nun durch's geöffnete Heck auf den lang ersehnten Hof, auf welchem der mit dem lautesten Jubelgeschrei empfangene Brautzug dreimal um den von der Anyta bewachten Stuhl bei jedesmal verstärkterem Laufe der Pferde triumphirend die Runde machte. Diese Fahrt übrigens hatte den Rosselenkern volle Gelegenheit dargeboten, ihre Geschicklichkeit aufs Glänzendste zu bewähren: denn drei Wagen auf einem nicht allzugroßen Raume bei der schnellsten Fahrt dicht hintereinander im kreisenden Geleise schnurgerecht zu erhalten, erforderte wahrlich nicht geringe Sicherheit. — Kaum hatte der Zug Halt gemacht, so stand auch schon der Stuhl an dem Brautwagen. Unter einer zierlichen Anrede wurde die Nutaka auf den Stuhl gehoben, und

Volk bei sich. Der Freiesmann sagt, er habe nur ein Paar Personen. Darauf wird das Heck aufgemachet, der Brautwagen vor die Thür geführet, welcher daselbst stehen bleibet. Die Begleiter des Wagens reiten und hüpfen mit ihren Pferden herum." Daß die Braut das Haus des Erwählten erstürmen will und sich endlich den Einzug erkauft, widerstrebt dem Gefühl und wahrscheinlich wurden die Rollen von Bräutigam und Braut gewechselt, indem man die zu Lepners Zeit übliche Form verkannte und mißverstand, als jener noch dem Brautwagen vorausritt. — In der Meinung, ähnliche Gebräuche anderswo anzutreffen, durchblätterten wir die „Beschreibung der Heirath- uno Hochzeitgebräuche fast 'aller Nationen (Preußen und Littauer fehlen) von Joh. Heinr. Fischer. Wien 1801." und entdeckten etwas Verwandtes auf S. 42, wo von den Böhmen in der Gegend von Eger die Rede ist, indem auch bei ihnen vor Aufnahme des Brautwagens in die neue Wohnung Hindernisse durch ein Geschenk zu beseitigen sind, das aber der Führer sich von der Partei des Bräutigams durch ein Zwiegespräch erzwingt. „Wenn der Wagen, der die Ausstattung der Braut fährt, an der Wohnung des Bräutigams anlangt, so halten die Knechte die Pferde mit Gewalt zurück und peitschen sie doch so stark, daß sie wild umherspringen. Abgesandte des Bräutigams treten nun aus dem Hause heraus und fragen nach der Ursache des Tobens der Pferde. Knecht: Sie sind hungrig und wollen nicht weiter. Abgesandte: Fahr nur zu, wir haben Heu und Haber in Menge. Knecht, vergebens peitschend: Sie gehen noch nicht, denn auch ich bin hungrig und durstig. Abgesandte: Sollst gut und wohl bedient werden, hier sendet dir überdies der Bräutigam e'n Andenken. — Der Knecht erhält ein Trinkgeld und nun geht es um so rascher hinein."

Die Red.

nachdem ſie ſich von dieſem Standpunkt aus mit freundlichem Danke nach allen Seiten gegen die ſie umringende Menge verneigt hatte, ſtieg ſie von allen Seiten unterſtützt und gehalten zur Erde. Mit offenen Armen empfingen ſie die Schwiegereltern, und gegenſeitig überbot man ſich in Verſicherungen herzlichſter Liebe. Nun erfolgte rund umher eine allgemeine Bewillkommnung; man begrüßte einander mit Geſang aus bekannten Dainos oder aus dem Stegreif; jeder ſuchte ſeine Gefühle auf die anſchaulichſte Weiſe auszudrücken und, wie vom Taumel ergriffen, umſchlang einer den andern, man hüpfte oder ſprang, ſo hoch man ſich nur emporſchnellen konnte, ſo daß der von dem bunteſten Gewühle wimmelnde Hof eine in ihrer Art einzige Scene kindlicher Einfalt und ſeelenvoller Freude darbot.

Von den bisherigen Wechſelvorgängen nicht wenig erregt, gab ich mich dem Anſchauen dieſes Lebensbildes eben ſo mit ganzem Gefühle hin, als ich auch über die mich überraſchende Entdeckung eifrig nachdenken und mich immer fragen mußte, wie doch die bei den Römern übliche Sitte:

die mit ihrem Gefolge zur Thüre angekommene Braut, die Caja, mit der Frage: wer ſie ſei? zu empfangen, und auch das Mitbringen der wollenen Bänder (vittae)

zu den Littauern gekommen ſei, und ob dieſe Uebereinſtimmung nur der Zufälligkeit, oder wirklich einem von innerm Zuſammenhange bedingten und nachzuweiſenden Grunde zuzuſchreiben ſei. Schon war ich, mich ſelbſt vergeſſend, mit meinen Gedanken in andern Regionen, als mich aus dieſen Träumereien der von der ganzen Menge, von Jung und Alt aus voller Bruſt angeſtimmte Geſang weckte, mit dem man nun die Braut ins Haus geleitete, und der vermöge der Volltönigkeit des Chors einen eben ſo mächtigen Eindruck hervorbrachte, als auch vermöge der düſteren doriſchen Tonart zu dem eben vorhergegangenen Jubel einen wunderbaren Gegenſatz bildete; als ſollte die Freude nur durch Thränen lachen. Und wirklich, zum Theil hatte das Feſt im Allgemeinen dieſen gemiſchten Charakter.

Im geordneten Zuge, den die Driaugalos (Brautjungfern), Martwekys (Brautführer) und Anverwandten zunächſt bildeten, wurde die Nutaka (noch nicht Frau genannt, obgleich die Trauung den Tag vorher vollzogen war) zu dem Brautwinkel geführt, in

welchem sie an der Seite des Bräutigams den für sie aufbewahrten Platz einnahm. Sie selbst war eine anmuthige Gestalt; unter den Begleiterinnen befand sich neben gewöhnlichen Gesichtern eine wirkliche Schönheit, doch Wuchs, Haltung und Anstand trug bei Allen das Gepräge des Edlen; in Betreff des Anzuges aber ließ sich das Nationale nur noch aus der Marginne (einem hier gestreiften, in andern Gegenden gewürfelten Rock) und dem Kopfputze erkennen; die Zöpfe waren bei ungescheiteltem Haare lange nicht so zierlich, wie man es bei den Ragainenern findet, geflochten und gelegt; zum Gusen-Schmuck jedoch waren die Bänder, die nämlich am untern Hinterkopfe in Schleifen angebracht werden, stattlich, sehr breit und hingen auch recht lang über den Nacken herab. Auch hier fand ich bei Einigen die nur in der Niederung (vielleicht von Schweden herübergekommene) übliche, gerade nicht geschmackvolle Art des Kopfputzes, nämlich in die Zöpfe seidene Bänder einzuflechten.

Als sich das junge Paar niedergelassen hatte, begann auch sogleich der bewillkommende Gruß mit dem Ehrentrunke: jeder der Anwesenden trat mit einem gefüllten Becher oder Glase und zwar zuerst zur Braut heran, trank zu, brachte sodann, gleichviel ob in gebundener Sprache mit auch ohne Gesang oder in Prosa seinen Glückwunsch dar, und reichte hierauf zum Gegenbescheide den Becher hin, worauf Handschlag und Kuß zur Bekräftigung erfolgte. Die Braut, gleichsam als Königin des Festes sich ihrer Würde bewußt, nahm die Huldigungen mit aller Freundlichkeit, aber auch mit einem sichern, zugleich feinen Anstande entgegen, und beobachtete überhaupt den einer Nutaka geziemenden Ernst den ganzen Abend hindurch, so daß ich mich nicht besinne, sie auch nur einmal lachen gesehen zu haben; selbst ihre Begleiterinnen schienen diesem Beispiel folgen zu wollen, da sie sich ebenfalls ernst und ruhig verhielten, vor dem Abendessen auch in keinen Gesang miteinstimmten, sondern diesen den andern Tischen überließen, von denen recht wacker die Dainos ertönten. Da, wie gesagt, keine Musik war, also auch nicht getanzt wurde, sonst auch keine anderweitigen Lustbarkeiten veranstaltet wurden, so bestand der ganze Zeitvertreib eigentlich nur im Singen; und gewiß, keine bessere Unterhaltung hätte gewählt werden können.

(Schluß folgt.)

Ueber ein Gedicht aus dem sechzehnten Jahrhundert, die Geschichte von Elbing betreffend.

Von Dr. M. Töppen.

Der Namen Michael Friedewald, welcher in dem Aufsatze des Herrn Professor Hirsch Bd. II. S. 243 (durch einen Druckfehler 143.) ff. wiederholentlich genannt wird, erinnerte mich an ein Gedicht aus dem sechzehnten Jahrhundert, welches mir vor einiger Zeit in die Hände fiel und nun größeres Interesse abnöthigte als vorhin. Es ist gedruckt worden, aber im Druck vielleicht nicht mehr zu finden. Eine Abschrift des ersten Theiles desselben mit einigen Zusätzen befindet sich in der Wallenrodtschen Bibliothek hieselbst (beigebunden Lit. K. No. 127) und diese ist es, welche mir vorliegt. Der Titel ist folgender: „Das erste Buch wahrhaftiger Beschreibungen etlicher vornehmer Elbingischen Geschichten, welche des edeln und ehrenfesten Herrn Michael Friedewald, der allerdurchlauchtigsten königlichen Majestät zu Polen ꝛc. Preußischen fiskalischen Anwalts, alter Diener der ehrhafte Mathias Lawentötter, vor etlichen vielen Jahren her mit großem Fleiße und aus gutem Grunde zu beschreiben hat angefangen."

In welchem Sinne die Schrift verfaßt sei, zeigen gleich die nächsten Worte. „Und folget dies gar lustige Traktätlein von dem gemeldeten standhaftigen und hocherfahrnen Herrn Friedewald, darinnen gründlich erklärt werden die größten Ursachen, warum nämlich die höchst gemeldte K. M. König Sigismundus Augustus hochlöblichster Gedächtniß am vergangenen 1568 Jahre etliche Commissarien ins Preußenland abfertigte, und wie rechtmäßig der Herr Friedewald vermöge seines Amtes in seinem Commissionhandel procediret, auch wie freudig und ganz unabläßlig (ungeachtet seiner eigenen Person und aller der Seinen großer Leibes- und Lebensgefahren) er denselben viele Jahre lang prosequiret habe; daneben auch, wie ganz offenbarlich und gnädiglich ihn Gott beschützet; hinwiederum auch, wie gar schrecklich und öffentlich der wahrhaf-

tige Gott dagegen Seiner Ehrenfesten unchriſtliche verſtockte Feinde und Verfolger geſtrafet, auch dieſelben zu Seiner Ehrenfeſten herzensnöthiger Erquickung als der getreue und allmächtige Gott (der keinen chriſtgläubigen Menſchen über ſein Vermögen verſuchen läßt) für ihm von der Welt weggeraffet habe — allen frommen und bedrückten Unterthanen ganz tröſtlich, den rebelliſchen aber, eigennützigen und frewliſchen Amtleuten und Regenten, ſammt derſelben Heuchlern, Fuchsſchwänzern, Suppenfreſſern und Tellerleckern ganz ſchmerzlich zu leſen."

Verſe und Sprache dieſes Gedichts ſind, wie denn nicht anders zu erwarten, ſehr roh und ungelenk. Es wird nur eine ganz kleine Probe nöthig ſein. Der Verfaſſer beginnt mit einem Berichte über Friedewalds Vater, der in Oeſtreich und Frankreich ſtudirt hatte und bald nach ſeiner Rückkehr in den Rath gekoren war. Hier ſagt er:

Wehn und Breßlaw, der ſchönen Schteet,
Er offt ruhmlich gedencken teht.
Da hatt er gar gutt Ordnung g'ſehn,
Wie die Czeuckheuſer allda ſchtehn;
Drum er auch erſcht das Czeuckhaus bawt,
Darnach die Schuhl, wie man ſie ſchawt,
In dem gar ſchtillen luſtigen Plahn.
Es kam balt hin manch gelehrter Mahn;
Der Adel in dem ganzen Land
Han all ir Kinder hin geſant;
Iber ſechshundert frembder Knahbe
Allda ins Gmein ſtudiret habe
Mit großem Nutz der Burgerſchaft,
Den (denn) es in (ihnen) allen Nahrung bracht.
Manch Bürger hylt ihr vyll zu Tiſch,
Ganz wolfeil wahr Bier, Fleiſch und Fiſch.
Nachdem bawt er den Pfeiffenbronn,
Welcher den Marckt da czyret ſchohn (ſchön);
Auch dehn, der im Schiesgarten ſteht,
Und da man in die Battſchtub geht.
Er wolt noch zwehn Bronn bauen lahn,
An baide End aufs Marcktes Plahn:

Dan er hat große Fahr gesehn,
Wie es in Fewerschnoht tutt gehn.

Die hier gegebene Notiz von dem Gymnasium in Elbing übertrifft, beiläufig gesagt, alle Erwartung. Die Universität Königsberg hat unter Herzog Albrecht eine solche Frequenz — 600 Studirende — wohl nie erreicht. Es findet sich in unserm Gedichte aber auch sonst manches Beachtenswerthe und Anziehende, wie über die Jugendzeit Friedewalds, über städtische Verhältnisse Elbings ꝛc. Sehr sonderbar nehmen sich die zwischen den Versen eingeschalteten Originalbriefe z. B. von Herzog Albrecht, König Gustav von Schweden und einiges andere der Art aus. Zuletzt wird George Klefeld's unseliger Tod erzählt:

Für seinem Haus hatt bey der Nacht
Ein schwarz groß Mann Tumult gemacht;
Er tat oft schrecklich schpucken dahr,
Man sach, daß es der Teuffel wahr.
Drauf schtarb Clefelt nach langer Plage
Drum finck sein Rott ballt an zu zagn;
Weyll ir Oberschter schtarp dahin,
Krenckt solches sehr irn Mutt und Synn.
Darnach beweist Ferber auffs Neu
Dem Reyche gar schentlich Untrey.

„Ende des ersten Buchs, durch mich Mathiam Lawentötter wahrhaftig beschrieben zu Elbing im Jahre 1576."

„Hier soll nun folgen das andere Buch von des Raths der Königl. Stadt Danzig erzeigten Rebellionen, welches auch schon Anno 79. gedruckt ist worden, davon denn der Herr Friedewald zwei Exemplare in schwarzen und eins in rothen Sammt eingebunden der allerdurchlauchtigsten Kgl. Majestät zur Wylde [Wilna] unterthänigst hat zugestellt, welche auch die Kgl. Maj. ganz gnädig damals hat angenommen. Die anderen aber hat er allenthalben im Lande Preußen vertheilet, sowohl auch im Reiche Polen; auch hat er deren viele in fremde Länder verschickt. Als aber Anno 83 hernach der Rath von Danzig ganz unbewußt dem Herrn Friedewald sich über ihn solcher gedruckten und so viele Jahre durch ihn allenthalben ausgesprengten Bücher wegen bei

höchſtgemeldter Kgl. Maj. höchlich beſchwert hatte, welches Seine Kgl. Maj. durch einen verſchloſſenen und mit S. Maj. Petſchierringe beſiegelten Brief dem Herrn Friedwald ganz gnädiglich kund gethan, da iſt er gen Krakau verreiſet und hat allda der Kgl. Maj. und auch den Geſandten des Raths von Danzig dieſe folgende Antwort gebürlich übergeben." Es folgt eine lange lateiniſche Schrift. Das Gedicht iſt einige zwanzig Bogen ſtark, mit dieſer lateiniſchen Schrift einige dreßig.

Alte Sitte.

Nach der vollendeten Aufſchüttung eines Grenzhügels zwiſchen dem Gebiete zweier Dorfſchaften ergriff man in Littauen früher zuweilen einen Jungen, ſtreckte ihn über den Hügel und zählte ihm eine Tracht Schläge auf, damit er, eingedenk des Schmerzes, nie bis zu ſeinem ſpäteſten Alter die Stelle des Grenzhügels vergeſſe.

Es iſt noch nicht ſo gar lange her, daß bei einer zweifelhaften Grenzentſcheidung vor Gericht beſonders auf den Eid eines alten Mannes viel gegeben wurde, der ſich noch lebhaft der an der Stelle des Grenzhügels empfangenen Schläge erinnerte.

Jordan.

Der Traum.

(Mündlich aus der Stalupöner Gegend).

Geſtorben war einer Wittwe
Das einzige, einzige Kind,
Und lag im dunkeln Grabe,
Umtoſ' von Regen und Wind.

Und einſam in der Kammer,
Da klagte darob im Wahn
Die tiefgebeugte Mutter
Den Höchſten im Himmel an:

„Gieb mir zurück, o Herre,
Mein einzig holdes Kind,
Das draußen nun umtoſet
Der Regen und der Wind.“

„Du liebſt es nicht ſo zärtlich,
Wie ich, ſonſt hätteſt du
Wol nimmer es geriſſen
Aus ſeiner ſichern Ruh.“

„Um draußen es zu betten,
Weh, draußen in Sturm und Nacht,
Wo's keine treue Liebe
Beſchirmet und bewacht;“

„Wo's tief in dunkler Erde
Nicht meine Stimme hört,
Wo gierig der Würmer Menge
Den holden Leib zerſtört.“ —

Und als die Winde brauſten
Drauf wilder und wilder daher,
Bezwang die klagende Mutter
Den zehrenden Schmerz nicht mehr.

„Was weil' ich hier,“ ſie ſtöhnte,
Verwirrt an jedem Sinn,
„Was weil' ich hier noch länger,
Mein Kindlein, zu dir will ich hin.

Doch zitternd brach ſie zuſammen,
Sank hin und athmete kaum,
Die Glieder erlagen der Ohnmacht;
Die Seele dem lieblichſten Traum:

Sie ſah auf grüner Wieſe
Ein großes, weißes Schloß,
Das rings auf allen Seiten
Ein roſig Licht umfloß.

Bald ging ſie leiſe näher,
Bald blieb ſie ſtaunend ſteh'n,
Auf einmal ward ihr, als hätte
Sie Weiſung hinein zu geh'n.

Voll Muth nnd voll Vertrauen
Stieg ſie die Treppe hinan,
Schritt langſam durch alle Räume
Des lichten Schloſſes dann.

Und ſah in allen Gemächern
Viel blühende Kindelein
An reichbeſetzten Tafeln
Sich herrlicher Gaben freun.

Es gingen zarte Diener,
Gleich Engeln, ein nnd aus,
Und ſagten dem fragenden Weibe:
„„Dies iſt des Herren Haus.““

„„Die Kinder, die von der Erde
Der Herrgott zu ſich ruft,
Die bringen hierher wir ſorglich
Aus ihrer dunkeln Gruft;““

„„Und hegen und pflegen ſie alle;
Denn keines der Herr vergißt!“
Da ſchrak die Mutter zuſammen;
Die jammernd ihr Kind vermißt.

Horch! Sanfte Geſänge hallen,
Der Herr beſteiget den Thron,
Umfluthet von blendendem Lichte,
Geſchmücket mit ſchimmernder Kron.

Und in dem Stralenmeere
Da zeigte ſich, Blumen im Haar,
Und prangend in goldnem Gewande,
Die lieblichſte Kinderſchaar:

Auch als der Traum entſchwunden
Blieb ruhig der Mutter Herz,
Sie hatte das Kindlein geſehen,
Und betet mit ſtillem Schmerz.

Cornelius Roose.

Der Stein an der Jura.

(Litthauiſche Sage.)

Wo die Jura in die Memel
Ihre kühlen Fluten gießt,
Liegt ein Stein auf freiem Felde,
Den manch' Aug' mit Thränen grüßt.

Aennchen in dem nahen Dorfe
Sollte einen Wittwer frein,
Einen reichen; doch ſie wollte
Treu nur ihrem Liebſten ſein.

Und die ſchätzegier'gen Eltern
Schleppten ſie beim goldnen Haar,
Daß ſie willig mit dem Alten
Morgen trete zum Altar.

Und die Nacht drauf vor der Hochzeit
Flieht das Mädchen aus dem Haus,
Weilt im Feld, wo weit der Himmel
Ueber ihr ſich breitet aus.

Jammernd ringt sie hier die Hände,
Weinet, stürzt zur Erde sich:
Himmel, sind von Stein die Eltern,
Laß zum Stein auch werden mich!

Und man sucht am Hochzeitstage,
Als die Gäste sich vereint,
Nun die Braut mit Schmerz und Klage.
Alles jammert, sucht und weint.

Da erschallt ein kläglich Weinen
Von des Feldes grüner Au,
Und es führet bis zum Steine
Sie die Spur im hellen Thau.

Für die Ewigkeit entschlafen,
Ruht sie da im Feld allein.
Liegt noch heute, — harten Eltern
Eine Warnung — da, ein Stein.

Und jahrjährlich in derselben
Nacht, als hier entschlief die Maid,
Hören in dem Felde weinen
Noch den Stein die Hirtenleut.

Friedrich Becker
aus Tilsit.

Knoten.

(Sage.)

Es zogen drei Wandrer wol in die Welt,
Zu sammeln sich Witz und Erfahrung und Geld;
Da kamen die drei in einen Wald hinein,
Verirrten und wußten nicht aus, nicht ein.

Der eine, ein Schneider, der fluchte gar ſehr;
Der andre, ein Schmidt, ach der fluchte noch mehr.
Ein Handlungsdiener, der dritte, blieb ſtumm
Und ſah nach dem rechten Weg ſich nur um.

Und als ſie Stunden lang kreuz und quer
Getappet durch Dickicht und Sümpfe umher,
Da ſchrieen die Flucher hinein in den Wald:
So komm doch der Teufel und hole uns bald!

Und gräßlich hallte es ſieben mal nach,
So deutlich, als ob's der Mund ſieben mal ſprach.
Da fing es ein wenig ihnen an zu graun,
Und ängſtlich ſah man ſie um ſich ſchaun.

Und da ſchritt aus einer Schlucht hervor
Ein Mann mit einem Rinderohr,
Mit einem ſteifen Pferdefuß,
Und ſcharrte mit dieſem beim Bückling den Gruß.

Ihr habt mich gerufen, ſo redt' er ſie an,
Ich ſolle Euch holen; will's, wenn ich es kann.
Drum gebt mir zu löſen ein jeder was auf!
Weſſ Aufgab zu ſchwer mir, hat Freipaß zum Lauf.

Da nahm denn das Schneiderlein wahr einen Stein, —
So groß, wie 'ne Windmühl, mocht geweſen er ſein: —
Das Steinchen dort werft in die Wolken empor,
Und fanget es ſicher dann auf mit dem Ohr.

Kaum ſprach der Schneider, da ſauſte empor
Der Stein, und auf fing er ihn fein mit dem Ohr;
Doch eben ſo ſauſte der Schneider durch die Luft,
Und fiel da, wo hauſte der Teufel in der Kluft.

Dem Schmiedegeſellen, dem wird nun bang'.
Die Aufgab', ruft Satan, ich warte nicht lang'!
Ach beſter Herr Satan, zu Staub denn zermalm'
Den Stein mit den Zähnen, zu Mehl und zu Qualm!

Indem das der Schmiedegeselle noch spricht,
Der Stein unter den Zähnen mit Funken schon bricht;
Zu Staub er ihn malmet, zu Qualm und zu Mehl,
Und nach fliegt das Schmidtlein mit Leib und mit Seel'.

Entsetzlich nun wird es dem Kaufdiener bang'.
Die Aufgab', ruft Satan, ich warte nicht lang'!
Es sinnet der Arme hin — her — und ach — kurz:
Es entfährt ihm in Aengsten ein langer Seufzer.

Herr Satan, einen Knoten macht schnell mir darein!
Könnt das ihr, so muß ich der Eure auch sein. —
Das konnt nicht Herr Satan, und hin durch die Luft,
Zum Schneider- und Schmidtlein er fuhr in die Kluft.

Der Kaufdiener machte die Geschicht' nun bekannt,
Die Geschicht' auch vom Knoten im ganzen Land.
Und der Teufel, besonders der Neckteufel, nennt
Nun Knoten, wen er als Kaufdiener kennt.

Friedrich Becker,
aus Tilsit.

Erklärung zweier Ortsnamen aus dem Altpreußischen.

Von **F. Gottschalk.**

Sehr oft führen Wälder, Wiesen, Felder und Teiche ländlicher Besitzungen unserer Provinz seltsam lautende Namen, die größtentheils aus den ältesten Zeiten herstammen und wohl auch nur aus den Ueberresten der preußischen oder der mit dieser verwandten littauischen Sprache sich erklären lassen dürften. Einsender dieses will davon zwei Beispiele anführen, von denen das erste zugleich Nachricht giebt über eine heilige Stätte, an der die heid-

niſchen Preußen ihrem Gott Kurcho Dank und Opfer brachten. Zwiſchen den Gütern Groß- und Klein-Waldeck, im Kreiſe Preußiſch-Eilau, liegt ein Mühlenteich, deſſen weſtliche Seite, zu letzterm Orte gehörend, ſtark mit Ellern bewachſen iſt und „Kurdegar" genannt wird. Vergebens war es, eine Erklärung dieſes Namens und wie er entſtanden ſein könnte, zu erhalten; die älteſten Leute des Guts wußten nur, daß ſie das Ellernwäldchen ſo nennen gehört hatten. Jetzt giebt mir Neſſelmanns „Sprache der alten Preußen" gewiß den richtigſten Aufſchluß. Da findet ſich Seite 99. der Accuſativ garrin (Lit. girre, Wald) Baum; Kurdegar würde alſo heißen: Kurchowald, ein dem Gotte Kurcho geweiheter Wald. Für den Beweis der Richtigkeit dieſer Erklärung ſcheint Folgendes zu ſprechen. Als Einſender noch Klein-Waldeck bewohnte, brauchte er Behufs eines Baues Steine und ließ ſie aus jenem Wäldchen, wo ſie in Menge umherlagen, holen. Hier fanden ſeine Leute beim Wegräumen der obern Steine eine Art Pflaſter, welches 5 Fuß im Vierecke groß war, aber dann einige Fuß tief in die Erde ging; die Steine waren durchweg mit Moos zuſammengefügt. Steine, welche an zwei Seiten dieſes Vierecks noch tiefer lagen, ſcheinen als Stufen gedient zu haben; am Fuße des Steinhaufens fand ſich eine Menge ſehr feiner Kohlen und viele Aſche. Der Steinhaufen ſcheint ein Altar geweſen zu ſein, auf dem einſt zu Ehren des Gottes Kurcho ländliche Früchte oder andere Speiſen verbrannt wurden. Ungefähr 1000 Schritte von dem Ellernwäldchen entfernt, wird ein Feld „Kriſchwinkel" (mit langem i) genannt. Könnte hier nicht der Wohnſitz eines Griwe geweſen ſein? Groß-Waldeck, in heidniſcher Zeit Petellen geheißen, iſt ja ein Hauptſitz des Götzendienſtes der alten Preußen, der Natanger, geweſen, und der Griwe dieſes heiligen Ortes hat gewiß da gewohnt, wo jetzt der Kriſchwinkel liegt. — Von einem befreundeten Manne wurde mir erzählt, daß dieſer in ſeiner Jugend oft im Kirchdorfe Schönwalde, zwei Meilen von Königsberg, links von der Straße nach Labiau, geweſen wäre, in deſſen Nähe er ſich oft aus einem kleinen Nußwäldchen mit naſſem Grunde frohen Muths Nüſſe geholt habe. Dieſes Nußwäldchen wurde „Knipab" genannt. Der von dem Pregel umſchloſſene Theil Königsbergs, der jetzt den Namen Kneiphof führt, heißt in dem vom Hochmeiſter Werner von Orſeln 1327 ausgeſtellten Pri-

vilegium „Knipab," auch ſoll dieſe Inſel früher nach demſelben Privilegium „Woytiswerder," Voigtswerder, genannt worden ſein, eine Benennung, die ihr von den Ordensherren des Schloſſes Königsberg nur allein gegeben ſein kann. Das in der Urkunde Orſelns gewiß richtig gegebene Wort Knipab, hat man aus dem Niederdeutſchen zu erklären verſucht, müßte man aber nicht vielmehr annehmen, daß Knipab ein Altpreußiſches iſt, welches ein feuchtes mit niedrigem Geſträuche bewachſenes Gehölz, was die Inſel Knipab, Voigtswerder doch geweſen iſt, bezeichnet, denn der Knipab in der Nähe des Dorfes Schönwalde führt gewiß noch ſeinen altpreußiſchen Namen. Neſſelmann*) hat Seite 109. knieipe erſchöpft, was vielleicht darauf hinleitet. Ließe ſich vielleicht die Bedeutung des Wortes Knipab etwa noch aus dem Littauiſchen erklären.

Ueber
das für Königsberg beſtimmte Denkmal
Friedrich Wilhelm's III.

Von R. Philippi.

Durch die letzte Hälfte des Juni hin war im hieſigen Stadtmuſeum ein Gypsmodell des Prof. A. Kiß zu dem Standbilde ſammt dem Piedeſtal zu ſehen, das unſerer Vaterſtadt zu Theil werden ſoll. Mehrmaliger Anſchauung deſſelben und den Bekanntmachungen des engeren Ausſchuſſes des mit der Errichtung beauftragten Vereins konnten wir entnehmen, wie weit dieſe Angelegenheit bis jetzt gediehen iſt. Von den beiden zu Ende 1843 eingeſandten Modellen der Reiterſtatue zeigte das erſte die Geſtalt

*) Nach einer gefälligen Mittheilung deſſelben mögte die Ermittelung des Knipab kaum zu erwarten ſtehn, denn nur wenige Namen geſtatten eine anſprechende oder gar unzweifelhafte Auslegung, wie Wundlacken, richtiger Mundlaucken, d. i. Waſſerfeld. Die Red.

des Hochsel. Königs in der Generalsuniform, umwallt von dem militairischen Mantel in reichem großartigem Faltenwurf, das Haupt mit dem Federhut bedeckt, das zweite Modell stellte den Herrscher mit der Lorbeerkrone dar, angethan mit dem zu beiden Seiten gleichmäßig herabfließenden Fürstenmantel. Es ist seiner Zeit wie auf das Mißfällige, so auf die künstlerischen Vorzüge des erstererwähnten Werkes von geschätzter Feder hingewiesen und eine ausführlich motivirte Beurtheilung beider gegeben worden*); bereits vor längerer Zeit hat man aber auch sich entschieden und zwar mit Stimmenmehrheit für die Annahme des zweiten Modells, das in der angeführten Schrift sehr bezeichnend eine Uebersetzung des Kunstwerks aus der ursprünglichen, auch vom Künstler bevorzugten Anlage in's Ceremoniöse genannt wird. So wenig man nun die unter allen Umständen festzuhaltende Intention der Besteller wie des Künstlers, den König darzustellen „in seiner edlen Eigenthümlichkeit, wie das Volk ihn zu schauen gewohnt war," in dem Standbilde dereinst erkennen, so wenig das Volk die vornehm-langweilige Schaustellung einer einfach-ungeschmückten Persönlichkeit billigen wird, welche sich ihm in solchem Aufzuge niemals (oder höchst selten) zeigte und den Pomp überhaupt durchaus nicht liebte, — geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern. Seit mehreren Monaten bereits befindet sich das große Modell und das Metall (von eroberten, französischen Geschützröhren außerordentlich schöner Composition hergenommen und von Sr. Maj. dem Könige dem Verein überwiesen) in der gräfl. Einsiedelschen Gießerei zu Lauchhammer. Unsere meist sehr erheblichen Bedenken zu expectoriren, ersparen wir uns demnach; wären sie erheblicher als jemals, sie würden ebensowenig Etwas ändern, als die unausbleiblichen Postscenien der Kritik, welche diesmal ein vielköpfiger, vielsinniger Kritiker auszuüben haben wird, der unerbittlichste, den es giebt, nämlich das ganze Volk in der ganzen Reihe seiner Generationen. Was die Statue betrifft, so bleibt uns nur noch über, einige Einzelnheiten anzumerken, welche die frühere Beschreibung und das in Bd. II. S. 138 dieser Blätter

*) Ueber Reiterstatuen in Bezug auf das in K. zu setzende Denkmal Friedrich Wilhelms III. Eine Vorlesung von E. A. Hagen. Königsberg 1841. H. L. Voigt.

aus dem Kunstblatt Mitgetheilte ergänzen. Die Portraitfigur soll den König in voller Manneskraft darstellen, etwa wie er im Jahr 1834 zuletzt unsere Provinz besuchte. Der Kopf, nach der linken Seite gewendet, nimmt fast volle Dreiviertelstellung ein; über das Gesicht ist ein unbeweglicher Ernst, welcher an Trübsinn erinnert, ausgegossen, ein Ausdruck, der sich mit dem prunkhaften Lorbeerkranz nicht vertragen will. An Stelle des Ritterschwertes, das wohl zu dem Hermelinmantel, aber nicht zu der Generalsuniform paßte, ist der leichtgekrümmte Offizierdegen mit Port'epee gekommen. Dem Pferde hat Kiß den Typus der ostpreußischen Race gegeben, wie denn auch der König meist Trakehner Pferde zu reiten pflegte. Mit lebhafter Erhebung des Kopfes verbindet das Thier abgemessene Bewegung; der rechte Vorderfuß erhebt sich im Schritt, ein, wenn nicht ganz bedeutungsloses, so doch unmotivirtes Motiv, daß obenein zu der Erklärung des widernatürlichen gleichzeitigen Auftretens mit drei Füßen Nichts beiträgt. Mehr Uebereinstimmung zum Ganzen und mit der feierlich-ernsten Paradefigur wäre in völligem Stillstand des Rosses (der natürlich innere Bewegung nicht ausschlösse) zu finden, mehr Natur läge ohne Zweifel darin, als in dem erhobenen Fortschrittsbein. Doch wir müssen auf die Hauptsache eingehen, der diesmal die Einsendung des Modells und eine Entscheidung allein gegolten hat, nämlich das Piedestal mit den Basreliefs.

Das Piedestal bildet in der Grundform ein Oblong. Die architectonische Anlage zeigt ein einfach verziertes, auf 6 Pilastern ruhendes Gesims. Mehrere Stufen führen hinan. Die ziemlich breiten Pilaster kahl zu lassen scheuend, hat der Künstler vorgeschlagen an den Langseiten Figuren davor aufzustellen, und zwar entweder allegorische Gestalten (die der Glaubensstärke, der Gerechtigkeit, der Liebe und der Weisheit, an den Mittelpfeilern die einer Borussia und Abundantia) oder Bildnißfiguren historisch-bedeutender Männer aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III., nämlich an der Vorderseite Blücher und Gneisenau, an der Rückseite York und Bülow von Dennewitz, die beiden Corpsgenerale, die Befehlshaber der Provinz waren und nicht nur am meisten zur Entscheidung der großen Kämpfe mitgewirkt, sondern auch fast ausschließlich die Freiheitskrieger der Provinz angeführt haben, an den Mittelpfeilern die Staatsmänner Stein und Har-

denberg. Nach der Anlage, welche der Ausschuß dem ausgestellten Modell beigegeben hat, und der wir alle diese Notizen entnehmen, war schon im Protokoll des größeren Ausschusses vom 19. Febr. 1844 dem Künstler aufgegeben, Allegorien möglichst zu vermeiden, da sie mehr oder minder eines Commentars bedürfen. Kiß hat drei allegorische und drei Bildniß-Figuren zur Probe gegeben. Unbedenklich und nicht blos um der Uniformität des Ganzen willen, die allein schon maaßgebend wäre, konnte man sich, wie geschehen ist, für die historischen Figuren erklären. Vergangenen Jahrhunderten mögen ihre pomphaften, bis zum Ueberdruß wiederholten Personificationen von Heldentugenden verbleiben. Nicht ideelle Wesen, sondern die verkörperten Kräfte der Intelligenz seien die Träger von Friedrich Wilhelms Ruhm, im Bilde wie sie es in der Geschichte sind und mit Recht heißen. Gebührt dem König seine Ehre, so gebührt ein Antheil auch den verdienten Männern, welche für die seine ihr Alles einsetzten. Diese Rücksichten überwiegen bei Weitem, was zu Gunsten der allegorischen Figuren sprechen könnte, wie der freilich sehr erhebliche Umstand, daß solche Gestalten, die gewohnten, Karyatidenmäßigen Begleiter der Architectur, sich derselben besser und ruhiger anfügen, als bewegte, als individualisirte Charaktere und historische Physiognomien. Vorgänge haben indessen hierin Manches angebahnt, auch würde viel auf die besondere Darstellungsweise des Künstlers dabei ankommen. Die Wahl der darzustellenden Personen ist nicht anders als durchaus zu billigen.

Bei den Basreliefs und den Inschriften hat Prof. Kiß sich an die ihm gegebenen Grundideen gehalten. Die Vorderseite trägt nur den preußischen Adler, darunter die kurze Widmung:

Ihrem Könige
Friedrich Wilhelm III.
die dankbaren Preussen *)
1841.

Die zweigetheilten Wände der Langseiten und die Rückseite tragen Basreliefs, die „zum Volke reden sollen von jenen schweren Prüfungen, die unser Preußenland erlebt, in denen aber auch die

*) Alle? Doch nur die Altpreußen?

Saat gelegt wurde zu den Tagen der Erhebung und des Ruhmes, und endlich von der Zeit der Entwicklung jener Saat unter dem Schutze des Friedens." Mit passendem Stoff eher überhäuft, als darum verlegen, wählte man aus den drei angedeuteten Entwicklungsphasen der langen, ereignißreichen Regierung fünf Hauptmomente, welche zugleich zu unserer Provinz in nächster Beziehung stehen und durch eine um alle drei Seiten laufende, zugleich Anerkenntniß und Dank ausdrückende Inschrift erklärt werden. So war in der That eine allegorische Einkleidung jener Ansprache ans Volk zu vermeiden und hinreichende Klarheit zu erzielen. Die an dem Fries angebrachten Inschriften lauten:

Sein Beispiel, seine Gesetze machten uns stark —
zur Befreiung des Vaterlandes. —
Ihm danken wir des Friedens Segnungen. —

Können wir denjenigen Basreliefs, welche den beiden ersten Inschriften entsprechen, was Wahl der Gedanken, was deren Ausdruck und die Erfindung der Handlung betrifft, unsere Befriedigung nicht versagen, so fällt dagegen das mit den Segnungen des Friedens zu sehr in symbolisirende Beschreibung, ein Abweg, der vor der Allegorie sich keines Vorzugs rühmen kann. Eine Aeußerung seiner Wahrnehmungen und Ansichten wird Schreiber Dieses sich unvorgreiflichermaßen in dem folgenden Referat erlauben, dem zugleich die authentische Erklärung der Basreliefs beigeht.

Die erste Langseite, welche im ersten Felde an das Beispiel des Königs, im zweiten an seine Gesetzgebung erinnert, läßt dort im traulichen Gemach des Sommerhauses auf den Hufen, welches das Königspaar 1808—1809 bewohnte, die Familie des Herrschers schauen, ihn und die hochverehrte Königin Luise mit ihren Kindern, hier den König umgeben von den Männern, welche den Hauptantheil an seiner Gesetzgebung hatten, Stein, Hardenberg Scharnhorst; sie reihen sich um den königlichen Stuhl, die gewichtigen Pergamentrollen zu empfangen; im Hintergrunde wird ein Theil des Königsberger Schlosses sichtbar, des Aufenthaltortes während der Jahre der Drangsal, welche den Umschwung der alten Verhältnisse heraufführten. Es wird wohl allgemein sehr passend gefunden werden, daß vor Allem an den Familien- und an den Rechtsverband, die sichersten Grund-

lagen der Staaten, gemahnt wird, welche der Hochselige durch das segensreiche Beispiel seines häuslichen Lebens und richtiges Erkennen der Bedürfnisse seines freiheitsdürstenden Volkes bewahrt und befestigt hat. Ungern aber vermißt man unter den dargestellten Portraitfiguren die eines Mannes, dessen Verhältnisse zu der Hochseligen Majestät, zu Stein namentlich und Hardenberg wohl denjenigen Hauptantheil an den Reformen seit 1807 voraussetzen lassen, den zeitgenössische Stimmen ihm beimessen, und den die Provinz auch um sonstiger, hoher Verdienste, um der Entschlossenheit willen, mit der er 1813 als Regierungspräsident von Litthauen einst befremdlichen Verirrungen eines anderen Staatsmannes entgegentrat, welcher Ostpreußen unter noch östlicheren Einfluß stellen wollte, ihren bedeutendsten Männern jener glorreichen Zeit beizuzählen gewohnt ist.

Das den Worten zur Befreiung des Vaterlandes zugesellte Basrelief der Rückseite, zwischen den Bildnissen York's und Bülow's, stellt den Moment der Volksbewaffnung dar. An die Errichtung der Landwehr und des Ostpr. National-Kavallerie-Regiments werden wir erinnert; große Figuren des Vordergrundes erscheinen in den damaligen Uniformen derselben. Mit Recht war auch dem Andenken unserer thatkräftigen Männer von 1813, welche beide organisirten, ein Antheil zu sichern. Vor dem Schloß, der Königsburg, um die sich Alles sammelt, wenn's gilt, schaaren sie sich um York und das königliche Panier, auf dem der Wahlspruch „Mit Gott für König und Vaterland!" zu lesen ist. Feldmarschall York, der als General-Gouverneur der Provinz noch vor dem bekannten Aufruf des Königs in der Ständeversammlung zu einer kräftigen Vaterlandsvertheidigung aufforderte, ruft in Begeisterung zu den Waffen. Der Minister Alexander Graf zu Dohna, der jetzt wohl mit der meisten Gewißheit für den Hauptstifter der Landwehr anzusehen ist *), verliest den Plan zur Landesbewaffnung; der Bürgermeister Heidemann, Graf Ludwig Dohna (Bruder des Ministers) und v. Barbeleben (Inspecteur der Landwehr) theilen Waffen aus, „diejenigen drei Männer," heißt es, „die nicht nur bei der Errichtung der Land-

*) Friccius zur Geschichte der Errichtung der Landwehr. Berl. 1838. vgl. J. Voigt Biographie des Grafen A. v. Dohna. Lpz. 1833.

wehr besonders thätig waren, sondern auch ihr Leben dem Vaterlande dargebracht haben." Heidemann mit A. Dohna, v. Schön u. a. Mitglied der Berathungscommission, dann Sekretair der Generalcommission, als welcher er, ganz von der herrlichen Idee erfüllt, und trotz vielfacher, schwerer Amtsgeschäfte mit der größten Anstrengung und Thätigkeit wirkte, denen er bald erlag, hat sein Leben so gut wie auf dem Schlachtfelde preisgegeben und ist auch den Tod für König und Vaterland gestorben. Graf L. Dohna, früher Major, führte im Juni 1813 die eine Hälfte der Landwehr gegen Danzig und erlag nach sieben Monaten voll zahlloser Gefahren und Beschwerden in ruhmwürdiger Thätigkeit einer tödtlichen Krankheit, die er sich durch seine liebevolle Theilnahme für seine im Lazareth leidenden Gefährten zuzog. v. Bardeleben, Divisionair der anderen Hälfte der Landwehr, zu der auch das Königsberger Bataillon gehörte, hat sich nur durch den Heldentod in einem Gefechte vor Cüstrin Ruhm und Andenken erworben. Ohne der Tugend und dem Verdienste der Aufopferung seine Preise zu schmälern, hätten, wie wir glauben, mit den genannten noch andere ausgezeichnete Männer die Ehre theilen können. Vor allen vermißt man auf dem Basrelief Friccius, Chef des Königsberger Landwehr-Bataillons, das sich bei der Erstürmung des Grimmaer Thores in der Leipziger Völkerschlacht unvergeßliche Lorbeeren errungen hat, zu Thaten angespornt durch seinen vortrefflichen Führer, der einer der tapfersten Krieger der Freiheitskämpfe war, sein Leben mehr als einmal in die Schanze schlug *) und noch jetzt das Glück hat in hohen militäirischen Ehren gehalten zu sein. Ihm gebührte unter Altpreußens trefflichsten Männern eine Stelle und gewiß nicht die letzte. Noch Andere konnten wenigstens durch Portraits ein belohnendes Andenken erhalten, so der Präsident Nicolovius, Yorks steter Vertrauter und Inhaber des eisernen Kreuzes, wegen großer Verdienste bei Organisation der Landwehr, ferner der Graf Lehndorff-Steinort, Stifter der National-Kavallerie, ebenfalls ein vortrefflicher Mann **). Ich könnte noch mehrere Namen anführen, für welche

*) vergl. Geschichte des Königsberger Landw. Bataillons während d. J. 1813—1814 von einem Officier desselben. Königsberg 1815.

**) Velhagen Preuß. Landwehr. Delbrück über den Landsturm.

sich laute Sympathien geäußert haben, und die geehrt zu werden ohnehin Anspruch haben, doch gebietet schon der Raum einer engen Bildtafel Beschränkung und rechtfertigt das Wählerische bei dieser Anerkennung gerechter Vorzüge. Demunbeschadet fände der geschätzte Künstler vielleicht Autorisation, die Zahl der Portraitköpfe noch um die genannten zu vermehren, welche man ungern vermißt.

Das lange Basrelief der folgenden Seite hatte Momente aus den friedlichen Regierungsjahren Friedrich Wilhelm III. aufzunehmen. Statt historischer Momente drängte man jedoch eine Menge von Andeutungen zu zwei Schilderungen zusammen, die bei Ueberladung arm, trotz der angestrebten Charakteristik zeitlos und allgemein genannt werden würden, übrigens aber eines weitläuftigeren Commentars bedürften, als Allegorien, da vom Künstler fast das Unmögliche verlangt wird. Die Regulirung der Bauernverhältnisse, den Wohlstand der Landbesitzer, die Fortschritte des Handels, die Eintracht der Stände und ihren Dank für alle Segnungen auszudrücken, dazu temporelle und locale Beziehungen, Individualisirung der Figuren, endlich Bezüge auf die Bildwerke der anderen Langseite beizugeben, ist, besonders weil Alles sich mit den dürftigsten Andeutungen begnügen muß, geradehin unthunlich; Sonderbarkeiten sind nicht zu vermeiden und selbst im Falle besten Gelingens möchte es nicht leicht sein, die Bedeutung der einander durchkreuzenden Vorstellungen zu errathen. Vereinfachung und Sichtung derselben zu Gunsten der Klarheit im wirklich Darstellbaren wäre daher hier anzurathen; daß der Gegenstand nicht geringe Schwierigkeiten hat, wird Niemandem entgehen. Auf den flüchtig und unvollständig skizzirten Reliefs des Modells gewahrt man im Felde links einen Pflüger vor einer Umzäunung ackernd (er pflügt sein eigenes Grundstück), mehr im Vordergrunde einen Sämann die Saat ausstreuend (die gute Saat der andern Seite — so heißt es im Programm — ist auf guten Boden gefallen), im Hintergrunde Viehheerden, ein Feld mit gereiftem Getreide, einen vollen Erntewagen (der Same ist zur Frucht geworden). Eine starke Eiche, den Mittelpilaster umfassend, verbreitet links und rechts ihre schattenreichen Aeste, senkt ihre kräftigen Wurzeln tief in den Boden hinab (der deutsche Stamm hat in diesem Lande feste Wurzeln geschlagen und beschirmt mit

seinem milden Schatten die friedliche Thätigkeit). Auf dem Felde rechts präsentiren sich unter ihren Zweigen drei große Figuren, die Hände einträchtig verschlungen (nicht, was gemäß der Inschrift verlangt wird, sie zum Danke erhebend); man erkennt einen Arbeiter und einen Landwehrmann, der dritte wird als Volkslehrer bezeichnet (Nährstand, Wehrstand und Lehrstand). Der Wehrmann leitet ein gerüstetes, aber friedlich grasendes Kriegsroß am Zaum (soll ein Bild der preußischen Heeresverfassung sein); im Hintergrunde werden mastenreiche Schiffe (die Träger des Welthandels) gesehen und ein Küstenland, welchem die Physiognomie des frischen Haffs zu geben beabsichtigt wird (Andeutung des Ortes, wo die Friedensscene sich zuträgt). Ich glaube, Herr J. Knorre, der dem Künstler Ansichten zu den Basreliefs gezeichnet hat *), würde um eine solche etwas in Verlegenheit sein, welche diese sehr unbestimmte Physiognomie leicht kenntlich wiedergäbe; besser möchte sich, dem andern Vorschlage Kiß' gemäß, eine recht bekannte Ansicht vom Pregel eignen. Zur Entscheidung wurde dem Bildner, wenn es der Raum erlaubte, noch eine länderverbindende Straße für den Hintergrund vorgeschlagen, eine Hafenstadt mit ihren Masten, die Fortschritte des Handels anzudeuten, in der Ferne auch der Rauchfang eines Dampfschiffes. Zuviel, zuviel des Gegebenen, ja zuviel schon des Benutzten! Die Darstellung würde sonst, statt dem Beschauer ein Lichtlein anzuzuzünden, nicht weniger Dunkel verbreiten, als Dampfwolken eines Rauchfangs.

Kiß' Compositionen des Basreliefs werden sehr gelobt. Die meisten Schönheiten hat das Relief der Rückseite, von den Figuren die Borussia, die leider hier nicht an ihrer Stelle ist. Die Zeichnung scheint, soviel die skizzenhafte Andeutung durchblicken ließ, markig und kräftig und dem Reliefstyl durchaus angemessen. Auch an Feinheit wird es bei dem anerkannten vortrefflichen Geschick des Meisters gewiß nicht fehlen, der nur unlängst wieder mit einem ähnlichen Werke viel Freude schuf und gewann, mit seinem Standbild Friedrichs des Großen, das er (ein geborner Schlesier)

*) Vergl. die Mittheilung aus einem Briefe von Kiß an Knorre Bd. IV. S. 85. dieser Blätter.

für Breslau ausgeführt hat. „Ueber die Schönheit dieses Standbildes herrscht nur eine Stimme," schreibt man von dort; wünschen wir ein gleiches Gelingen auch dem für unsere Stadt bestimmten.

Nachträge und Berichtigungen.

Eine littauische Ballade.

(Vgl. Bd. III. S. 367.)

Schon bei Aufnahme des gereimten Samaitischen Liedes, das von Witowd's Geburt erzählt, wurden dem verehrten Einsender aus Gründen, die aus den von ihm gegebenen Anmerkungen hergenommen waren, Bedenken gegen die Echtheit geäußert, nämlich gegen die Annahme, daß es aus dem Volk und zwar in alter Zeit hervorgegangen sey. Von Mehreren wurde der Zweifel getheilt. Ein Studiosus Z. wollte sogar den Dichter kennen. Herr Pfarrer Jordan schrieb, daß ihm das Alterthum durch den regelmäßigen Reim verdächtig vorkäme und Herr E. Gisevius selbst erklärte (17. April d. J.), daß ihm die Samaitische Daina bei gründlicherer Prüfung nur als littauische Uebersetzung eines polnischen Liedes erschiene, denn die Musik verrathe einen polnischen Charakter und Herr Kaplan Baumgart habe ihm mitgetheilt, daß ein Lied gleichen Inhaltes in polnischer Sprache existire, von dem er die erste Strophe herzusagen wisse und welches er in Russisch Neustadt polnisch und in Polangen samaitisch singen hören.

Die Sache stellt sich aber anders wenn wir dem bestimmten Ausspruch im Nachstehenden Glauben schenken.

„Ueber die samaitische Daina kann ich mittheilen, daß sie in der Gegend von Polangen vom Volke gesungen wird und daß das Polnische nur eine Uebersetzung des littauischen Originals ist*)." Baumgart.

*) Es folgen folgende Worterklärungen: Jogillas wird wahrscheinlich Jogillons heißen müssen, in der Bedeutung: Jagellone, wie Herr Pfarrer Ratoneski, der des samaitisch Littauischen kundig ist, meinte; sijona bedeutet Anzug, Kleid.

Hauptkirche zu St. Marien in Elbing.

(Vergl. die Anzeige der Schrift von G. Döring Bd. III. S. 405.)

Ref. hatte bis jetzt nicht Gelegenheit den „Elbinger Anzeiger vom 25. April 1846" zu lesen, in dem sich ein Aufsatz von Herrn Stadtrath F. Neumann befindet mit der Ueberschrift: Zur Feier der vor 600 Jahren erfolgten Gründung der St. Marien-Kirche. Wenn Ref. auf den Baustyl sich stützend auch nicht im Stande ist, die jetzt bestehende Kirche für diejenige zu halten, die 1246 errichtet wurde, so verfehlt er doch nicht zu bekennen, daß er in vielem eines Bessern belehrt ist, theils durch das genannte Tagesblatt, theils durch einen Brief, dessen Inhalt allen Freunden des vaterländischen Alterthums zur Bereicherung ihres Wissens und zugleich zur Prüfung dargeboten werden soll.

Die hochmeisterliche Verleihungsurkunde zum Erbau der Kirche vom J. 1246 ist nicht vorhanden, aber eine pergamentne Copie aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts, durch die der Dregersche Abdruck vervollständigt und berichtigt werden muß *). Ihr zufolge wurde die Jubelfeier nicht am 14. April, wie 1796, sondern am 24. April vorigen Jahres gehalten, denn dieses Datum finden wir auf dem Pergament.

Zur Unterstützung der Annahme, daß die Kirche dem 13ten Jahrhundert angehöre und keineswegs erst in der Mitte des 15ten Jahrhunderts gebaut sey, enthält der erwähnte Brief des Herrn Stadtrath Neumann folgendes:

„1. Es ist nicht abzusehen, warum die Vollendung**) des Kir-

*) In der a. a. O. gegebenen Uebersetzung sind die Stellen, die hier ausgelassen sind, eingeklammert, für deren Richtigkeit, wie der Verf. in einer handschriftlichen Note bemerkt, die Urkunde Nr. XLII in Voigt Cod. dipl. Vol. II und die Verleihungsurk. Herrm. Balks vom 13 Jan. 1238 einzeugt.

**) Der Ref. dachte nicht an Vollendung, die allerdings in Preußen nicht so lange hingehalten wurde, als in Deutschland oder gar in England, sondern an einen Umbau, dem die Hauptkirchen mehr als andre ausgesetzt waren. Ein merkwürdiges Beispiel der jedenfalls schon in katholischer Zeit erfolgten Umwandlung des Baus war die abgebrochene altstädtsche Kirche in Königsberg, wie dies selbst noch aus den vorhandenen Zeichnungen zu ersehen ist. Daß die Marien-

chengebäudes so unverhältnißmäßig weit hinter der unserer übrigen Kirchen, welche doch am Schlusse des 13. Jahrhunderts bereits errichtet waren und welchen die nicht mehr vorhandene, wegen zunehmender Bevölkerung gegründete Jacobskirche bald nachfolgte, zurückgeblieben sein solle. Das Fuchssche Mährchen von dem unentgeltlichen Kirchenbau in den Feierstunden lassen wir auf seinem Werthe beruhen.

2. Die Bezeichnung der nachbarlichen Bürgerhäuser, als gelegen „circa fratres" „retro chorum fratrum predicatorum" etc. findet sich schon in dem ältesten Pfandbuche, welches mit 1330 beginnt.

3. In einem erzbischöflichen Indulgenzbrief von 1405 werden die in der Kirche befindlichen Altäre, Bilder u. s. w. speciell erwähnt.

4. In einer beträchtlichen Anzahl von Testamenten aus dem 15. Jahrhundert, in denen in der Regel kleine Legata für hiesige Kirchen und milde Stiftungen vorkommen, ist keine Andeutung eines erheblichen Baues an der Marienkirche enthalten. Und doch fehlt es nicht an Beispielen der Art für andere Fälle.

5. Die unruhigen und traurigen Verhältnisse im Laufe des 15. Jahrhunderts ließen schwerlich den Gedanken an Ausführung großartiger Bauunternehmungen aufkommen, wenn auch einzelne werthvolle Kunstschätze in dieser Zeit der Kirche überwiesen sein mögen. Konnte man doch nicht mit dem (im 13jährigen Kriege mit so großem Eifer begonnenen) auf einen kleinen Raum beschränkten Brigittenkloster zu Stande kommen. — Die im 15. Jahrhundert gemachte Sehrmannsche Schenkung, (etwa 45 Thlr. heutigen Geldes) bezieht sich allein auf die Reparatur des Klosters."

Wenn in der Anzeige das J. 1468 als das etwaige Gründungsjahr der jetzigen Kirche angegeben wird, weil sich von ihm eine Schenkung zum Bau datirt, so stehe hier die im Zeitungsblatt gegebene Beleuchtung der Angabe bei Fuchs. Es bestand „das Geschenk des Barthel Sehrmann*) nach Ausweis der Urkunde

kirche in Elbing bereits im 13. Jahrhundert vollendet gewesen seyn mag, bleibe unbestritten. Und wenn sie damals noch nicht in allen Theilen vollendet war, so kann bereits in ihr Gottesdienst gehalten seyn. Daß Altäre, Bilder, ja sogar Leichensteine aus alten Kirchen in neue gebracht wurden, war nichts Ungewöhnliches.

*) Fuhrmann ist ein Druckfehler in der Anzeige.

nicht aus 20 Mark zu Kalk, sondern aus dem Kalk selbst; es wurde gegeben nicht 1468, sondern 1472, auch nicht zum Bau der Kirche, sondern ausdrücklich zur Besserung des Klosters." „Erwägt man, so liest man ebendaselbst, daß die Existenz der Heil.-Geist-Kirche um 1278, der Nicolai-Kirche um 1284 durch Urkunden verbürget wird, so läßt sich wohl mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß auch die Errichtung der Marienkirche wenigstens um diese Zeit beendigt gewesen sei, wenngleich späterhin der Bau im Einzelnen noch manche Abänderuug, vielleicht auch Erweiterung erfahren haben mag, wovon unter andern die veränderte Dachlage des Chors den augenscheinlichen Beweis giebt."

Die räthselhafte Giebelinschrift mit der Jahrzahl 1567 wird auf die d. 4. Apr. 1567 erfolgte Erneuerung des vom König Sigismund August ertheilten Specialprivilegiums gedeutet, durch das der Stadt die ungestörte Ausübung des Gottesdienstes auf der Grundlage des Augsburgischen Bekenntnisses zugesichert wurde. Daß auch eine Erneuerung des äußern Baues mit der der errungenen innern Freiheit stattgefunden, daß man das Andenken durch eine Inschrift wird haben bewahren wollen, ist wohl anzunehmen.

Schließlich noch die Bitte, die Stelle in der Anzeige, S. 406. die den h. Nicolaus zum Schutzpatron der Kirche macht, streichen zu wollen. Die Nicolaikirche in Elbing ist die Pfarrkirche. Das angeführte J. 1284 als das der Vollendung ist auf sie und nicht auf die Marienkirche zu beziehen. Die Marienkirche blieb seit Einführung des Lutherthums ununterbrochen im Besitz der Evangelischen. Die Angabe a. a. O. S. 407 ist ein Irrthum *).

Chronik des Johannes Freiberg.

Von A. Meckelburg.

(Fortsetzung.)

Auch zeigt der herzog von der Liginicz weiter an.
Wir wißen das ko. W. iczunt vnd alle tage volgk dem Tat-

*) S. 406 ist für „am 26. April 1246" zu lesen am 24. April, S. 408. für „Kein Chor führt in die Kirche" Kein Thor.

tern wider zuſtehen annimpt, auch eine Schaczungen Im Lande vffgericht, womit ko. W. In die funffzig tauſent manne halten mogen, vnd ob von ſolcher anczall 5000 abegeteilt das Lant zu preußen vbirziehen ließ, was die hinder euch ſein, darzu reden wurden wil ich euch heimen ſtellen.

So hat der herzog noch weiter geredet.

Es iſt auch des Durchlauchtigen hochgebornen Furſten des konigs von vngarn vnd Behmen Sendebote zu Crockaw ein Zeit gelegen das Compromiß zu diffiniren vffin lengern Anſtant als vff zweie Jare zuuorlengern erwerben, vnd was ſinnes ſein ko. W. von polen das anzunemen geneigt. So das ſ. k. W. dem Sendeboten von vngarn keine forderungen des abeſchieds aber berichtungen hat thun laßen zuuormutten iſt das ko. W. diſes furnemen aus ſonderlicher hinderliſt dahin ſtellen das die Zeit des Anſtands vmbkomen mogen vff das ko W vnd die Cron von polen das Lant preußen weiter zuvbirziehn volge geben moge.

Nach gegebener antwort der beiden Furſten Marggraff Georg vnd herczog Friderichen von der Liginicz, haben wir von Landen vnd Steten v. g. h. den homeiſter ermanet vnd angefallen ꝛc. [50]).

Nach diſem vorleſenem Ratſchlage des herrn von Ryſenburg f. 384 vnd des von heidecks, ſein wir geſchickten von Landen vnd Steten von Inen In vnſere herbergen geſchieden vnd den Irenn ſchrifftlichen vffgeſaczten Ratſchlag mitte genommen weiter vnſer antwurt doruff zuentſchlißen In maßen wie nach folget gegebenn [51]).

[50]) Da das unn bis Bl. 384. b. Folgende, mit Ausnahme einer Stelle, wörtlich mit den bei Schütz Bl. 492. a. Z. 15. bis Bl. 493. a. Z. 12. mitgetheilten Verhandlungen übereinſtimmt, ſo erachte ich es für überflüſſig, dieſelben wieder abdrucken zu laſſen. Die erwähnte Stelle findet ſich bei Schütz Bl. 492. b. Z. 34 u. 35, wo Freiberg (Bl. 383—84) nach den Worten: „zubeſorgen habe" alſo fortfährt: „vnd ob ko. Irluchtigkeit vnd die Cron zu polen Je doruff beruhen wolten, quod semel deo dicatum est, thut ſich Sſg vorhoffen dieſelbigen auch gutten fugk wol ſich auch des alſo zufrewen habenn. Dieweil ſich auch ko. Irluchtigkeit vnd die Cron zu polen erboten hat aus den Flecken, So dem Stiffte heilsperg abegedrungen fur die nutzungen derſelbigen 300 marg preuſch zu Sſg lebetagen Jerlichen zugeben" ꝛc.

[51]) Die Antwort der Geſandten des Landes und der Städte (Bl. 384. b. — 386. a.) iſt ſchon von Schütz Bl. 493. a. Z. 12. bis Bl. 493. b. Z. 38. wörtlich mitgetheilt worden, weshalb ſie hier fortzulaſſen räthlicher erſchien.

f. 386. Antwurt des herren von Ryſenburgs vnd des vonn heideckenn.

Vff diße vnſere vbirgebene ſchrifft von Landen vnd Steten zu Bethaw am 22 tage Marcii von dem herrn Biſchoffe von Ryſenburg vnd dem herrn von heideck, Criſtoff Gattenhoffer Secretarien, iſt vns die antwort geſcheen, dieweil v g h der homeiſter, In die ſchrifft mit eingezogen wollen wir neben euch zu v g h. dem homeiſter gehen vnd aldo. S f g furleſen, das dan geſcheen vnd S f g vnſer antwurt furgetragen vnd vorleſen das ſich S f g. zu der ſelben ſtunde vnd des tags entſchloßen vnd volgende antwurt vns gegebenn [52]).

f. 387. Bewillungen des gemeinen Ratſchlages den beiden Furſten vbergebenn.

Vff diße gegebene antwurt v g h vns geſchickten gethann, haben wir von Landen vnd Steten neben v. g. h. dem homeiſter auch den geſchickten des ordens eintrechtiglichen volgendenn Ratſchlag bewilliget vnd voreiniget, vnd den In Maßen wie volget den beiden v. g. h. Marggraffen Georgen vnd dem herzogen von der Ligenicz ſchrifftlichen vberantwurt mit ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen vff diſe wege vnd puncten zu handeln.

Der hochwirdigſte durchlauchte hochgeborne Furſte vnd herre, her Albrecht Teutzſches Ordens homeiſter Marggraff zu Brandenburg ꝛc. v g h hat ſampt S f g orden vnd den volmechtigen geſchickten Botſchafftern von Landen vnd Steten der Lande preuſsen am 21 tage Marcii von den durchlauchten hochgeborne Furſtenn vnd herrn her Georgen Marggraffen zu Brandenburg ꝛc. vnd herrn Friderichen herzogen von der Liginicz ꝛc. S f g Bruder Ohem vnd Schwagern angehoret wes ſich ire. f. g. als vnderhendeleren In den Zweieſpeltigen langwerigen irrigen ſachen zwiſchen ko. W. vnd der Cron zu polen an einem, v. g. h. dem homeiſter S f g. Orden Landen vnd leuten anders teils bey iczt gedachter ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen, damit ein Criſtlicher ewiger beſtendiger fride mocht bereitet vnd beſchloßen werden erhalten habenn. Als nemlichen das ire beide. f. g. vff vilfaltige handelungen keinen ander mittel vnd wege bey ko. Irluchtigkeit zu polen vnd der Cron haben konnen erlangen den das dieſelbe ko. Irluchtigkeit vnd die Cron zu polen ſolche zweiſpeltige irrige ſachen vff zwene wege geſtelt.

[52]) Die Antwort des Hochmeiſters (Bl. 386 u. 87) findet man bei Schütz Bl. 493. b. Z. 41 bis 494. a. Z. 40. vollſtändig abgedruckt, daher ſie hier fortbleiben konnte.

Das erste das v g h der homeister der orden vnd die vnder- f. 388
thanen der Lande preußen den ewigen fride In allenn seinen artickelen nichts ausgenommen, sollen volziehen vnd mit dem Eide befestigenn.

Zum andern das v g h. der homeister des ordens Lande preußen als ein. Erbherre sampt den Sloßern Steten vnd Flecken, so ko. Irluchtigkeit vnd die Cron zu polen v g h dem homeister S f g Orden Landen vnd Leuten In iczigem vorgangenem krige abegewonnen von ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen zu Lehen entpfahen teten, doch dermaßen wo S f g ane menliche Erben, das heupt legen tett, das alsdan des ordens Lande preußen v g h, Marggraff Georgen, Cazamirus [53]) vnd Johansen [54]) gebrudere vnd iren Erben von ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen zu Lehen sollen geliehen werden. Auch das die Steten vnd Flecken, so zu dem Stiffte heilsperg gehorigk, vnd In iczigem vorgangenem krige durch den herrn homeister dem ordenn vnd vnderthanen erobert, widerumb dem Bisthumb sollen eingerumpt werden, dagegen thet sich ko. Irluchtigkeit vnd die Cron zu polen v g h dem homeister zu S f g lebetagen 3000 mark preuschs Jerlichen fur die nuczungen solcher Flecken vnd Steten zugeben erbitten.

Vff diß were v g h der homeister mit sampt dem orden vnd der geschickten volmechtigen Botschafftern der Lande vnd Stete preußen geneigt vnd erbuttig alls das Jenige einzugehen vnd zubewilligen, dadurch ein Cristlicher bestendiger ewiger fride ko. Irluchtigkeit der Cron zu polen vnd des ordens Lande preußen zu nucz vnd gedeye mochte vorfast werden, auch nichts liebers dan disces zuerfaren gefrewet. Dieweil aber S f g der orden vnd die Lande preußen, den ersten artickel was den ewigen fride anlangende ist mit nicht [55]) wollen wißenn zuuolziehen, derselbige auch S f g vnd dem ganczen Lande gancz beswerlich vnd vnleidlich vnd der ander handel vnd furschlag die Erbschafft vnd die Lande zu Lehen zu entpfahen sein, S f g Landen vnd leuten etwas frembde, haben doch ire f. g. der orden vnd volmechtigen Botschafften der Lande preußen gote dem almechtigen zu lobe Ere vnd preiß, auch zu vnderhaltungen gemeines Cristlichen frids, den anderen furschlag die Erbschafft berurende, damit der ewige fride gancz vnd gar getotit vnd abegetan wie volget vnderhant genommen. Doch mit diser bedingungen, wo dise gutliche vnderhandelungen iczunt nicht genczlichen mochte geortert vnd vortragen werden das solche han-

[53]) Kasimir, Markgraf von Kulmbach und Baireuth († 1543).

[54]) Johann, Gemahl der Germaine de Foix, Wittwe Ferdinands des Katholischen von Spanien († 1526).

[55]) mit nicht = mit nichten.

delungen dem auffgerichten Compromiß vnſchedlich vnd zu keinem nachteil ſolle gedeien das S f g. wollen daraus wo der handel zurunſtig wurde [56]) nicht gegangen ſein ſunder ſich des In allewege frewenn.

Damit aber beide M. g. h. mogen ſpuren vnd mercken das. v. g. h. der homeiſter der orden vnd die Lande zu preußen gancz geneigt vnd girigk eins ewigen Criſtlichen beſtendigen frides wil. v. g. h. der homeiſter ꝛc. zuforderſt gote die Ere vnd zu lobe vnd preiß gemeiner Criſtenheit zugutte auch ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen zu Eren des ordens Lande preußen ſampt den iczigen abegewonnenen Schloßern Steten vnd flecken dem Orden zubehorig als ein Erbherre desſelbigen Landes von ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen vff zimliche vnd leidliche wege zu Lehen entpfahen Im namen gotts, doch dermaßen vnd In ſolcher geſtalt, wo v g h der homeiſter ane menliche leibs Lehens Erben abegehen wurde oder niemands mehr von menlichem Samen oder Stammen iczt gedachts. v. g. h. des homeiſters furhanden, das alsdan ſolche Lande vff S f g, Brudere, wie von ko. Irluchtigkeit zu polen furgeſchlagen, dieſelbe zu Lehen zuentpfahen fallen theten mit diſer furbehaltungen wie ſich S f g, als danne mit bewuſt S f g vnderthanen von Lande vnd Steten auch mit S f g, Brudern
f. 389. vorgleichen vnd vortragen werden dorinnen ſol v. g. h. die hant nicht geſchloßen ſein.

Desgleicheu das der homeiſter S f g dem orden vnd den vnderthanen der Lande preußen alle Schloße vnd Stete wie dieſelbe. S. f. g. vnd den Landen preußen In iczt vorgangenem krige von ko. Irluchtigkeit vnd der Cron von polen abgewonnen widerumb ſampt vitalien vnd geſchucz haußrat vnd ſunſt mit aller Zubehorungen eingerumpt werde, was aber desſelben nicht furhanden das ſich ko. Irluchtigkeit vnd die Cron zu polen mit dem homeiſter S f g darumb freuntlichen vorgleichen vnd vortragen theten.

Der her homeiſter S f g auch der orden vnd die geſchickten volmechtigen, Botſchaffter der Lande preußen wollen ſich auch zu ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen genczlichen vorſehen, dieweil dieſelben ſpuren vnd mercken thun das ire. f. g. ſampt Iren Landen vnd leuten williglichen vnd vndertheniglichen ko. Irluchtigkeit vnd der Cron von polen vortrawen vnd einleiben thun ire ko. Irluchtigkeit wolde aus angeborner blutts vorwantnuſs vnd auß ſonderlichen genedigen willen iren. f. g. den Neuenmargkt ſampt dem Sloße Bretgen [57]), Tolkemit wie ſolchs iczunt S f g Inne haben vnd was vormals darzu gehorig vnd den Braunsperg erblichen geben vnd einreumen vnd ſonderlichen was den Braunsperg

[56]) zurunſtig wurde = zerrönne, ſich zerſchlüge.
[57]) Bretgen = Brathean.

anlanget ist dißes die vrsache nach deme beide M. g. h. Marggraff Georgen vnd herzog Friderich ꝛc. gut wißen tragen was dem homeister S f g vnd seinen vnderthanenn diser Stat halben begegent ist vnd noch bogegen mochte darzu dieselben bißweilen In andere irer f. g. Ampte Stete vnd Flecken des orts gelegen, weberen [58]) wurden, beforchten sich ire f. g. auch die vnderthanen sie mochten wie dan iren f g vormals vffte widerfaren des orts nachmals angefochten vnd vorhindert werden, doraus sich dan vrsachen mochte das dis falls halben vneinigkeit vnd bose nachparschafft mochte geubet werden wo aber dises ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen nicht thulichen, ist S f g dem orden vnd den vnderthanen der Lande preußen nicht zuentgegen das man die Mawern an der stat schleiffen vnd brechen tet damit sich kein teil irgent einicher beswere diser Stat halben zubefharen habe, vnd ob ko. Irluchtigkeit vnd die Cron Je doruff beruhen wolten quod semel dicatum etc. thut sich S f g der orden vnd die vnderthanen der Lande preußen vorhoffen dieselben auch gutten fugk, wollen sich auch also des zufrewen haben.

Dieweil sich auch ko. Irluchtigkeit vnd die Cron zu polen erboten hat aus den flecken, so dem Bisthumb heilsperg abegedrungen, fur die nuczungen derselben 3000 mark preusch zu S f g lebetagen Jerlichen zugeben, ist diss S f g, dem orden vnd vnderthanen von Landen vnd Steten gancz beswerlichen einzugehen vnd sonderlichen ko. Irluchtigkeit vnd die Cron zu polen etwas zugeringeschczig zuachten, wo es aber der maßen kunde vorhandelt werden das die Mawer der Stadt Braunsperg gebrochenn, wo anders S f g, nicht wil eingereumpt sein, Neuemargkt sampt dem Slosse Bretgen, Tolkemit, wie oben gemelt dem homeister S f g bleiben vnd 4000 gulden vngarisch Jerlichen die Zeit S f g leben vnd vff des negsten komenden Regirenden Erben leben lang gefallen teten wil solchs der homeister sampt dem orden vnd S f g vnderthanen also wie iczt gemelt bewilligen vnd eingehen, wo aber dises ko. Irluchtigkeit vnd der Cron von polen auch entgegen das man die Mawer der Stat Braunspergk schleiffen vnd brechen sol, wil S f g sampt seinem orden Landen vnd leuten solchs ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen zu freuntlichem vnderthenigem gefallen auch nachlaßen, doch das S f g da entgegen die 4000 gulden vngarisch wie oben gemelt vbirrecht werdenn.

Als nue angezeigt ist das alle denjenigen die ire gutter von den vnderthanen Jm krige vorloren widerumb sollen eingereumpt f. 390. werden, welchen artickel der homeister S f g der orden vnd vnder-

[58]) webern = ziehen. Denn die dritte Handschrift der Stadtbibliothek hat an dieser Stelle die Marginalnote: „W. G. H. kan sein landt nicht besuchen muß da durch webern oder ziehen."

thanen von Landen vnd Steten dermaſsen bewilligen, diejenigen, ſo ire gutter offrichtig vnd Erbarlich vorloren vnd vbirgeben, Auch briffe vnd Siegel vber ſolche gutter anzeigen vnd beweiſen ſich auch der dinſthalben S f g dem orden vnd den Landen preußen nicht geleiſtet vorgleichen vortragen tethen, denſelben ſollen ſie in allewege widerumb eingegeben werden, die aber vnerbarlich vnd boſes vorſeczigen willens abegefallen den wißen ire. f. g. der orden Lande vnd leuten widerumb nichts zugeben oder volgen zulaßen.

Beſchlißlichen wil ſich der homeiſter S f g vnd die glidmaßen des ordens vnd ſampt den volmechtigen Botſchafftern der Landen preußen genczlichen vorhoffen ko. Irluchtigkeit vnd die Cron zu polen werde diſes wie hirinnen begriffen, damit ein entlicher beſtendiger ewiger fride beider ſeits zu nucz vnd gedeien mochte vorhandelt vnd beſchloßen werden nicht endern oder abeſlaen. Daneben thut der homeiſter S f g desgleichen der orden vnd die volmechtigen Botſchafftern der Lande preußen von Landen vnd Steten beide v g h Marggraff Georgen und herzogen friderichen, vff das aller freuntligſte vnderthenigem vnd dinſtliches bitten dieſelben wollen vffs erſte durch ir ſchreiben, ko. Irluchtigkeit vnd die Cron zu polen In der beſten form diſes thuns erinneren vnd ermanen das ire ko. Irluchtigkeit, ſolchs nicht abeſchlaen thete damit vff dißmal der fride mochte erhalten werden dan ire beide f. g. den herrn homeiſter S f g den orden vnd die vnderthanen vff keine andere wege vnd mittel wißen abezuweiſen das wil der homeiſter S f g ſampt dem orden Landen vnd leuten vmb ire beide f g, freuntlich vnderthenig dinſtlich zu aller Zeit gefliſſen ſein zuuordienenn.

Nachuolgende artickel ſollen beide Furſten Marggraff George vnd herzog Friderich von der Liginicz handeln ob ſie vnder diſen artickeln einen eher ſie den houpthandel der Erbſchafft offeneten oder zuſagten, mochten erhalten.

Zum erſten ob beide furſten den Braunsperg Tolkemit vnd Neuemargkt an das gelt konten aber mochten erheben oder aber ausbitten.

Zum andern ob ire f. g. konten Tolkemit Neuemargkt wormenit vnd gutſtadt ane das gelt erheben, vnd ob ſichs bogebe das ſolchs nicht zureichen mochte ſol Tolkemit zu dem gelde wie hie nach volget gefellet werden damit der homeiſter S f g die dreie Flecken als Neuemargkt, Womenit vnd Gutſtat behalten moge.

Zum Dritten wo diſes alles abegeſchlagen das man Neuemargkt Tolkemit vnd Gutſtat ſampt den 4000 gulden vngariſch oder Reiniſch erhalten thete, oder aber vffs geringſte vnd nicht weniger dan 3000 gulden Reiniſch neben den dreien Steten Neuemargt, Tolkemit vnd Gutſtat zubeteidingenn.

Zum vierden vnd beſchlißlich wo diſer artickel keiner wil ſtatt

oder volge haben, Je nicht mehr erhalten kunde werden den der Neuemargkt, Tolkemit vnd die 4000 gulden Reinisch, sollen beide Furſten damit der handel nicht zurucke gehe daſselbe bewilligen vnd annemenn.

Zu gedencken wo der Braunsperg dem homeiſter S f g nicht mocht geuolget werden, das doch die beiden Furſten souil vorhandelten das S f g vnd seine vnderthanen frey paßirungen dieſelben vngehindert haben mochtenn.

Es haben auch neben diſer schrifften. g. f. vnd herrn die von Landen vnd Steten dem homeiſter S f g vffs vnderthenigiſte und hochſte gebeten das S f g wolten neben e f g diſen fleiß frwvenden damit die flecken des Stiffts heilsperg die nicht mit weniger vncoſten beide ahn leuten vnd andern [59]) dargeſeczt erobert, mochten behalten, dan ſie vaſt beſwerlich bedunckenn thut, wo ſie nicht mehr troſts bey ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen erlangen f. 391. ſollen den diſe vorterbten Flecken die doch vormals dem homeiſter S f g vnd dem Lande preußen zuſtendig geweſen, welchs dan die von Landen vnd Steten fur eine große hartigkeit ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen In ſich bilden [60]) muſse In anſehungen das der homeiſter S f g, dieſelben Flecken vnd Steten, ſo ſie gleich S f g eingereumpt wurden zu Lehen zuentpfahen theten, welchs dan ko. Irluchtigkeit vnd die Cron zu polen diſe wie iczt bewilliget fur der Zeit mher erhalten hetten mogen derhalben der von Landen vnd Steten an e. f. g gancz dinſtlichs bitten e. f. g. wollen nachmals, diſen fleiß furwenden damit die Flecken mochten dem homeiſter S f g vnd dem armen vorterbten Lande preußen zukomen, oder aber, vffs wenigſte Wormenit oder Gutſtatt darauß zuerhalten damit S f g, einen freien paß zu S f g Ampt, Flecken vnd Steten, ſo an ſolchen orten ligen, mochten haben, dadurch ſich die von Landen vnd Steten In zukomenden Zeiten dieſes koniglichen vnd genedigen erzeigens hetten zurumen, auch das ſie an ko. Irluchtigkeit vnd der Cron zu polen genade vnd nicht vngenade ſpuren teten, das wollen die von Landen vnd Steten zu aller Zeit vmb e f g mit allem vnderthenigem willigen dinſten gefliſſen ſein zuuordinen.

Donnerſtags Morgens nach dem Suntage Letare [61]) iſt von beiden Furſten ire f. g. hoffemeiſter peter von konigsfelt zu Glaubicz In der Sleſien ankomen vnd mit vberantwortungen einer Credenczs an die volmechtigen geſchickten von Landen vnd Steten diſes lauts wie volget vnd darnach die berichtungen wie darnach

[59]) andern = andern Dingen.
[60]) in ſich bilden = gegen ſich halten.
[61]) den 30. März.

volget muntliche berichtungen gethan vnd von wegen beider Furſten angebracht.

Von gotts genaden Georg Marggraff zu Brandenburg ꝛc. Friderich herzog zur Liginicz ꝛc.

Vnſer gunſt vnd alls gutts wolgeborne Edle Erntvehſte, Erſamen wolweiſen beſondere lieben herrn wir haben dem Edlenn Erntveſten peter von konigsfelt als vnſerm hoffemeiſter etliche vnſer gewerbe von vns genugſam vnderricht an euch zutragen beuolen, derhalben iſt vnſer ſonderlich bogeren, ir wollet Jme wie vns ſelbſt vff das mal genczlichen glauben geben, vnd euch gutwillig dorinne mergken laßen, das wollen wir Jn genaden gegen euch bodencken. Datum Crockaw Dinſtags noch Letare [62]) anno ꝛc.

Volget das anbrengen [63]).

Vnd als Sſg mit den geſchickten vnd andern Sſg Zuge-
f. 392. thanen gen Crackaw kommen, ſein biß vff die woche fur palma-

[62]) den 28ten März.

[63]) Da die Vorſchläge der beiden Fürſten in Schütz Bl. 494. b. Z. 6 bis 48 ſchon abgedruckt ſind, ſo habe ich es für beſſer gehalten, ſie hier fortzulaſſen. — Mit dem „Anbringen" ſchließt die zweite Handſchrift der Stadtbibliothek; von dem übrigen Theil der Chronik enthält ſie allein noch die Stelle über das Münzweſen Preußens. — Die dritte Handſchrift der Stadtbibliothek und die Collectaneen des Camerarius weichen, nachdem ſie das „Anbringen" vollſtändig mitgetheilt haben, von der Handſchrift des Chroniſten, welche unſerm Textabdrucke zu Grunde liegt, völlig ab; ſtimmen aber unter einander ganz und gar überein. Beide (dritte Handſchr. S. 196—199, Camerarius S. 182—185) fahren nämlich alſo fort: „Item auf den Sontag **Judica** [2. April] auf denn Mittag Iſt der H. Hom. ken krackau eingezogen vnd mit groſſer Ehren koniglicher vnd anderer aller **Nation** dye zu der Zeit Jn koniglicher Beſoldunge waren Roſtung mit groſſer Solemitett eingeholet vnd Jn ſeine herberge am groſſen Margkt gebrocht.

Item was die Achtage vber gehandelt vnd auch ſunſt dye gantze Vaſten durch aus Bey ko. Rethen hat ein Biſchoff von priniſel **Andreas Critius latine** Jn druck laſſen gehen [Andreas Cricius, Biſchof von Przmyśl in Galizien, **cf. Hoppe, sched. de scriptt. hist. Pol. Dantisci, 1707. p. 128.**] Iſt nicht von Noten weitter meldungen dauon zu thun ꝛc.

Item wyr Aber als dy geſchigten von landen vnd Stetten noch gehaldener Belehunge vnd Sollomitet wie Jm drugk klerlichen vorfaſſet vnd alle ſchreibungen klar vnd wol vormacht vnnd vorſchriebenn Sey wyr ahm grunen Donnerſtagk [13. April] auffgeweſt vnd vns durch dye Maſau des weges noch preuſſen Begeben Am achten tage noch Oſtern [23. April] wider kegen konigsberg einheymiſch kom Laus Deo.

rum [64]) vil vnd mancherley handelungen mit allerley bewegnußen furgenommen vnd getractirt wurden, vnd doch zum leczten mit

Vnser G. H. aber Ist den selten tagk als wir auch von krackau Mit den Beyden Hertzogen noch der lignitz getzogen vnd da Bas vmb die pfingsten [4. Juni] geblieben.

Dy punct vnd artickell des gemachten friedes vnd Belehung Sein zu konigsberg gedrugt Ist nicht weitter von Noten zu schreiben.

Item darnoch als die geschigten der stette konigsberg am Achten tage pasce [23. April] heimkomen vnd der widerwillens vnd vnneynikeitt So sich In der gemeyne vnd dem Rat Irhalden Berichtett Sein auff dye Mitwoche nochfolgende [26. April] In Itzlicher stadt In Sonderheitt vnd In der Altenstat dye gantze gemeyne In die kirchen verbottet vnd Innen aldo In Beywessen des Rats schepen angezeigt Ersame Nam: Wey: Hern Nockbar vnd guttenn freunde vnser G. H. entpeut euch allen S G vnd wo es euch allein vnnd Itzlichem Insonderheit woll zu stunde were S. F G nicht klein sondern gros gefallen. So Ist auch S. F. G. In kurtz alhie Ins landt zu vns zu komen willens, vnd wer auch Balde von krackau bis weges Noch dem lande preussen Mit vns gezogen wo Ime der Hertzog von der lignitz nicht mit grossem Bitten Mit Im In die schlesien zu zihenn angefallen vnd Irbitten. So Ist doch S F G nichts libers zu horen Erfreuent gewest, vnder anderen do wir zu S. F. G angekomen das Euer aller eynikeit eintracht vnd friedsamer In S. F. G. abwessen wandel vnd Burgerschafft So dieselbigen S. F. G. In eigner person so finden werdenn Nichts hochers vnd mehrers mogen gefreuet werden, von vnser handlungen Aber, dieweill wir so lange Zeitt ausgewessen Euch etzwas anzuzeigen haben wyr von V. G. H. keinen Befell Sunder euch ein Neuen eingegangenen Belibten von Beyden partten der Cron zu polen vnd V. G. H. landen vnd leuthen zum Besten Ewigen friede zuuorkundigen vnd anzuzeigen. Wy solchs Aber geschen vnd zugegangen hat S. F. G In schrifften Bey sich Behaltten vnd vns Beuolenn Stille damit Bas zu S F G Zukunfft der wir vns In kurtzen vorhoffen zu Behalden danne will. S. F. G. Sulchs alles was S. F. G. die Zeit vber dyeweill. S. F. G. die drey Jar ausgewessen landen vnd Stetten auff ein mahl In einer gemeinen vorsamlunge Mundtlich vnd schrifftlich zu Irkennen Geben vnd Ist zu der Zeit so dabey geblieben vnd seint so mit Murmerunge wie es pfleget vnd der gemeine zuzugehen vonn ein Ander gangen.

Item Als nu der Neue von der Cron zu polen Beleneter landsfursten vmb dye pfingsten sich widerumb Ins landt quam wart Im entkegen Mit Nohem In dye hundert pferde von den Nethen vnd Jungen Burgerschafft Bis zum hohen kruge entkegen geritten Aldo von dem Burgermeister der Altenstadt Im felde von wegen der Nethe schepen vnd gantze gemeine entpfangen vnd angenomen vnd so mit frolockunge noch der stadt getzogen [In den Collect. d. Camer. fehlen die Worte: „vnd angenommen — — getzogen] Im einzihen warthen frauen vnd Jungfrauen aus dem kneiphoffe In dem Thore auff S F. G. warth Aldo von wegen derselbtigen durch den prediger paulum speratum Mit einer langen

hulffe des almechtigen gotts zu einem entlichen ewigen vnd Cristlichen fride kommen vnd beschloßen, wie nue derselbe In druck [65]) bracht wurden ist das mall ꝛc. [66]).

Reden entpfahen darzu vor villen thoren Im kneiphoff tarticen [die Collect. des Camerarius schreiben: Tertzen] vnd Andere Facelen vnd Feur gebrandt Alle glokken durch alle 3 stete vnd schlos gelaut dergleichen alle Buchssen geschossen vnd so mit grossen freuden Ins schlos getzogen Alda durch S. F. G. selbst person mit einem langen zirlichen Reden abgedangkt vnd so von S F G Itzlicher In seine statt ein abscheidt genomen.

Item Noch etzlichen tagen darnoch worden vorschrieben der Adell sehr starck zusamen darzu dye Anderen lande vnd Stette darzu dye gantze gemeine aller 3 stette da wart In aller vorsamlunge Erstlich ein vorrede durch S. F. G. gethan vnd aller handell was sich die 3 Jar zugetragen wie dasselbige schrifftlich klar vnd woll vorschrieben alles gelessen Mit vorzelunge aller erbeitt Muhe, Resen, farlicheit Auch seines eignen leibs, landen vnd leuthen zu gut geschen vnd alles was sust ausgericht ꝛc. Darauff der Bischoff von Samlandt widerumb alles zu gehalten [die Coll. des Camer. schreiben: „alles gehabten"] vleisses vnterthenigklichen von Irer aller wegen vnd des gantzen landes danckſagunge gethann.

Item Noch solcher geschehener Danckſagunge vbergab vnd trugt auff. S. F. G. der Bischoff von Samlandt Im Beywessen vnd anhoren aller vorsamlunge Mit einer langen Rede des Bischtumb Samlandt vnd vbergab damit alle seine Bischoffliche Herlickeitt vnd dignitet mit sampt landen vnd leuthenn Mit vnterthenigter Bitt (dieweil es noch Christlicher ordnunge, vnd Euangelischer freiheitt einem Bischoff nicht geburtt Souiel herlickeitt zu habenn) Ime weitter gleich einen Andern Edelman seinem stande vnd wessen gleich zu vorsorgen welchs alles der landsfurst zu gnedigen gefallen annam vnd dem Bischoff seine Bitte zugesagt Mit offentlicher vnd solennen protestation durch S. F. G. person selbst geredt wie sie allesampt wie aldo vorsamlett angehort das der Bischoff von Samlandt frey vngenotigett willig ahne alle anregen Solch Bischtumb vbergeben vnd auffgetragen (Mit anderen vielen vorwar tapfferen worten vnd geschigter Rede) Neme er als ein erblicher landsfurst Also an, Er auch den Bischoff Nihe darvmb angeredt gebetten aber zu solchem vbergeben genottigett das er mit gott dem Almechtigen vnd Inen allen So Bezeugen wolde vnd auch der Bischoff Jorge von potentz selbst zustundt. Damit hat die tagefart ein Ende. Hirzu schweigt der Bischoff von Resenburgk stille vnd Bleib auch Bey seinem Bischtumb Bis an sein Ende." [In den Collect. des Camer. fehlt der letzte Satz.]

[64]) d. h. den 2ten bis 9ten April.

[65]) Vgl. die Anmerk. 63 und Erl. Preuß. Bd. 5. S. 37.

[66]) Nun folgt eine ausführliche Beschreibung der Belehnung des neuen Herzogs von Preussen, welche schon Waissel in der „Chronica Alter Preussischer, Eifflendischer, vnd Curlendischer Historien" (Königsb., 1599. 4to) Bl. 277—279 mitgetheilt hat; daher sie hier füglich weggelassen werden konnte. Vgl. Voigt IX. 751—52.

Ein lecherlich ding ist auch geschehen von einem Jungenn f. 395.
kinde, als ko. Mt. ist angezogen gewesen mit pristerlichem Ornat wie oben ausgedruckt, do hot man gesprochen zu dem kinde des konigs Son sich [67]) dein vater ist ein prister wurden vnd ist auch ein pastor, Ime wirt abegeschnitten werden sein menlich glidmaß, da hub das kindt von anzuweinen, darnach ist es gestillet, vnd ist gesaczt wurden vff den Stuel ko. Mt. bey den konig seinen vater ꝛc.

Also seint die geschichte beschloßen [68]).

Do nue der langwerige Irrige handel gancz vnd gar, vnder- f. 402.
nommen entscheiden vnd vortragen zwuschen dem ko: von polen vnd dem homeister (wie oben genugsam gemelt ist) haben sich die geschickten Botschaffter von Landen vnd Steten wider bogeben von Crockaw noch preußen, vnd den Iren eingebracht alle handelungen von dem Ewigen friden wie es vorbliben ist ꝛc. [69]). Vnd. v. g. h. bleib eine Zeitlang zurucke In den landen, etliche wochen dornoch sich noch preußen widerumb bogeben vnd zu kongsperg eingekommen ꝛc.

Im selben 25sten Jare vngeferlich balt noch Ostern [70]), kam herzog Erich von Braunschweich Cumptur zur Mimmel, wider aus dem Lande noch kongsperg, vnd wolde wider noch der Mimel reisenn vff sein Schloß. Diß wart dem Bischoff von Samlant vormeldt vnd do stellet er Im noch den herzog fangen zu laßen, vnd die alte Stat worden die Tore geschloßen, das er nicht entkomen solt, vnd liß Inen suchen In seiner herberge zu hans potten, aber der herzog wart gewarnet das er nicht In die Stat kam, sunder

[67]) sich = siehe.

[68]) Hieran schließt sich der ewige Friede und die Urkunde, in welcher Herzog Albrecht und sein Bruder Markgraf Georg den Preussischen Ständen die Erhaltung ihrer alten Rechte, Privilegien und Freiheiten, in ihrem und ihrer Brüder Kasimir und Johann Namen für ewige Zeiten verbürgen (dat. Krakau, 11. April 1525). Da ersterer mehrmals (s. Voigt IX. 751. Anmerk. 1.) und letztere bei Schütz S. 501—502 (s. Voigt a. a. O. 753.) gedruckt ist, wird ihre Auslassung nicht gemißbilligt werden.

[69]) Vgl. Anmerk. 63.

[70]) Das Osterfest fiel in diesem Jahre auf den 16. April.

vmb die Stat hin, vnd weiter aus der Scherkaw [71]) mit eim Bothe noch der Mimel vbirgesaczt, also entkam der herzog, dem Bischoffe ꝛc.

Dieweil der herzog von Braunsweich aus dem Lande was, villeichte vom Bischoffe naußen zuziehen vbirredt ist wurden, vorsuchte der Bischoff von Samlandt mit etlichen practiken, wie er die Mimmel das Sloß mochte vbirkomen. Aber der anslack fehlet Im. Dornoch hette er Inen, den herczog gerne gefangen, fehlet Im auch ꝛc. [72]).

Anno domini. 1525.

Der Erste herczogk In preussen genant Marggraff Albrecht von Brandenburg ꝛc. Anno ꝛc. 1525. vmb trent [73]) pfingsten, ist S f g, zu kongsperg von den Burgern gar herlich entphangen vnd eingeholet wurden, wie man einem Landsherrn pfleget zuthun, der do lange Zeit aus dem Lande gewesen ist, wol vier Jare ꝛc. [74]).

[71]) Wahrscheinlich das jetzige Fischerdorf Sarkau auf der frischen Nehring. Nach Beler Bl. 182. fuhr der Herzog von Schaaken nach Memel.

[72]) Vgl. Beler und Platner Bl. 181—84 und Beitr. z. Kunde Preuß. Bd. 4. S. 381. u. flgg.

[73]) trent = ungefähr um, gegen. Vgl. Hennig, preuß. Wörterb. S. 279.

[74]) Vgl. Anmerk. 63. Bock, Leben Albrechts S. 149. — Beler und Platner (Bl. 172.) geben folgende Beschreibung von dem Einzuge des neuen Herzogs: „Item am 9. Tage Maii, das war am Dienstag nach Jubilate, ward der Herr Hochmeister als ein neuer Herzog in Preussen von den Bürgern eingeholet, so daß S. F. G. die Senatores der Städte entgegenritten, als Altstadt und Kneiphof mit 200 Pferden. Da ward S. F. G. auf jenseits des Kruges zum Haffstrom („„haberstro"") angenommen und empfangen. Da ward verordnet von S. F. G., daß die Altstädter voranritten, Seine Gnade mit seinem Hofgesinde in der Mitte und die Kneiphöfer hinten. Nach der Empfangung ritt S. G. zu einem Jeden insonderheit und gab ihm die Hand. Als nun S. F. G. an den Kneiphof kamen, da ging etlich Geschütz ab. Im Einreiten der Stadt standen Jungfrauen und Frauen und empfingen S. G. durch Doctor Paul Speratus, der auf die Zeit in der Altstadt predigte; auch hatten sich Jungfrauen und Frauen aus der Altstadt und dem Kneiphofe, im Kneiphofe bei dem Thore zusammen vergattert. — Da nun S. G. in die Altstadt kam, da ging etlich Geschütz von den Thoren und auch vom Rathhaus ab; dazu wurden alle Glocken in den drei Städten geläutet, „„tertitze" (s. Anmerk. 63) gebrannt, Teppiche vor die Thüren gehangen, Gras gestreut, alles S. F. G. zu ehren, und also aufs Schloß geführt. Da nun S. G. hinaufkamen, gingen bei 200 Stück Geschütz ab, an Karthaunen, halben Schlangen und dergleichen. Und S. F. G. ritten zu dem

Nach etlichen tagen, ist eine Tagefart zu kongsperg angesaczt wurden, do seint die von Landen vnd Steten zusampne kommen die vnder dem orden gesessen sein gewesen. Auch ist des ko: von polen seine Botschaffter, als der her von Baysen vnd andere polnische herrn von des konigs wegen hinkommen, vnd den Newen herzog von preußen Ins Regiment gesaczt, vnd theten beuelen den vnderthanen, als Irem rechten Erbherrn gehorsam vnd Trew zu sein sollen ꝛc. Weiter wurden auch die artickelen vnd vorschreibungen (oben gemelt) So zwuschen ko. Mt. von polen vnd dem herzogen In preußenn vofaßet seint wurden, denen von Landen vnd Steten vorgelesen. Dornoch haben Ime die von Landen vnd Steten, als einem herzogen vnd Erbherren In preußen holdungen gethan ꝛc. [75]). f. 403.

Senate, dankten denselben, als den Altstädtern, und trat ab und ging also in sein Gemach. — Item etliche aus dem Kneiphofe hatten sich gekleidet; auch empfingen S. G. vierzehn Bürger und Junggesellen hübsch gekleidet, ein Theil aus der der Altstadt, ein Theil aus dem Kneiphof, als Lanzknechte, die brabanten bei S. F. G. vom Haberberg herein bis aufs Schloß. — Item die Summa mit S. G. Pferden war bei 300 reichlich."

[75]) Die dritte Handschrift der Stadtbibliothek (S. 199) und die Collectaneen des Camerarius (S. 185) berichten über diese Tagfahrt zu Königsberg folgender Maßen: „Item darnoch noch kurtzer Zeit quomen die volmechtigen ko. Ma. zu polen geschigte wie Im abscheidt zu krackau vorlossen her Jorgen von Beysen Achatius Czehme kegen konigsberg ein. Darzu worden Abermals Beschriebenn der Adell von Landen vnd Stettenn wart Erstlich vor Innen Allenn der Credentz mit gutten worten durch H. Jorgen von Beysenn geredt geoffnet vnd gelessenn Mitt vberreichung koniglicher vorschreibunge Brieffe vnd Sigell V. G. H. vberantwortt, wie solchs zu krackau Bedinget vnd Beredt Innen den Erbfurstenn das landt zu preussen Mit allen seynen vnterthanen Bey seynen vnd Iren priuilegien Begnadungen freiheiten gerechtikeitten gutten loblichen gewonheitten vnd vblichen gebrauchen Bleibenn zu lassen Innen vnd Sie alle dabey handthaben Behalten schutzen vnd schirmen zu Ewigen tagen vnd ander vorkelschunge zu diesser sachen Notturfftig mehr. Darnoch als dis alles so geschen, wurden hirzu beruffen zu den anderen die gantze gemeyne aller 3 stette vnd dye erbholdunge von Innen allenn prelaten grossem vnd kleinem Adell So In diesser handlunge Bey einander gefordert vnd von den vnterthanen der kron zu polen Erstlich vnd darnoch V. G. H. dem landsfursten die erbholdung schrifftlich vorgelessen So angenomen mit auffgeragten fingeren solchs zu Ewigen tagen zu haltten Mit Ja bestettiget.

Item darnoch wart durch gemeynen Ratschlag der prelaten Ritterschafft Adel vnd allen von landen vnd Stetten Bey einander gewessen Beschlossen V. G. H. Solchs wie von koniglichen volmechtigen vnd anwalt S. F. G. landen vnd Stet-

Dornach diß alls volendet was, muſten die alten vnd wegiſten [70]) Creuczherrn ire weißen Mentel mit dem ſwarzen Creucze

ten zugeſagt vorbriffet vnd vorſigelt Innen allen euch ſo zu halteun geloben vnd zuzuſagen vorſchreiben vnd vorbrieffen welchs als auch durch S. F. G. zuhalten zugeſagt vorſigelt vnd vorbrifett welcher Brieff mit dem Neuen Sigell welchs von ko. Mat. vnſerm G: H. vorneuert Beſigelt Iſt wurden, vnd von der gemeynen vorſamlunge den aus der Altenſtadt zu Trauer vorwarunge zuuorwaren Beuolen Mit Bedingunge den vom Adel desgleichen den andern ſtetten ein Vidimus dauon zugeben welchs Alſo geſchen ꝛc." [Von einer andern Hand iſt in dem Manuſcript der Stadtbibliothek dieſe Bemerkung gemacht: „Dieß haben die altſteter vorſcherzet vnd iſt der brief auf das kneiphofiſche rathaus hinterlegt vrgefehrlich **anno 1566**.] — Beler's und Platner's Nachrichten über die Huldigungsfeierlichkeit (Bl. 173—77) ſind ſo ausführlich, daß ich nur dieſen kurzen, aber alles Weſentliche enthaltenden Auszug daraus geben kann. Am 24. Mai ward der Herr von Prettichen (?) und am 25ten Georg v. Baiſen ſammt Ach. v. Zehmen, die polniſchen Abgeordneten, eingeholt. Sie hatten an 40 Pferde und logirten alle auf dem Schloſſe. Den 27ten um 7 Uhr berichtete der Herzog den verſammelten Ständen etwa 3 Stunden lang über alle des Friedens wegen gepflogenen Verhandlungen. Darauf wurden die polniſchen Geſandten eingeführt. Baiſen, welcher das Wort führte, ſagte, ſie ſeien geſendet, um den Unterthanen das Lehnsverhältniß zwiſchen Polen und Preuſſen anzuzeigen und bei der Eidesleiſtung und Beſchwörung der zu Krakau geſchloſſenen Verträge gegenwärtig zu ſein. Nachdem nun die Credenzbriefe des Königs nebſt den Verträgen dem Herzoge überreicht waren, wurden nur die Friedensartikel vorgeleſen, da die übrigen Verhandlungen Albrecht ſchon vorher den Ständen mitgetheilt hatte. Weil es darüber Abend geworden, mußte man die Verſammlung entlaſſen. Sonntag, den 28ten, um 7 Uhr wurden die wieder auf dem Schloſſe erſchienenen Stände zuerſt ermahnt, den Frieden zu beſchwören und dem Herzog zu huldigen. Nun ſchwuren zunächſt die beiden Landesbiſchöfe, hierauf ging der Herzog mit den Botſchaftern „hinab von die große Treppe und ſtand hinauf, da ward Landen und Städten der Eid vorgeleſen, bald darnach war geleſen und vorgeſtabt, dazu Jeder ſeine Finger aufreckte," dem Herzoge treu zu ſein und den Frieden zu halten. Dann folgt die vollſtändige Eidesformel. Darnach, heißt es weiter, ließ der Herzog ein Bekenntniß leſen, daß jeder den vorgeleſenen Eid inmaßen, wie er begriffen, feſt und unverbrüchlich halten wolle. Alle antworteten: Ja. Alsdann nahm er von Jedem den Handſchlag. Sechs Ordensherren, nämlich Quirin Schlick, Komthur zu Oſterode, Heinr. v. Militz, Pfleger zu Barten, Caſpar Blumenau, „der pickart", Herr Melchior, Pfleger zu Inſterburg und andere wollten nicht ſchwören. — Montag, den 29ten, um 7 Uhr wurden die Stände aufs Schloß berufen. Der Herzog ſchilderte ihnen ſeine Bemühungen während der letzten drei Jahre, um dem Lande den Frieden zu verſchaffen und bat darnach um die früher ſchon zugeſagte Steuer. Das Reſultat der ſtändiſchen Berathungen, welche bis Dienſtag dauerten, fiel dahin aus, die Sache bis auf Bartholo-

abelegen, wiewol sie es nicht gerne thaten, von den selbigen herrn wart einer baß vorsorget den der ander, etliche vbirkamen grosse Gebieter vnd Ampter, als der von heidecke [77]) vnd andere, die anderen aber krigeten nicht vil vbrigs.

Vnd der herzog von Braunsweig hatte das Sloß zur Mimmel ein, vnd wolt es nicht vbirgeben ader abeziehen, wie Ime villeicht etlich mal drumb geschriben ist. Do zog v g h hin noch der Mimmel mit all seim hoffgesinde, das er das Sloß einnemen wolt aber der von Braunsweig wolde Inen so balde nicht vfflaßen. Do nue v g h vff kam Ins Sloß, stundt der herzog von Braunsweig Im ganczen kurißer, mit eim ausgezogenen swerte Im Sloße zur Mimmel. Do sprach v g h zu Im, wie nue her Ohem wie nue. Antwort der von Braunsweig, O her Ohem, ir nicht wol an mir thut. Dornoch machten vnd vortrugen sie sich die beiden herrn vnder einander, das er das Sloß vbirgab, vnd etlich stuck gelds Jor Jerlichen zu seinen lebetagen aus diesem Lande vbirreichet wart vnd zog naußen In des ordens heuser, do er seinen enthalt hette ꝛc. Auch zogen mit Ime etliche ordens herrn aus dem lande welche den orden nicht wolten abelegen vormeinten der herzog Erich solt homeister In preußen werden, es wart aber nichts dorauß ꝛc. [78]).

mäi zu verschieben, womit auch der Herzog zufrieden war Letzterer gab seine in den 3 Jahren außer Landes contrahirten Schulden auf 82000 Gulden an, wovon er 60000 mit jährlich 8000 Gulden (d. h. 13⅓ pCt.) verzinsen mußte. — Mittwoch riefen die vorerwähnten sechs Ordensherren die Gnade des Landesfürsten an, legten das Kreuz ab und beschwuren den Frieden. — Als Städte und Lande huldigten, wurde dem Caspar Blumenau von einem Adeligen, der alte Pilgerim genannt, im Schlosse öffentlich das Kreuz vom Rocke geschnitten, worüber sich ein Gelächter erhob. — Nach Besiegelung der Verträge reisten die polnischen Abgeordneten am Dienstag nach Exaudi (1. Juni) ab. „Also, schließt der Bericht, kam der Orden aus dem Lande Preussen. Sie nahmen aber weiblich Weiber, desgleichen die Pfaffen und Nonnen zu 8 oder 7 auf einmal verlobt wurden."

[76]) wegisten = angesehensten.

[77]) Vgl. N. Pr. Pr. Bl. I. S. 209. Anmerk. 58.

[78]) Vgl. Anmerk. 72. — Nach Beier (Bl. 184) zog der Herzog von Braunschweig „auf einem mit 2 Kleppern bespannten Wägelchen" aus dem Lande, doch lag S. G. bei 6 Wochen zum Braunsberg zuvor in der Schmiere" („„smire""). Wahrscheinlich litt er an der damals allgemein herrschenden Franzosen-Krankheit.

Der pauer krigk in preufsen [79]).

Als nun v g h ein Zeit lang Im Lande was geweſt, zogk er wider aus dem Lande, wo den S f g zuthun hatte. Dieweil In ſeiner f. g. abeweſen erhebet ſich der pawer krig, vnd hat ſich alſo angefangen wie hernach volgett.

[79]) Da Voigt (N. Pr. Pr. Bl. Bd. III. S. 1—50 und 310—15) mit bekannter gewiſſenhafter Benutzung der reichhaltigen Quellen des hieſigen Geh. Archivs eine meiſterhafte Geſchichte des Bauernaufruhrs in Preuſſen geliefert hat, mir aber keine unbenutzten Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, ſo wird's wohl allgemein nur gebilligt werden, wenn ich ohne weitere Bemerkungen und Zuſätze bloß den Text des Chroniſten gebe. — Die dritte Handſchrift der Stadtbibliothek (S. 200.) und die Collectaneen des Camerarius (S. 186.) fahren unmittelbar nach der in Anmerk. 75. mitgetheilten Stelle alſo fort: „Item kegen den Herbſt dieſſes ſelten Jares Begab ſich. V. G H der Landtsfurſten zu dem hertzogk von der lignitz Auff Bitt vnd forderen des hertzogen vnangeſagt landen vnd ſtetten Mitt wenig geringen pferden Alleine was. S. F. G. von Neſſenburg zuruck dem Biſchoff von Samlandt vnd anderen herrn Befell that den ſtetten anzuzeigen den gehorſam In. S. F. G. abweſſen Innen zu geleiſten vnter dem warth die auffruhr der pauren zugericht wie folget ꝛc.

Hie ſolde Erſten folgen die auffrure der Burger zu konigsberg der gemeine wider die Rethe In abweſen der geſanten volmechtigen was ſie wunderlichs dings vorgehabt wie ſolchs geſchen geſtillet auffgehaben vnd durch furſtlich durchlauchtikeit vortragen wirtt Man anderswo finden." Von dem Aufruhr der Königsberger Bürger aber finden wir in beiden Handſchriften nicht die mindeſte Nachricht, worauf auch in den Collectaneen die ſpäter hinzugefügte Randgloſſe „NB. Darnach zu fragen" hindeutet; vielmehr ſchließen beide mit der Geſchichte des Bauernkrieges, wie ſie im Erl. Preuß. II, 328–57 und 531—66 abgedruckt iſt. Jedoch ſtimmen weder beide Manuſcripte ganz überein, noch iſt der Abdruck treu beſorgt; denn man hat ſich mancherlei Auslaſſungen und Aenderungen erlaubt.

(Fortſetzung folgt.)

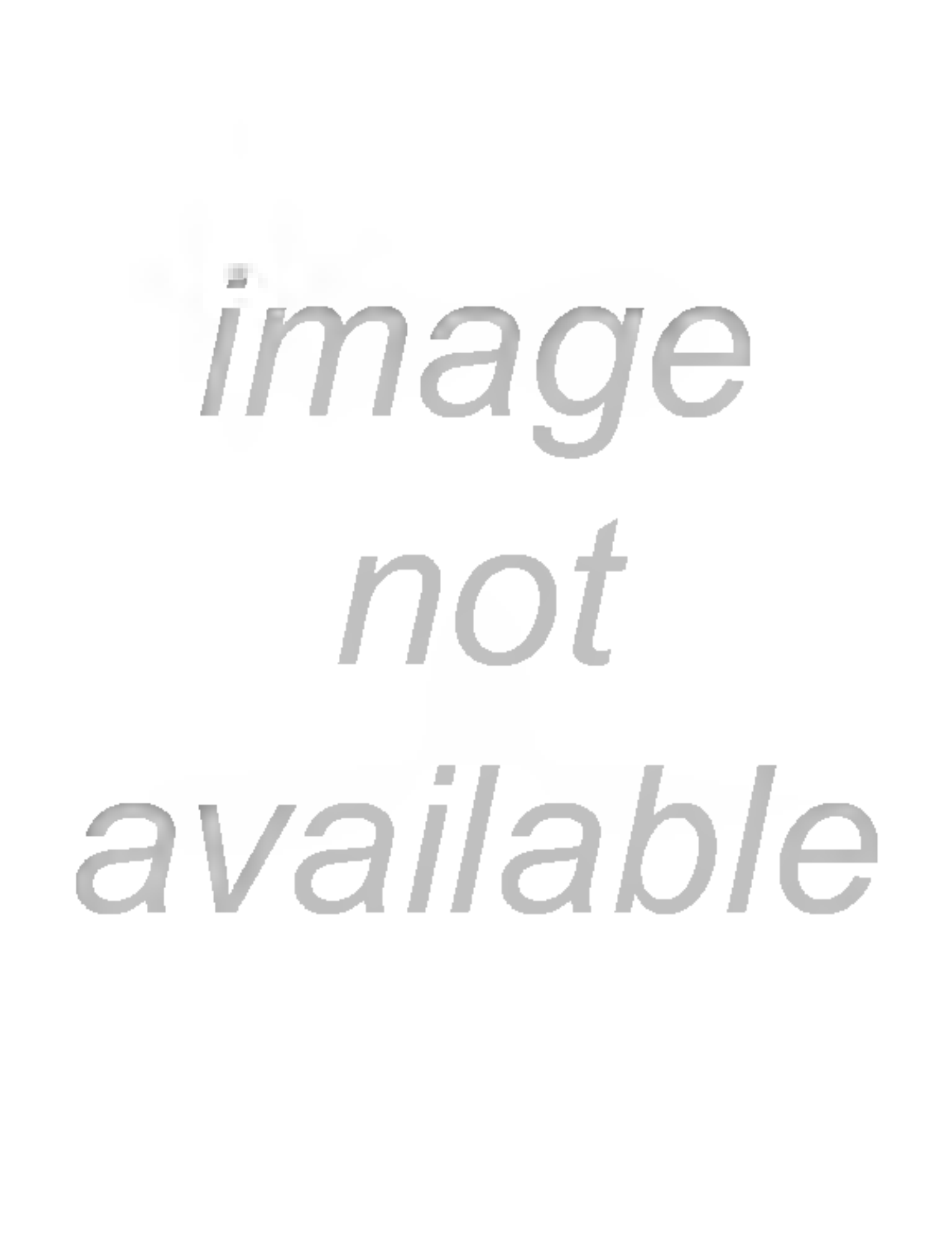


image
not
available

noch „das Auge von Deutschland" hieß, hatte er vielleicht in seiner Jugend manchen Tag in dieser kunstreichen Stadt verlebt und sein Auge an ihren herrlichen Bauwerken geweidet. Auch später noch, in den letzten Jahren seines Hochmeisteramtes, hatte er längere Zeit dort verweilt; dort erwachte ja sein Geist zu hellerer Erkenntniß, zum Empfang der neuen, reinen Lehre. Schon damals für alles Edle, Schöne und Wahre, was aus dem Geiste ist, leicht empfänglich, hatte gewiß seine Seele auch die Eindrücke der architectonischen Eigenthümlichkeiten, an denen die vornehme Handelsstadt in ihren Kirchen und Gebäuden, wie schon damals so noch heute, so überaus reich und fast einzig unter den Deutschen Städten dasteht, in sich aufgenommen und sein ganzes Leben lang blieben sie in ihm unauslöschlich. Freilich aber waren die ersten Jahre in ihren äußeren Verhältnissen seiner herzoglichen Regierung in keiner Weise geeignet, ihn daran denken zu lassen, von jenen in sich aufgenommenen Eindrücken durch größere bauliche Unternehmungen in seinem verarmten Lande etwas in Anwendung zu bringen. Von außenher fort und fort von Gefahren feindlicher Angriffe auf sein Land bedroht, mußte er stets nur darauf bedacht seyn, so viel als möglich alle Mittel und Kräfte zur nothwendigen Landesvertheidigung jeden Tag in Bereitschaft zu halten. Es war ihm daher damals auch sehr erwünscht, daß sich ihm im December des Jahrs 1527 Paul Vischer, der Sohn des Bildhauers und „hochberühmten Peter Vischer Rothgießers zu Nürnberg" (wie ihn Paul selbst bezeichnet) zum Dienst erbot, weil er vernommen hatte, der Herzog suche einen Büchsen- und Geschützgießer, um sich einiges schwere Geschütz gießen zu lassen. Der Herzog nahm das Anerbieten gerne an und lud den Sohn des berühmten Meisters, der nebst seinen vier andern Brüdern dem Vater an dem großen Meisterwerke des Sebaldusgrabmals in der Sebalduskirche zu Nürnberg zu Hülfe gestanden, zu sich ein*).

Einige Jahre später aber, nachdem die Bedürfnisse zur Sicherung der Ruhe nach außenhin schon mehr befriedigt waren, wachte im Herzog auch wieder die Erinnerung an die architectonischen

*) Das Einladungsschreiben ist in Hagen's Beschreibung der Domkirche zu Königsberg S. 155 mitgetheilt; auch in Kugler's Museum für bildende Künste Jahrg. III. 30.

Meisterwerke Nürnbergs lebhaft auf. Anlaß dazu gab, wie es scheint, ein Schüler und Gehülfe Albrecht Dürers, Crispin Herranth, der sich ihm im J. 1529 ebenfalls zum Dienst anbieten ließ. Der Herzog war alsbald bereit, auch diesen Nürnberger Künstler bei sich aufzunehmen und trug daher einem gewissen Sebaldus von der Thiel, durch den ihm jener empfohlen war, auf, dafür zu sorgen, daß der erwähnte „Gesell" sich aufs baldigste zu ihm nach Preußen begebe; bevor er aber die Reise antrete, möge er ihm Abrisse und „Abconterfeiungen" von einigen Nürnberger Gebäuden, wälschem Tafelwerk und von einigen neu gegossenen Geschützen aus Nürnberg mitbringen. Daran werde er ihm (dem Herzog) einen ganz besondern Gefallen erweisen *).

Der Herzog sah indeß wohl ein, daß Meister und Künstler allein nicht hinreichend seyn würden, große Zwecke zu erreichen. Preußen war noch zu arm an geschickten, tüchtigen Handwerkern; solche mußten daher nothwendig vor allem herbeigezogen werden, ehe an irgend größere Unternehmungen gedacht werden konnte. Und wiederum war es Nürnberg, auf welches auch hierbei des Herzogs Auge fiel. Er wandte sich an den dortigen Rathsherrn Kaspar Nützel mit der Bitte, er möge ihm von dort einige verständige und erprobte Mauerer und Zimmerleute so bald als möglich zusenden, weil es an solchen Leuten, die etwas Tüchtiges verständen, in Preußen durchaus fehle. Daß dabei der Herzog nicht bloß die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens, sondern ein höheres Ziel der Baukunst im Auge hatte, geht auch schon daraus hervor, daß er bereits im Sommer des J. 1529 an den Marschall des verstorbenen Kurfürsten Friedrich von Sachsen Hans von Dolczky die Bitte richtete: er möge ihm doch von den architectonischen Rissen oder (wie er es nennt) „von der abgerissenen Gebäukunst," welche der erwähnte Fürst vor Jahren besessen und gebraucht habe, soviel er davon irgend noch besitze oder sonst aufzufinden vermöge, aus Gefälligkeit zusenden. Noch in demselben Jahre ersuchte der Herzog auch seinen Bruder, den Markgrafen Georg von Anspach, sich nach einem tüchtigen Werkmeister umzusehen und ihm solchen nach Preußen zu schicken; es müsse aber, wie er ausdrücklich sagt, ein solcher seyn, „der den Nürnbergischen Werkmeistern wohl be-

*) Vgl. Hagen a. a. O. S. 155—156. Kugler a. a. O.

kannt sey und von ihnen als ein geschickter Geselle gelobt werde." Der Markgraf wandte sich deshalb an den Rath von Nürnberg, der ihm auf die Empfehlung des Nürnberger Rathsherrn und Baumeisters Leonhard Helt den Werkmeister Friedrich Nußdörfer oder Noßdörfer in Vorschlag brachte. Dieser nahm das Dienstanerbieten auch gerne an und begab sich, nachdem er mit den merkwürdigsten Gebäuden in Nürnberg sich noch etwas näher bekannt gemacht, mit einem Empfehlungsschreiben des Markgrafen versehen*) im Anfang des J. 1530 nach Preußen.

Nachdem er hier kaum ein Jahr verweilt und der Herzog ihn zu seinem Baumeister ernannt hatte, fand es dieser nothwendig, ihn zuvor durch eine Reise seine Kenntnisse noch mehr erweitern und sich in seinem Fache noch vollkommener ausbilden zu lassen, wobei er zugleich auch den Zweck hatte, sich durch ihn von den interessantesten und merkwürdigsten Gebäuden der Städte in Deutschland, die er besuchen sollte, Abrisse oder s. g. Visirungen zu verschaffen. Da ihm vorzüglich daran gelegen war, von den durch ihren architectonischen Character am meisten hervorstechenden Gebäuden Nürnbergs getreue und zuverläßige Abrisse zu erhalten, so wies er seinen Baumeister an, sich zunächst dahin zu begeben und händigte ihm zu diesem Zweck ein Empfehlungsschreiben an den Rath zu Nürnberg ein, worin er diesem meldete: Die Absicht seines Baumeisters gehe dahin, die vornehmsten Gebäude der Stadt zu besichtigen, davon Abrisse zu verfertigen und ihm solche Visirungen mitzubringen; er bitte daher den Rath um Erlaubniß, „solche Muster, wie er es nennt, von den Gebäuden abreißen zu lassen." Wir erfahren durch ein Schreiben des erwähnten Nürnberger Baumeisters Leonhard Helt an den Herzog, der ihm den Nußdörfer ebenfalls empfohlen hatte, daß dieser seinem Auftrage auch mit Eifer nachgekommen war; denn Helt meldete dem Herzog: er sey dem ihm empfohlenen Baumeister auf alle mögliche Weise behülflich gewesen, habe ihn überall umhergeführt und ihm alle Merkwürdigkeiten gezeigt, so daß er schöne Visirungen werde mitbringen können. — Von Nürnberg ging Nußdörfer hinüber

*) In dem Empfehlungsschreiben, dat. Anspach Freit. nach Conversi. Pauli 1830, wird ausdrücklich erwähnt, daß Nußdörfer von den Nürnbergischen Werkmeistern gerühmt werde und man ihn auch die Gebäude zu Nürnberg habe besichtigen lassen

nach Plassenburg im Anspachischen, der alten Stammburg der Markgrafen von Brandenburg, wo Herzog Albrecht seine Jugendjahre verlebt hatte; dort sollte ihm der Baumeister ebenfalls Abrisse von einigen Gebäuden anfertigen, denn an sie knüpften sich überdieß auch manche jugendliche Erinnerungen. Hierauf scheint Nußdörfer außer mehrern andern Städten des südlichen Deutschlands auch Strasburg und Basel besucht und mit den dortigen Baudenkmälern sich näher bekannt gemacht zu haben; wenigstens hatte er an den Rath beider Städte besondere Empfehlungsschreiben theils vom Herzog selbst, theils vom Rath zu Nürnberg. Erst im Frühling des J. 1533 kehrte er nach Preußen zurück, reich an neuen Erfahrungen und mannichfaltigen Kenntnissen, und mit einer großen Zahl von Abrissen und Zeichnungen versehen, die er dem Herzog einhändigte. Dieser nahm ihn nun (am 26. April) von neuem durch eine besondere Bestallung zu seinem Diener und Baumeister für seine ganze Lebenszeit an, „also daß er uns, wie es darin hieß, so lange er lebt und zu gebrauchen vermöglich ist, mit allem getreuen Fleiß zu dienen und auf alle und jedes unserer Gebäude dermaßen, daß uns dadurch, so weit sein Vermögen und Verstand sich erstreckt, kein Nachtheil oder Schaden widerfahre, mit treuem Fleiß Aufsehen zu haben und sich gebrauchen zu lassen, verpflichtet seyn soll." Für seine Dienste verheißt ihm der Herzog auf sein ganzes Leben eine jährliche Besoldung von 120 Mark gangbarer preußis. Münze, außerdem für ihn und einen Jungen Essen und Trinken zu Mittag und Schlaftrunk, gewöhnliche Hofkleidung und auf zwei Pferde Futter. Als besondere Begnadigung fügt er noch das Versprechen hinzu, mit der Zeit den Nußdörfer auch mit einem Lehengut versorgen zu wollen, eine Begünstigung, welche zeigt, welchen Werth der Herzog auf die Dienste dieses Mannes legte. Nußdörfer mußte dagegen dem Herzog einen eigenen Revers ausstellen, worin er durch Wiederholung des ganzen Inhalts der Bestallung bekannte, daß er sich allen darin bestimmten Punkten gemäß verhalten und dem Fürsten als Baumeister treu und redlich dienen wolle. Er hatte bei seiner Rückkehr nach Preußen auch seinen jüngern Bruder Gregor mitgebracht, der sich unter seiner Leitung im Bauwesen weiter ausbilden sollte; und dieser gab dazu in kurzer Zeit so viele Hoffnungen, daß ihn der Herzog schon im Jahre darauf vorläufig auf fünf

Jahre zu seinem Hofdiener annahm, dergestalt, daß er während dieser Zeit sich allem dem, was ihm der Herzog oder dessen „oberster Baumeister", sein Bruder Friedrich, in Betreff der herzoglichen Gebäude auftragen würden, unterziehen und alle Bauangelegenheiten mit treuem Fleiß verwalten solle. Nach Ablauf der fünf Jahre solle er aber auch verpflichtet seyn, dem Herzog, weil ihn dieser auf seine Kosten sich weiter hatte ausbilden lassen, vor andern Herren gegen eine geziemende Besoldung zu dienen. Für diese ersten fünf Jahre sicherte ihm der Herzog eine jährliche Besoldung von 30 Mark zu, außerdem Essen und Trinken zu Hof, Licht und Brennholz in sein Gemach bei seinem Bruder und dazu die gewöhnliche Hofkleidung.

Bei welchen baulichen Unternehmungen der Herzog die beiden Brüder beschäftigt und welchen Gebrauch er von den durch Friedrich für ihn angefertigten architectonischen Zeichnungen gemacht habe, darüber haben sich keine Nachrichten auffinden lassen. Im J. 1538 scheint auch Friedrich Nußdörfer nicht mehr am Leben, wenigstens nicht mehr in Thätigkeit gewesen zu seyn, denn der Herzog ließ im Frühling dieses Jahres einen geschickten Baumeister, wahrscheinlich den Meister Wilhelm Helmesen, aus Danzig nach Königsberg kommen, um ihm bei Aufrichtung einiger großen Gebäude behülflich zu seyn. Bald darauf finden wir auch als neuen Baumeister den Meister Christoph Tischer in des Herzogs Diensten. Er sandte ihn im Herbst nach Danzig, um dort die ausgezeichnetsten Gebäude in Augenschein zu nehmen und von den merkwürdigsten derselben Visirungen anzufertigen, wobei sich ihm der Danziger Baumeister sehr gefällig zeigte.

Auf diese Weise hatte der Herzog theils durch diese Baumeister, theils auch durch anderweitige Bestellungen sich eine sehr ansehnliche Sammlung von merkwürdigen oder irgendwie interessanten architectonischen Zeichnungen angelegt. Alles dieser Art, vorzüglich auch wenn es mit dem Kriegswesen, womit er sich gerne und viel beschäftigte, in Verbindung stand, interessirte ihn in hohem Grade, weil er darin für sich neue Belehrung fand. So hatte er kaum gehört, daß man in Nürnberg „eine Abkonterfeiung vom Zuge des Kaisers nach Frankreich" haben könne, als er sich sogleich dahin wandte und sich eine solche bestellte. Sie wurde ihm auch nebst einem in Kupfer gestochenen Abriß einer Stadt in

Frankreich zugesandt. Dadurch aber in seiner Wißbegierde noch mehr gereizt, wandte er sich bald darauf von neuem an seinen Geschäftsführer in Nürnberg mit der Bitte: er möge ihm doch auch eine Zeichnung oder Visirung über die Art und Einrichtung, wie der Kaiser auf seinen Feldzügen über Flüsse Brücken schlage, verfertigen lassen. Der Geschäftsführer besorgte nicht nur auch diesen Auftrag, sondern erfreute den Herzog überdieß bald darauf auch durch die Zusendung des Schlachtplans von der Schlacht bei Mühlberg, den der Herzog von Alba für den Kaiser durch einen Nürnberger Maler, der mit in der Schlacht gewesen, hatte machen lassen. Der Herzog mußte freilich für beide „Gemälde oder Visirungen," nicht weniger als zwanzig und einen halben Thaler bezahlen. Indeß scheute er zur möglichsten Ausstattung dieser seiner Sammlung keine Kosten. Sie war im J. 1543 schon so reich an Abrissen von allerlei merkwürdigen Gebäuden, Schlössern und Festungswerken, daß auch der damalige Bischof von Ermland, ebenfalls ein Freund und Sammler solcher architectonischer Merkwürdigkeiten, an den Herzog die Bitte richtete, ihm eine Anzahl solcher „abconterfeiten Seltenheiten," besonders auch „das abconterfeite Muster" des Schlosses zu Gent, welches Kaiser Karl hatte bauen lassen, mitzutheilen.

Diese Sammlung aber, bei der freien Benutzung, die der Herzog gerne erlaubte, für seine Baumeister gewissermaßen eine stille Schule, hatte gewiß auf ihre Ausbildung einen sehr erfolgreichen Einfluß. War doch der Ruf des geschickten und kunsterfahrenen Baumeisters des Herzogs, vielleicht des damals noch lebenden Friedrich Nußdörfer oder des Christoph Tischer, im J. 1541 auch schon nach Breslau gedrungen. Der dortige Bürgermeister und Rath kamen beim Herzog mit der Bitte ein, er möge erlauben, daß der ihnen so sehr gerühmte Meister eine Zeitlang zu ihnen kommen dürfe, um in ihren Bauunternehmungen sich seines Raths bedienen zu können. Der Herzog erwiederte dem Syndicus von Breslau Dr. Vipertus Schwab: Er habe gerne das Gesuch des Raths erfüllen wollen; als aber sein Baumeister sich zur Reise angeschickt, sey er plötzlich erkrankt und bald darauf gestorben. „Als wir ihn aber, fährt der Herzog fort, zu solchem Zuge verordnet und deputirt, hat er uns eine Conterfeihung, wie dieselbe Stadt (Breslau) in ihren Mauern und mit dem Thum ge-

legen, vorgebracht, darauf wir uns mit ihm, was wohl zur Befestigung solcher Stadt zu thun seyn sollte, berathschlagt. Dieweil wir aber nicht eigentlich wissen können, ob dieselbe Conterfeihung recht oder nicht ist und wir denen von Breslau in diesen geschwinden Läuften wider den Erbfeind christliches Bluts und Namens, auch sonst mit Gnaden gern nützlich und nicht anders als wenn es uns selbst anging, rathen wollten, so wäre unsere Meinung, wo es anders denen von Breslau nicht beschwerlich, daß Ihr uns einen eigentlichen gründlichen Abriß sammt aller umliegenden Gelegenheit der Stadt nebst ihrem Bedenken, welchergestalt die Befestigung der Stadt wohl vorzunehmen seyn möchte, zufertigen thätet. Alsdann sind wir, die Unsrigen, welche auf diese Händel etwann einen Verstand haben möchten, zu uns zu ziehen und ihr Gutdünken von ihnen zu erforschen und darauf denen von Breslau unsern Rath dießfalls mitzutheilen, gerne geneigt."

In seinem Lande beschäftigte der Herzog seine Baumeister, so viel es nur irgend seine finanziellen Verhältnisse zuließen, an mehren Orten mit baulichen Unternehmungen, besonders in Memel und Königsberg. In ersterer Stadt stellte er schon im J. 1536 den Meister Hermann von Tricht vorläufig auf ein Jahr als Wasser-Baumeister an, und zwar dergestalt, wie es in dessen Bestallung heißt, „daß er uns in Gebäuden die Wassergräben auszuführen und das Wasser, damit es ohne Schaden sey, hinwegzubringen und auszuschöpfen, daneben auch das Tief anzurichten und zu allen andern Gebäuden seiner Geschicklichkeit und Wissenschaft nach sich getreulich gebrauchen zu lassen verbunden seyn soll." Der Herzog sichert ihm dafür einen Gehalt von 50 Mark und verspricht, wenn er die Arbeit anfange und unter Händen habe, so solle ihm außer seiner Jahresbesoldung jede Woche das gebührliche Wochengeld, wie man es einem Meister in Preußen zu geben pflege, gezahlt werden. Gesellen, welche der „Wassermeister" zu seiner Hülfe mit sich bringe, sollten den gebräuchlichen Tagelohn erhalten. Indeß war dieser Meister nicht lange im Dienst, denn im Herbst des J. 1538 bestellte der Herzog den Meister Albrecht Schpicker zu seinem „Wasserkünstler in Memel," und zwar wieder vorläufig auf drei Jahre. Es wird ihm in seiner Bestallung zur Pflicht gemacht," daß er auf die Wasserkunstwerke

in Graben fleißige Aufsicht halten und wozu ihn der Herzog, sey es zu Memel oder anderswo sonst im Lande noch gebrauchen wolle, dazu stets bereit seyn solle. Dabei stellte der Herzog noch die Bedingung: So lange der Meister auf dem Hause zu Memel dem Wasserwerke in Graben oder was sonst zum Schlosse gehöre, vorstehe, solle ihm, wenn er in der Woche nur einen oder zwei Tage daran arbeite, nichts dafür gezahlt, arbeite er daran aber drei Tage, so sollten ihm diese zu halbem Wochenlohn angerechnet und dieser mit einem halben Gulden ihm entrichtet werden; für eine ganze Woche solle er, außer seiner Jahresbesoldung von 50 Gulden, einen Wochenlohn von anderthalb Mark erhalten, außerdem freien Tisch im Hause zu Memel und ein gewöhnliches Hofkleid, dasselbe auch wenn ihn der Herzog zu Leitung von Bauten nach Königsberg beruft. Zu diesen baulichen Wasserwerken dienten höchstwahrscheinlich auch die Wasserreinigungsmaschinen, womit der Danziger Baumeister Wilhelm Helmesen den Herzog im J. 1538 beschenkte; er nennt sie mit dem uns fremden Namen „Zamplunen"; sie sind mit Schiffen verbunden, mit einem Wasserrad versehen und dienen dazu, Flüsse tiefer zu machen.

Während diese Baumeister in Memel meist nur mit den dortigen Wasserbauten beschäftigt waren, nahm der Herzog den im ganzen Bauwesen sehr erfahrenen und vielseitig ausgebildeten Meister Christoph Ramer *) im Frühling des J. 1538 als „Baumeister, Zeugwart und Büchsenschützen" in seinen Dienst. Mit einem Jahrgehalt von 100 Mark wurde ihm Anfangs die Aufsicht über die herzoglichen Gebäude und besonders über das Zeughaus in Memel übertragen, wo er sich mit des Herzogs Unterstützung auch ein eigenes Haus erbaute. Er hatte sich vorläufig nur zu einer Dienstzeit von fünf Jahren verpflichtet. Allein der Herzog lernte den thätigen und kenntnißreichen Meister bald von so vortheilhaften Seiten kennen, daß er ihm schon im nächsten Jahre

*) So finden wir den Namen fast durchgängig in allen Briefen des Herzogs. Die Söhne Ramers aber, von denen später die Rede seyn wird, werden gewöhnlich Römer genannt. In einer Anmerkung in Hagen's Geschichte des Doms zu Königsberg S. 92. wird der Vermuthung erwähnt, daß Ramer oder Römer von der Familie der Römer im Voigtlande oder in Nürnberg gewesen.

durch mehre Beschenkungen an Grundbesitz und mancherlei Freiheiten nicht nur seine besondere Gunst bewies, sondern ihn auch bei allen wichtigen Bauunternehmungen immer vor allen zu Rathe zog, von ihm die Baupläne entwerfen und unter seiner Leitung ausführen ließ. So ward unter seiner Aufsicht im Sommer des J. 1539 die Pfarrkirche in der Altstadt Königsberg mit einem neuen Gewölbe versehen. „Der Meister, der diese Arbeit ausführte, war, wie der Chronist Freiberg sagt, ein Pole, ein visirlicher Mann, aber selten nüchtern, stets im Weinkeller; gleichwohl ging seine Arbeit gar schleunig fort von Statten, war ein guter Meister seiner Kunst, wie das noch vor Augen zu sehen ist; lebet kaum ein Jahr darnach als es fertig war worden, soff sich zu Tod."

Da es an solchen tüchtigen Werkmeistern in Preußen immer noch sehr fehlte und somit bei allen trefflichen Bauplänen die Ausführung oft bedeutend schwierig oder auch ganz unmöglich wurde, so wandte sich der Herzog im J. 1541 wie an mehre Deutsche Fürsten, so auch an den Herzog Wilhelm von Cleve mit der Bitte, ihm einige kunstgeschickte Werkmeister zuzuschicken. Den letztern ersuchte er besonders: er möge ihm, da er in seinem Clevischen Lande solcher Leute genug habe, einen geschickten, mauerkundigen Werkmeister, der namentlich gute Grunde zu legen und andere Bauten zur Befestigung zuzurichten verstehe, zukommen lassen; auch möge dieser einige nach seiner Hand abgerichtete Gesellen mitbringen; der Herzog wolle sich mit ihnen schon so vertragen, daß sie mit ihm zufrieden seyn sollten.

Diese Wünsche des Herzogs scheinen auch bald erfüllt worden zu seyn, denn wir finden schon in den nächsten Jahren die Werk- und Baumeister in mehren Unternehmungen aufs eifrigste beschäftigt. So wurde, um nur Einiges anzuführen, im Frühling des J. 1543 ein großer Bau am alten Ritterschloß zu Preußisch-Holland begonnen, Mauern verändert, neue Gewölbe geschlagen, neue Wohngemache eingerichtet, Fenstern und Thüren umgewandelt und im folgenden Jahre der Bau in der Aufrichtung einer Anzahl von Wirthschaftsgebäuden noch fortgesetzt. Zu allem dem hatte der Baumeister Christoph Ramer die s. g. Visirungen oder Pläne entworfen, die meist vom Meister Jobst von Brück ausgeführt wurden. Im Frühling desselben Jahres (1544) ließ der

Herzog im Kneiphof zu Königsberg den Bischofshof bauen *), wozu Ramer ebenfalls den Bauplan verfertigt hatte. Der Zimmerwerkmeister Jobst Lauen und der Mauerwerkmeister Gabriel von Achen hatten ihn in Ausführung zu bringen; der Bau war wegen der Nähe des Pregels und wegen Beschaffenheit des Bodens ebenso schwierig als kostbar. Dem Mauermeister allein hatte der Herzog eine Summe von 1000 Mark zu zahlen. Im Herbst dieses Jahres kurz vor der Einweihung der Universität zu Königsberg schloß der Herzog mit seinem Hoftischler Hans Wagner einen Accord, wonach dieser eine kunstvolle Decke in dem Saale des Schlosses, den man damals schon des Moscowiters Gemach nannte" **), und eine solche auch in einer daran befindlichen Kammer nach Visirungen, die der Herzog und sein Baumeister Christoph Ramer bestimmt hatten, „so standhaft und gut als möglich" machen sollte. Die Kosten für beide betrugen 650 Mark. Im Jahre darauf ernannte der Herzog den schon erwähnten Meister Gabriel von Achen, der auch in Entwürfen von Visirungen sich sehr auszeichnete, zu seinem Hofmauerer und ließ durch ihn mehre Bauunternehmungen in Königsberg und am Schlosse zu Memel ausführen.

Da sich in solcher Weise die Bauarbeiten von Jahr zu Jahr vermehrten, so fand der Herog nöthig, um Pfingsten des J. 1546 noch einen neuen Baumeister in Dienst zu nehmen. Er hieß Bartholomäus Voigt, aus dem Wirtembergischen gebürtig, wo einer seiner Brüder, Simon, Werk- und Baumeister des Herzogs Ulrich von Wirtemberg war; ein anderer Bruder, Melchior, verwaltete ein fürstliches Zeugmeisteramt in Ober-Baiern. Bartholomäus aber, der jüngere Bruder, scheint nach allem, was wir von ihm hören, ein unruhiger und streitsüchtiger Kopf gewesen zu seyn. Schon im J. 1528 ward er in Elbing, wo er das Amt eines Rathsherrn bekleidete, der Lutherischen Lehre wegen in Untersuchung gezogen. Der Bischof Moritz von Ermland ließ damals dreizehn Klagpunkte gegen ihn aufstellen, worüber er verhört wer-

*) Nach Freybergs Chronik wurde der Bau schon im J. 1542 angefangen.

**) Faber die Haupt- und Residenz-Stadt Königsberg S. 27 meint, daß damals ein anderes Zimmer und nicht der jetzige Moscowiter-Saal diesen Namen geführt.

den sollte. Voigt scheint indeß im Rath und unter der Bürgerschaft eine Partei für sich gehabt zu haben, welche der Untersuchung Hindernisse entgegenlegte, weshalb der König Sigismund von Polen an den Rath von Elbing den Befehl erließ, dafür zu sorgen, daß der geistlichen Jurisdiction des Bischofs keine weitern Hindernisse entgegengestellt würden, weil es dessen Pflicht sey, zu verhüten, daß nicht auch andere, durch Voigts Beispiel verführt, mit solchen thörigten Ansichten der Ketzer (hereticorum stultis persuasionibus) behaftet würden. In Folge dessen hatte Voigt Elbing verlassen müssen. Auf Herzog Albrecht's Fürbitte, an den er sich gewandt, war ihm später zwar wieder erlaubt worden, dorthin zurückzukehren. Allein er fing immer von neuem allerlei Meutereien an, so daß der König von Polen dem Herzog Albrecht im J. 1535 anzeigen ließ: „Königl. Majestät habe zwar etlichemal dem Bartholomäus Voigt auf des Herzogs Fürbitte zu Elbing zu wohnen vergönnt; aber Königl. Majestät habe deß guten Grund und Bescheid vom Bischof sammt dem Rath zu Elbing und andern, daß er, wenn er gen Elbing komme, sich nichts anders denn Zwietracht, Uneinigkeit und neuer Finten befleißige. Deßhalb versehe sich königl. Majestät, der Herzog werde seine Majestät entschuldigt wissen und derselben nicht vor übel haben, daß seine Majestät auf diese Weise seiner Lande und Leute Bestes suche und diesem aufrührerischen Menschen die Stadt verbiete." Voigt begab sich jetzt, von neuem aus Elbing verbannt, wieder nach Königsberg, hatte das Glück in den Kneiphöfischen Rath aufgenommen zu werden und bekleidete schon im nächsten Jahr 1536 im Kneiphof das Bürgermeister-Amt. Aber auch hier hielt er nicht lange Ruhe. Der Herzog erfuhr bald, daß ein Streit der Altstadt und der Kneiphöfer wegen einer neuen Brücke über den Pregel vorzüglich durch Voigt angeschürt worden sey und drang daher mit Nachdruck beim Kneiphöfer Rath auf seine Amtsentlassung. Der Rath machte zwar Gegenvorstellungen, nahm Voigt'n in Schutz, vertheidigte sein Verfahren in der Sache und wollte ihn nur unter einem gewissen Vorbehalt einstweilen von seinem Amte entbinden. Allein der Herzog, damit höchst unzufrieden, ließ dem Rath die Erklärung zugehen: „Er wolle seine Regalien und Obrigkeit mitnichten übergeben und Bartholomäus Voigt im Rath nicht mehr wissen, auch darin schlechterdings ihn nicht leiden noch

dulden." Voß erthielt demnach seinen Abschied. Vom Jahre 1537 bis zum Jahre 1541 führte er einen sehr verwickelten Erbschaftsproceß in Rößel, worüber er auch mit dem Bischof Moritz von Ermland in einen heftigen Streit gerieth, denn da er sich mit dem richterlichen Ausspruch des Bischofs nicht befriedigte, nannte ihn dieser öffentlich einen zänkischen, muthwilligen Kopf. Voigt dagegen antwortete dem Bischof wieder in so spitzigen und höhnischen Worten, daß dieser sich aufs bitterste beim Herzog darüber beschwerte.

Da Voigt im Herbst des J. 1545 dem Herzog wieder seine Dienste angeboten und dieser auf die Kenntnisse desselben besonders im Bauwesen einen großen Werth legte, so hatte er das Anerbieten gerne angenommen. Voigt war also nun in den herzoglichen Dienst getreten. Bald darauf indeß ward er von seinem Bruder Simon, dem Wirtembergischen Baumeister, benachrichtigt, daß der Herzog Ulrich von Wirtemberg ihn gerne in seinen Dienst nehmen möchte. Da seine Stellung beim Herzog Albrecht immer noch sehr unsicher war und der herzogliche Baumeister Christoph Ramer den wichtigsten Geschäften im Bauwesen noch vorstand, für Voigt also noch keine Aussicht zu weiterer Beförderung vorhanden war, so beschloß er, in sein altes Heimathland zurückzukehren. Ungerne gab ihm der Herzog, der sich von der vielseitigen Kenntniß des Mannes viel versprochen hatte, den erbetenen Urlaub. Er wünschte ihn wo möglich wieder für seinen Dienst zu gewinnen und schrieb deshalb dem Herzog von Wirtemberg: „Bartholomäus Voigt, der bei uns unlängst Dienst gesucht, den wir ihm auch gegeben haben, hat uns nun in Unterthänigkeit berichten lassen, wie er durch seinen Bruder aufgefordert sey, sich anheim zu begeben und deshalb um gnädige Erlaubniß gebeten. Wiewohl er uns nun den Dienst zugesagt, haben wir ihn dennoch anheim zu verreisen nicht behindern wollen. Weil uns aber berührter Bartholomäus bis anher dermaßen gedient, darob wir an seiner Verhaltung noch zur Zeit ein gut Genügen haben, sich auch, sofern es mit Ew. Liebden Erlaubniß geschehen möchte, uns länger zu dienen erboten, wir auch gar nicht zweifeln, Ew. Liebden werden zur Nothdurft mit dergleichen Dienern versehen seyn und sie besser denn wir allhier in diesen abgelegenen Landen bekommen können, so ist unsere freundliche Bitte, wollet uns zu freundlichem

Gefallen benannten Bartholomäus Voigt gestatten, daß er sich wiederum zu uns in Dienst begeben möge u. s. w." Wie viel dem Herzog daran lag, Voigt'n wieder für seinen Dienst zu gewinnen, geht auch daraus hervor, daß er sich zugleich an den jungen Herzog Christoph von Wirtemberg, Ulrichs Sohn, der eine Tochter seines Bruders des Markgrafen Georg von Brandenburg zur Gemahlin hatte, um eine Fürbitte bei seinem Vater wegen Voigt wandte, indem er ihm vorstellte: er gebe zwar zu, daß sein Vater, Herzog Ulrich, an diesen Mann als seinen eigentlichen Unterthan auch nähere Ansprüche habe und ohne seine Bewilligung Voigt'n nicht gebühre, ihm, dem Herzog, weiter zu dienen; aber es sey doch auch zu bedenken, daß der Herzog draußen in Deutschland dergleichen geschickte und erfahrene Leute, die in Preußen fast fremd und nicht wohl zu bekommen oder an sich zu bringen seyen, gar leicht erlangen möchte. Der junge Herzog möge daher bei seinem Vater bewirken, daß Voigt bei ihm in Preußen in seinem bereits angetretenen Dienst bleiben dürfe. Habe er, Herzog Albrecht, irgend einen Diener oder sonst irgend etwas, was sein Vater wünsche, so wolle er diesem gerne in allem dafür zu Willen seyn.

Dieser dringenden Bitten des Herzogs aber hätte es kaum bedurft. Die Sache machte sich von selbst. Voigt reiste zwar gegen Ende des Januars 1546 nach Wirtemberg ab; allein er konnte sich mit dem Herzog Ulrich über die geringe Besoldung, die ihm dieser anbot, auf keine Weise vereinigen, hielt sich einige Zeit bei seinem Bruder Simon auf, der ihn noch in vielen architectonischen Gegenständen näher unterrichtete, besuchte dann auch mehre Deutsche Städte zu seiner weitern Belehrung und kehrte darauf um die Mitte des Juni nach Preußen wieder zurück. Sein Bruder Simon, der ihn dem Herzog aufs neue empfahl, gab diesem zugleich die Versicherung, daß die Bereicherung der Kenntnisse, die sein Bruder theils auf der Reise, theils bei ihm sich angeeignet, für die allerdings sehr bedeutenden Reisekosten ein hinreichender Ersatz seyn würden. Der Herzog nahm ihn auch sofort als Baumeister von neuem in Dienst. Dürfen wir von dem Titel, den ihm dieser in seiner Bestallung gab, auf seine Kenntnisse und Geschicklichkeit schließen, so müssen sie allerdings ziemlich umfangreich gewesen seyn. Er wurde zum herzoglichen Bau-, Zeug- und

Feuermeister, sowie zum Büchsenschützen ernannt, um ihn sowohl im Felde, als auch sonst im herzoglichen Dienst zu gebrauchen. Es wurde ihm zur Pflicht gemacht, alle ihm vom Herzog aufgetragenen Gebäude zu verfertigen, stets dabei allen möglichen Fleiß aufzuwenden, und darauf zu sehen, daß alle herzoglichen Gebäude in Königsberg immer im baulichen Zustand erhalten würden. Werde er im Feld, d. h. in Kriegsgeschäften gebraucht, so solle seine Besoldung ebenso, wie die der andern Diener seines Standes seyn. Als Baumeister solle er als jährliche Besoldung hundert Gulden (den Gulden zu dreißig Groschen) erhalten, ferner den Tisch bei Hof, für das Gemach, worin er für den Herzog die Visirungen und anderes der Art verfertige, freies Brennholz und Licht, außerdem Mittags- und Schlaftrunk und die Hofkleidung, endlich auf des Herzogs Geschäftsreisen ein Pferd und frei Zehrung und zwar dieß alles ebenso, wie es dem andern Baumeister des Herzogs Christoph Ramer gereicht werde. Zuletzt wurde auch ihm wie gewöhnlich die Verpflichtung auferlegt: wenn er dem Herzog künftig nicht länger dienen und sich etwa außerhalb Landes begeben wolle, „so solle er alsdann alle Heimlichkeiten und Erfahrungen der Gebäude des Herzogs, was er allda gesehen und ihm wissentlich sey, niemand offenbaren, sondern bei sich still und geheim halten.“ Der Herzog versprach ihm noch, es solle, wenn Voigt sich seinen Dienst treu und fleißig angelegen seyn lasse, „seine gnädige milde Hand gegen ihn unverkürzt seyn.“

Ueber Voigts und Ramers Thätigkeit im herzoglichen Dienst haben wir weiter keine Nachrichten. Ersterer, zänkisch und streitsüchtig, wie er immer gewesen, lebte auch jetzt mit seinem Collegen nicht lange im Frieden. Im Jahr 1548 kam es zwischen beiden bei einem Gastgelage, indem einer dem andern Betrunkenheit vorwarf, zu einem so ärgerlichen Auftritt, daß der Streit vor Gericht gebracht wurde. Auf Befehl des Herzogs mußten die Hof- und Gerichtsräthe beide Baumeister zum Verhör ziehen; sie entschieden dann dahin, daß eigentlich für beide Theile eine Ehrenrührigkeit nicht vorliege und der Streit somit abgethan sey; werde aber einer den andern in dieser Sache irgend einmal noch an seiner Ehre verletzen, so solle der Beleidiger hundert Unger. Gulden Strafe zahlen, die zur Hälfte dem Fiscus und zur Hälfte dem Beleidigten zufallen werde. Voigt blieb seitdem nur noch

zwei Jahre im Dienſt, denn im Januar 1551 wurde ihm ſeine Beſtallung, wir wiſſen nicht aus welchen Gründen, aufgekündigt. Wahrſcheinlich war ſein unverträgliches Weſen die Haupturſache ſeiner Entlaſſung. Er hielt ſich noch längere Zeit in Preußen auf, denn erſt im J. 1556 wandte ſich ſein Bruder Melchior, herzoglicher Zeugmeiſter in Baiern, an den Herzog mit der Bitte: ſeinem Bruder eine Reiſe zu ihm zu erlauben, da er ihn in einigen Kunſt- und Kriegsſachen noch mehr zu unterrichten wünſche; er habe zwar vier Söhne, aber ſie ſeyen noch unmündig und zu ſolchen Dingen unverſtändig. Weil nun bei ihm das Alter herannahe, ſo möge er gerne einen ſolchen Vertrauten, wie ſein Bruder ſey, in allem dem, was einem tüchtigen Zeug- und Baumeiſter zu wiſſen gebühre, noch näher unterweiſen, damit dieſer auch einſt ſeine (Melchiors) Söhne, wenn ſie zu ſolcher Kunſt Luſt hätten, nach ſeinem Tode unterrichten könne. Wahrſcheinlich folgte Voigt der Aufforderung ſeines Bruders, denn ſeitdem finden wir ſeiner nicht mehr erwähnt. Eine beſſere Belohnung ward ſeinem Collegen Ramer zu Theil. Der Herzog hatte ihn ſchon früher mit einem Krug beim Einſiedel begabt. Da indeß Ramer bei ſeinen Geſchäften dieſen nicht gehörig abwarten konnte, ſo gab er ihn auf und erhielt vom Herzog in rühmlicher Anerkennung ſeiner langjährigen treuen Dienſte ein eigenes Haus in der Altſtadt zu Königsberg zum Geſchenk, außerdem auch noch eine Beiſteuer von hundert Mark zum beſſern Ausbau deſſelben, doch mit dem Vorbehalt des Wiederabkaufs, in welchem Fall der Herzog ihm eine Summe von 2000 Mark dafür auszahlen laſſen wollte.

Unter der Anleitung Ramers ſollte ſich auch Balthaſar Becke im Bauweſen weiter ausbilden. Der Herzog nahm ihn im J. 1550 als Büchſenmeiſter mit einem Gehalt von 50 Mark in Dienſt, doch mit den Weiſung, daß er ſich „neben der Büchſenmeiſterei bei den herzoglichen Gebäuden auch der Baumeiſterei und Tiſchlerei befleißigen ſolle, damit man ihn auch in dieſen gebrauchen könne."

(Fortſetzung folgt.)

Beſchreibung einer Littauiſch-Tilſeniſchen Heimführung.

Von E. Giſevius.

(Fortſetzung.)

Als ob zuvor Alles aufs Strengſte eingeübt worden wäre, ſo wurde ohne Dirigent und Stimmgabel Takt und Ton ſicher gehalten. Die Lieder wurden theils gemeinſchaftlich ausgeführt, theils wechſelten die einzelnen Tiſche mit einander ab, bis ſich zuletzt ein wahrer Wettſtreit entſpann, in welchem eine Partie die andere zu überbieten ſuchte. Wer ohne ſich herausbringen zu laſſen, Alles um ſich her übertönte und zum Schweigen brachte, dem wurde als Sieger zugetrunken. Auf dieſe Art entſtand zuletzt ein betäubendes Tongewirr, das ſeines Gleichen ſuchte, und um ſo ärger wurde, je mehr der verſtärkte Eifer die ganzen Tiſche gegen einander Antheil nehmen ließ. Mitten in dieſem muſikaliſchen Wirrwarr, von dem die Wände wiederhallten, trat die Wirthin, das aufgeſchlagene Geſangbuch in der Hand, zu Lehrer Urban heran, um ihm das ſchon beſtimmte Lied zu nennen, welches vor dem bereits aufgetragenen Abendeſſen geſungen werden ſollte. Augenblicklich verſtummend erhoben ſich Alle von ihren Sitzen, und verharrten in dieſer Stellung ehrerbietig während des Gebets, das Urban hielt, als auch während des Liedes, das in angemeſſener Würde langſam und gedämpft geſungen wurde. Dieſer Uebergang von der lärmendſten Ausgelaſſenheit zur plötzlichen Todtenſtille des feierlichſten Ernſtes war von der ergreifendſten Wirkung und hatte auf die Stimmung während der ganzen Tafel, ohne deshalb im Geringſten drückend zu werden, den entſchiedenſten Einfluß geübt. Denn ſo vielen Anklang auch ſinnige Scherze fanden, ſo hatten die etwas grell aufgetragenen Späße, die hie und da auftauchten, nicht die Kraft, tonangebend zu werden, ſondern verſchwammen in dem milden Ernſte, der im Ganzen waltete. Nach dem Eſſen erhob ſich wieder Alles zum

Gebet und Schlußliede. — Stufenweiſe erlangte der Frohſinn ſeine vorige Herrſchaft, und in heiterer Luſt und Munterkeit wurden wieder Dainos angeſtimmt. Jetzt nahmen auch die Brautführerinnen wie auch die Nutaka ſelbſt am Geſange Theil und zeigten einen Vorrath von Liedern in ſo reichlichem Maaße, daß die Pojäger zuletzt verſtummen mußten; denn kaum war eine Daina beendigt, ſo war ſchon eine neue in Bereitſchaft, noch ehe die andern Tiſche zur Beſinnung kommen konnten. Bis ſpät in die Nacht währte dieſe echt nationale Beluſtigung, die ſich hier, zumal nicht getanzt wurde, in dem Grade geltend machte, daß ich eher auf einem Geſang-, als Hochzeitsfeſte zu ſein glaubte. An Langerweile war übrigens nicht zu denken, das ſprach ſich auf allen Geſichtern nur zu deutlich aus.

Dem Ernſt, mit dem geſungen wurde, war es wohl zuzuſchreiben, daß keiner unter den Sängern berauſcht genannt werden konnte; alle waren nur überaus herzlich und innig froh. Später freilich hatte ſich zwiſchen zwei etwas erhitzten Köpfen, die nicht an den Tiſchgeſängen theilgenommen, ein Wortwechſel erhoben, der aber nur kaum laut geworden war, als auch ein gleich einfallender Geſang die Streitenden dermaßen übertönte, daß ſie einander alles Mögliche ſagen konnten, ohne ſich gegenſeitig nur im Geringſten zu verſtehen. Bei der Stelle: „Nimm das Gläschen in die Rechte!“ griffen beide, ſei es aus Eifer oder Gewohnheit nach ihren Gläſern, tranken, wie es das Lied vorſchreibt, einander zu, und lagen ſehr bald, da der Zutrunk gegenſeitiges Küſſen erfordert, von den Tönen überwältigt, einander in den Armen, und ſtimmten nun herzlich ausgeſöhnt, fröhlich in den Refrain des Liedes mit ein. Die Getränke beſtanden in Alus, dem am meiſten und allgemein zugeſprochen wurde, in feinem Branntwein und Punſch; letzterer jedoch galt am Männertiſch für geſäuertes Zuckerwaſſer, und war daher ein Labſal nur für die zarteren Gaumen.

Hatten die Pojäger in Betreff des Liedervorraths nicht gleichen Schritt mit den Lasdehnern halten können, ſondern ſich von denſelben für beſiegt erklären müſſen, ſo hatten ſie andererſeits die Genugthuung, den Siegern die empfindlichſte Demüthigung durch die Einnahme des Brautwinkels zu bereiten. So oft nehmlich die Nutaka ſich veranlaßt ſieht, ihren Platz zu verlaſſen, muß ſogleich der Brautführer und einer ſeiner Diener denſelbeu beſetzen,

welchn die Pflicht obliegt, den Winkel vor jedem Eindringlinge auf's Sorgsamste zu bewachen. Es traf sich nun, daß von den zwei Lasdehnern, die als Hüter der von der Braut verlassenen Stelle sich in ihrem grünen Winkel nicht wenig groß thaten, der eine hinausgegangen war, um die Pferde zu beschicken; sein Genosse, von den vorherigen Nachtwachen übermüde, stützte sich auf den Tisch und sank mit der Zeit in tiefen Schlaf. Wie die Nachteulen schlichen die Pojäger aus ihren Schlupfwinkeln hervor, staffirten den Süßschlummernden mit aller Behutsamkeit zum Weibe aus, und nahmen nun, ihres Sieges sich stillfreuend, mit aller Bequemlichkeit Besitz von dem Ehrenplatze. Der Zurückkehrende, bei dem Anblick des metamorphosirten, noch schlafenden Hüters außer sich, weckte seine übrigen Genossen, und stürmte wie verzweifelt auf die hinterlistigen Eroberer los. Der hitzige Kampf, bei dem natürlicher Weise kein Tropfen Blut vergossen wurde, blieb unentschieden und konnte nur durch die letzte Instanz in solchen Fällen, nämlich durch die Braut selbst, die dann ins Mittel treten muß, geschlichtet werden. Die Nutaka wurde geweckt, erschien auf dem Kampfplatz und ließ sich den ganzen Hergang erzählen. Sogleich erfolgte die Entscheidung, die dahin lautete, daß sie, die Nutaka, sich zu einem Friedensgeschenke verpflichte, um ihre Taworczei, die durch die erlittene Schmach schon genugsam gedemüthigt wären und deren sie sich in ihrer Stellung annehmen müsse, vor jeder weiteren Verspottung zu sichern; diese aber würden, das wisse sie, ihren verlornen Platz erkaufen. Keiner wagte gegen diesen Ausspruch seine Stimme zu erheben; die Braut theilte reichlich Stomenis aus, die Brautdiener kauften sich jeder mit einem Rubel in ihre grüne Burg ein, und die vorige Ordnung war wiederhergestellt. — Wie lange die Menge noch zusammengeblieben sein mag, weiß ich nicht, da wir, Urban und ich, uns schon vor Mitternacht entfernten.

Am anderen Tage erfolgte des Morgens von Neuem eine Einladung an alle Gäste und zwar durch die Taworczen, die bei dieser Gelegenheit zugleich ihren Raubzug antraten. Vollzählig hatten sich alle Eingeladenen zum Frühstück eingefunden, und erleichterten bei dem guten Appetit, den sie mitgebracht hatten, nicht wenig die Last der vollbesetzten Tische. Daß nicht gesungen wurde, wozu es noch zu früh zu sein schien, that der heiterruhigen

Stimmung weiter keinen Abbruch; nur die Nutaka, wie deren Umgebung, saß ernster da, als den Tag zuvor; und nahm an der allgemeinen Unterhaltung gar keinen Antheil. Inzwischen waren auch die Diener von ihrem aberteuerlichen Zuge, mit Beute beladen, zurückgekehrt, und legten diese, bestehend aus Hühnern, Enten, Brot, Getreide und Windeln, unter vielen Bücklingen und zuletzt sich tief verneigend der Nutaka auf den Schooß, die alle diese Gaben als eine Sache, die sich von selbst verstehe, mit dem größten Gleichmuth in Empfang nahm. Wenn alle bis dahin vorgekommenen Späße an dem Ernst der Nutaka erfolglos abgeprallt, und nicht im Stande gewesen waren, sie zum Lachen zu bewegen; so vermochte dies ein geringfügiger Umstand. Eines der Hühner nämlich ersah sich einen günstigen Augenblick zur Flucht vom Schooße, war im Nu auf dem dichtbesetzten Tisch, und aus Leibeskräften der Länge nach laufend, warf es mit den ausgebreiteten Flügeln alle die gefüllten Gläser nach der Reihe zu beiden Seiten um oder auch zur Erde hinab. Rechts und links waren hurtig die Tafelnden auf den Beinen, der eine sein fliegendes Glas zu retten, der andere, sich von der auf den Schooß gekommenen, nassen Spende schnell zu befreien. Die langen Gesichter zu dem allgemein angerichteten, und nichts weniger als großen Schaden, das verschiedene Mienen- und Geberden-Spiel bei dem Säubern und Trocknen der Kleider, der ganze unversehens durch ein fliehendes Huhn hervorgebrachte Wirrwar, alles dies zusammengenommen war für die Nutaka eine zu starke Aufgabe, um länger ernst zu bleiben; sie mußte, und nun auch um so herzlicher lachen. —

Als nach diesem Anstritte so ziemlich wieder alles geordnet und in Ruhe war, nahmen die Brautdiener wieder unter Verbeugungen die Beute ab, und schafften sie bei Seite. Von dem Geflügel wurde das Meiste den Eigenthümern, was sonst nicht zu geschehen pflegt, wieder zugestellt. So gut man alles vor den Taworczen in Sicherheit bringt, sobald sie sich sehen lassen, so würde es doch ein Verstoß gegen das Herkommen sein, wenn man ihnen wehren, oder das gar abnehmen wollte, was sie einmal erhascht haben, und die Beute scheint eigentlich ihren Werth gerade durch den Raub zu erhalten. Was diese sonderbare Sitte herbeigeführt haben mag, ist nicht leicht zu begreifen; vielleicht wollen

die Taworczei dadurch ihre Bereitwilligkeit an den Tag legen, mit der sie für ihre Schutzbefohlene alles wagen; genug, der Gebrauch hat sich bei den Hochzeiten noch erhalten, und ist gewiß sehr alten Ursprungs. —

Nun war auch schon die Zeit herangerückt, in der die Thränen der Braut aufgetragen werden sollten; und so kam denn auch eine mit Immergrün umkränzte Schüssel dieses Inhalts an, nehmlich gefüllt mit Branntwein, Rosinen und Honig, die den Weg um den ganzen Tisch machte, indem jeder der Gäste, sobald er einen Löffel voll schöpfend daraus genossen hatte, dieselbe seinem Nachbar vorsetzte, bis sie endlich am dritten Tische geleert, zu ihrem vorigen Platze der Nutaka gegenüber zurückkehrte. Sogleich erhoben sich hierauf die Braut, deren Führerinnen, Schwiegereltern und nächste Verwandten von ihren Sitzen, und langsamen Schrittes, wie beim Leichenbegängniß, traten sie den Weg zur Kletis an. Gang, Bewegung, das ganze Benehmen, der stumme Ernst kündigte einen bedeutungsvollen Moment an; auf allen Gesichtern lag ein Ausdruck, der das unerklärlichste und doch regste Mitgefühl unwillkührlich einflößte. In den Hausflur angelangt, stimmten die Sängerinnen ein Klagelied an, bei welchem die Braut und ihre ganze Umgebung in Thränen ausbrach. Umringt von dem dichten Kreise ihrer Verwandten, stand sie, der das Lied galt, laut weinend da, im sichtlichen Kampfe gegen den Schmerz, der sie so ganz erfaßte; jedoch sich noch ermannend, näherte sie sich im zögernden Schritte der Kletis. Als nun die Thüre derselben geöffnet war, nahm sie einzeln von der ganzen Umgebung den rührendsten Abschied; doch in augenscheinlicher Bangigkeit vor dem entscheidenden Tritte über die verhängnißvolle Schwelle, lehnte sie den Kopf auf die Schulter der ihr zunächst stehenden Schwester, und blieb in dieser Stellung, überwältigt vom wehmüthigsten Leid, während der ganzen Zeit des Liedes, das die Führerinnen, die Augen voll Thränen, mit gedämpfter Stimme sangen, und das die schwermüthigste und tiefste Klage athmete. Beim Verhallen der letzten Töne wandte sie sich zu den Schwiegereltern, küßte ihnen die Hände tausendmal, und konnte sich nicht losreißrn. Diese boten wieder alles auf, die Betrübte zu trösten und ihr Beweise der zärtlichsten Zuneigung zu geben und versprachen, die Stelle rechter Eltern zu vertreten, und, soviel nur in ihren Kräften stehe,

alles beizutragen, um ihrer geliebten Tochter die freundlichsten Tage zu bereiten. Hierauf schwankte sie zur Thüre und sich noch umsehend nach ihren Lieben, wie wenn sie auf ewig von ihnen getrennt würde, rief sie ihnen ein Lebewohl zu, schloß den Abschied mit den Worten: „Zum letzten Male im Schmucke meiner schönen Jugendtage sende ich Euch diesen Gruß; bleibt auch in Zukunft, was ihr meinem Herzen bisher waret!" — und überschritt endlich, mehr wohl von der Umgebung gedrängt, nach innerer Ueberwindung hastig und in der höchsten Aufregung die Schwelle der Kletis, in deren Mitte schon der auch bei der Ankunft früher gebrauchte Stuhl stand, und trotz des Gewühles von seiner Stelle nicht gerückt werden durfte. Kaum befand sich das Gefolge in dem engen Raume, so machte sich der gleichsam langverhaltene Schmerz, erst jetzt in vollem Maaße entfesselt, durch allgemeines Weinen und Schluchzen Luft: die mehrmals begonnenen Gesänge erstarben in der gepreßten Brust, und statt ihrer hallte lautes Jammern und Wehklagen. Es war erschütternd als mit kalter Resignation und wie in Stumpfsinn hinstarrend, die Braut vom Stuhl Besitz nahm, und nun mit vorgebeugtem Haupte da saß, als erwarte sie jeden Augenblick den bereitgehaltenen Todesstreich. Ein unheimliches Gefühl verließ mich nicht eher, als bis eine Frau zur Sitzenden herantrat, eine Formel flüsternd sich über dieselbe beugte und ihr den Gusen-Schmuck (der Name hat sich noch aus dem Heidenthume erhalten, und kommt von Guse, der bekannten Göttin des Weges, Geleites und der Reise her, und findet sich auch in einigen Dainos) sammt dem Brautkranz abnahm. Nun wurden die Flechten gelöst, auseinander genommen und glatt gekämmt, wobei das Wehklagen sich wieder steigerte; das Haar wurde von Neuem geordnet, um für immer dem Blicke entzogen zu werden, denn der Kopf erhielt jetzt eine Umhüllung, bestehend in einem großen baumwollenen Tuche, das in Form eines Turbans gebunden nichts mehr vom Haare sehen läßt; und ohne welches die Frau nicht mehr erscheinen darf. Die Kopfbedeckung der Frauen ist übrigens nicht in allen Gegenden gleich, und namentlich bei den Ragainern und Klaipedischkern verschieden.

Sitzend empfing die bereits Behaubte jetzt die Glückwünsche der in der Kletis befindlichen Versammlung, nur von Verwandten oder Innigbefreundeten, Ich hatte es einer besonderen Vergün-

stigung zuzuschreiben, daß ich die schmeichelhafte Aufforderung erhielt, mich dem Zuge nach der Kletis anzuschließen. Das Weinen hatte aufgehört, alles Wehklagen war wie abgeschnitten, und von allen Blicken strahlte Freude. Die junge Frau erhob sich, wie aus einem Traume erwachend, langsam von ihrem Sitze, und tief aufathmend, als rollte eine Zentnerlast von ihrem Herzen, begab sie sich mitten in den Haufen, umhalsete alle Zunächststehende und erhielt nun feierlich den Segen der Schwiegereltern. Darauf öffnete sie ihren Kraitis- (Brautschatz) Schrank, holte eine Menge Weißzeug, Linnen und Bänder, und mit denselben vollauf beladen, fing sie bei den Eltern mit der Vertheilung der Gaben an. Da ich hörte, daß alle beschenkt werden müßten, die sich nur in der Kletis befänden, so zog ich mich unbemerkt hinaus, und eilte in die Gaststube, wo die vielen Zurückgebliebenen, unbekümmert um die ganze Ceremonie der Behaubung, sich in ihrer Heiterkeit nicht weiter hatten stören lassen, sondern bei den vollen Bechern, die fleißig auf die Gesundheit der Nutaka geleert wurden, behaglich vergnügt waren. — Begleitet von dem ganzen Kletis-Gefolge, das mit den Stomenis, deren jeder ein oder mehre wie Schärpen um den Leib trug, einen wirklich festlichen Anstrich hatte, trat nun unter lautschallendem Freudengesange das junge Ehepaar zurückkehrend ein, und nahm nach jauchzendem Empfangsgruße von allen Seiten beglückwünscht, wieder seinen Sitz im Brautwinkel. — Meine Flucht hatte übrigens nichts geholfen, ich wurde im Gedränge aufgesucht, und erhielt auch ein Stück feine Leinwand (es war über 6 Ellen lang) das mir die junge Frau, wie dies auch bei den andern geschehen war, mit eignen Händen umband. In diesem Ausputze mußte ich natürlich die ganze Zeit über bleiben. Mein Gegengeschenk bestand in einer Geldspende, die auf eine eigenthümliche Weise dargereicht wird. Man wickelt das Geld in Papier, legt es in ein gefülltes Glas, und giebt dieses nach einem Zutrunke, unter einem Sprüchlein der jungen Frau hin, bittend, es bis zum Boden (iki Dugno) zu leeren. — Obgleich die Zeit zum Mittagsessen längst herangerückt war, auf den Tischen auch Vorrath genug dastand, und um dieselben alles geordnet saß, wie zum Tafeln sich anschickend: so rührte dennoch keiner etwas an, als ob durch einen Zauber alle Trink- und Eßlust verbannt worden wäre. Speisen und Getränke wurden wieder weggetragen.

Mit besonderm Wohlgefallen schien dieses die junge Frau aufzunehmen, und hielt sich zugleich veranlaßt, ihren so lange sorglos behaupteten Brautwinkelsitz zu verlassen. Sie verschwand demnach, eben so von ihren Begleiterinnen eine nach der andern; der Gesang war verstummt, und der grüne Winkel verwaiset, und ich sah nur, ob nicht jemand das Zeichen zum Aufbruche schon gebe, um mich dann auch auf den Heimweg zu begeben. — Da öffnete sich die Thüre, und die Verschwundenen traten in einem Aufzuge herein, der an antike Opferfeste erinnerte. Mit würdigem Anstande hinter einander einherschreitend, hielten sie in den hochgehobenen Händen bebänderte mit Buchsbaum und Immergrün umkränzte, gefüllte Schüsseln, Kannen, Krüge, Fladen und Backwerk, alles von der Nutaka aus dem elterlichen Hause mitgebrachte Spenden. Ein stürmischer Jubel empfing die Ankommenden, von allen Seiten ließen sich Lobeserhebungen auf die neue Wirthin vernehmen und aus vollen Kehlen ertönten wieder Dainos. Rüstig zeigte sich die junge Frau in ihrem jetzigen Beruf und in dem, was nach der Behaubung zu beschicken war; hilfreichen Dienst leisteten dabei auch die Begleiterinnen, und so war die Tafel in Kurzem vollständig geordnet. Es trat eine Pause kirchlicher Stille ein; alles erhob sich zum feierlichen Tischgebet und Liede, und nach dessen Beendigung begann nun der von der jungen Frau angerichtete Schmaus. Daß die vorige Enthaltsamkeit nur ein Schauspiel und mehr eine Ehrenbezeugung gegen die neue Wirthin gewesen war, davon konnte sich diese zu ihrer Freude durch die ersichtlichsten Beweise vollkommen überführen; denn Speise und Getränke, fast im Uebermaaß gespendet, verschwanden wunderbar schnell, so daß reiner Tisch gemacht wurde. Nach beendigter Tafel hielt Urban eine auf das Fest bezügliche Rede, die mit einem Gebete und der Endstrophe des vorhin schon begonnenen Kirchenliedes schloß. Nun flossen noch die letzten Thränen bei dem Abschiede der Begleiterinnen, die nebst den mitgekommenen Taworczen die Heimkehr antraten.

Eigen ist es, daß bei den Littauern die Eltern der Braut an dem Feste der Heimführung nicht Theil nehmen. Hier freilich hatte der Vater der Nutaka eine kleine Ausnahme gemacht, und es nicht über sein Herz bringen können, ganz zu Hause zu bleiben. Auf ein Weilchen nehmlich war er Abends in aller Stille allein

herübergekommen, um nur ſeine Tochter zu begrüßen, und als dies geſchehen, gleich wieder, ohne ſich weiter blicken zu laſſen, nach Hauſe gekehrt.

Zwei Tage blieben noch die Gäſte beiſammen, und ließen ſich, was als charakteriſtiſch bemerkt zu werden verdient, keineswegs dadurch ſtören, daß in der Zeit die jungen und alten Wirthsleute ſich einmal zu einem Leichenbegängniß, zu dem ſie eingeladtn waren, und den letzten Tag nach der Stadt zur Kirche außer Hauſe begaben; bis dann zuletzt das Zeichen des Aufbruches, vor welchem man ſich nicht zu entfernen pflegt, offen und ſichtbarlich gegeben wurde. Es kam nämlich eine Schüſſel auf den Tiſch, in welcher, als trauriges Merkmal eingetretener Ebbe, ſich der Krahn vom Alus-Faſſe befand; und daß dieſe Hieroglyphe, die in der Ueberſetzung heißt:

Wir haben euch bis zum letzten Tropfen redlich eingeſchenkt,
jetzt hat der Vorrath, wie ihr ſelbſt ſehen könnt, ein Ende,

allgemein verſtändlich war, zeigte der baldige Erfolg, denn es empfahlen ſich alle Gäſte bis auf den letzten Mann und das ganze Hochzeitsfeſt war ſomit beendigt.

Ueber den Handelsverkehr Danzigs mit den Italieniſchen Staaten zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts.

Von Dr. Theodor Hirſch.

(Fortſetzung)

Wenngleich ſomit dieſe Verbindung mit Italien nur von kurzer Dauer und ihre mercantile Bedeutung im Ganzen ephemerer Natur war, ſo fand ſie doch in einer Zeit ſtatt, wo ſich kräftiger als je unter den Kaufleuten Danzigs ein in Gefahr und Trübſal erprobter Bürgerſinn mit regem Eifer für Geiſtesbildung verſchwiſtert geltend machte, und es konnte daher nicht fehlen, daß dieſe Italienfahrer, je größer für ſie der von außen gegebene Anſtoß war, um ſo emſiger auch neben ihrem Privatvortheil die politiſchen, wiſſenſchaftlichen nnd künſtleriſchen Intereſſen ihrer

Stadt auf mannichfache Weise und nicht ohne manchen nachhaltigen Erfolg zu fördern sich bemüheten.

Die politischen Interessen lagen den Großhändlern, die jene Geschäfte betrieben, schon darum sehr nahe, weil diese fast ausschließlich Mitglieder der vornehmen Geschlechter, entweder bereits die höhern Regierungsstellen ihrer Vaterstadt inne hatten, oder in Aussicht waren, bald in dieselben einzutreten. Sogleich jene erste Getreideflotte, welche 1592 den Römern so wunderbare Hülfe brachte, hatte das Glück, durch eine nicht minder wunderbare Fügung zur Rettung Danzigs aus schwerer Gefahr wesentlich beizutragen. Wie ich nämlich an einem andern Orte *) ausführlich nachgewiesen habe, hatte eben damals eine Jesuitische Camarilla am Polnischen Hofe den schwachen und ganz unselbständigen König Sigismund III dazu verleitet, beschworene Verträge zu verletzen und einer auf Restitution seiner in Folge der Reformation in Danzig verloren gegangenen Güter und Rechte gerichteten Anklage des Bischofs von Leslau dahin Folge zu geben, daß er die Stadt zur Abtretung ihrer Hauptkirche verurtheilte und auf ihre Weigerung Mittel gegen sie in Bewegung setzte, die ihr kaum eine andere Wahl ließen, als entweder ihren theuersten Rechten und Privilegien zu entsagen, oder zu offener Empörung zu schreiten Da mußte es sich ereignen, daß derjenige, in dessen Namen jene reactionnairen Versuche betrieben wurden und dessen Nuntius Malaspina an der Spitze jener Camarilla stand, Papst Clemens VIII selbst bei den Bedrängnissen des Kirchenstaates der Freundschaft der Stadt unumgänglich bedurfte, und, so wie er sich in seinen eigenen Staaten gegen die protestantischen Danziger zu einer ungewöhnlichen Toleranz bequemte, so auch nothgedrungener Weise in Preußen die Hand dazu bot, um die Absichten seiner Parteigenossen zu vereiteln. Seit jener Expedition nämlich leistet Malaspina der Stadt am Polnischen Hofe anfangs heimlichen, bald aber auch offenkundigen Beistand und als sein Eifer später nachzulassen beginnt, zwingt ihn die neue Getreidenoth im Jahre 1596 und die Ankunft des Monsignor Regino den Verdacht der Hinterlist und Unaufrichtigkeit, den er sich zugezogen hatte, durch verstärkte Thätigkeit für das Interesse Danzigs auszutilgen.

*) Kirchengeschichte von Danzig II. 101. ff.

Auch abgesehen von dem augenblicklichen Vortheile fanden unsere Kaufleute es sehr ersprießlich, sich durch nähere Beschäftigung mit den Italienischen Staatsverhältnissen für die Lenkung der eigenen öffentlichen Verhältnisse vorzubereiten; vorzugsweise widmeten sie ihre Aufmerksamkeit und ihre Studien der streng geordneten Verfassung Venedigs, mit welcher Republik sie schon damals ihre Vaterstadt gern vergleichen hörten; Bartholomäus Berent wird, nachdem er mehrere Jahre Gehülfe des Danziger Syndicus gewesen 11. April 1600 an Ottobon gesandt, damit er im Dienste Venedigs seine practische Ausbildung zum Staatsmanne vollende. Eine interessante Probe solcher politischen Studien in Italien für heimatliche Zwecke liegt uns noch jetzt in einem Manuscript der Danziger Stadtbibliothek, wohin es aus der aufgelösten Rosenbergischen Bibliothek gekommen ist, vor. In dasselbe*) hat nämlich ein junger Danziger Patricier Walter Rosenberg, während seines Aufenthalts in Rom 1606 eine Anzahl von Relationen und andern politischen Denkschriften unmittelbar nach ihrer Publication theils selbst eingetragen, theils durch einen Italienischen Schreiber eintragen lassen, Papiere, die sich mit wenigen Ausnahmen alle auf die Kirchenhändel beziehen, in welche Venedig in jenem Jahre hauptsächlich wegen Vertreibung der Jesuiten mit der päpstlichen Curie gerathen war. Das Interesse des jungen Mannes für diese Verhältnisse, welches so weit geht, daß er den Relationen eine Sammlung aller derjenigen Venetianischen Statute, welche bei diesem Streite in Betracht kommen, vorausschickt, erklärt sich leicht daraus, daß sich auch in Danzig damals seit mehrern Jahren Jesuiten in dem Kloster von S. Brigitten eingenistet hatten, von wo aus sie, um ihre Absicht, die Gründung

*) Danziger Stadtbibliothek Politische Geschichte D. 46. 9. Auf der ersten freien Seite steht von der Hand Rosenbergs geschrieben

Passando il male, sperando il bene
La vita passa, la morte viene.
Gualthiero Rosenbergk Borusso
Ao. 1606 il 29 de Decembre in Roma.

Dieser Walther R. geb. 1584. 11. Febr., der jüngste Sohn des 1610. 21. Sept. verstorbenen Rathmannes Michael Rosenbergs heirathete 1609 Hedwig, die Tochter des Bürgermeisters Johann von der Linden, ward 1613 Schöppe, 1624 Rathmann und starb 1641. 10. Jan.

eines Collegiums, durchzusetzen, allerlei ärgerliche Umtriebe anregten und jeden Widerspruch der städtischen Regierung gegen ihr Treiben mit Berufung auf die Schutzbriefe des Polnischen Königs und des Diöcesanbischofs und mit der Behauptung, daß sie keiner weltlichen Obrigkeit Rechenschaft zu geben schuldig seien, zurückwiesen. Nun ist es schwerlich ganz ohne Beziehung, daß bald nach der Rückkehr Rosenbergs auch der Danziger Rath 1608 sich entschloß die lästigen Gäste auf eine ziemlich energische Weise aus der Stadt zu vertreiben und dieses Verfahren bei dem Reichssenat und den Landboten von Polen mit dem Beispiele Venedigs rechtfertigte *).

Unsere Italienfahrer haben daneben aber auch das unbestreitbare Verdienst, daß sie nicht nur selbst, wie die Beispiele mehrerer unter ihnen, der beiden Schachmanne, v. Holtens, Speimanns u. a. deutlich beweisen, aus den reichen Quellen geistiger Bildung, die damals in Italien flossen, fleißig schöpften, sondern auch unter ihren Mitbürgern das Verlangen nach denselben anregten. Schon 1594 befinden sich auf einem Schiffe, das nach Genua zu fahren beabsichtigte, dem oben erwähnten Falken, mehrere junge Söhne vornehmer Kaufleute, denen der Handel Nebensache, die Bereisung Italiens die Hauptsache ist **). Herr Arnold von Holten bemerkt in dem Tagebuch einer Reise, die er 1604 im Auftrage des Rathes nach dem südlichen Europa unternimmt: „Zu solcher Legation hat wohlgemelter E. R. mir in comitatu mitzunehmen etliche der vornehmsten Geschlechter erwachsene junge Gesellen verordnet, damit sie bei solcher Gelegenheit die obenerwähnten Länder und Städte, wie auch der Könige, Fürsten und Herren Hoffe sehen und per laeta per adversa reisend sich versuchen und zu künfftigem des Vaterlandes Nutzen was erfahren und lernen möchten.“ Auch zu der großen Gesandtschaftsreise im Jahre 1606 nimmt er zu gleichem Zwecke mit „Herrn George Mehlmanns Sohn, des Kgl. Polnischen Rathes Georg Posse ältesten Sohn

*) Vgl. meine Kirchengeschichte von Danzig II. 149, 161.

**) Missiv an die Königin Elisabeth d. 11. April 1595. „Juvenes honesto loco nati ac non tam mercimonia exercendi quam Italiam perlustrandi gratia illuc a Parentibus missi.“

Gabriel, „Signor Ludwig Czirenberg und Sign. Stenzel Meinen; (?). Die Verwandten und Freunde dieser jungen Patricier, unter ihnen auch Herr Pietro Neri aus Florenz und Herr Christoph Hainhöfer aus Augsburg geben ihnen nach „Soppott" das Geleite; unterwegs ist Herr Holten eifrigst darauf bedacht, wie etwa, wenn er sie in den Festungswerken von Gravelingen umherführt, die jungen Leute mit der Bedeutung aller Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen. — Wenige dieser Reisenden suchten in Italien bloß eine vorübergehende Befriedigung ihrer Wißbegierde, die meisten ließen sich, ehe oder nachdem sie das Land durchreist hatten, an den bedeutendern Bildungsstätten zur Fortsetzung ihrer Studien nieder, in Venedig, Florenz, welche letztere Stadt besonders die Architecten anzieht, der größere Theil in Padua. Nach dieser Universität werden seit 1593 in der Regel alle neu angenommenen Alumnen des Rathes *) (die Theologen natürlich ausgenommen) hingesandt und dort mit großer Liberalität zu weitern Reisen unterstützt, so der Mediciner, nachmalige Professor und Stadt-Physicus, Joachim Oelhaf, der im Juli 1595 mit dem Befehle drei Jahre dort zu verbleiben nach Padua abreist und nach deren Ablauf aufs Neue für zwei Jahre Unterstützungen erhält, um auf Reisen seine Bildung zu vollenden, worauf er dann während eines Winters die übrigen Hauptstädte und Schulen Italiens besucht, das Frühjahr (1599) in Venedig zubringt und zuletzt sich nach Montpellier begiebt und den Doctorgrad erwirbt. Der Alumnus Philipp Lake erhält 1597, nachdem er schon drei Jahre in Leyden Stipendien bezogen hatte, die Weisung, den Sohn Herrn Adrians von der Linde durch Frankreich und Welschland zu begleiten; da inzwischen in Danzig Proben seiner „Profecten" angekommen sind, an denen man „großes Gefallen trägt," so werden ihm 1598 aufs Neue für drei Jahre Unterstützungen zugesagt, die er in Italien verwenden soll; man ist jedoch nicht zufrieden, als man hört, daß er fortwährend in Padua verweilt und befiehlt ihm ausdrücklich auch zu reisen, insbesondere nach Rom, von wo er auf dem Umwege über Frankreich in die Heimath zurückkehren dürfe. Aehnliche Vorsorge wird

*) Die folgenden Notizen sind aus einem Convolut des Danziger Archivs s. r. Alumni Senatus Gedan.

während der Jahre 1599—1601 einem gewissen Elias Kraft und dem nachmaligen Secretar Eduard Coyen zu Theil. Die Ausbildung in Italien ward überhaupt in dieser Zeit von der Danziger Regierung für so nothwendig erkannt, daß sie, obgleich ihr 1605 glaubwürdig berichtet wird, „daß die Alumnen die angewandten Kosten fast unnützlich und zum Ueberfluß verwenden und verschwenden sollen," sich doch nicht entschließen kann, „die Hand von ihnen zu wenden." Vielmehr, als ihr das Unglück begegnete, daß ein eine Reihe von Jahren hindurch mit großen Kosten in Padua, Florenz und zuletzt in den Niederlanden ausgebildeter Architect, der hoffnungsvolle Johann Losius kurz nach seiner Rückkunft in Danzig starb, ward sogleich an seiner Stelle ein anderer Architekt Peter Petri 1614 zur Ausbildung nach Florenz geschickt. Daß auch andere Danziger auf eigene Kosten in jener Zeit Padua häufig besuchten und der Name Danzigs dort in gutem Rufe stand, ersieht man aus dem noch erhaltenen Stammbuche eines dieser Danziger Studenten, des Mediciners Heinrich Heill, der 1623 als Arzt in Danzig starb und ohne Zweifel Sohn oder Neffe des Apothekers und altstädtschen Rathsherrn Christoph Heil war. Heill zählte nämlich laut demselben während seines Aufenthaltes in Padua in dem Jahre 1606 und 1607 die vornehmsten Jünglinge der Universität z. B. die Freiherrn Hans und Caspar von Herberstein, zwei Barone von Rayckniz und Pernes u. a., von Danzigern die Mediciner Gregor Dakaw, Servatius Säemondt und Abraham Plato, zu seinen Freunden und hatte die Ehre von der „Deutschen Nation" in Padua zum Rath des Universitätsvorstandes erwählt zu werden *). —

Was endlich die künstlerischen Leistungen Danzigs während dieser Zeit betrifft, so liegt die klare Thatsache vor, daß seit der Zeit der Italienischen Fahrten, Architectur, Sculptur und Ma-

*) Dieses Stammbuch, ein Octavbändchen, wird in der Danziger Stadtbibliothek (Literärgeschichte B. 30.) aufbewahrt. Heill wird von seinen Lehrern und Freunden: „Inclytae Nationis Germanicae Artistarum Consiliarius," genannt.

lerei sich nach einem lange bemerklichen Verfalle, wenn gleich im Dienste eines der Entartung beschuldigten Zeitgeschmackes, mit einem mächtigen Aufschwunge erhoben. Seitdem die Reformation Eingang gefunden und die Gemüther vorzugsweise der Reflexion zugewandt hatte, entbehrten jene Künste über ein halbes Jahrhundert hin (1520—80) des belebenden Hauches einer genialen Kraft und wurden von Meistern fortgesetzt, an denen wohl selten, wie etwa bei den (1813 zerstörten) Schnitzbildern der Reinholdsbank des Artushofes mehr als eine große technische Fertigkeit und der Einfluß der überhaupt damals in großer Blüthe stehenden Gewerbe zu rühmen ist. Wirkliche Kunstwerke, die aus dieser Zeit stammen, wie die Taufe von S. Marien und das in jener Zeit sehr geschätzte Marienbild im Artushofe sind aus der Fremde, und zwar die genannten aus Holland geholt worden, den Geist unserer damaligen einheimischen Künstler dagegen bezeichnen charakteristisch genug die meistens ans den Jahren 1550—1570 stammenden Epitaphien, welche noch in großer Zahl die Wände und Pfeiler von S. Marien und S. Johannis bedecken, in welchen die Meister nach einem gewissen gemeinschaftlichen Typus alle ihre Kunst auf das Holzschnitzwerk des Rahmens und auf die Portraits oder die Figuren der Donatoren verwandten, während sie in dem Hauptgemälde selbst in der Regel Werthloses lieferten. Welchen Contrast bietet dagegen unsere Periode; es erheben sich nach einander auf Kosten der Commune oder reicher Privatleute eine Anzahl neuer Bauwerke, die das Gepräge des Reichthums und des Zeitgeschmackes an sich tragen; man versucht sich neben dem Ziegelbau und dem alten gewohnten germanischen Kunststyl in Granit und Sandstein und in den Formen der fremden Nationen; die Façaden der Häuser, die innern Räume auch der ältern Gebäude bedecken sich mit Sculpturen und Gemälden, zu deren Anfertigung renommirte Künstler aus der Heimath und Fremde eigends berufen und für eine Reihe von Jahren in Dienst genommen werden; ja noch mehr, man setzt in diese Pflege der Künste einen gewissen Stolz, man war sich bewußt, unter den kunstliebenden Städten eine höhere Stufe einzunehmen, man konnte es wagen, dem Staatssecretair von Venedig Ottobon ein Danziger Bild, eine Ansicht der Stadt darstellend (Juli 1600), zum

Geschenke*) anzubieten. Nun wäre es übertrieben und unrichtig, wollte man diese Veränderung ausschließlich oder auch nur vorherrschend dem Einflusse der Italienischen Fahrten zuschreiben. Ihre Ursache ist zunächst und ganz vorzüglich in den allgemeinen Zeitverhältnissen zu suchen. Der auf häufigen Reisen ins Ausland veredelte Geschmack und die großen Reichthümer, welche alljährlich in die Kassen der Stadt und der Privaten zusammenflossen, mußten wohl unter einer Bürgerschaft, deren Selbstgefühl damals durch die siegreiche Beendigung des Stephanischen Krieges und das im Auslande gewonnene Ansehn bedeutend gehoben war, mit dem Streben nach äußerem Glanze die Erweckung eines höhern Kunstsinnes zur Folge haben. Demnächst bewies sich sehr einflußreich der durch die Einwanderungen vermehrte Verkehr mit den Niederlanden, insofern durch ihn Holländische Künstler nach Danzig herbeigezogen wurden, welche dem Kunstgeschmack der Stadt Richtung und Charakter gaben. Es freut mich, bei dieser Gelegenheit einen Künstler, dem wir mit großer Wahrscheinlichkeit einen Hauptantheil an den Kunstbauten dieser Zeit beilegen dürfen, unverdienter Vergessenheit entziehen zu können. Es ist dies der Meister Antony van Obbergen**) aus Mecheln gebürtig, der unter dem Namen eines Stadtbaumeisters, mindestens während der Jahre 1594—1601, ohne Zweifel aber auch wohl geraume Zeit vor und nach diesen Jahren den öffentlichen Bauten

*) Missiv an Ottobon, 11. Juli 1600.

**) Unsere auf der Kämmerei des Rathhauses aufbewahrten Bürgerbücher, deren ältestes mit dem Jahre 1577 beginnt und auf der innern Seite des Einbandes die interessante Abbildung eines in vollem Waffenschmuck stehenden Danziger Bürgers, die Arbeit Nickel Neerlichs, Illuministen und Formschneyders vom 17. März 1598, enthält, bemerken, während sie sonst nur einfach den Namen, Stand und Geburtsort des neuen Bürgers angeben, bei dem Meister Antony Folgendes: 1596 17. Oct. Meister Anthony van Obbergen von Mecheln, der Stadtbaumeister, hat aus Gunst von E. R. das Bürgerrecht auf einen Kaufmann erlangt, wie denn auch, da er in Dienst genommen, darum angehalten und ihm die Zusage geschehen, soll binnen Jahr und Tag seinen Geburtsbrief bei Verlust des Bürgerrechtes beibringen; die Verschossung seines Vermögens, nachdem es in ein Papier niedergelegt, ist ihm im Namen E. Raths wieder verehrt worden. Uebrigens finde ich schon vor Meister Anthony zwei Künstler unter dem Titel der Stadtbaumeister im Dienste Danzigs, Dirk Daniels 1561 bis 1563 und Hans Schneider von Lindau 1581—1586.

Danzigs vorstand. Er war ein sehr geachteter Künstler, nicht nur in Danzig, wo er 17. October 1596 von dem Rathe „aus Gunst" und in ehrenvoller Weise mit dem Bürgerrechte beschenkt ward, sondern er galt dafür auch auswärts, insofern fremde Städte, 1594 Lübeck*) und 1601 Thorn sich bemüheten ihn für ihre Dienste zu gewinnen. Wir haben hiernach Ursache anzunehmen, daß er der Erbauer des hohen Thores**) (1588) und des altstädtischen Rathhauses (1587) gewesen sei und die Veränderungen an der Spitze des Stockthurmes, sowie den Ausbau des Innern des rechtstädtischen Rathhauses geleitet habe. So wie ferner Hans Fredemann de Vries, der Schilderer aus Leuwarden***), um 1596 im Dienste der Stadt bei der Decoration des Rathhauses und Artushofes wesentlich mitwirkte, so wird auch unzweifelhaft von den Niederländischen Architekten und Malern†), welche sich während dieser Jahre in unser Bürgerbuch eintragen ließen, manche künstlerische Leistung ausgegangen sein.

Indeß ungeachtet der großen Bedeutung, welche den allgemeinen Zeitumständen und dem Einflusse der Niederländer beizulegen ist und ungeachtet des Umstandes, daß bei dem eklektischen Charakter der meisten damaligen Holländischen Künstler nicht einmal der in den Werken selbst herrschende Italienische Kunststyl in allenF ällen einen sichern Rückschluß auf einen Italienischen Ursprung gestattet, ist dennoch eine besondere Einwirkung der Ita-

*) Missiv an Lübeck d. 1. Juni 1594 und an Thorn d. 2. April 1601.

**) Auch nach 1588 ist an demselben gebaut worden, namentlich an der dazu gehörigen Brücke, deren Grundsteine, wie ein handschriftlicher Zusatz in Curicke bemerkt, 16. Mai 1596 gelegt wurden.

***) Vgl. Schultz über alterthümliche Gegenstände der bildenden Kunst in Danzig. S. 54.

†) Zwischen 1583—1604 sind außer Meister Anthony folgende Niederländische Künstler ins Bürgerbuch eingetragen worden: 1583 Nickel Jacobssen von Brüssel, ein Steinmetz; 1585 Wilm Bart von Gent, ein Steinhauer; 1603, 8. März März Peter von Ehgen von Mecheln, Baumeister; 1603 16. April Jacob Harder, Contrafeter in Gröningen: 1604, 11. Sept. Gerhard v. Kosseln von Antorff, ein Maler.

lienischen Fahrten auf die Kunstbestrebungen dieser Zeit sehr bemerklich.

Einmal schon darin, daß offenbar die Hauptanregung von den Italienfahrten ausgeht. Herr Bartholomäus Schachmann galt in Danzig als ein großer Kunstfreund; die Antiquitäten-Kammer, welche er nach der Rückkehr von seinen Reisen gründete, genoß einen so ausgebreiteten Ruf, daß die Preußischen Stände, als sie 1613 ein neues Landessiegel annahmen, das alte in jene Kammer zur Aufbewahrung niederlegten *); eben derselbe stiftete ein sehr reiches Münz-Cabinet **). Vor allem aber galten die Huldigungen der Künstler selbst dem goldenen Ritter, Herrn Johann Speimann, der als Privatmann, so wie nachmals als Rathmann und Bürgermeister sich aller Orten als ihren eifrigsten Förderer kund gab.

Zweitens lag die Versuchung, in der Heimath der Künste ihre Studien zu betreiben, den einheimischen Künstlern bei der so häufig sich darbietenden Gelegenheit so nahe, daß man insbesondere bei denen, die im Italienischen Style arbeiteten, auch ohne Beweis Theilnahme an den Fahrten nach Italien vorauszusetzen berechtigt wäre. Bei drei Künstlern, welche, wiewohl sie sämmtlich ihrer Geburt nach der Schwesterstadt Königsberg angehörten, ihre Kunst fast ausschließlich im Dienste Danzigs übten, ergiebt sich für diese Annahme noch eine höhere Wahrscheinlichkeit. Der bedeutendste derselben, der Maler Anton Möller, wie wir jetzt durch die interessanten Ermittelungen A. Hagens wissen ***), Sohn des Stadtchirurgus und Hofbarbiers Anton Möllers in Königsberg hat sich nach dem Ausweis seiner zahlreichen Arbeiten mindestens während der Jahre 1597—1607 in Danzig aufgehalten und Bilder, historische und sinnbildliche Darstellungen und Por-

*) Vgl. Lengnich Gesch. Pr. V. 80. Rathsherr Georg Schröder bemerkt in seinem hinterlassenen Tagebuch (Mscr. der Danziger Stadtbibliothek, Literargesch. A. 36. fol.) s. a. 1671. „Bürgermeister Schachmann soll auch auf seiner orientalischen Reise die schwarze Kunst erlehret und auch viel von den Magis gehalten haben. Wird unter anderm gemeldet, daß er ihme habe von einem Mago in seiner Kunstkammer Adam und Evam präsentiren lassen.

**) Löschin Gesch. Danzigs I. 393.

***) Vgl. Danziger Dampfboot. Jahrg. 1840. No. 77.

traits *) geliefert, die offenkundig den Einfluß Italienischer Meister bezeugen; eine interessante Ergänzung bietet nun die Notiz, welche sich in den Collectaneen des zwar hundert Jahre nach Möller lebenden, sonst aber als gewissenhafter Sammler bekannten Andreas Schott findet **) daß nämlich Möller von Danzig aus eine Reise nach Venedig gemacht habe. Der zweite ist der Architekt und Bildhauer Abraham von dem Block, der sich in Verbindung mit mehrern Künstlern ***) gleichen Familiennamens, also wohl seinen Verwandten um 1596 in Danzig niederließ und hier bis gegen 1620, hauptsächlich an der S. Marienkirche als Steinhauer arbeitete. Seine Werke, insbesondere das von ihm 1612 gebaute Langassische Thor lassen keinen Zweifel darüber, daß er sich in der unmittelbaren Anschauung Italienischer Muster zum Künstler hervorgebildet habe; der dritte ist der Baumeister Walter Clemens von Königsberg, welcher 1593 vom Danziger Rathe für die mit dem Festungsbau verbundenen Wasserbauten in Dienst genommen ward und sich auch noch 1610 in Danzig aufhielt †). Daß er in Italien sich ausgebildet habe, schließe ich aus zwei Umständen, erstlich weil seine Arbeiten, wie unten gezeigt

*) Wenigstens notirt Georg Schröder in seinem Tagebuch (ad a. 1669) „Der Maler, der im Junkerhoffe allhie in Dantzig gemahlet, hat geheißen Antoni Muller und hat auch sonst viel schöne Contrefait auf Holz gemacht." Vgl. Beilage IV. Möllers Danziger Trachten.

**) Ich verdanke diese Notiz der gefälligen Mittheilung des Herrn Direktor Löschin, der sie bei Schott s. a. 1741 notirt fand.

***) 1593 und 1594 wird in den Missiven (22. Nov. 1593 an den König von Polen, 9. und 24. Mai 1594 an Secretair Wessel Mittendorf in Stockholm) ein Meister Wilhelm von Block genannt, dem die Stadt zur Anfertigung eines vom Könige bestellten Epitaphiums einen „bequemen Platz zur Arbeit" anweist, und in zwei Terminen 2585 Thaler auszahlt. 1596, 14. Sept wird „Abraham von Blockh (sic) von Königsberg, Steinhauer" ins Bürgerbuch eingetragen, dessen die Kirchenbücher von S. Marien s a. 1620 und der bekannte Jeremias Falcksche Kupferstich vom Langassischen Thore als eines Architecten gedenken. Eben jene Kirchenbücher und der Chronist Grau nennen 1617 einen „Baumeister und Vergolder Jacob von Block," welcher 1617 die Reparatur eines Thurmes und 28 September 1618 die Reinigung und neue Vergoldung des Hochaltars von S. Marien übernimmt. Endlich wird im Bürgerbuche 1619 24. Januar „David von dem Block von Danzig" als Maler aufgeführt. Sie werden abwechselnd von Block und von dem Block genannt.

†) Vgl. Danziger Archiv. Fascic: See- und Handelssachen s. a. 1593.

werden soll, der Prüfung Italienischer Baumeister unterworfen wurden und dann weil er sich selbst in öffentlichen Schriften, gewiß nicht ganz bedeutungslos, mit Italienischer Umbildung seines Vornamens Gualthero Clemens unterschreibt.

Als das Wichtigste und gewissermaßen als das Resultat des Gesagten ist hervorzuheben, daß es kein bedeutendes Kunstwerk dieser Zeit in Danzig giebt, welches nicht irgenwie an diese Italienischen Fahrten erinnert, entweder darin, daß die Künstler oder Besteller jener Arbeiten an denselben Theil genommen oder daß die Italienfahrer und das, was sie gesehen und erlebt, den Stoff zur künstlerischen Composition dargeboten haben.

Um mit den Stadtthoren zu beginnen, so stand die Erbauung des hohen Thores (1588) mit einer allgemeinen Umgestaltung der Festungswerke in Verbindung, indem man nämlich die neuen Werke, welche man in der Noth beim Raubzuge Herzog Erichs von Braunschweig und während der Belagerung von 1577 eilig angelegt hatte, nach den Regeln der damals in Italien und Holland blühenden Fortificationswissenschaft umzuschaffen beabsichtigte, wobei eine Regulirung der die Festung berührenden Gewässer unumgänglich nothwendig erschien. Während nun Walter Clemens seit 1593 mit den darauf bezüglichen Plänen und Arbeiten beschäftigt war, ward, wie uns ein Brief des Rathes an den Alumnus Losius in Padua*) (20. April 1600) lehrt, über die wich-

*) Nachdem zu Anfange des Briefes bei der Berechnung der ihm zugesendeten Gelder bemerkt worden, daß schon im vorigen Jahre ein Theil derselben denjenigen Italienischen Architecten zugedacht gewesen wäre, mit denen Losius über Danziger Bauten hätte conversiren sollen, wird Losius aufgefordert bis zum Winter in Italien zu bleiben," zu dem Ende, fährt das Missiv fort, daß ihr diesen im Grunde nach dem Maße gefertigten Abriß der Stadt mit den fürnehmsten Bawmeistern daselbst communiciret und ihr Bedenken darauf erkundiget, und habet zweierlei dabei zu consideriren: den Einfluß und Ausfluß der Mottlau, wie nämlich beim Einfluß der Mottlau durch eine Schleuse zu zwingen, das Wasser ins Werder zu stauen, und wann es dahin seine Operation verrichtet, eine Mahlmühle zu bauen, darauf die übrigen Wasser von der Schleuse überschlägige oder, so das nicht sein könnte, unterschlägige Räder treiben und also frisches Wasser durch die Stadt laufen möge, in Kriegszeiten zu gebrauchen. Im Ausfluß der Mottlau ist zu bedenken, wie in seiner Fahrt die Schiffe und Kähne mögen auf und in die andere abgehen, damit keine Stopfung oder Hinderung werde, und ob solches nicht besser, daß es nur in einem Flusse durch den Wall geschehe, als

tigern Arbeiten unmittelbar das Gutachten Italienischer, insbesondere Florentinischer Baukünstler, denen man die Pläne übersendete, eingezogen. Obgleich diese Festungsarbeiten nur langsam und mit öftern Unterbrechungen fortgesetzt wurden, so hat man doch Ursache mit Rücksicht auf den Umstand, daß sie seit 1617 nachweislich nur von Holländischen Architecten und Ingenieuren geleitet wurden, die Erbauung der links und und rechts vom hohen Thore der hohen Seite zugewendeten Wälle, welche man später immer als Werke Italienischen Systemes von den holländischen unterschied, in diese Zeiten zu setzen. An dem dem neuen hohen Thore gegenüberstehenden Eingang in die Langgasse verschwanden die alten gothischen Formen und machten dem 1612 von Abraham von dem Block in Italienischem Styl gemeißelten Werke Platz.

Unter den Hauptgebäuden der Stadt gab die S. Marienkirche in ihren Baulichkeiten zu keiner Veränderung Anlaß; wohl aber bezeichnet unter ihren Monumenten den Beginn einer neuen Zeit das geschmackvolle marmorne Denkmal in der sogenannten Halle, welches die Verwandten, zu denen auch Herr Johann Speimann gehörte, dem Bürgermeister Johann Brandes und seiner Gattin 1586 aufrichteten. Wenn auch nicht an Kunstwerth, so doch an Kostbarkeit ward es überboten von dem in Gestalt eines Altars geformten Marmorepitaph, welches Bürgermeister Speimann um 1614 seinen 1606 verstorbenen Schwiegereltern Simon und Juditha Bahr, wie wir mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen berechtigt sind, durch Meister Abraham von dem Block oder einen seiner Verwandten verfertigen ließ. Die Arbeit erschien den Zeitgenossen so ungewöhnlicher Art, daß die Kirchenvorsteher, welche ohnehin dem Bürgermeister aus confessionellen Gründen nicht besonders gewogen waren, davon Veranlassung nahmen, die Aufstellung mehrere Jahre bis 1620 zu hintertreiben. Nicht weit da-

daß zwei Flüsse sollten hindurch geleitet werden; darauf Euer Vater eine delineation gemacht, daraus ihrs so viel da deutlicher verstehen und wissen könnet, was bei andern zu erfragen. Achten aber, daß der Boden der Schleuse und was dem anhängig, müsse von Steinen gebauet werden, wo es dauerhaftig bleiben sollte. Deshalben auch bei den erfahrensten Meistern hiervon zu belernen habet, sondertich zu Florenz, da, wie wir hören, berühmte Artifices in solchen Werken sein sollen. Des sollet ihr von den 200 Thalern, die wir Euch übersenden, zum wenigsten 1/4 auf Verehrung an die Bawmeister enden."

von entfernt war 1607 auf Kosten des Herrn Bartholomäus Schachmann, das schöne, den Eltern desselben gewidmete, ursprünglich mit edeln Steinen eingefaßte Monument von dunklem Marmor errichtet worden. Unter den Gemälden der Kirche aus dieser Zeit nimmt Anton Möllers für die Vorsteher des Gotteskastens 1607 gemaltes Bild von der Liebe und ihren Aeußerungen entschieden den ersten Platz ein*). Das rechtstädtische Rathhaus, dessen Inneres bekanntlich 1556 durch eine Feuersbrunst zerstört und seitdem, wie es scheint, allmälig wieder hergestellt war, erhielt um 1593 und 1596**) seine innern Decorationen. Auch in diesen erinnert an die Italienischen Verhältnisse außer den bekannten Möllerschen Bildern vor allem die Sommer-Rathstube, die offenbar dem großen Saale des Venetianischen Dogenpallastes nachgebildet ist und über ihrer Thüre die Jahreszahl 1593, über ihrem Kamine die Jahrzahl 1596 trägt. Das sogenannte alte Zeughaus***) ist 1605 erbaut und gewiß schon damals zum Theil mit den kunstvollen Waffen und Statuen ausgeschmückt worden, welche noch im vorigen Jahrhunderte eine Hauptzierde desselben ausmachten. Den Leitern des Baues, dem damaligen Rathmann Speimann und dem Bürgermeister Bartholom. Schachmann wurden für ihre Verdienste um dieses Gebäude Bildsäulen errichtet, von welchen die Bildsäule Speimanns in vollständigem ritterlichen Anzuge zu Pferde in dem einen großen Südsaale aufgestellt war. Auch der in der Mitte des sechszehnten Jahrhundertes vollendete Artushof genügte dem Kunstsinne dieser Zeit nicht; wie wir aus einem interessanten Briefe des Danziger Rathes (31. October 1596 an den König von Polen †) erfahren, fühlte man sich namentlich durch die theils noch

*) Von allen diesen Knnstwerken wird im siebenten Buche meiner Kirchengeschichte von Danzig ausführlicher die Rede sein.

**) Vgl. meine Kirchengeschichte II. 115. n. 3.

***) Gegenwärtig wird das schöne Gebäude Seitens der Fortification restaurirt. Möchte man doch die Statuen zwischen den Giebeln nach der Seite des Kohlenmarktes hin, von denen einige beschädigt sind, andere ganz fehlen, in demselben Geiste wiederherstellen! Es sind Krieger in den malerischen Trachten der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

†) Ein gewisser Plumhoff hatte 1596 die Stadt beim Könige angeklagt, daß sie aus Geringschätzung gegen Polen, alle Erinnerungen an dasselbe aus dem

kahlen, theils mit Polnischem und Preußischem Waffenschmuck geschmacklos bemalten Wände desselben verletzt und viele Mitglieder der Artusbrüderschaften ließen sich eine bessere Decoration des Saales angelegen sein. Dahin gehörte unter Anderm, daß die dem langen Markte zugerichteten Fenster mit den Wappen einer großen Zahl von Brüdern ausgeschmückt wurden, unter denen die Namen aller uns bekannten Italienfahrer wiederkehren*). Seine schönste Zierde erhielt der Saal bei dieser Gelegenheit in dem 1602 von Anton Möller gemalten jüngsten Gerichte, das bedeutsam genug der Gerichtsstätte der Schöppen gegenüber seinen Platz erhielt.

Das bezeichnendste Denkmal dieser Italienischen Reisen und zwar des glänzendsten Ereignisses derselben tritt uns in einem Privathause entgegen, das noch heutigen Tages, zumal nach sei-

Artushofe habe entfernen lassen, und hatte sogar auf die Güter eines Holsteinischen Edelmannes Johann Liebe, der durch die Erbauung des Musicantenchors die Veranlassung gegeben haben sollte, Arrest legen wollen. In der Vertheidigung des Rathes gegen diese Anklage kommt folgende Stelle vor: Est domus quaedam Civium compotationibus destinata, cui Arturi nomen imposuerunt. Haec civium privato sumptu primum exstructa, postea incendio consumpta, aere Civitatis restituta est. Intus igitur inter posticum et fornacem ad cellam cerevisiarum descensus est, juxta vas poculorum fecibus excipiendis comparatum; supra locus, quo Musici, si quis solennior dies est, canere consueverunt. Hic quod et angustior, quam ut Musicos commode capere posset et ipsa Fabrica cum aspectu deformis tum ruinosa esset, initum consilium est ab iis, qui isti domui praefecti sunt, veterem structuram cum nova commutandi. Usus autem obtinuit, ut quo sumptus publici evitentur, honestiores et locupletiores ad ornamentum ejusdem domus conferant, simulque sui memoriam proprii aeris dispendio mercentur. Hic tum ad sumptum illum faciendum Nobilis iste externus inductus est, cujus haud parvo dispendio opus novum in eum locum est repositum, quem antea calx nuda constipata compleverat, effiguratis in ipsa calce rudi manu Regni, harum terrarum Civitatisque hujus Regiae armis, vetustate prorsus jam attritis et obliteratis. Ex quibus omnibus liquido constat, Praefectos isti domui arma regia vetustate corrupta et alio loco obscuro posita licite removisse, aliumque in locum longe illustriorem arte singulari elaborata et nova cum dignitate non autem vilipendio S. Reg. Mtis V. restituisse.

*) Der im Besitz der Alterthumsgesellschaft Prussia befindliche Curicke enthält unter seinen vielen interessanten handschriftlichen Zusätzen auch ein Verzeichniß aller dieser Wappen.

ner neulich erfolgten Restauration eine große Zierde unsers langen Marktes bildet. Das Haus, das jetzige Steffensche, war einst die Wohnung Herrn Johann Speimanns*), welche

*) Die Facade selbst so wie die deutliche Angabe unserer Erbbücher, welche dieses Haus um 1620 als ein Besitzthum Speimanns bezeichnen, widerlegen zur Genüge v. Duisburgs Behauptung (Topograph. Beschreibung von Danzig S. 203), daß ein Schachmann Erbauer des Vordergiebels gewesen sei. Nach einer Sage war die jetzige Facade ursprünglich zum Hintergiebel bestimmt, mußte aber, da die Steine des Vordergiebels in einem Schiffbruche verloren gingen, zum Vordergiebel gebraucht werden. Nach einer andern noch unwahrscheinlichern Sage sollten die Steine für ein königliches Gebäude in oder bei Stockholm verwendet werden und kamen durch Strandung des Schiffes nach Danzig Da ungeachtet der neulich vorgenommenen Restauration des hohen Gebäudes nur ein bewaffnetes Auge die mannichfaltigen Basrelief-Darstellungen der Facade deutlich zu übersehen vermag, so mag hier eine kurze Andeutung der Reihenfolge und Bedeutung derselben Platz finden. Auf der Spitze des sich pyramidalisch erhebenden Ziegeldaches steht eine Fortuna, unter deren vergoldeten Kugel das Jahr der Renovation 1845 bezeichnet ist. Zum Theil verdeckt wird dieses Dach durch eine Gallerie, welche längs der Facade hinläuft. Auf der Gallerie stehen vier Bildsäulen, in deren beiden äußersten ich eine **Prudentia** und **Justitia** erkenne; in den vier Pfeilern der Gallerie sind zwei männliche und zwei weibliche Relief-Köpfe abgebildet. Auf dem Felde darunter links: **anno**, rechts 1609, in der Mitte in moderner Fractur-schrift und darum wohl neuern Ursprunges der alte Wahlspruch der Speimanne: **Thue Recht und scheue Niemand.** Es folgen drei Fenster, deren Pfeiler aus Karyatiden mit Thierköpfen bestehen; darunter drei Basreliefs: links Themistocles, in der Mitte Scanderbeg und Hunnyades, rechts Scaevola; zwischen ihnen von links nach rechts die Köpfe des Solon, Regulus, Scipio Africanus und Titus; die Fensterreihe darunter wird von Pfeilern eines nicht mehr reinen, doch vorherrschend korinthischen Styles gehalten. Darauf folgen drei Basreliefs, das zur Linken mit der Unterschrift Bruti stellt die in Gegenwart des Brutus und Collatinus sich ermordende Lucretia dar, das mittlere die im Texte erwähnten Wappen des Besitzers, das zur Rechten die Horatier; dazwischen die Köpfe des M. Cato, Otto M. Imp., Jagello und Fabricius; die untere Fensterreihe ist mit Pfeilern nicht ganz reiner Dorischer Ordnung eingefaßt, darunter drei Basreliefs: links Maccabäus, in der Mitte Horatius Cocles, rechts Camillus; zwischen ihnen Laur. Medicis, Sigismund. Henricus Imp. und Scipio. Die Pfeiler der Fenster im Untergeschosse sind mit Kriegsgeräth geschmückt; unter dem mittlern und kleineren dieser Fenster über der Hausthüre steht die Statue der Liebe, zu ihren Füßen seitwärts als Relief die kleinern des Glaubens und der Hoffnung; darunter unmittelbar über der Hausthüre die Worte: **Virtutem ama et beabis Premere vis, opprimet.** Uebrigens hatte, nach der Abbildung bei Curicke zu schließen, das nahebei stehende spätere Schmiedensche Haus (das jetzige Admiralitätsgebäude; 1610 gehörte es einem Jacob Hosemann) eine ganz ähnliche Fa

dieser 1609 mit einer, wie die Sage geht, in Italien selbst verfertigten kunstreichen Facade von Sandstein und reicher Vergoldung ausschmückte. Die zahlreichen auf Medaillons und Pfeilern vertheilten Basreliefs dieser Facade sind nämlich mit den Büsten großer Männer und historischen Darstellungen erfüllt, welche vorherrschend der Römischen Geschichte und den Thaten ritterlicher Helden angehören, mitten unter welchen ein Engel die beiden Wappen Speimanns und seiner Gemahlin Juditha Bahr trägt, unter dem letztern Relief ist die Unterschrift: Joh. Speimann v. d. Speie Eques.

Schließlich bemerke ich noch, daß auch die Fabrication von „nach Italienischer Kunst geschliffenen Gläsern," für welche Arbeiten in Danzig schon damals eine große Liebhaberei bestand *), in dieser Zeit, nachdem der Danziger Rath schon 1568 darum mit Italienischen Künstlern unterhandelt hatte **), um 1602 in unsere Gegend verpflanzt und die erste Werkstätte in Mirchau auf den Gütern des Starosten Jacob Sczepanski ***) eingerichtet ward.

---

cade, die aber, wie es scheint, bald nach Cyricke durch eine Feuersbrunst beschädigt, jedenfalls im August 1713 durch eine neue ersetzt wurde, welche letztere durch modernen Vandalismus zerstört worden ist. Schließlich bemerke ich, daß ein handschriftlicher Zusatz des oben S. 231. erwähnten Cyricke einen Umbau des Giebels am Artushofe in das Jahr 1610 setzt.

*) Herr Arnold von Holten besucht mit seinen jungen Freunden von Venedig aus Morano, „um zu sehen, wie die Venedischen Gläser gemacht werden."

**) Missiv 21. Juli 1568 Giovano Pedrochi et Societati universae Antwerpiae commoranti, welchen ansehnliche Begünstigungen angeboten werden, wofern er eine Krystall-Glas-Fabrik in Danzig anlegte. Da aber Pedrochi sehr hohe Forderungen stellte und Freiheit von allen Abgaben, unentgeltliche Lieferung des Holzes und einen Geldvorschuß verlangte, so scheint sich die Sache zerschlagen zu haben.

***) Missiv ad Capitaneum Mirachoviensem d. 11. Juli 1602: „Quae generosa Dominatio V. de officina sua vitriaria noviter instituta vitrisque istis hic commodo loco conducto distrahendis ad nos perscripsit, ea nobis recte sunt redditae. Ex quibus perlibenter intelleximus, D. V. sumptu impensisque haud exiguis opus hisce antea inconsuetum instituisse. Porro quae de loco ad divendenda hujusmodi vitra Italica industria elaborata haberi publiceque ibidem venalia exponi cupit etc.

Beilage 1. Die Familie Speimann.

Diese Familie hat nur kurze Zeit in Danzig geblüht. Hilliger oder Hilarius Sp., Vater des Bürgermeisters, heirathete 1558 20. Febr. Anna, die Tochter des Bürgermeisters Johann Brandes, war ein Kaufmann, für den sich der Danziger Rath 1568 (24. März) in einem Handelsprocesse bei dem Rathe in Posen verwendete, und starb 19. Febr. 1569. Wie ich zu vermuthen Ursache habe, hatte er einen Bruder Gerth Sp., der 1570 an dem Spanischen Handel lebhaften Antheil nahm und zwei Söhne hinterließ, Matthias Sp. der 1601 ein Fenster des Artushofes mit seinem Wappen schmückte und Winholt Sp., Besitzer eines Hofes in Pietzkendorf und einer Mühle in Brentau, welche Besitzthümer später (9. April 1616) seine Wittwe Anna Kremerin unter Vormundschaft des Bürgermeisters Johann Sp. an Herrn Andreas Köhne-Jasky verkaufte.

Hilliger Sp. hatte außer einer 1561 19. Febr. gebornen Tochter Anna, von welcher ich nichts Näheres weiß, nur einen Sohn Johann. Dieser, welcher, seitdem er 1593 Ritter geworden, den Beinamen v. d. Speie führte, geb. 1563 20. Nov., heirathete 29. Juni 1596 Judith die Tochter des reichen in den Polnischen Adelstand erhobenen königlichen Factors Simon Bahr, ward 1601 Schöppe, 1603 Rathmann, 1606 Richter, 1612 Bürgermeister, 1618 Burggraf, war viermal (1614. 1617. 1621, 1625) Präsident und starb 1625. 3. September, nachdem er kurz zuvor 28. Jan. seine Gattin verloren hatte. In dem von beiden Eheleuten 1625 abgefaßten Testamente heißt es unter andern: Ewiglich soll unser Wohnhaus auf dem Markte einem Alumno aus unsern Verwandten oder in Mangel derer sonsten ehrlichen dieser Stadt Bürgersöhnen gutes Ingenii und Verhaltens und der Reformirten orthodoxen Religion zugethan eine Pension schuldig sein von 50 G. Polnisch, die die Inhaber des Hauses zu zahlen haben." Außer einem Sohne, der kaum ein Jahr alt 1599 29. Oct. starb, hatte Johann Sp. 4 Töchter. 1) Anna geb. 5. Juni 1597, heir. 21. Sept. 1621 Peter Henrichs und starb 7. März 1657. 2) Judith geb. 19. Febr. 1600 heir. 25. Oct. 1621 den nachmaligen Schöppen Reinhold Colmer und st. 28. April 1659. 3) Hippolyta geb. 1601, heir. 8. Juli 1631 Georg Braunschweig und st. 7 Sept. 1639. 4) Concordia geb. 6. Nov. 1605, heir. 9. Dez. 1631 Ernst Cölmer und st. 20. Nov. 1675.

Beilage 2. Die Familie de Neri.

Albrecht Giese h. **Barbara** geb. Niederhoff
st. als Rathmann u Burggraf
1. Aug. 1580

Catharina Giese, Wittwe Friedrich Hüttefelds h. 1579 Jocob **Heidemann**

Barbara Heidemann h. 20. Febr. 1607 **Pietro de Neri**
st. 1614 6. Mai aus Lucca st. Mai 1621

1. **Angelica de Neri**	2. **Catharina**	3. **Aurelia**	4. **Barbara**
geb. 23. Dez. 1607, h. 1631. 11. März Johann Mochinger, Pastor zu S. Catharinen, st. 1651 18. Jan. 4 Kinder.	geb. 1608, 4. Nov. h. 7. Mai 1629 Daniel Friedrichsen, st. 24. August 1640 kinderlos.	geb. 1610, 20. Dez. h. 1634 28. Aug. Arnold v. Bobart, st. 1681. 28. Febr. 4 Kinder.	geb. 1612. 25. Oct. h. 1641. 12. Dez. Georg v. Strakwitz, Hauptmann und Ingenieur in der Westschanze zur Münde, st. 1667. 11. Juli 8 Kinder, von denen Aurelia v. Strackwitz Gattin des Professors Joh. Peter Titius, später des Rathsherrn Gottfried Reygers wurde.

Beilage 3. Venetianische Urkunden.

1. Schreiben des Dogen Grimano an den Rath zu Danzig.

(Das Original auf einem Pergamentblatte im Danziger geheimen städtischen Archiv. Schiebl. 16. B. 1.)

Marinus Grimano, Dei gra Dux Venetiar. etc. Clarissimis Dominis Consulibus et Praeconsulibus Regiae Ciuitatis Gedanensis amicis nostris charissimis salutem et sincerae dilectionis affectum. Li giorni passati D. Dauid Vichmano ci diede una lettera di Vre Sigrie Clme et ne' ricerchò per nome loro quello ch'elle desiderano per maggior facilità et indrezzo del comercio fra la sua et la nostra Città: Noi oltre a quel desiderio ch'è comune et uniuersale di fauorire cause di questa natura, ch' concerneno il reciproco commodo et beneficio, habbiamo anchora particolar inclinatione a farlo per la molta affettione, ch' le' portamo et per le dimostrationi d'amore, ch' W. Ss. Clmo hanno usato uerso di noi nelle occorrenze, ch' hanno portato l'occasioni degl' ultimi anni passati onde sopra le richieste fatteci habbiamo preso la risolutione ch'elle intenderanno dal suddetto suo Agente et dal medesimo decreto, ch' le' habbiamo dato assicurandole, ch' si è fatto quel piu ch' si è potuto in loro gratificatione et ch' nelle occasioni ch' si offeriranno se le' darà ogni sodisfattione et dimostrerà ogni buona uoluntà, come saremo pronti di fare et si offerimo à Vré Sigrie Clme, le' quali Dio N. S. conservi et prosperi in ogni sua attione.

Datae in nostro Ducali Pal'. Die IX Augusti. Indictione Xma MD. X. C. VII.

Marco Otthobon segrio.

2. Das Venezianische Handelsprivilegium.

(Das Original in Form eines Octavbuches von weißem Pergament mit gelbem Pergamentband im Danziger geheimen städtischen Archiv. Schbl. 16. B. 2.)

Marinus Grimano Dei Gratia Dux Venetiar. etc. Uniuersis et singulis Rectoribus quaruncumque Ciuitatum Terrar. et locor. nostror. a parte Maris caeterisque ministris et Representantibus ñris quibuscumq., nec non Magistratib. huius vrbis nrae Venetiar. et presertim Prouisoribus et Patronis Arsenalus ac Prouisoribus super oleis et Vice Dñis in fontico Theutonicorum praesentibus et futuris ad quos literae ñrae peruenerint et ear. executio spectat, uel spectare poterit significamus Hodie in Conso ñro Rogator. captam fuisse partem tenoris infrascripti. Hauendo li Ssri di Danzicha ricerchato alla Sigria Nra col mezzo delle loro lettere et della uiua voce di Dno Dauid Vichmano quanto si è inteso, et douendosi deliberare sopra le richieste fatteci quello, che sia conueniente et da che' piu apparisca la buona mente et uolontà, che è nella Sigria Nra di augamentare et fauorire il negocio et corrispondere à quelli ufficy di beniuolenza, che quei Ssri offeriscono di usare à nostri per ampliatione dell' commercij. L'Anderà parte, che' in spetial gratificatione di essi Ssri di Danzicha sia concesso alli Cittadini et mercanti loro che partirano et condurrano mercantie dalla sua in questa nostra Città, il godimento degli stessi priuilegii, immunità, prerogatiue et preeminentie, che godono gl'altri della nation Todesca, che habitano nel fontego, si che quanto all' espeditione delle persone et mercantie loro siano trattati et s'intendano essere alla medesima conditione et nell' istesso stato et modo, che sono gl' altri Todeschi; Et quanto all'habitatione nel fontego, sia detto, che essendo ella stata concessa per priuilegio alli Todeschi et non ritrouandosi per cio la causa integra, non si puo compiacere à questa richiesta senza pregiudicare alle ragioni di questi, a chi fu concessa da prima, et però si stima, che in questa parte accetteranno la buona uolontà in luogo di quello, che si desidereria poter fare, quando non si opponesse questo giusto impedi-

mento. Quanto al secondo capo dell esentione del Datio della nuoua imposta sia risposto. Che essendo stato imposto il Datio della nuova imposta per solleuamento de nostri sudditi da grauamí notabili che patiuano in altre parti, sarebbe di molto contento, che non continuasse la causa che diede l'origine à questa prouisione, et che conoscendosi, che ogni alteratione che loro si facesse in questo proposito, non seruirebbe ad altro, che a danno de propry sudditi, non si uede modo de poter innouare in questa materia, laqual nondimeno è di natura tale, che si puó sperare, che habbia á seguire occasione onde si possa dare à quei Ssri la satisfattione, che desiderano et che loro conuiene differirsi per giustissimi rispetti. Al terzo capo della tratta de Ogli si risponde. Che a cadauna delle Naue di Danzicha, che capitera in questà Città con patente di quelli Ssri che testifichino, la naue essere propria della sua Città et Cittadini et partita di là, sia concessa la tratta con il pagamto peró delli Datii consueti de botte cinque di Oglio per ciascuna Naue, il qual oglio sia di Candia et Corfù, se ne sarà, se non di altera sorte che si trouerá: Et per l'esecutione sia dato l'ordine doue fará tirozno. Et hauendosi conosciuto per esperienza la satisfattione et il desiderio che hanno quelli mercanti di Danzicha di essere liberi dal Datio dell' Anchorato, che pagano le Naue forestieri, hauendo essi sempre che sono uenute dette loro Naue in questa Città supplicato con molta instantia et ottenuto gratiosamente d'esserne libere, sia preso, che per maggior espressione della buona uolontà che si tiene al bene et commodo della Città di Danzicha et suo gouerno, le Naue di Danzicha che nel tempo auuenire capiteranno in questa Cittá siano libere dal Datio dell' Anchorato, accioche da questa spontanea dimostratione di affetto conoscano maggiormente di potersi prometter nelle occasioni ogni amoreuole et cortese ufficio: Quare auctoritate supti Consilii mandamus uobis ut suprascriptam partem obseruetis et ab omnibus inviolabiliter observari faciatis. Datae in Nro Ducali Palatio Die VIIII Augusti Indictione Decima M. D. XCVII. Marco Otthobon Segrio.

Beilage 4. Anton Möllers Danziger Trachten.

Die Erwähnung Möllers veranlaßt mich hier auf ein Werk desſelben aufmerkſam zu machen, welches ebenſo ſelten als im Allgemeinen unbekannt zu ſein ſcheint. Es ſind dies ſeine Danziger Trachten. Das einzige Exemplar desſelben, welches mir bekannt iſt, befindet ſich in der Sammlung des Herrn J. J. Ernſt in Danzig und enthält 20 Blätter in Holzſchnitt 7″ 5‴ hoch, 5″ 3‴ breit. Ob dies Exemplar vollſtändig iſt, weiß ich nicht, es hat wenigſtens keinen Titel und ſcheint aus zwei verſchiedenen Ausgaben zuſammengelegt; denn das dritte Blatt hat die Signatur **D**; das fünfte die Signatur **B.**, das ſiebente die Signatur **E.**, das elfte **F.**, das achtzehnte **E.**, die übrigen ſind nicht ſignirt, ſo daß auch die Ordnung, in welcher ich die Blätter aufzähle, willkürlich iſt. Alle Blätter haben oben eine lateiniſche Ueberſchrift, darunter ein lateiniſches Diſtichon; unten eine deutſche Unterſchrift nebſt vier deutſchen Verſen. Das 1, 9, 11, 13, 14 und 19te Blatt hat links unten, das 10. und 18te rechts unten das Monogramm **A M**, das 2te links unten die Bezeichnung **1600 A M D F** d. h. **Anton. Möller Dantisci fecit.** Das 3 und 5te links unten das Monogramm in der Mitte **D F** und unter dieſen Buchſtaben ein Holzſchneidemeſſer; das 4te hat nur **D F** und das Meſſer ohne Monogramm, das 6, 12, 15, 16, 17 und 20te iſt ganz ohne eine ſolche Bezeichnung; das 7 und 8te hat das Monogramm und **D F.**

1. **Sponsa in habitu antiquo.**
Palla purpurea decorata antiquitus ibat
Nubens puniceis cincta decora stolis.

Drei ganze Frauenfiguren. Unten:

Ein Braut auf die alte Weiſe.
Die Ehrbar Dantzker Braut allhier
Erſcheint alſo auff alt Manier.
Wie ſie vor Jahren pflegen prangn
Wenn ſie zur Kirchen haben gangn.

2. **Sponsa habitu jam usitato.** Itzige Brauttracht. 3 Fig.
3. **Mulieres internunciae.** Umbitter-Weiber. 2 Fig. Die deutſchen Verſe heißen:

   Das geſchefft umbitten haben wir
   Auff Hochzeit, Grab und Kindelbier,
   Bald einer geſtorben bald wieder geborn
   Bald kompt der Breutgam auch von Thorn.

4. **Matronae viduae.** Die Wittwen.
5. **Matronae anosae.** Betagte Frawen. 2 Fig. Die deutſchen Verſe ſind:

   Zu Dantzigk gemein die alte Matron
   Im Kuhrſchenpelz thun einhergohn
   Gantz bund geſchecket rund umbher
   Und iſt ein Tracht von Alters her.

6. **Nutrices et fotrices.** Eine Seugamme und Warterſche. 2 Fig.
7. **Virgines nuptiales.** Jungfraw im Tanz. Links der Bräutigam, in der Mitte die Braut, beide tanzend. Rechts ein Geiger.
8. **Virgines exspatiantes.** Spazirend Jungfrawen. 2 Fig.
9. **Matronae nuptiales.** Die Hochzeit Frawen. 2 Fig.
10. **Matronae plebejae obsonantes.** Gemeine Handwerks-Frawen. 2 Fig.
11. **Famulae domesticae.** Dienſtmägde. 2 Fig.
12. **Mulieres salsamentariae.** Fiſchweiber. 2 Fig.
13. **Virgines domesticae.** Jungfrawen im Hauß. 2 Fig.
14. **Virgines templum adeuntes.** Jungfraw zur Kirch. Links eine ſtehend, in der Mitte eine kniend, rechts der Prediger auf der Kanzel.
15. **Ministra Zytopoeia.** Brawer Magd. Eine Magd zieht einen Karren mit fünf Fäſſern. Hinter demſelben eine andere mit einem Beſen.
16. **Ancillae suburbanae.** Langgartiſche Mägde. 3 Fig., zwei mit Gemüſekörben, eine mit einem Topf. Die deutſchen Verſe heißen:

Die Milchmägd, Kirſchbern und Kohlmetzen
Gehn hin am Schnühfelmarkt ſich ſetzen
Von Kraut und Rüben bringen viel
Stets rauſchn und knarrn, ſind nimmer ſtill.

17. **Virgines lugubri habitu.** Trawernd Jungfrawn. 2 Fig.
18. **Ordinis mercatorii matronae.** Frawen im Hauſe. Eine links mit einem Beutel unter dem Arm worauf 300 ſteht, die andere rechts mit einem Licht.
19. **Matronae contionem adeuntes.** Frawen zur Kirche gehendt. 2 Frauen. Rechts im Hintergrunde wird ein Kind getauft.
20. **Matronae exspatiantes.** Spazirend Frawen. 2 Fig.

Preußiſche Volksräthſel.

4. *)

Von buute blank
Von bönne blank
Steit ee höltre Peter mang!

Fenſter.

5.

Buute ſchwart
Onn bönne blank!

Keſſel.

6.

Drei Jungfre bräge ee Kranz!

Dreifuß.

*) Vgl. N. P. P. Bl. Bd. 1. S. 395.

Ueber die Kanklys und die Volksmelodien der Litthauer.

Von F. A. Gotthold.

(Dazu eine Abbildung.) *)

Aufgefordert mich über die Kanklys zu äußern, theile ich hier mit, was ich gefunden habe. Am sicherſten würde man dies Lit-

*) Die Kanklys oder littauiſche Harfe, von Eichenholz maſſiv, aber nicht ohne Geſchmack gearbeitet, hat in der größten Länge 2 Fuß 8½ Zoll, in der größten Breite 11¼ Zoll und in der Dicke 1¾ Zoll. Von einem Manne in Scheidiſchken gekauft, iſt ſie als Eigenthum unſerers Antiquariums unter Nr. 63 verzeichnet. Auf der Abbildung erblicken wir unter ihr, nach dem Titelkupfer zu Lepner's Büchlein „der Preuſche Littauer" verfaßt 1690, aber erſt 1744 gedruckt, ein anderes muſikaliſches Inſtrument, das ſich durch die 10 gleich langen Saiten und auch ſonſt durch die Form unterſcheidet. Es iſt bis auf die traurige Halbirung durch die Randeinfaſſung kopirt.

Da die littauſche Harfe die Aufmerkſamkeit Mehrerer erregte, die in unabhängigem Urtheil von einander ihre Bemerkungen aufzuſchreiben ſich veranlaßt fanden, ſo möge es erlaubt ſeyn, in einer längeren Anmerkung das Mitgetheilte neben einander zu ſtellen.

1) Für das Alter der Kanklys ſpricht der Umſtand, daß man ungeachtet des feſten Baus in der Folge für nöthig hielt, unter dem Steg ein Eiſen anzubringen, das wohl zu anderm Zweck beſtimmt war, daß das Eichenholz ſchwarz wie Ebenholz geworden iſt, daß es durch den Gebrauch eine natürliche Politur erhalten, die da fehlt, wo ſich die Saiten herabziehn, wo an den Ausſchnitten ſich nicht die Hand des Muſikers anlegte, ferner an der Rückſeite da, wo die Wirbelreihe eine Reibung der Fläche verhinderte. Einen Schluß auf die Zeit der Entſtehung von den Zierrathen machen zu wollen, mit denen der Rand und der Reſonanzdeckel ausgeſtattet ſind, iſt mißlich. Sie ſind ſo einfach, daß ſie für die techniſche Fertigkeit keine Beſtimmung zulaſſen. Eine ähnliche Zickzackfigur finden wir auf dem gewiß uralten ſilbernen Diadem, das neulich das Antiquarium erworben und die Kreiſe kommen in den Schalen einer Wage vor, die in dem erſten Bericht von Fr. Kruſe's Ruſſiſchen Alterthümern 1844 abgebildet iſt und aus der ältern Waräg iſchen Zeit der Oſtſeeprovinzen herrühren ſoll. Der Körper des Inſtruments beſteht aus einem Stück Holz und iſt nach Maaßgabe des geringen Handwerkzeugs, das dem Verfertiger zu Gebot ſtand, zierlich genug ge-

thauische Instrument beurtheilen, wenn man es einen Litthauer theils selbständig, theils als Begleitung spielen hörte, was mir

arbeitet, nämlich mit Säge, Schrothobel, Stemmeisen, Schneidemesser, einem gewöhnlichen Messer, Bohrer und Zirkel. Mit hölzernen Nägeln sind die Stücke aneinander befestigt ohne Leim und ursprünglich ohne irgend eine Anwendung von Eisen. Die Abweichung hie und da von den symmetrischen Verhältnissen fällt bei der phantastischen Gestalt, die das Ganze darbietet, nicht unangenehm auf.

Man kann bei dem Instrument den obern Theil mit den Ausschnitten, den eigentlichen Körper und den sich postamentartig ausladenden Fuß unterscheiden. An dem Fuß befand sich ein Band, das dem Spieler um den Hals hing, und zwar eine rohe Hanfschnur, von der sich noch ein Rest, durch den Resonanzdeckel eingeklemmt, in der Ecke erhalten hat, die auf der Abbildung durch den Halter des Stegs verdeckt wird. Durch ein über den Ausschnitten eingeschobenes Stückchen Holz (daß dieses nicht um das Ziehen des Bretes zu verhüten, eingefugt wurde, leuchtet von selbst ein) war die Schnur wahrscheinlich oben auf gleiche Weise befestigt. Vielleicht um das Band später anderweitig anzuwenden, wurde das hölzerne Nägelchen gewaltsam ausgebrochen, das jenen Einschiebleisten festhielt und das man jetzt herausziehn kann.

In den Ausschnitten befand sich die rechte Hand des Spielers, der allein mit der linken Hand die Lieder des Sängerchors begleitete, dem er wahrscheinlich voranschritt. So wenig verständlich die Abbildung bei Lepner ist, so scheint sie doch in soweit die Annahme zu erhärten, als oben die runde Oeffnung als Handhabe anzusehen ist und nicht allein zum Aufhängen an einen Nagel zu dienen scheint, als unten die Spitze wohl zur Befestigung des Bandes gebraucht werden konnte. Wahrscheinlich ist das Instrument verkehrt gezeichnet, wie das so oft auf fahrläßig gearbeiteten Kupferstichen uns begegnet. Auf die gleiche Länge der zehn (nicht neun) Saiten ist auch wohl wenig zu geben. Wenn unsere Kanklys auf die angegebene Weise getragen wurde, so erklärt es sich, warum die Dicke des Randes allein an der mehr geradlinigen Seite mit Schnitzwerk verziert ist. Hier findet man an der Decke des Resonanzkastens das Merkzeichen des Verfertigers, das allenfalls ein **M A** (letzteres wie das Albrecht Dürerische ohne Querstrich) sein könnte. Die Verzierungen giebt die Lithographie in genügender Deutlichkeit. Es bleibt nur anzuführen, daß an der Ecke auf der oberen Fläche eine Zickzackborte zu schnitzen angefangen wurde, daß von den sieben einfach geometrischen sechsstraligen Sternen die beiden am Fuß nur als Umrißzeichnung eingegraben sind während bei den übrigen das, was an die Kreissegmente grenzt tief und facettenartig ausgeschnitten ist, so daß oft das Messer die Dicke des Resonanzdeckels durchbohrte. Die Schallöcher sind die 20 kleinen Oeffnungen, die den größten Stern umgeben. In der ganzen Breite des Instruments reicht der Resonanzdeckel von der schrägen Wirbelreihe bis zu der untern Anschwellung des Fußes herab und etwa $^1/_6$ Zoll stark ist er ringsum mit hölzernen Nägeln befestigt. Die Halter des Stegs (um eine eiserne Stange sind jetzt die Saiten geschlungen) ebenso die Wirbel, vielleicht mit Ausnahme des einen, der die einfache Form eines Tonnenzapfens hat, sind neu. Der Resonanzdeckel ist beschädigt und mitten durch gespalten.

H.

nie zutheil geworden ist. Und doch muß ohne diese sinnliche Anschauung jedes Urtheil bedenklich ausfallen. Das hat mich

2) Wahrscheinlich ist die angekaufte Kanklys das einzig erhaltene Exemplar, doch ist darum das Instrument bei den Littauern nicht ganz in Vergessenheit gekommen. Es soll bei allen mit Gesang verbundenen Festlichkeiten gebraucht worden seyn, also vorzugsweise bei Hochzeiten, Erntefesten und Leichenbegängnissen. Die Littauer nennen sie die Psalmen- oder Davidsharfe und behaupten, daß es die eigentliche Harfe gewesen, deren sich der König David bediente. In der Heidenzeit wird sie gewiß von den Priestern zur Begleitung ihrer religiösen Festgesänge angewandt worden seyn und darum machte man in christlicher Zeit aus ihr die Davidsharfe.

Eigenthümlich erscheint es mir, daß der Kasten über den Saitenhalter hinausgeht. Das Einschiebselchen (über den Ausschnitten) ist mir ein Räthsel. Ob der auf der Kante eingeschnittene Namenszug aus späterer Zeit herrührt, habe ich nicht ermitteln können. Die Kreisornamente findet man häufig in Littauen an Graburnen und an Metallperlen. Kreisverzierungen enthalten auch die Stickereien, die die Littauerinnen nicht in der Schule verfertigen lernen, sondern am häuslichen Herde und bei denen sie die von Alters her überkommenen Muster mit einer zugespitzten Holzkohle auftragen.

Ueber das Tonverhältniß und die Besaitung der Kanklys kann ich nur Vermuthungen aufstellen. Jedenfalls bestand der Bezug aus Darmsaiten, die jedoch nicht gleiche Dicke hatten, da der Grundbaß bei der Einfachheit der Melodie, indem bei den meisten die Harmonie auf der Tonica oder Dominante ruht, nur durch einen starken Ton, also stärkere Saite sich bemerkbar machen konnte. Nach der Dimension der Saiten könnte man die diatonische Scala annehmen, so daß also die abgeleiteten Töne fehlten und im Nothfall durch rasches Umstimmen oder Auflegen des Fingers gebildet wurden. Ebenso ließe sich auch die Tonleiter von A moll annehmen nnd dies dürfte das Wahrscheinlichere sein. Spielen sah ich das Instrument auf folgende Art. Der Spieler hält das aufrecht stehende Instrument auf seinem Schooße, so daß die Rückseite sich an die linke Achsel lehnt; der Daumen der rechten Hand ruht, wenn er nicht bei vollen Griffen gebraucht wird, unten auf dem Ende des Stegs und giebt mit den übrigen Fingern die zum Spielen höhere Tonart an, der Zeigefinger der linken Hang, die mit Hilfe des Oberarms das Instrument hält, ist (gewöhnlich auf der ersten Saite) dabei auch in Thätigkeit und giebt den Takt wie auch den Baß an. Daß man sich bei manchen Stücken auch des Plektrons bedient haben mag, ist nicht unwahrscheinlich. E. Gisevius.

3) Das Saitenbrett der Kanklys kann man mathematisch genau so konstruiren:

Man ziehe eine Linie AB, theile sie in C zur Hälfte, errichte auf ihr in C ein Perpendikel C D, mache CD = AC, ziehe demnächst von D eine Linie durch A und trage auf sie von D aus zweimal AC bis E und F

aber nicht verhindert mich mit der Sache zu befassen: irr' ich, so irr' ich in einem Gegenstande, von welchem Niemand's Wohl und Wehe abhängt *). Damit aber Andere mein Ergebniß desto genügender prüfen können, will ich nicht bloß dieses niederschreiben, sondern zugleich auch die Gründe angeben, auf welchen es beruht. Meiner Quellen sind drei, erstens die unmittelbare Anschauung der Kanklys selbst, zweitens vier und zwanzig Litthauische Melodien, drittens Kenntniß der Volksmusik überhaupt.

Ich gebe zuförderst eine kurze Beschreibung des Instrumentes, nicht mit mathematischer Genauigkeit, die mir überflüßig scheint, sondern in der Art, daß sich der Leser eine genügende Vorstellung davon machen kann.

Auf einem drittehalb Fuß langen Brette ist in der Höhe eines reichlichen Zolles ein Resonanzboden angebracht, der gegen zwei Drittheile desselben bedeckt. Der mit neun Darmsaiten überspannte Theil des Resonanzbodens — denn am unteren Theile des Resonanzbodens reichen die Saiten nicht bis an sein Ende — bildet ein beinahe gleichschenkliches Dreieck, dessen größter Winkel etwa 105 Grade beträgt, und dessen einer Winkel am un-

auf, ziehe sodann **FB**, theile **GB** zur Hälfte in **H**, und verbinde **H** und **E** durch eine Linie: so ist **EF** die Wirbelreihe, **FG** der Steg.

Die Verzierungen des Saitenbrets sind ebenso geometrische Figuren, die man leicht konstruiren kann, wenn man die Peripherie eines Kreises in 6 Theile zerlegt, um jeden Theilungspunkt mit dem gleichen Radius einen Kreis, also 6 Kreise zieht, endlich um die 6 Punkte, in welchen sich diese 6 Kreise außerhalb des ursprünglichen Kreises schneiden wieder 6 Kreise mit demselben Radius legt, und dann diesen ursprünglichen Kreis mit den Abschnitten der übrigen Kreise, die in ihn gefallen sind, heraushebt.

Eigenthümlich ist auch der Steg gebildet. Er besteht aus zwei gleichen Stücken von der in Figur **A** dargestellten Form, welche mit dem unteren Theile **AB** durch ein Loch der Decke des Resonnanzbodens eingeschoben werden, so daß **AB** nun von unten, **AC** von oben an diese Decke drückt, sobald der Draht, an welchem die Saiten mit einer Doppelschlinge befestigt werden, durch jene Seitentheile des Steges geschoben und die Saiten selbst mittels der Wirbel festgezogen sind. — R.

*) Liegt so viel an der Sache, so sollte man die Herrn Geistlichen und Gutsbesitzer Litthauens in öffentlichen Blättern auffordern einen Landsmann zu ermitteln, der die Kanklys noch nach alter Weise spielt, oder über die Art, wie sie gespielt wurde, genügende Auskunft zu geben vermag. Gd.

teren Ende durch einen drei Zoll langen Steg abgeschnitten wird. An der Seite des Dreiecks, welche dem Stege gegenübersteht, befinden sich neun Wirbel, und von diesen bis zum Stege reichen die neun Saiten des Instrumentes. Die längste Saite ist etwa zwanzigstehalb Zoll Duodecimalmaaß lang, die kürzeste etwa 10 Zoll, die neben der kürzesten etwas über 11 Zoll, und in gleicher Fortschreitung die übrigen bis zur längsten.

Die erste Frage nun wird die Stimmung der neun Saiten betreffen. Da die längste Saite beinahe das doppelte Maaß der kürzesten beträgt, so ergiebt sich das Verhältniß einer Oktave zwischen beiden, z. B. $\overline{\overline{c}}$ zu $\overline{c}$, fast von selbst. Denn daß nach den Gesetzen der Akustik, die den Litthauern in frühern Jahrhunderten doch wohl unbekannt waren, die höhere Oktave genau die Hälfte der tieferen ist, so daß, wenn die höhere 10 Zoll beträgt, die tiefere 20 Zoll fordert, ist durchaus kein Hinderniß, da man der neunzehnzölligen Saite durch etwas schlaffere Spannung leicht die erforderliche Tiefe geben kann. Nun erhalten wir in den acht höhern Saiten die Oktave:

$$\overline{c}\ \overline{d}\ \overline{e}\ \overline{f}\ \overline{g}\ \overline{a}\ \overline{h}\ \overline{c},$$

in der neunten und tiefsten aber eine fort und fort angeschlagene Baßsaite, indem wir den fortklingenden Baß der Sackpfeife zum Vorbild nehmen, wiewohl dem zweierlei entgegenstehn dürfte. Einmal mag zwar die Sackpfeife ein altes Instrument des Volkes sein, aber schwerlich war es in seiner älteren Gestalt mit diesem Bourdon oder eintönigen Basse versehen; dieser konnte erst hinzugefügt werden, nachdem die Harmonie erfunden und aus der Kirche bereits in die weltliche Musik übergegangen war. Zum andern aber ist die neunzehnzöllige Saite ja kaum für die tiefere Oktave $\overline{c}$ zureichend, würde mithin in a g und f gestimmt viel zu schwach und dumpf klingen. Und so wird denn die tiefste Seite sicherer als die untere Oktave der höchsten angesehn werden.

Aber was soll nun, da die Oktave nur acht Saiten fordert, die neunte Saite? Die Antwort scheint mir nicht schwer. Wollte man nämlich um Einen Ton über die höhere Oktave hinausgehn, so stimmte man den obersten Ton in dem zweimal durchstrichenen d

und hatte zur Octave noch die None. Verlangte aber ein Musikstück eine zufällige Vorzeichnung, z. B. fis, cis gis oder h so gab man dem neunten Tone neben f, g, c oder h diese Stimmung und konnte nun nach Belieben f oder fis, g oder gis, h oder b und c oder cis erklingen lassen. Hält man dies noch nicht für zureichend und fordert statt der neun Töne ihrer dreizehn, um jede Modulation innerhalb einer Oktave zu erreichen, so wolle man sich erinnern, das unsere Dur- und Molltonarten mit allen ihren Ausweichungen kaum anderthalb Jahrhunderte alt sind, und daß sich der Volksgesang innerhalb seiner Tonart ohne Ausweichung bewegte. Er konnte gleichwohl jeden der acht Töne einer Oktave zur Kadenz benuzen, wenn er nur den Triton (f — h und h — fs) vermied. Kommt in einem einstimmigen Liede aus Cdur eine Cadenz in g vor, so bedarf sie durchaus keines Leitetons fis; denn man kann unmittelbar von c, d, e, a und h und selbst von f nach g gehen ohne deshalb fis zu singen, wie ja die Phrygische Tonart ordnungsmäßig in e schließt mit vorhergehendem d, nicht dis. Der Volksgesang ist überhaupt nicht auf unser Dur und Moll beschränkt, sondern gehört öfters den alten Kirchentonarten an. Hier sind ein Paar Beispiele. Das Volkslied:

„Es ist nicht lang, daß es geschah,
Daß man den Lindenschmid reiten sah."

ist Hypodorisch (im zweiten Kirchenton) um eine Quarte erhöht, also mit der Vorzeichnung eines b. Es beginnt und schließt in g, ist weder Gdur noch Gmoll und mengt weder fis noch es ein. Die Melodie des Liedes:

„Es leuchten drei Stern' über ein Königshaus."

ist Aeolisch d. h. aus A ohne alles gis, fis, cis oder sonst ein zufälliges Zeichen.

Die Melodie zu dem Liede:

„Ach Elselelein, liebes Elselein mein,
Wie gern wär ich bei dir!"

ist wiederum Hypodorisch, um eine Quarte erhöht. Doch ich will hier kein Verzeichniß liefern. Wer mit den alten Tonarten bekannt ist und sich die Mühe geben will die Deutschen, Bretagnischen, Schottischen, Wendischen, Russischen, Litthauischen und

Indischen Volkslieder zu durchblättern, wird auf zahlreiche Beispiele jener Tonarten stoßen; nur muß er sich durch die Vorzeichnungen nicht täuschen lassen. Diese sind oft falsch, und man stößt z. B. auf Musikstücke aus dem G mit vorgezeichnetem fis, das dann, so oft es vorkommt, wiederum durch ein ♮ in F verwandelt wird.

Auch pflegt der Umfang der Volksmelodien nicht groß zu sein. Die meisten übersteigen die Oktave nicht, viele liegen innerhalb einer Septime oder Sexte, ja es sind mir ein Paar vorgekommen, die sich auf eine Quinte beschränken. Viele Melodien, welche zwischen g und ē liegen oder fis nicht berühren, lassen es unentschieden, ob man sie Gdur oder Mixolydisch nennen soll. Es kommt aber auch nichts darauf an; denn in dem einen wie in dem andern Falle sieht man, daß die neun Saiten der Kanklys zur unisonen Begleitung von Melodien so beschränktes Umfanges vollkommen ausreichen.

Ueberstieg eine Melodie den Umfang einer None, so wurden die dem Instrumente unerreichbaren Töne entweder pausirt, oder man schritt zu einem auch uns sehr wohlbekannten Auswege; man verlegte die Begleitung der Stelle in die tiefere Oktave.

Aber sollten die Litthauer immer aus C gesungen haben? wird man fragen. Das ist weder wahrscheinlich, noch eine Bedingung des Gebrauches der Kanklys. Die Saiten, mit denen ich sie bezogen fand, gestatten nicht nur die Erhöhung in cis oder d, sondern auch in es und e. Wollte man z. B. eine Melodie aus dem G begleiten, so gab man den Saiten die Stimmung e fis g a h c cis d e. Mittels der Cis-Saite war für den Leiteton bei einem etwa eintretenden Uebergang nach D gesorgt, das höhere fis und g aber wurde in der tieferen Oktave begleitet. Ebenso konnte man bei einer Melodie aus A verfahren. Für den Ton B konnte allenfalls das Instrument einen Ton tiefer gestimmt werden. Uebrigens singt das Volk dieselbe Melodie nicht immer aus demselben Tone, sondern richtet sich nach dem Bedürfniß. Ich habe vor einigen Jahren eine Anzahl Volkslieder mit ihren Melodien gesammelt, indem ich sie mir auf meinen Spaziergängen von Knaben und Mädchen aus der unteren Volksklasse vorsingen ließ. Da wurde denn ein Lied bald aus diesem, bald aus jenem Tone gesungen. Meistens trafen sie gleich den Ton, den sie woll-

ten, manchmal aber ward er erst durch Probieren gefunden. Waren mehrere Sängerinnen von höheren und tieferen Stimmen, so suchten sie immer einen Ton, der allen Stimmen bequem oder doch erreichbar war. So werden es denn auch wohl die Litthauer und Litthauerinnen gehalten und sich nach dem Instrumente gerichtet haben, so oft der Unterschied zwischen seiner Stimmung und ihrer Tonart nicht zu bedeutend war. Im allerschlimmsten Fall sang man ohne Begleitung, wie unser Volk ja immer ohne Begleitung singt, und ohne daß wir sie vermissen.

Begleitung! wird Mancher sagen, was kann denn eine armselige Oktave für eine Begleitung gewähren? — Es ist wahr, das Wort Begleitung führt auf Vorstellungen, die hier gänzlich zu verbannen sind. Nenne man die Sache, wie man wolle, sie läuft aber auf weiter nichts hinaus, als daß jede gesungene Note genau auf dem Instrumente mitgespielt wurde — mitgeklimpert, wenn man will. Vielleicht lasse ich mit mir handeln und gestatte wenigstens Terzen, Serten und Quinten? So gern ich's wollte, die Geschichte der Musik gestattet es nicht. Selbst wenn mir ein Mitlebender berichtete, er habe mit eigenen Ohren gehört, daß ein Litthauer auf seiner Kanklys zur Melodie auch Terzen, Serten und Quinten gegriffen habe, würd' ich, ohne ihm zu widersprechen, doch nur sagen können, daß, was er da gehört, nichts beweise. Seit der Verbreitung der Harmonie durch das Kirchenlied, durch die Oper, durch den Männerchor und den zweistimmigen Gesang der wandernden Handwerksgesellen und der zu ihrem Herde heimkehrenden Landwehrmänner und endlich durch die Drehorgeln, wäre es nicht zu verwundern, wenn auch ein Litthauisches Lied zweistimmig gesungen und begleitet würde, wiewohl eine zweite Stimme auf diesem winzigen Instrumente viel größere Hindernisse findet als im Gesange. Was wir jetzt Harmonie nennen — denn die Griechen verstanden etwas Anderes darunter — das gleichzeitige Erklingen von Tönen auf verschiedenen Stufen der Skala, war nicht nur dem ganzen Alterthume unbekannt, sondern ist es auch jetzt noch allen außereuropäischen Völkern mit Ausnahme der außereuropäischen Kolonien. Dies zu erweisen ist hier nicht der Ort; doch will ich zu Gunsten derer, welchen die Sache neu sein sollte, wenigstens Einen Gewährsmann stellen. James Bruce in einem Schreiben an Dr. Burney

ſagt nämlich bei der Gelegenheit, daß er die muſikaliſchen Inſtrumente der Abyſſinier beſchreibt: „Das ſechſte und letzte Inſtrument iſt die Lyra, welche nie allein, ſondern immer in Begleitung der Singſtimme, mit welcher ſie beſtändig im Einklang geht, geſpielt wird. Auch habe ich nie vielſtimmige Muſik bei irgend einer kultivirten oder unkultivirten Nation gehört als in Europa. Harmonie iſt die letzte Verfeinerung, welche die Muſik nach dem Beſitz vollſtändiger Inſtrumente [namentlich der Orgel. Gd.], vermuthlich in Italien erhalten hat.“ Forkel's Geſch. d. Muſik, Bd. I., S. 87. Hoffentlich wird man nicht einwenden, die Litthauer ſeien ja ein Europäiſcher Volksſtamm. Denn unter Europa verſteht Bruce nur das chriſtliche Europa, dem ſich die Litthauer erſt ſpät angeſchloſſen haben. Von heutiger Muſik in Litthauens Städten kann aber hier natürlich nicht die Rede ſein.

Findet man dies Mitklimpern einer geſungenen, vielleicht von einem ganzen Chore geſungenen Melodie durchaus in den Noten dieſer Melodie, unbedeutend und langweilig, ſo muß das im Gegenſatz zu unſerer vierſtimmigen Muſik, ja zu einem Liede mit der einfachſten Klavierbegleitung unfehlbar zugeſtanden werden. Aber damit iſt die Sache doch nicht abgethan. Die Inſtrumentalbegleitung der glänzendſten Feſtchöre Athens und ſeiner tragiſchen Geſänge war keine andere als im Uniſono. Beſtand ein Unterſchied, ſo war es allein der Unterſchied der höheren und tieferen Oktaven, der ebenſo die Singſtimmen, wie die Inſtrumente betraf. Natürlich wär' es lächerlich zu glauben, ein ganzer Chor von funfzehn oder mehr Perſonen ſei nur von einer einzigen Leier begleitet worden, es ſei denn, daß man bloß das Sinken der Stimmen verhüten wollte. Anders verhält es ſich mit den Blasinſtrumenten (Auloi) von denen auch Eines zur Begleitung (Verſtärkung) des Chors hinreichte, wenn man es auch nur von der Tonſtärke einer Klarinette annehmen will. Dazu kommt noch daß, wenigſtens in der Zeit, wo ächte Kunſt blühte, die Stimmen nie ihren natürlichen Tonkreis und ihre der Kehle und dem deutlichen Ausſprechen des Textes bequemen Mitteltöne überſchritten, mithin die männlichen Stimmen höchſtens das eingeſtrichene f, die weiblichen das zweigeſtrichene f erreichen mochten. Dürfen wir ferner bei den Alten auch Vor-, Zwiſchen- und Nachſpiele annehmen — und es fehlt dafür nicht

an Beweisen — so leuchtet der Gebrauch eines einfachen Saiten- oder Blasinstrumentes noch mehr ein.

Man schüttelt den Kopf bedenklich und möchte gar zu gern eine Begleitung des Litthauischen Gesanges ermitteln, wie unsere Harfe oder Guitarre sie gewährt. Besonders erklärt man sich auch gegen das Unisono in zwei verschiedenen Oktaven. Es ist wahr, es beleidigt das Ohr eine einzelne Männerstimme in einem Chore von Knaben oder von weiblichen Stimmen zu hören; aber das Beleidigende liegt in der Einzelheit der männlichen Stimme, nicht in der tieferen Oktave. Man höre nur eine gleiche Anzahl höherer und tieferer Stimmen — unisono singen — wohl gemerkt: rein —, und das Unangenehme wird verschwinden, wie man denn in der Kirche wirklich nichts gegen diese Singweise einwendet, trotz dem daß sie sich selten der Reinheit zu erfreuen hat.

Doch vielleicht giebt man mir den Gebrauch zu, den ich der Kanklys anweise, bemerkt aber, daß es dann ziemlich gleichgültig sei, ob man mit oder ohne Begleitung singe. Allein ich fürchte, man denkt überall mehr an die Gegenwart und sich selbst als an die frühere Zeit und die Litthauer. Die heutige Begleitung des Liedes ist freilich oft nicht nur vierstimmig, sondern sogar obligat und nachahmend. So war es jedoch nicht immer: die „Lieder im Volkston, bey dem Claviere zu singen, von J. A. P. Schulz, Königlich Dänischem Capellmeister. Berlin." drei Theile in Querfolio 1783 (zweite Aufl. 1785) und 1790, stehn nicht, wie es jetzt üblich ist, auf drei, sondern nur auf zwei Notensystemen, von denen das obere die zugleich gesungene und gespielte Melodie bald allein, bald noch mit begleitenden Terzen oder Sexten enthält, das untere aber meistens die einzelnen Noten des Grundbasses. Dieser ist z. B. in dem vierzeiligen Liede: „Willkommen, lieber schöner Mai" von Hölty folgender:

6/8 7 | a | c a 7 | — | — | a | e a d | cis fis d e | a 7 r |,

also, richtig gezählt, zwölf Noten in acht Takten. Alle Schulzischen Lieder lassen sich auch ohne Klavier singen. In der Vorrede zur zweiten Auflage des ersten Theils erklärt Schulz ausdrücklich, daß er „alle unnütze Zierereien sowohl in der Melodie, als in der Begleitung, allem Ritornellen- und Zwischenspielkram, wodurch die Aufmerksamkeit von der Hauptsache auf Nebendinge,

von den Worten auf den Musikus gezogen wird, und die nur selten von Bedeutung sein können, als dem Liede schädliche Ueberflüßigkeiten," verwerfe. Schulz war der Reformator des Liedes, wie wenige Jahre vorher Gluck der Reformator der Oper wurde. Die Schulzischen Lieder im Volkston hat keiner von unseren Tonsetzern übertroffen, erreicht hat sie zuweilen Joh. Friedr. Reichardt, auf den sein Geburtsort Königsberg stolz sein darf, seltener Zelter und wenige andere. — Gut, gut! sagt man, recht gut für Hausmannskost, mit dem Glockenschlag Zwölf aufgetragen! — Ich kann nicht mehr fordern und lade Niemand bloß auf Kartoffeln ein. Nur will ich an zweierlei erinnern. Die Bewunderer Mozart's, Haydn's, Beethovens, Mehul's, Cherubini's und meinetwegen auch Rossini's, Auber's und anderer Modekomponisten, werden die Melodie des Liedes: Nun ruhen alle Wälder schwerlich für mehr als Hausmannskost ansehn, wie es denn in der That manch ehrliches Menschenkind, das niemals eine Oper gesehn oder gehört hat, in seinen vier Pfählen nach der Nachtkost singt und sich auf's Ohr legt. Und doch weiß man, daß Mozart die einfache Schönheit dieser Melodie bewunderte, wie Schiller Paul Gerhard's Text dazu. Und wo stammt diese Melodie her? Von Heinrich Isaac (um 1440 zu Prag, geboren), der sie zu einem weltlichen Liede setzte:

Inspruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Strassen, u. s. w.

später geistlich umgewandelt in

O Welt, ich muß dich lassen,
Ich fahr' dahin mein Strassen
Ins ewig Vaterland.

Text und Melodie haben auch noch andere Bewunderer als Mozart und Schiller gefunden. Asmus (Claudius) dichtete nach Gerhard's Lied das seinige:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen, u. s. w.

und J. A. P. Schulz setzte es nach Isaac's Vorgang in Musik. Beide, Text und Melodie sind jedes Lobes werth, aber übertroffen ist H. Isaac nicht, und noch weniger P. Gerhard.

Das ist das Eine, woran ich erinnern wollte. Jetzt das An-

dere! Hausmannskoſt, Werkeltagskoſt beliebt man jene einfachen Kompoſitionen zu nennen. Halten wir das feſt! Sechs Tage in der Woche ſind Werkeltage und wir begnügen uns mit Hausmannskoſt, wie die Küche ſie ohne große Vorbereitung bietet. Erſt am Sonntage giebt's Braten und Kuchen, worauf man ein Paar gute Freunde und Freundinnen einladet, um ein halbes Stündchen länger an der wohlbeſetzten Tafel zu verweilen. Sollte das nicht auch für die Muſik die rechte Art und Weiſe ſein? Sollte es nicht genügen, dann und wann eine Oper, ein Konzert, eine Kirchenmuſik zu hören ohne daneben alle ſieben Tage der Woche noch am Klavier Oper, Konzert und Kirchenmuſik zu haben? Die Folge unſerer unabläſſigen Kunſtgenüſſe ſind Ueberſättigung und Geſchmackloſigkeit, indem das Einfache und Natürliche nur langweilt, und ein gar nicht mehr zu ſtillender Heißhunger nach Neuem, Neuerem, Neuſtem und Allerneuſtem eintritt, Nichts mehr anſpricht als das Uebertriebene ja Excentriſche, das zuletzt dem Abgeſchmackten, Sinnloſen und Wahnſinnigen Platz macht. Daß unſere Oper geſunken iſt und tief unter dem ſteht, was Gluck, Mozart, Beethoven, Cherubini und Mehul leiſteten, giebt jeder Kenner der Muſik zu. Ob wir aber jemals Komponiſten, wie ſie, und ein Publikum wie das ihrige, wiedergewinnen werden, das iſt leider mehr als zweifelhaft, weil leider alle Bedingungen und Ausſichten dazu fehlen. Kunſt leiſtet mit wenigen Mitteln Großes und das Rechte; Kunſtloſigkeit und bloßes Handwerk bringt nach ſeinem Modezuſchnitt mit vielen, ja nicht ſelten unglaublichen Mitteln, doch nur bald Kleinliches, bald Ungeſchlachtes und Unnatürliches hervor. Und ſelbſt, wenn in der Ueberladung hin und wieder ein beſſerer Geiſt athmet, ſo berührt er uns wenig oder garnicht, weil die Maſſe der äußeren, ſtofflichen Zuthat ihn erdrückt und unſer Ohr zu ſehr auf Koſten des Geiſtes beſchäftigt. Warum entzückt denn den Kenner ein Quartett von Haydn, Mozart und Beethoven in ſo hohem Grade? Darum weil vier gleichartige nur der Höhe und Tiefe nach verſchiedene, aber jedes Ausdrucks fähige Saiteninſtrumente durch geringe Mittel eine ganz unglaubliche Mannichfaltigkeit von Gefühlen in uns erwecken und fortwährend erhalten.

Der langen Rede kurzer Sinn iſt alſo der: Was uns noth thut, iſt Beſchränkung und Sammlung, Erbauung ſtatt der Unter-

haltung, geistige Auffassung statt des bloßen Ohrenkitzels, Forderungen, welche die heutige Welt im Ganzen zurückweist und zurückweisen wird, auf die aber die Privaterziehung nicht nur auf dem Lande und in Provinzialstädten, sondern, wo man's versteht, selbst in den größten Städten, allerdings eingehen könnte und sollte.

Und hiemit sind wir wieder zum Volksliede überhaupt und insbesondere zum Litthauischen zurückgekehrt. Wer die Volkslieder liebt, an ihnen Vergnügen findet, ohne ihrer überdrüßig zu werden, der ist auf dem besten Wege — nicht etwa ein Künstler, wohl aber ein Liebhaber wahrer Kunst zu werden. Auch kann man nicht sagen, daß die Komponisten das Volkslied verachten, vielmehr haben sie ihm manchen schönen Gedanken entlehnt und ihren eigenen Kompositionen damit keinen schlechten Dienst erwiesen, aber sie machen's nicht, wie die alten Kirchenkomponisten, die ihren Messen den Anfang der Volkslieder voransetzten, welche sie darin zu Grunde legten, sondern behalten die Quellen, aus denen sie schöpfen, für sich.

Die Litthauischen Lieder (die Gedichte, Texte, Worte) hat Rhesa genügend charakterisirt. Was die Melodien anlangt, so läßt sich der Zweifel nicht ganz abweisen, ob sie durchaus treu in Noten gesetzt, oder ob sie nicht hin und wieder, wo sie unserem Ohre hart klingen, gemildert sind — ganz wie es dem Gregorianischen Kirchengesange ergangen ist und noch ergeht, den man seiner ursprünglichen Derbheit beraubt, indem man in einer Menge Stellen b und es statt h und e, fis, cis und gis statt f, c und g zu singen pflegt, ein Uebel, das bekanntlich auch viele protestantische Choräle betroffen hat. Vielleicht ist auch der Gesang der Litthauer selbst unsicher geworden, seit sich die neuere Musik auf mancherlei Wegen über Stadt und Land verbreitet. Doch lege ich auf diese Bemerkung kein Gewicht, zumal wenn man Gelegenheit findet, dieselbe Melodie an verschiedenen Orten und aus dem Munde verschiedener Personen kennen zu lernen. Hören wir das Deutsche Volk noch jetzt manche Melodie singen, wie es sie vor hundert, ja vor zwei- und dreihundert Jahren sang, so findet das bei den Litthauern gewiß in noch höherem Grade statt, da sie von neuerer Kultur weiter entfernt sind. Zu den Neuerungen aber wird es wohl zu rechnen sein, wenn beim Spiele der Kan-

klys die tiefste Saite vom Anfange bis zum Ende eines Musikstückes, vielleicht besonders der Tänze, gegriffen wird, und eine Nachahmung der Sackpfeife darin kaum verkannt werden. Freilich weiß ich nicht, ob die Sackpfeife ein Altlitthauisches Instrument ist; im Westen Europas ist sie gewiß ziemlich alt, und so dürfte sie auch den Litthauern, wenigstens seit ihrer Annahme des Christenthums, nicht unbekannt geblieben sein.

Wie die Tonart der Volksmelodien überhaupt nicht immer unser **Dur** und **Moll** ist, so verhält es sich auch mit den Litthauischen. So z. B. kann man Rhesa's erste Melodie für Mixolydisch nehmen, da sie ohne alle Vorzeichnnng in G beginnt und schließt, wie man seine siebente als die um eine Quarte erhöhte mixolydische Tonart ansehn darf, da sie mit vorgezeichnetem b in C anfängt und schließt. Einige Melodien beginnen und enden in verschiedenem Tone, wie Rhesa's zweite Melodie, welche mit G anfängt und mit A schließt.

Der melodische Gang ist meistens einfach und natürlich, doch fehlt es auch nicht an Wendungen, die uns befremden. Der Umfang der Melodien ist eine Oktave, steigt aber auch wohl zur None und Decime auf. Rhesa's zweite unh sechste Melodie umfassen jede nur sieben Töne.

Das Alter der Melodien anlangend, würde ich die uns unregelmäßig scheinenden und befremdenden, so wie die aus Kirchentonarten, für die älteren, die regelmäßigen und glatten aus unserem **Dur** für die neueren halten, zumal wenn die Texte, über welche ich kein Urtheil habe, auf dasselbe Ergebniß hinführen sollten.

Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß man nicht ablassen werde Litthauische Lieder und Melodien aus dem Munde des Volkes aufzuzeichnen und Rhesa's Sammlung durch eine zweite zu ergänzen. Rhesa, mit dessen Verfahren selbst Jacob Grimm zufrieden ist, dürfte hiebei als Muster dienen. Denn einmal hat er sehr wohl daran gethan, die Melodien bloß in der Singstimme zu geben, da Mehrstimmigkeit und Klavierbegleitung, wie man sie jetzt fordert, ihnen ihren Charakter ebenso raubt, wie dies bei den Deutschen und anderen Volksliedern der Fall ist. Sodann hat sich Rhesa auch nicht mit ängstlicher Unterlegung des Deutschen Textes abgequält, denn eine solche kann nur auf Kosten der

Treue und Schönheit der Ueberſetzung erreicht werden. Lieber lege man die Deutſchen Worte unter, wie ſich's gerade fügen will, und überlaſſe es dem Sänger ſie ſich durch Zuſammenziehung und Aenderung bequem zu machen. Ohnehin wär' es ein Irrthum zu glauben, die Litthauiſchen Melodien würden ein großes Publikum finden. Der Mehrzahl der Gebildeten ſind ſie ein Curioſum, das man wie andere Curioſa einmal anſieht und dann vergißt.

Nur Leute wie der verewigte Thibaut und ein Dutzend anderer Liebhaber haben eine wahre Freude an ſolchen Naturerzeugniſſen. Möge man denn bei der Herausgabe von Volksliedern mit Rheſa ſolche Liebhaber im Auge haben, nicht die zwar neugierige, aber im Augenblick befriedigte ja überſättigte Menge.

Alter Gebrauch.

Von Archivrath Dr. Faber.

1582 (18. Juni) an die drei Räthe: „die ſeit der jetzigen Regierung gewordenen Bürger ſollen zu Schluß die Erbhuldigung leiſten auch der altſtädt. Rath der alten Gewohnheit einen Handſchuh mit Pfennigen nach geleiſteter Huldigung dem Fürſten zu präſentiren, weil es noch nicht geſchehn, jetzo nachkommen."

Bessel's Geburtstags-Feier.

Am 22. Juli 1847.

Als noch der Schmerz und die Klage in der Sternwarte laut war um den dahingeschiedenen Gründer derselben, ziemte es sich nicht den Tag zu feiern, an dem einer der größten Genien der Wissenschaft geschenkt wurde. Nach vollendetem Trauerjahr war ein solches Fest wohl angemessen, an dem die erhebende Betrachtung dessen, was der berühmte Astronom geleistet, die Trauer, daß ihm nicht mehr zu leisten gestattet war, zurückdrängte. Herr Dr. Busch, Observator der Königsberger Sternwarte, führte den schönen Gedanken der Feier, der von ihm ausging, auf die würdigste Weise aus, indem er zum 22. Juli Collegen, Freunde und Verehrer von Bessel auf die Sternwarte einlud. Sie versammelten sich in dem Garten in einer Laube, die Bessel gepflanzt hat, denn alles im Bereich der Sternwarte ist seine Schöpfung und jeder der Gäste erinnerte sich an gemüthlich heitere und anziehende Gespräche, die er hier vernommen. Herr Dr. Busch forderte darauf Alle auf, die Sternwarte in Augenschein zu nehmen, und führte sie in den Nordsaal. Hier war von Laubwerk, in- und ausländischen Gewächsen eine grüne Wand dargestellt, die in der Mitte das schön bekränzte Bildniß unseres Astronomen enthielt, umgeben von den Bildnissen eines Olbers, Gauß, A. v. Humboldt und Jacobi, und in zwei grünen Nischen die Büsten von zwei andern Verstorbenen, seinem Sohne Wilhelm und von dem von ihm hochgeschätzten Repsold*). Der ernste,

* Wilhelm Bessel, der eine Zeitlang sich der Astronomie widmete, vertauschte sie später mit der Baukunst und als ein trefflicher, vielversprechender Jüngling von 26 Jahren starb er am 26. Oktober 1840 an einem hitzigen Fieber, als er eben das Landbaumeister-Examen auf das Glänzendste bestanden hatte und mit freudiger Zuversicht in eine glückliche Zukunft sah. In der Schrift „Erinnerung an Bessels Leben und Wirken" von Anger S. 27. befindet sich ein Brief von Bessel, in dem er schreibt: „Der Verlust des einzigen Sohnes, eines Sohnes der mit solcher Auszeichnung auftrat, als der meinige — ist schwer zu ertragen. Doch er muß getragen werden. Wie gern hätte ich die wenigen Jahre,

schöne, erhebende Eindruck, den der Anblick auf Alle machte, wurde mit einprägsamer Kraft erhöht, als Herr Dr. Busch, er der Schüler, Mitarbeiter und Vertraute des großen Heimgegangenen, die Rednerbühne bestieg. Auf die Bitte eines der Herausgeber ließ sich der Festgeber bestimmen, die Rede, an einen engern Kreis von Freunden gerichtet, durch diese Blätter auch den Verehrern Bessels darzubieten, die nicht zu den damals Versammelten gehörten. Ihre Zahl war nur klein, kleiner als Herr Dr. Busch sie zu vereinigen, beabsichtigt hatte. In den Sommerferien befanden sich Viele der Geladenen außerhalb Königsbergs und ließen sich mündlich und brieflich in der Ferne berichten, daß wieder eine sich von aller beengenden Förmlichkeit oder gelehrten Pedanterie fernhaltende, geist- und herzvolle Unterhaltung in der Sternwarte gepflogen sey, die, wie sonst die Nähe Bessels, so jetzt das Andenken an ihn hervorrief. Und Alle, gleichviel ob sie als Gelehrte oder Freunde ihm nahe standen, theilen den lebhaften Wunsch jener Versammlung, daß ein ähnliches Fest alljährlich veranstaltet werden möge, wo möglich in der Sternwarte, der äußern Einrichtung nach, wie die

die mir noch übrig sein können, weggegeben, um für meinen theuren Wilhelm die ihm gebührenden 40 oder 50 dagegen einzutauschen! — und nach aller Wahrscheinlichkeit wären es 40 oder 50 glückliche Jahre gewesen, denn ich wüßte nicht, welche Bedingung derselben ihm gefehlt hätte. Ich suche mich an Arbeiten zu zerstreuen und bin auch schon wieder besser dazu im Stande.

In einem Briefe im Mai 1840 schrieb Wilhelm an einen Freund: „Mein innigster Wunsch ist es, Sie eben so glücklich zu wissen als ich es gegenwärtig bin. Es giebt nichts Angenehmeres, als einen Sommer nach dem Examen. Alle Sachen, die man treiben mußte, auch wenn man wenigen Geschmack an ihrer Cultivirung fand, sind jetzt abgefertigt und man kann nun diejenigen mit um so größerem Eifer treiben, an denen man Gefallen findet. Dieses ist ein unbeschreiblich glückseliger Zustand." — J. G. Repsold, ein ausgezeichneter mechanischer Künstler, von welchem die Sternwarte eine Pendeluhr und den Pendelapparat besitzt, durch den Bessel in Königsberg und Berlin die Länge des einfachen Secundenpendels bestimmt hat, starb als Oberspritzenmeister Hamburgs in seinem Beruf, indem er am 14. Jan. 1830 bei einer Feuersbrunst von einem herabstürzenden Gemäuer erschlagen wurde. — Auch Repsolds Söhne haben sich um die Sternwarte verdient gemacht durch Fertigung des großen Meridiankreises. Als der eine von ihnen A. Repsold sein Werk hieselbst 1841 aufstellte, nahm Bessel bei einem Mittagsmahle Gelegenheit, über den Stand der höheren Mechanik heutigen Tages zu sprechen und knüpfte daran das Lob des dankbar überraschten Künstlers. Wer Zeuge war, wird sich gern an jene feierliche Stunde erinnern.

Kantsfeier, die Anfangs auch in kleinem Kreise im Hause Kants begangen wurde. Eine Abweichung von der gewöhnlichen Regel dringt sich uns als eine als nothwendig wahrzunehmende Pflicht auf. Um nicht die Mehrzahl von der Theilnahme auszuschließen, ist eine Verlegung des Tages mehr als wünschenswerth. Herr Dr. Busch schlägt als einen würdigen Feiertag den 12. November vor, an welchem die Sternwarte durch die erste Beobachtung des Königsberger Astronomen, wie er oft genannt wird, eingeweiht und durch ihn für Königsberg gleichsam eine neue Wissenschaft geboren wurde. Heilige Erinnerungen und dankbare Empfindungen versprechen der Feier, zu der am 22. Juli 1847 die erste Anregung gegeben wurde, eine lange fruchtbare Dauer.

Vortrag,

gehalten von Dr. A. F. Busch,
Observator an der Königl. Sternwarte zu Königsberg.

Meine Herren!

Die Sitte, das Andenken großer Männer, die entweder durch Handlungen oder durch Schriften für die Mit- und Nachwelt Dauerndes geleistet haben, von Zeit zu Zeit zu erneuern, ist aus dem schönen, tief eingewurzelten Zuge des menschlichen Herzens, der Dankbarkeit hervorgegangen; nicht minder liegt in der Wahl des Tages, an dem man ein solches Erinnerungsfest zu feiern pflegt, eine ernste zum tiefen Nachdenken anregende Bedeutung.

Der heutige Tag, Bessels Geburtstag, bietet der von ihm gegründeten bis zur höchsten Stufe der Wissenschaft gehobenen Anstalt, Gelegenheit dar, seiner in einem Kreise von Freunden, Verehrern und dankbaren Schülern zu gedenken und sich lebhaft des hohen Genusses zu erinnern, den wir Alle in seinem freundschaftlichen Umgange und in seiner belehrenden Unterhaltung gefunden haben.

Zu dem Bilde des Gefeierten, das noch mit den lebhaftesten Farben des Daseins vor unsere Seele tritt, möchte die Räumlichkeit, die uns gegenwärtig umgiebt, den würdigsten Rahmen darbieten. Jeder hier befindliche Gegenstand bezeichnet einen Abschnitt in dem unvergänglichen, offen vor uns aufgeschlagenen Buche seines Lebens, dessen erste Seiten der Gefeierte noch in der letzten Zeit seines irdischen Verweilens mit eigener Hand beschrieben hat.

Mit hoch geſpanntem Intereſſe ſehen wir der baldigen Herausgabe der eigenen Schilderung, des Anfanges und Fortganges ſeiner wiſſenſchaftlichen Laufbahn entgegen und dürfen hoffen über den Zuſtand der aſtronomiſchen Wiſſenſchaft vor 40 Jahren manchen wichtigen und lehrreichen Aufſchluß daraus zu erlangen. Die Aufgabe, eine vollſtändige, die Kraft ſeines genialen Geiſtes und die Größe ſeiner Leiſtungen umfaſſende Biographie zu ſchreiben, möchte ſobald wohl nicht gelöſt werden, ja ich glaube ſogar, daß die Gegenwart ſo manche Schwierigkeit der Löſung dieſer Aufgabe entgegenſtellen dürfte.

Beſſels Leben und Wirken iſt auf das engſte mit den großen Fortſchritten der aſtronomiſchen Wiſſenſchaft des letzten Jahrhunderts verbunden; die Geſchichte ſeines Lebens iſt daher die Geſchichte der Aſtronomie ſelbſt, und dieſe kann und darf auch nur von einem Aſtronomen geſchrieben werden, der durch ernſte anhaltende Studien und durch reiſe Erfahrungen ihrer Anwendung einen Standpunkt erreicht hat, von dem aus er mit tiefer Kenntniß das ganze Gebiet ſeiner Wiſſenſchaft überſchauen kann und die Frucht des vor ihm ausgeſtreuten Saamens geerntet hat. Eine ſolche Höhe zu erringen, möchte für die Gegenwart wohl nur wenigen Auserwählten geſtattet ſein, und da die Wiſſenſchaft ſelbſt für den Augenblick das Bedürfniß ihrer neuſten Geſchichte noch nicht dringend nothwendig macht, ſo dürften wir eine Biographie Beſſels in dieſem Sinne, wohl nicht ſo bald zu erwarten haben.

Dagegen würde ſchon derjenige auf die gerechteſte Anerkennung ſeiner Bemühungen rechnen dürfen, der durch eine klare und vollſtändige Ueberſicht der vielen wichtigen Arbeiten Beſſels und durch eine Darſtellung der unmittelbaren Folgen ſeiner großen Leiſtungen, Materialien für die Geſchichte des großen Mannes und ſeiner Zeit ſammelte.

In dem gegenwärtigen Augenblicke, indem unſer Intereſſe auch für den ſcheinbar geringfügigſten Umſtand, den Beſſel betrifft, ſo lebendig rege iſt, dürften einige Notizen aus der erſten aſtronomiſchen Entwickelungsperiode des großen Mannes unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen.

Bekanntlich trat Beſſel am 2. Januar 1799 noch in dem Knabenalter von 14½ Jahren ſeine Lehrzeit an und kam auf das Comtoir des Handlungshauſes Kulenkamp nach Bremen. Die

große Thätigkeit und Umsicht im Geschäfte, die ein Lehrling in seinem Alter hier entwickelte, erregte die Aufmerksamkeit seiner nächsten Vorgesetzten und verschaffte ihm die höchste Gunst seines Principals.

Von der Idee begeistert, das ferne Vaterland der verschiedenen fremden Erzeugnisse und Producte, über die er an seinem Pulte nur Rechnungen zu schreiben und abzuschließen hatte, mit eigenen Augen zu schauen, veranlaßte ihn nicht nur jeden freien Augenblick zu benutzen, sondern auch halbe Nächte anzuwenden, um sich mit Kenntnissen zu einer großen Seereise auszurüsten. Die rege Lebendigkeit seines Geistes mochte schon in der Ferne ihn die Qual der Langenweile empfinden lassen, die jeden auf einer längeren Seereise überfällt, der nicht selbst, entweder an den auf dem Schiffe nothwendigen Arbeiten oder an der Führung des Schiffes Theil zu nehmen im Stande ist. Einige Kenntnisse der Nautik durften daher in dem von ihm entworfenen Vorbereitungsplane nicht fehlen. Um sie zu erlangen schaffte er sich das Handbuch für Seefahrer von Hamilton Moore, Voigts populäres Handbuch der Himmelskunde und später Bohnenbergers geographische Ortsbestimmungen an, und hiemit beginnen im Jahre 1802 seine mathematischen und astronomischen Studien.

Sein Diarium aus demselben Jahre beginnt mit der Auflösung der einfachsten Aufgaben aus der ebenen Trigonometrie, mit Berechnungen des zurückgelegten Weges eines Schiffes bei contrairem Winde und mit mehreren anderen sich selbst gestellten Aufgaben aus dem astronomischen Theile der Nautik, saubere Zeichnungen sind den Auflösungen und Rechnungen hinzugefügt. Wir sehen, daß er schon um diese Zeit einen Schatz von mathematischen Kenntnissen sich angeeignet hatte. Die im Lehrbuche gegebenen Vorschriften und Formeln sucht er entweder durch genauere oder für die Rechnung bequemere zu ersetzen. Die Anwendung der Reihen selbst die Elemente der Differential- und Integralrechnung sind ihm nicht mehr unbekannt, und mit Hülfe der Keplerschen Gesetze löst er mehrere Aufgaben.

In dieser Zeit war es, wo die das Schicksal der Menschen leitende Vorsehung die Aufmerksamkeit des Dr. Olbers auf Bessel lenkte und dieser mit Seherblicken in dem 18jährigen Jünglinge die heilige Gluth für die Wissenschaft erkannte, sie anschürte und

mit prophetischen Worten ihn bald als den würdigsten zukünftigen Priester Uraniens bezeichnete.

Unter der Aegide eines Olbers setzt nun Bessel mit rastlosem Eifer seine nächtlichen Studien fort und wer da weiß, in wie hohem Grade Olber's Zeit in Anspruch genommen wurde, wird sein hohes Interesse für den jungen Bessel daraus entnehmen können, daß er nicht nur des letztern Auflösungen von Aufgaben durchsieht, sondern auch mit eigener Hand ihnen Verbesserungen und Bemerkungen hinzufügt, hiedurch und durch die freie Benutzung der schätzbaren astronomischen Bibliothek Olber's, hatte sich Bessel eine Quelle eröffnet, aus der er in vollen Zügen den Durst seines Wissens sättigen konnte. Die allgemeinen geographischen Ephemeriden und die monatliche Correspondenz des Freiherrn von Zach bildeten damals das Centrum, in welchem sich astronomische Theorie und Praxis glücklich vereinigten; in ihnen fand Bessel die Wechselwirkung der einen auf die andere, die sein großer Geist schon damals ahndete, bestätigt. Ganze Nächte verwandte er darauf, aus diesem Schachte das edelste Metall für sich zu Tage zu fördern, über Astronomie und Geodäsie, über Meteorologie und Physik schreibt er aus längeren Abhandlungen Auszüge und Bemerkungen nieder. Bohnenbergers vortreffliche Anleitung zu geographischen Ortsbestimmungen veranlaßt ihn die im Buche mitgetheilten Vorschriften mit Hülfe eines Sextanten und einer alten Pendeluhr wirklich in Ausübung zu bringen. Der Anfang seiner practischen astronomischen Thätigkeit beginnt mit dem 16. August 1803, an welchem Tage er einige Sternhöhen nimmt, um den Fehler seines Instrumentes für die morgende Beobachtung der Sonnenfinsterniß zu ermitteln. Das Wetter ist seinen Bemühungen günstig, er bestimmt durch 22 Sonnenhöhen die Zeit und beobachtet das Ende der Finsterniß, wobei er selbst bemerkt: der beobachtete Austritt des Mondes kann zweifelhaft sein, da es meine erste Beobachtung ist. Von diesem Tage an setzt er seine in Bremen geführten astronomischen Tagebücher unausgesetzt fort, alle, nach den in Bohnenberger mitgetheilten Methoden gemachten Beobachtungen werden sogleich berechnet und bis zum Resultate zu Ende geführt, sie zeigen ihm, daß die Pendeluhr einen sehr schlechten Gang hat, und da er genöthigt worden ist, den Minutenzeiger öfters auf den Theilstrich der Minute genau einzustellen, entschließt

er sich am 12. Novbr. die Uhr genau zu untersuchen und dieselbe auseinander zu nehmen, wobei er ihre völlig fehlerhafte Construction entdeckt.

Mit großer Freude sieht er, daß die von ihm herausgebrachten Resultate in naher Uebereinstimmung mit schon bekannten sind, er berechnet aus seinen eigenen Beobachtungen nicht nur die Länge von Bremen, sondern leitet auch aus fremden Beobachtungen die Länge vieler anderer Oerter ab und bringt die sehr zerstreut bekannt gemachten Beobachtungen von Finsternissen und Sternbedeckungen in einem dicken Folianten für seinen Gebrauch zur allgemeinen Uebersicht. Auf eine Aeußerung Olber's über die von dem Freiherrn v. Zach in den Berliner astronomischen Jahrbüchern bekannt gemachten Harriotschen Beobachtungen des Cometen von 1607 entschließt sich Bessel trotz seiner vielen Geschäfte auf dem Comptoir in jeder freien Stunde sich der großen Mühe zu unterziehen, diese Beobachtungen zu berechnen und die Bahn des Cometen daraus zu bestimmen. Das auf 8 Folioseiten zierlich niedergeschiebene Resultat dieser Untersuchung bringt er Olbers und dieser führt ihn durch die öffentliche Bekanntmachung dieser Arbeit im Novbr. 1804 in die Reihe der Astronomen ein, deren größte Zierde er einst werden sollte. Hiedurch und durch mehrere andere umfangreiche Rechnungen und theoretische Arbeiten ward im voraus schon die Zukunft Bessels entschieden.

Olbers stets mit dem Gedanken im Stillen beschäftigt, solche eminente Talente der Wissenschaft zuzuwenden, wünscht mit Ungeduld eine Gelegenheit herbei, um Bessel veranlassen zu können, dem Geschäftsleben zu entsagen und sich der Wissenschaft zu ergeben. Dieser Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen. Harding der auf der Sternwarte in Lilienthal bei Schröter Inspector war, hatte den Ruf als Professor nach Göttingen angenommen und Olbers zweifelt keinen Augenblick, daß Bessel, der bereits auf dem Comtoire als Buchhalter thätig war und eine sorgenfreie äußere Lebensstellung erlangt hatte, bereit sein würde, nicht nur seinem 7 Jahre hindurch obliegendem Geschäfte zu entsagen, sondern auch sein für ihn bedeutendes Gehalt mit einem sehr geringen zu vertauschen, um nur einem höheren Berufe folgen zu können. Er eröffnet Besseln seinen Wunsch, ihn in Hardings Stelle treten zu sehen.

Mit Enthusiasmus nimmt Bessel den von seinem väterlichen Freunde und Rathgeber gemachten Vorschlag an und die hohe Freude, welche Olbers darüber empfand, ersieht man aus einem Briefe desselben an Bode, worin er schreibt: „Mit Vergnügen kann ich Ihnen nun auch melden, daß unser Bessel jetzt ganz für die Astronomie gewonnen ist, er verläßt den Kaufmannsstand und geht an Hardings Stelle zu Schröter nach Lilienthal, wahrlich eine große Aquisition für die Wissenschaft; ein solches Genie mit so vielem Eifer, Fleiß und Beharrlichkeit und Geduld verbunden, ist mir noch nicht vorgekommen."

Am 19. März 1806 trifft Bessel in Lilienthal ein und beginnt mit diesem Tage eine neue Epoche seines nun ganz der Wissenschaft geweihten Lebens; jetzt darf er frei über seine Zeit gebieten und seine Thätigkeit für die Astronomie nicht mehr allein auf die ihm vorher nur zu Gebote stehenden Nächte beschränken. Sein erstes Geschäft an dem Tage seiner Ankunft in Lilienthal ist die Einrichtung seiner astronomischen Tagebücher, die er mit den Worten beginnt: „Meine Ankunft ist von schlechtem Wetter begleitet."

Schon am 22. März nimmt er eine kleine Basismessung vor, um die Entfernung eines Baumes zu bestimmen, an dem sich das Zeichen zur Berichtigung des Instrumentes befindet, Zeitbestimmungen und einige Sternbedeckungen sind am 24. März seine ersten astronomischen Beobachtungen in Lilienthal. Kein heiterer Tag, keine heitere Nacht geht jetzt vorüber, an denen nicht dem Himmel wichtige nach einem Plane geordnete Beobachtungen abgewonnen und Cometen gesucht werden.

Vor allem ist zunächst seine Aufmerksamkeit auf den Saturn, seine Ringe und Trabanten gerichtet und schon am 25. März beginnt er aus La Lande's Tafeln für jeden Tag die Configuration der Trabanten für die Mitternachtsstunde zu berechnen und zu zeichnen. Die empirische Bestimmung der Figur des Saturns vom alten Herschel, veranlaßt ihn auf theoretischem Wege die Figur des Planeten unter der Bedingung zu untersuchen, wenn er Anfangs flüssig, einer Achsendrehung nnd der Attraction seiner Ringe unterworfen gewesen wäre, eine Abhandlung, die schon ein tiefes Studium der Mechanik des Himmels von La Place zeigt.

Die Bewegung der Saturnstrabanten, worüber er im Jahre

1831 eine vollendete Untersuchung bekannt machte, beschäftigte ihn schon damals und die schriftlichen Anfänge zu diesen Untersuchungen und Betrachtungen so wie die Grundgedanken über seine neuen Methoden den Collimationsfehler und die Prüfung der Theilung eines Sextanten zu bestimmen, über die Vorausberechnung der Sternbedeckungen, über die Lichtstärke der beiden neu entdeckten Planeten Ceres und Juno und über die Parallaxe der Fixsterne schreiben sich alle aus der Mitte des Jahres 1806 her.

In der Hoffnung, einen neuen Cometen aufzufinden, durchforscht er jede heitere Nacht mehrere Stunden hindurch den Himmel. In seinem Tagebuch schreibt er am 19. Oct. 1806: „In 8 aufeinanderfolgenden schönen Nächten wurde der Himmel mehrmals durchmustert und es wurde Sorge getragen, dabei kein Sternbild zu übergehen — sed frustra!"

Seine Hoffnung wird theilweise endlich dadurch verwirklicht, daß Dr. Olbers am 5. Decbr. ihm die Entdeckung eines Cometen von Pons meldet, den dieser am 10. Novbr. in Marseille gefunden hat, am Tage dieser Nachricht schreibt Bessel: „Leider benimmt mir das so anhaltend erbärmliche Wetter alle Hoffnung, den Cometen noch heute zu sehen." Am 8ten sucht er bis 11 Uhr Nachts und da er ihn nicht findet, ist er um 2 Uhr schon wieder am Cometensucher; seine Mühe wird durch die Auffindung und durch einige Beobachtungen belohnt. Mit Hülfe einiger fremden und seiner eigenen Beobachtungen berechnet er nun sogleich die Bahn des Cometen und findet, daß dieser nach einiger Zeit wieder sichtbar werden muß; dies veranlaßt ihn die Rechnung auf mehrere Beobachtungen gestützt nochmals auf das genauste zu wiederholen und an demselben Tage seine Stelle am Himmel bis zum 19. Febr. 1807 vorauszuberechnen. Am 20. Januar 1807 bemerkt er in seinem Tagebuche: „da nun die Zeit kömmt, wo wir den Cometen wieder sehen können, so muß ich alle Anstalten zu seiner Wiederauffindung treffen," und am 27. Januar schreibt er: „ein schöner Abend, natürlich habe ich den Cometen gefunden und beobachtet. Er stand fast ganz genau auf dem Platze, den ihm meine Rechnungen anweisen."

Trotz dem, daß Bessel so viele nächtliche Stunden ohne Erfolg auf die Auffindung eines neuen Cometen verwandt hatte, wird seine Hoffnung dadurch nicht geschmälert, sondern im Gegen-

theil mit jedem Tage mehr und mehr gestärkt. Endlich am 4. October 1807 sollte sein lange gehegter Wunsch in Erfüllung gehen, an diesem und dem folgenden Tage schreibt er: „Heute Abend wurde es seit langer Zeit zum erstenmale etwas heiter, Prof. Harding, der seit 14 Tagen hier war, hatte noch keinen Stern sehen können, desto eifriger wurden Cometen gesucht. Eine in Westen liegende Wolkenbank fing sich an zu zertheilen und ich sah zwischen den Wolken einen hellen Schein. Meine Aufmerksamkeit wurde von den dazwischen kommenden Wolken gestört; späterhin blickte er wieder hervor, ich richtete den Cometensucher dahin und überzeugte mich dadurch von dem Dasein eines großen und schönen Cometen. Sogleich eilte ich ins Haus um mir Licht zu verschaffen, brachte den 7füßigen Herschel heraus, rief den im Garten gehenden Justiz. R. Schröter dazu, der auch den Schein bemerkt hatte und beobachtete den Cometen." Am folgenden Tage heißt es: „Durchgänge durchs Feld des Fernrohrs konnten aus mehreren Gründen nicht genommen werden, eines Theils waren die Wolken und Dünste zu stark und zu häufige Unterbrechungen, anderntheils war das durch die anderen Teleskope, durch welche Hr. Justiz. R. Schröter den Cometen besehen wollte, verursachte Geräusch zu groß, um an der Uhr zählen zu können. Endlich würde ich auch ohne diese Schwierigkeit den Cometen nicht haben beobachten können, weil der Hr. Justiz. R. Schröter, das einzige gute Okular selbst gebrauchen wollte. Diese Schwierigkeiten werden alle Tage wiederkehren und so werde ich den Cometen wohl nicht beobachten können. Schade! meine lange Freude und Hoffnung auf solch eine Erscheinung wird so vereitelt!" Diese seine große Besorgniß verschwindet jedoch, denn am folgenden Tage heißt es: „Ich habe den 7füßigen Herrschel in den Tempel transportirt und werde ungestört gut und sehr oft den Cometen beobachten können, da der Hr. Justiz. R. Schröter mir das Okular freundschaftlichst überlassen hat." Schon am dritten Tage berechnet er eine Bahn des Cometen und ist, so wie neue Beobachtungen hinzukommen, unausgesetzt damit beschäftigt, die Elemente derselben zu verbessern, ein Aufsatz über diesen Cometen folgt dem anderen in des Freiherrn v. Zach Monatl. Corrp.

Drei Jahre nachher, schon hier in Königsberg, nimmt er diese Rechnungen nochmals von neuem wieder auf und bestimmt aus

allen bekannt gewordenen Beobachtungen seine Bahn mit Berücksichtigung der Störungen. Sein berühmtes Werk über diesen Cometen erschien hier 1810 bei Nicolovius und die Pariser Akademie ertheilt ihm dafür den La Lande'schen Preis.

Mit gleicher Anstrengung beobachtet er ununterbrochen die neuen Planeten am Kreismicrometer und schreibt am 12. März 1807: „Da Juno sehr lichtschwach sein wird, so liegt es vorzüglich mir ob, sie zu suchen. Vielleicht werden sämmtliche Meridian-Instrumente sie kaum zeigen, weshalb Beobachtungen am Kreismicrometer immer von Werth sein werden." Bei solcher Thätigkeit, bei solchen ausgedehnten Rechnungen erkannte er nicht nur die Mangelhaftigkeit der damaligen Hülfsmittel, um gemachte Beobachtungen berechnen zu können, sondern auch die große Unsicherheit, die in allen astronomischen Elementen herrschte. Wohl überschaute er die ungeheure Größe der Arbeit, das Gebäude vom Fundamente aus neu aufzubauen, allein um zum Ziele zu gelangen, scheut er keine Mühe, keine Schonung seiner selbst. Mit rastloser Thätigkeit beginnt er das große Werk im Stillen, Bradley's Beobachtungen zu berechnen. Erst nachdem er zwei Jahre sich diesen Rechnungen geweiht und bedeutende Fortschritte darin gemacht hatte, theilt er seinen Entschluß der Welt mit und führt ihn mit Erstaunen erregendem Eifer und Fleiß im Jahre 1818 zu Ende. Seine unsterblichen Fundamenta astronomiae sind das Resultat dieser unermeßlichen Rechnungen. So oft er ein ihm wichtig scheinendes Resultat gewonnen hat, theilt er es den Astronomen mit und begleitet die Arbeiten anderer nicht nur mit regem Interesse, sondern macht auch seine Bemerkungen und Ansichten über verschiedene Gegenstände in den lehrreichsten Recensionen bekannt. Im Jahre 1809 erfolgte sein Ruf nach Königsberg und am 31. October macht er mit einer Sternbedeckung die letzte Beobachtung in Lilienthal.

Wenn der geehrte Verfasser der Gedächtnißrede Bessels, dessen neidlose Hingebung an die That Anderer, seine dankbeseelte Anerkennung fremden, zeitgenössischen Verdienstes schildert, so finden wir dieses ihn beseeligende Gefühl mit eigner Hand von ihm selbst nieder geschrieben.

Am 1. Juli 1807 bemerkte er in seinem Tagebuche: „Heute kehrte ich von Bremen zurück, wo ich den vortrefflichen Gauß

hatte kennen lernen." Ebenso am 11. Juli heißt es: „Heute war es zu meiner großen Freude heiter, der herrliche Gauß war hier und hatte noch keinen wolkenfreien Abend getroffen."

Am 14. Septbr. 1807 schreibt er: „Eine herrliche Methode, die Polhöhe zu bestimmen, ohne sich auf die Richtigkeit des Instrumentes verlassen zu dürfen, theilte mir heute Freund Harding mit, Gauß hat sie zuerst erfunden, ich werde sogleich einige solche Höhen vorausberechnen, um die Zeiten zu kennen, wenn man mit dem Sextanten den Appuls abwarten muß."

Diese wenigen Notizen aus seinem Jünglingsleben in Lilienthal mögen für heute genügen. Das, was er unter uns im kräftigen Mannesalter geleistet und Großes für die Wissenschaft errungen hat, ist uns Allen bekannt; wir erstaunen über die Möglichkeit neben seinen unausgesetzten nächtlichen Beobachtungen, noch so viel schriftstellerische Thätigkeit entwickelt zu sehen.

Den großen Schatz seiner Aufsätze, Abhandlungen und Untersuchungen findet man in verschiedene Zeitschriften niedergelegt, ihre Anzahl beträgt 69 in der M. C. des Freiherrn v. Zach, 43 in Bode's astr. Jahrbuche, 160 in den astr. Nachrichten des Herrn Conferenzrathes Schumacher, 11 große Abhandlungen in den Schriften der Berl. Akademie, 4 in dem Königsberger Archiv, 6 in Schumachers astr. Jahrbuche; ferner 21 Bände seiner Königsberger Beobachtungen, 4 größere, eigen herausgekommene Werke und endlich 40 interessante und belehrende, nicht nur allein für den Astronomen geschriebene, Recensionen.

Mittheilungen aus Briefen.

Bevorstehende Herausgabe der Banderia,

eines Werkes von Dlugosch, Abbildung und Beschreibung der in der Tannenberger Schlacht dem Orden von den Polen abgenommenen Fahnen enthaltend.

Der Kupferstecher ist gestern mit den Abbildungen der Fahnen auf 8 Tafeln in 8° fertig geworden und so endlich die Veröffentlichung dieser interessanten Ueberreste aus der Ordenszeit möglich geworden. Diese Wappenreihe beachsichtige ich noch durch eine Anzahl neu aufgefundener Preuß. Komthurei-Wappen auf ein oder ein Paar Tafeln zu ergänzen. Der Graf D. hat meine Bitte um Uebersendung seiner neuen Abschrift der Banderia *) nicht berücksichtigt und so meine Absicht, den mitunter dunklen Text durch eine richtige Lesart zu verbessern, vereitelt. Diesen Mangel hoffe ich durch Beleuchtung der Irrthümer, welche Dlugoß bei Bestimmung der Fahnen sich öfter zu Schulden kommen läßt, einigermaßen auszugleichen. Für die Richtigschreibung der polonisirten deutschen Namen finden sich in den Schriften unseres vortrefflichen Voigt und Schubert die erforderlichen Fingerzeige. Im Allgemeinen muß man es dem Dlugoß großen Dank wissen, daß er uns die Fahnen erhalten hat.

Berlin 10. April 1847.

Voßberg.

*) Zwei Exemplare befinden sich in Königsberg in der K. Universitäts- und in der Stadtbibliothek. Welches mag das ältere seyn?

Ueber ein neues Bild von C. Hübner.

Die Gegenstände, welche ich zu meinen Bildern wähle, sind meist der Art, daß sich Viele für sie sehr interessiren, Andere aber sich mit Mißfallen von ihnen abwenden. Solches habe ich besonders bei meinem Bilde „das Jagdrecht" gesehen. Wie verschieden die Ansichten und Urtheile über die Richtung sind, die ich eingeschlagen, so habe ich in jüngster Zeit eine auffallende Erscheinung erlebt. Das Gesetz, welches jenem Bilde zu Grunde liegt, besteht in Hannover in seiner vollsten Kraft und dessen ungeachtet hat Se. Majestät der König von Hannover vor etwa 4 Wochen ein Bild „die Verlassene" von mir für seine Galerie angekauft, dessen Tendenz vielleicht noch schärfer ist *).

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen die Composition zu dem Bilde zuzusenden, das ich für Ihren Kunstverein auszuführen gedenke.

Wie sie mir beistimmen werden, ist hier kein Stand angegriffen.

Es wird die Auspfändung einer armen Familie dargestellt. Eine Familie, deren Stütze durch Unglück, was der kranke Arm des Vaters zeigt, in diese traurige Lage gekommen, wird durch

*) In einem Zeitungs-Referat über die diesjährige Kunstausstellung in Hannover lesen wir: „Zwei der bedeutendsten Bilder sind: Hübner's Verlassene und Oesterleys Leonore. Wir möchten behaupten, noch nie ein Bild gesehn zu haben, worin sich der Gedanke des Malers so klar ausspricht als in Hübner's Verlassenen. Sie eine Försterstochter lehnt erschreckt ihr Haupt an die Brust der Mutter, während diese den Entehrer ihrer Tochter, der draußen am Fenster stolz mit seiner Gattin vorbeireitet, starr an- und nachblickt. Das den Händen der Tochter entfallene Strickzeug liegt am Boden und in der in der Mitte des Zimmers stehenden Wiege liegt ein sanft schlummerndes Kind. Es ist ein tief ergreifendes Bild unserer heutigen Zustände."

Eben sind von Hübners Schlesischen Webern und Jagdrecht zwei große lithographische Blätter von Carl Wildt in Berlin erschienen. Das letztere ist weniger gelungen und, wenn man die Composition des Jagdrechts eine forcirte genannt hat, so trägt der Steindruck gewiß nichts dazu bei, um den Vorwurf zu mildern.

einen Gerichtsvollzieher ausgepfändet. Im Hintergrunde naht die Hilfe. Der Sohn des Hauses stürzt mit einem Geldbeutel in der Hand herein und zieht den Wohlthäter mit sich. Unter ihm habe ich mir einen wohlhabenden Bauern gedacht.

Düsseldorf 27. Mai 1847.

Carl Hübner.

Alterthümer bei Johannisburg gefunden.

Besondere Hindernisse haben die weiteren Arbeiten an dem Kanal zur Verbindung des Spirdings-Sees mit dem Warschau- oder Ruske-See erst in der Mitte des Monats Mai zugelassen. In einer Tiefe von 3 Fuß wurden am Ufer des Spirding-Sees, und zwar zusammenliegend, zwei runde, 6 bis 7 Zoll im Durchmesser haltende, Steine gefunden, von derselben flachen Form, wie sie die früher hier gefundene Schleuderkugel *) hat. Dergleichen Steine findet man hier hin und wieder auch auf den Feldern und in der Tiefe. Sie sind offenbar, da sonst granitartige Steine in unregelmäßiger Gestalt vorkommen, zu besonderem Zweck gerundet. Bei der weiteren Vertiefung des Kanals fanden sich häufig, besonders in einer Tiefe von 5 Fuß im Triebsande zwischen dem Dorf Jeglinnen und dem Warschau-See Ueberreste von Hirsch- und Elenthier-Geweihen, die aber sofort zerfielen, wenn sie an der Luft trocken wurden; ja auf einer Stelle lagen dergleichen Geweihe sogar 8 Fuß unter sehr fest gelagertem Sande. — Das letzte bemerkenswerthe Stück, welches gefunden wurde und zwar

*) Am 15. Mai 1846 hatte Herr v. A. die Gefälligkeit über einen früheren Fund zu berichten, der Eigenthum des geh. Archivs geworden ist. In einer Tiefe von 6—7 Fuß in der Torf- und Moorerde wurden unter anderen folgende Gegenstände ausgegraben, vier Streitäxte aus Hirsch- und Elendthierhorn, ein Dolch aus Hirschhorn, eine auf der einen Seite mit sehr scharfen Feuersteinen versehene Speerspitze aus Knochen, eine andere Speerspitze mit Widerhaken und eingeschnittenen Zeichen aus einem äußerst harten, stark polirten Knochen bestehend, eine Schleuderkugel von Granit.

östlich vom Vorwerk Cobussen 5 Fuß tief im Triebsande war eine metallene Glocke 3½ Zoll hoch. Der Mantel der Glocke wahrscheinlich aus Kupfer ist außerordentlich vom Rost angegriffen, der eiserne Klöpfel aber ziemlich gut erhalten. Die Form ist gefällig und kömmt in der Art in hiesiger Gegend nirgend vor. Die Glocke wird 400—600 Jahr alt und um diese Zeit zum Meßdienst gebraucht seyn.

Johannisburg 14. Juli 1846.

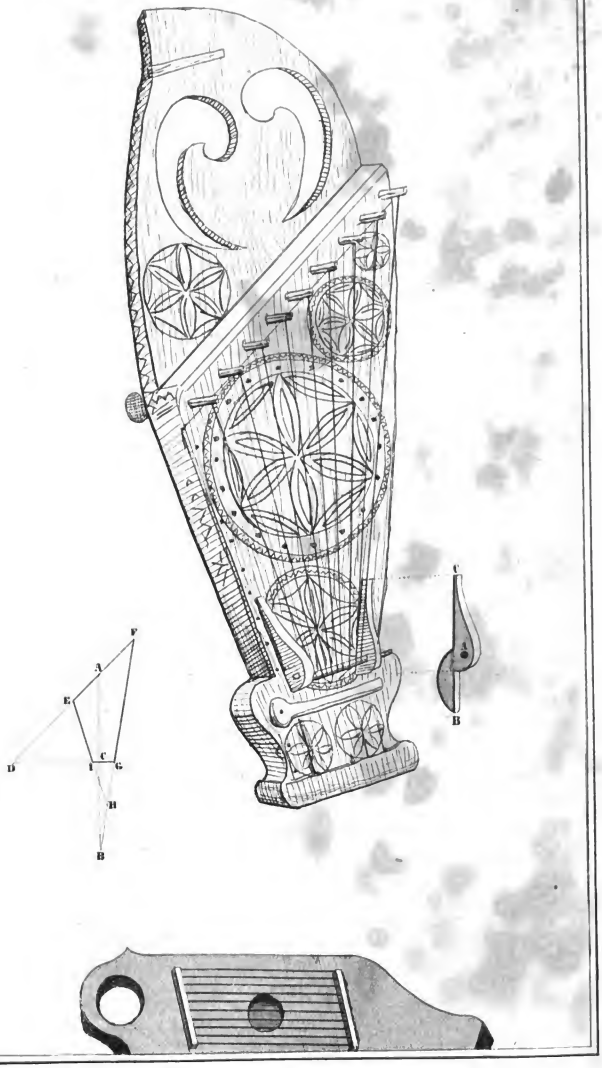
v. Arend, Geometer.

Epitome Chronicorum Prussiae Schützii.

Ich erlaube mir mitzutheilen, daß ich die Herausgabe einer alten Handschrift in lateinischer Sprache vielleicht noch im Sommer für meine Kosten besorgen werde unter dem Titel: Epitome Chronicorum Prussiae Schützii nimirum ex Hennenbergero conjecta Anno 1638. Der Verfasser hat sich nicht genannt und recht schätzbare Randbemerkungen hinzugefügt, welche bei Schütz fehlen. Das Werkchen wird etwa 7 Druckbogen enthalten. So leserlich die Handschrift auch ist, so bietet sie viel Störendes und Schwieriges durch die Unmasse von Abkürzungen dar, welche fast jedes Wort verkümmern.

Insterburg 15. März 1847.

Friedrich Zschokke.


F
A
E
D
C
G
H
B
C
A
B

Die Landwehr und die freiwilligen Bewaffnungen in Preußen oſtwärts der Weichſel im Jahre 1813.

Von *F. Gottſchalk* in Preußiſch-Eilau.

Die Erhebung des Preußiſchen Staats im Jahre 1813 bleibt unſtreitig die denkwürdigſte und großartigſte Erſcheinung in der Geſchichte deſſelben, beſonders wenn man die Umſtände, in denen er ſich damals befand, näher ins Auge faßt. Durch die Feldzüge 1806/7 und den darauf folgenden eiſernen Druck der Gewaltherrſchaft Napoleons war Preußen gänzlich zu Boden geworfen, ausgeſogen und gleichſam bis in das Mark ſeines Lebens erſchüttert worden. Starke Kriegskontributionen, die mit ſeltener Härte gefordert wurden, erſchöpften und zerrütteten gleichſam ſyſtematiſch die Finanzen der Regierung und beraubten dieſe faſt allen Kredits; in gleicher Lage befanden ſich die Provinzen, die Kreiſe, die Korporationen, ja ſelbſt die landſchaftlichen Kredit-Inſtitute; allgemein war die Entwerthung aller landwirthſchaftlichen Produkte, täglich ſahen die ländlichen Grundbeſitzer den Werth ihres Eigenthums mehr im Preiſe ſinken, alle die, auf deren Grundſtücke irgend erhebliche Schulden hafteten, konnten beinahe den Tag berechnen, an welchem ſie aus ihrem Beſitze getrieben werden würden, ungeachtet die Regierung dem gänzlichen Untergange der Grundeigenthümer durch einſtweilen ſchützende Geſetze (Indult) zu Hilfe zu kommen geſucht hatte. Eben ſo traurig ſah es in den Städten aus. Hier lagen alle Erwerbzweige darnieder, ſelbſt der Handel, wenigſtens der legitime im Sinne des Kontinental-Syſtems, hatte aufgehört und die Forderungen der eigenen Regierung waren kaum mehr zu tragen. Zu dieſen Leiden kam noch eine von der Regierung zur Aufhilfe des zuſammengeſtürzten Staats eingeleitete, daher aber höchſt nothwendige ſociale und po-

litische Umwälzung, die in alle Verhältnisse störend eingriff, der eigenen Verwaltung selbst Hindernisse bereitete und für den Augenblick, ehe das Neue ins Blut und Leben des Volks eindringen konnte, oft genug noch große Opfer verlangte. Endlich durchzog im Jahre 1812 ein ungeheures, zwar traktatlich befreundetes, doch mit dem Uebermuthe und dem Hohn eines stolzen, dünkelvollen Siegers erfülltes Heer fast alle Theile des Preußischen Staats und bezeichnete überall seinen Weg durch Willkühr und Erpressung, die Einquartierungen und die Lieferungen drängten sich und nahmen kein Ende, die letzten Kräfte des Landes gingen verloren.

Unter diesen Verhältnissen hatte sich im ganzen denkenden Theil des Volks die Ueberzeugung gebildet, daß dieser Zustand nicht länger so bleiben könne und daß nothwendig eine Aenderung desselben bald eintreten müsse; nicht allein darum handelte es sich ferner, den Staat herzustellen oder die Schmach der verflossenen Jahre zu tilgen, vielmehr galt es, einen gänzlichen Untergang des Vaterlandes und aller Personen, welche noch Etwas zu verlieren hatten, durch die Aufbietung der letzten Kräfte zu verhindern. Der ungeheure Verlust, den das französische Heer in Rußlands Eisfeldern erlitt, ließ den Eintritt einer bessern Zeit und das Erringen der eigenen Erhaltung hoffen, ja diese Hoffnung stieg, je mehr der Verlust in seinem ganzen Umfange bekannt wurde und er Alles übertraf, was sich eine rege Einbildungskraft nur denken konnte; zugleich drang aber auch der Gedanke in jede Brust, daß jetzt oder nie der Augenblick gekommen sei, die letzten Kräfte und den letzten Thaler daran zu setzen, eine bessere Zukunft zu erkämpfen.

Aber kein anderer Theil des Preußischen Staats hatte so in den Kriegsjahren 1807 und 1812 gelitten, als der, der sich ostwärts von der Weichsel bis an die russische Grenze ausdehnt; hier erzeugte die Verzweiflung aber auch einen Haß gegen die Bedrücker, der zu den größten, einmüthigen Anstrengungen, um den Nationalfeind zu besiegen, führte. In diesen Provinzen wurde zur Erhebung des Volks in großen Massen, die allein in dem Kampfe gegen den gewaltigsten Feldherrn der Weltgeschichte den Sieg erleichtern und vollenden konnte, die Bahn gebrochen, und die ungewöhnliche Kraftäußerung, die von hier aus den andern

Provinzen des Preußischen Staats gegeben wurde war moralisch so bedeutend, daß die Niederwerfung des Feindes und die Errettung des Vaterlandes gleichsam von der von den Ständen Ostpreußens und Littauens gebotenen Organisation der Landwehr datirt. Nothwendig scheint es, vorher noch genauer zu schildern, was die Provinzen östlich der Weichsel gelitten hatten und in welcher Erschöpfung diese sich in dem Augenblicke befanden, als ihre Bewohner kühn entschlossen zu den Waffen griffen.

Im Jahre 1807 kämpften auf dem Boden zwischen der Weichsel und der Memel während sieben Monate zwei Heere von 126,000 und 163,000 Mann gegen einander, lieferten sich drei Schlachten bei Preußisch-Eilau, Heilsberg und Friedland und vierzehn größere Gefechte, und erst im Dezember, fast sechs Monate nach dem am 9. Juli abgeschlossenen Frieden zu Tilsit, verließen die Sieger das rechte Weichselufer. Aber auch von den Freunden, den verbündeten Russen, wurde der erwähnte Landstrich, besonders Ostpreußen, schwer heimgesucht und man begeht gewiß kein Unrecht, wenn man die Verwüstungen und die Leiden desselben zwischen beiden, den Franzosen und den Russen theilt. Bei der schlechten Verpflegung, welche den Heeren der Letztern durch eine in St. Petersburg *) sich aufhaltende und aus den ersten Familien des Landes bestehende Verpflegungs-Kommission zu Theil wurde, und die damit ganz andere Absichten verknüpfte, als den Soldaten zu ernähren, mußte der russische hungern und wurde so zu Gewaltthätigkeiten und Plünderungen gezwungen, wodurch besonders die Gegenden Ostpreußens am rechten Ufer der Passarge und an der obern und mittlern Alle schrecklich verwüstet wurden, ja die preußischen Officiere, die zu den verschiedenen russischen Generalen kommandirt waren, schöpften aus der entsetzlichen Verwüstung jenes Landstrichs, von dem sie täglich Augenzeuge waren, den Argwohn, daß die Russen zwischen sich und den Franzosen eine Wüste schaffen wollten, um ihr Land gegen die Invasionen der Letzteren zu schützen; in allen ihren Briefen sprachen sie sich

*) Die von Seiten des preußischen Gouvernements dem russischen Kabinet angebotene Verpflegung seines Heeres gegen baare Bezahlung wurde von diesem nicht angenommen, „weil das Geld dafür im Lande bleiben sollte;“ es blieb, dafür hungerte der Soldat aber auch.

unverholen darüber aus *). Im November 1807 hatte Ostpreußen allein 168,663 Pferde, 94,077 Ochsen, 143,255 Kühe und nahe an 300,000 Schaafe weniger als im Jahre 1805; die Summe des bis zum Jahre 1809 zum nothdürftigsten Ersatz und zu sehr theuern Preisen angeschafften lebenden Inventariums betrugen 7,905,384 Thlr. und rechnet man nur ein Drittel dieses Werths auf die Anschaffung von Ackergeräthschaften, Wiederherstellung der Gebäude und der fehlenden Saaten, so betrugen allein die Retablissementskosten über zehn Millionen Thaler, dennoch aber wurden 1809/10 348,374 Scheffel Getreide weniger ausgesäet, als im Jahre 1805/6. Damals gab es im Ermlande, an der Alle und Passarge Ortschaften, in denen noch nicht ein einziges Gebäude wieder aufgeführt war, die Dorfstellen standen da mit hohem Grase bewachsen, die ganze Feldmark lag seit drei Jahren unbestellt und mehr als ein Viertel der Einwohner war theils ausgestorben, theils aus Noth in andere Gegenden gezogen. Die Landstädte befanden sich gleichfalls in einer sehr traurigen Lage und mehrere derselben hatten durch Brände gelitten. Die Zahl der Einwohner war 1807 um den fünften, 1809 um den sechsten und noch 1811 um den neunten Theil geringer als im Jahre 1805. Drei Viertel aller adeligen Güter mußte 1810, aber erfolglos, durch die Landschaft sequestrirt werden. Der Gesammtverlust Ostpreußens ist nach officiellen Angaben auf 65,660,000 Thaler berechnet worden, und wenn auch die Einsaßen einen Theil ihrer Verluste durch die Forderungen an Rußland bezahlt erhielten, so verloren sie dabei wieder, da diese mittelst eines Papiergeldes, Bons genannt, abgetragen wurden, das bald sehr im Preise sank *).

Kaum hatten die Provinzen zwischen der Weichsel und der Memel angefangen sich etwas zu erholen, so erlitten sie im Jahre

*) Aus dem Feldzuge 1806/7 in Preußen. Militair-Wochenblatt 1842. Seite 109. Einsender dieses hat vielfältige Gelegenheiten wahrgenommen, sich mit alten bäuerlichen Wirthen u. s. w. über die Erlebnisse zu besprechen, die sie 1807 erfahren hatten, das Resultat war dem Obigen gleichlautend, aber für die Fechtenden der Schluß der Erzählung charakteristisch: „Die Franzosen nahmen, brateten und kochten, sagten aber doch: „„Bauer, hast Hunger, komm, iß!““ Der Russe fraß aber wie ein Wolf Alles auf, gab uns Nichts, sondern warf den Rest auf die Höfe und die Misthaufen.“

**) Beiträge zur Kunde Preußens Bd. 1. S. 273—279.

1811 eine gänzliche Mißernte, und im nächsten aufs Neue die härtesten Drangsale durch den Durchmarsch des größten Theiles des großen französischen Heeres zu dem Kampfe, den der Kaiser Napoleon gegen Rußland begann. Trotz der Uebereinkunft, die zwischen Frankreich und Preußen über die Verpflegung der französischen Heere abgeschlossen worden war, spotteten der Kaiser und seine Korpsführer dieser, jeder der Letzteren handelte nach seiner Willkühr, und das Land wurde im eigentlichen Sinn des Wortes vollständig ausgesogen und verwüstet. Wie wenig die Provinzen in Folge der ungeheuren Verluste früherer Jahre im Stande waren, jetzt die großen Truppenmassen zu ernähren, geht unter andern daraus hervor, daß Marschall Oudinot schon am 19. Mai aus seinem Hauptquartier Marienwerder einen Tagesbefehl erließ, durch den er im Bereich des Kantonements seines Korps anordnete, daß wegen Erschöpfung der angelegten Magazine und bei den fehlenden Mitteln, diese wieder zu füllen, für die verschiedenen Divisionen und Waffen mit Zuziehung der Ortsbehörden eine bestimmte Anzahl Scheunen in den Kantonementsplätzen auszumitteln seien, von denen das Dachstroh abgenommen, gewaschen und dann zu Häcksel geschnitten, die Stelle des Rauchfutters vertreten solle; wäre dieses Hilfsmittel erschöpft, alsdann sollten die Pferde auf Grasung gegeben werden. Ferner behielt sich der Marschall vor, die Zeit selbst zu bestimmen, wenn die Getreidefelder zur Fütterung abzumähen wären *). Unterm 9. Juni befahl der Kaiser aus Elbing, daß sämmtliche in Preußen stehende Reiterei, da Heu und Hafer nicht mehr aufzutreiben wäre, die Grasung benutzen solle **). Beim plötzlichen Aufbruch der Korps nach Rußland, die diesseit der Weichsel kantonirten, und bei der Unmöglichkeit, für mehr als 300,000 Streiter die nöthigen Vorräthe in Magazinen angehäuft in Bereitschaft zu halten, trieben diese bei dem Befehle, sich mit einem einundzwanzigtägigen Bedarf zu versehen, nicht allein ganze Heerden Schlachtvieh weg, sondern führten auch die Wagen und Pferde gewaltsam mit, die sie mit ihrer Verpflegung beluden. Dadurch verlor die Provinz Ostpreußen allein nach amtlicher Ermittelung 37,714 Pferde,

*) Beiträge zur Kunde Preußens. Bd. 7. S. 209.
**) A. a. O. Seite 208.

7,953 Wagen und 22,772 Stücke Rindvieh, die über eine und eine halbe Million Thaler wertheten *); dabei wurden noch überall die Saaten abgemäht und grün verfüttert; nach Willkühr quartierten sich die Truppen haufenweise ein und nahmen Alles, was sie fanden, zu ihrer Erhaltung weg. Dann mußten Lazarethe für 15,600 Mann errichtet und die steten Nachzüge von Ergänzungs-Mannschaften ernährt werden; durch Königsberg allein gingen vom Monat Juli bis Ende December 60,346 Mann und 14,576 Pferde. Wenn auch der Futtersnoth durch die neue Heuernte Anfangs Juli einigermaßen abgeholfen werden konnte, so war doch eine große Brotnoth auf dem Lande eingetreten, die an vielen Orten sich bis zur Hungersnoth steigerte, so daß der Staat gezwungen war, die Einsaßen jetzt selbst zu ernähren, sie auch mit Saatgetreide zu unterstützen; es wurden zu diesem Zwecke aus den Magazinen 25,889 Scheffel verwendet. Die sämmtlichen Leistungen Ostpreußens 1812 lassen sich auf 6,219,500 Thaler berechnen; von Littauen fehlen die Angaben, wenigstens sind dem Einsender keine bekannt geworden.

In der zweiten Hälfte des December betraten die ersten Trümmer des großen französischen Heeres den preußischen Boden, täglich mehrten sich diese, sie zogen aber still weiter, und wenn ihre Leiden selbst Theilnahme fanden, so war doch die Erbitterung des Volks gegen diese Verbündeten durch die bisherigen Drangsale so gestiegen, daß es nur eines Anstoßes der Regierung bedurfte, um die kranken, im erbärmlichen Zustande zurückkehrenden Soldaten zwischen der Memel und der Weichsel gänzlich aufzureiben und zu vernichten. Die letzten Franzosen verließen am 13. Januar 1813 das rechte Ufer der Weichsel und in den ersten Tagen desselben Jahres führte Gen. York, nachdem er am 30. December 1812 mit den Russen die Kapitulation von Poscherun abgeschlossen hatte, sein Korps ohne große Verluste nach Preußen zurück, wodurch zugleich für sein Vaterland und die dem Feinde nachfolgenden russischen Heere der große Vortheil entstand, daß jene verhindert wurden, ihre Trümmer an der Weichsel zu reorganisiren. York übernahm am 8. Januar das ihm wieder überwiesene Gouvernement. Es bestand aus dem eigentlichen König-

*) A. a. O. Seite 284.

reich Preußen, welches damals in die drei Regierungen von Ostpreußen, Littauen und Westpreußen getheilt war, die unter dem Ober-Präsidio des Landhofmeisters von Auerswald standen. Während Yorks Abwesenheit beim mobilen preußischen Korps in Kurland hatte dem Gouvernement der Gen. v. Bülow vorgestanden, der es aber durch die Kabinetsordre vom 20. December an York übergeben sollte, wenn derselbe mit seinem Korps Preußens Boden betreten würde.

In der festen Ueberzeugung, daß nun für den Preußischen Staat die Zeit gekommen wäre, die tödtlich verhaßte Verbindung mit dem französischen Kaiser aufzuheben und daß der ungeheure Verlust, den dieser in Rußland erlitten, hoffen lasse, es mit ihm im Kampfe zur Erringung der Selbständigkeit aufnehmen zu können, und daß Preußens König denselben wagen würde, benutzten die Gen. Bülow und York ihre Stellung, um die Hilfsmittel des General-Gouvernements, dem sie vorstanden, zu Rüstungen zu verwenden, auch waren die Regierungen desselben bereit, alle Forderungen, welche die Generale machten, gern zu erfüllen, schon aus der Ueberzeugung, daß die Rüstungen nicht für, sondern gegen die Franzosen gerichtet seien.

Zuerst forderte Bülow am 25. December die Regierungen von Ostpreußen, Littauen und Westpreußen, die letztere nur in so weit, als es den auf dem rechten Ufer der Weichsel gelegenen Theil ihres Bezirks betraf, auf, nicht allein sämmtliche Beurlaubte und Krümper*) von allen Waffen einzuberufen, sondern auch noch starke Aushebungen unter den waffenfähigen Mannschaften zu machen; doch die Zeit war zu kurz, von den geforderten Krümpern und neuen Aushebungen konnten nur 5,000 Mann eingestellt werden, denn Bülow mußte das unter seinem Befehl stehende Ost- und Westpreußische Reserve-Korps schon am 11. Januar 1813 über die Weichsel führen, da es von den Franzosen und den Russen gleichmäßig bedroht wurde. Dann benutzte York

*) Da Preußen nach dem Pariser Traktat vom 8. September 1808 nur 42,000 Soldaten halten durfte, so wurden jährlich eine Menge Recruten ausgehoben und, nachdem sie bei ihren Regimentern militärisch ausgebildet waren, wieder in ihre Heimath entlassen, wodurch der Staat es möglich machte, über ein sehr starkes, schlagfertiges Heer jeder Zeit verfügen zu können. Den Namen „Krümper" erhielten die ausgebildeten Entlassenen von dem Krumpfmaße des Getreides.

seine Stellung als General-Gouverneur und die bestehenden günstigen Verhältnisse mit Rußland nicht allein zur Reorganisation seines Korps und zu neuen Formationen, sondern gewann auch einen großen entscheidenden Einfluß auf die Verwaltung der Provinz selbst. Er forderte neue Aushebungen von den Regierungen, und außer den Krümpern und Recruten, die Bülow nicht hatte mitnehmen können, reihete er 9000 Mann in Allem theils in sein Korps ein, theils bildete er sieben neue Reserve-Bataillone. Und wenn auch seine Wirksamkeit jetzt bedroht schien, so behielt er sie doch. In Berlin war man nämlich noch nicht im Klaren mit sich über die Politik, die gegen den Kaiser Napoleon befolgt werden sollte, dort war man mit dem wahren Zustand des französischen Heeres entweder nicht genugsam bekannt geworden oder hielt ihn für übertrieben, was Friedrich Wilhelm III., der unter französischem Einflusse stand, bewog, die Ratification der Konvention vom 30. December nicht zu bestätigen. Er beauftragte daher den Gen. v. Kleist mit dem Kommando des mobilen Korps. Aber den Major v. Natzmer, der diesen Befehl zu überbringen hatte, ließ der russische Gen. Graf Wittgenstein nicht nach Königsberg durch, er wurde in Heiligenbeil aufgehalten und so blieb York im Kommando seines Korps, welches in den letzten Tagen des Januar und in den ersten des Februar in die Gegend von Elbing rückte, um in Rücksicht auf die 35,000 Mann starke Garnison von Danzig in der Nähe des russischen Generals, der sie eingeschlossen hielt, zu sein, theils auch, um zu verhindern, daß die Russen, die sehr schwach waren, nicht aus diesem Grunde etwa bis hinter die Memel zurückkehrten.

Sehr gespannt mußte um diese Zeit der Zustand der Gemüther in unserm Preußen sein, besonders in Erwartung der Schritte, die von Seiten des Königs genommen werden würden, ängstlich sah man gleichsam einen Stillstand in dem Laufe der Begebenheiten und man hörte von Berlin her keine auffordernden Worte zu Rüstungen und Opfer gegen den Feind, der das theure Vaterland so viele Jahre so schmachvoll behandelt hatte. Jedermann im Volke war aber überzeugt, daß dieser ungewisse Zustand nicht länger mehr dauern könne; eine Veränderung mußte schnell eintreten, die Kräfte, die noch erhalten waren, mußten darangesetzt werden, um dem Feinde, von dessen großen Rüstun-

gen die Zeitungen bereits Kunde brachten, entgegen zu treten — und wenn ein Volk sich kräftig dazu fühlt, eine günstige Veränderung in seinem Zustande herbeizuführen, so eilt es oft genug den erwägenden Schritten seiner Regierung voraus und fördert diese wesentlich; so geschah es in Ostpreußen und Littauen. Hier bedurfte es nun, da beide Provinzen von den Verbündeten (den französischen Heeren) ganz verlassen waren, und es Niemanden einfiel, die nachfolgenden Russen als Feinde anzusehen, sie vielmehr an allen Orten als Freunde begrüßt wurden, nur eines geringen Anstoßes, um den in jeder Brust schlummernden Willen, sich gegen den Feind zu rüsten, durch Handlungen zu bewähren. Hilfreiche Hand leisteten den Einwohnern ihre ständischen Einrichtungen. Im Umfange der Regierungen von Ostpreußen und Littauen wurden die Rittergutsbesitzer, die Städte und die Kölmer durch Stände vertreten, die auch seit Februar 1808 (die Städte erst seit Mai 1809) das Recht hatten, ein „permanentes Komite der Ostpreußischen und Littauischen Stände" zu bilden, welches nicht allein die Geschäfte des jedesmaligen letzten Landtags fortführen, sondern auch die des künftigen bearbeiten und bevorworten durfte. Ihres Berufes, ja ihrer gesetzlichen Berechtigung bewußt, in schwierigen Zeiten dem Volke muthig als Führer voran zu gehen, stellten sich nun die Stände an die Spitze desselben und brachen die Bahn; sie dienten der gesammten Bevölkerung gleichsam zur Stütze, sie regelten und förderten deren Opfer und Rüstungen.

Nun kam am 21. Januar der russische, beim preußischen Volke aber in gutem Andenken stehende Minister Freih. v. Stein mit einer Vollmacht seines Kaisers Alexander, datirt aus Raczki vom 6/18. Januar 1813, nach Königsberg und forderte den Landhofmeister von Auerswald, als Königlichen Kommissarius für die ständischen Angelegenheiten in Ostpreußen und Littauen auf, einen Generallandtag zum 5. Februar auszuschreiben, doch mit Zuziehung von Deputirten aus den östlich der Weichsel gelegenen Kreisen Westpreußens, indem seine, Steins, Vollmacht sich auf das Land bis an die Weichsel erstrecke. Vom Kaiser war Stein dahin instruirt, daß er sich mit der Lage des Landes bekannt machen solle, um alle Militair- und Geldkräfte desselben zur Unterstützung der russischen Operationen gegen Frankreich verwenden zu können,

dann sollte er „die Bewaffnung des Heeres und des Volkes nach dem von Sr. Majestät dem Könige von Preußen bereits im Jahre 1808 entworfenen und bestätigten Plane, aber so schleunig als zweckmäßig, organisiren"; seine Vollmacht würde mit dem Augenblicke enden, an welchem Rußland mit Preußen ein definitives Uebereinkommen geschlossen hätte *). Steins Hauptzweck ging unverkennbar dahin, alle Kräfte, die in dem in seiner Vollmacht bezeichneten Theile Preußens vorhanden waren, gegen Frankreich zu benutzen, und das Preußische Volk, selbst durch Errichtung eines Landsturms und einer Landwehr vollständig zu bewaffnen.

Zuerst war es der Wille des Ministers, gleich nach seiner Ankunft in Königsberg eine allgemeine Volksbewaffnung gegen die Franzosen zu veranlassen, bei dem Bedenken Auerswalds aber, daß er dazu ohne den Befehl seines Königs nicht mitwirken könne, war Stein entschlossen, die Provinzen ostwärts der Weichsel im Namen des Kaisers Alexander zu verwalten, was er dem damaligen, ihm von früher amtlich befreundeten Präsidenten der Regierung Littauens, v. Schön, mittheilte. Dieser aber, dem die Freiheit und Ehre Preußens über Alles ging, erklärte aufs Entschiedenste, daß er keine fremde Einmischung in Preußen dulden werde, Alles müsse für Preußen nur durch Preußen und mit dem Willen seines Königs geschehen, oder er sehe sich genöthigt, sonst das Volk gegen die Russen aufzubieten. Schön kannte seine Landsleute, er wußte recht gut, daß diese mit den Russen von ganzem Herzen und mit der größten Bereitwilligkeit gemeinschaftliche Sache gegen die Franzosen machen würden, die russische Herrschaft aber verabscheuten. Doch beide Männer einigten sich bald. Sie besprachen sich noch mit dem allgemein geachteten und wegen seiner Vaterlandsliebe bekannten frühern Staatsminister Grafen Alexander Dohna. Diese drei waren der Ansicht, daß Stein vom Landhofmeister v. Auerswald die Ausschreibung eines Generallandtags verlangen solle, die ihm, als russischen Bevollmächtigten unter den obwaltenden Umständen nicht abgeschlagen werden könne; es geschah, Auerswald willfahrte, und dadurch ward der passende Ausweg gefunden, die Unterstützung einer ganzen Provinz durch die

*) Des Kaisers Vollmacht und Steins Schreiben an Auerswald siehe im 1. Beihefte des Militair-Wochenblattes, Jahrg. 1846. S. 7 u 8.

Autorisation ihrer Stände zum bevorstehenden Kampfe zu erhalten.

Wenn nun in der kaiserlichen Vollmacht für den Minister v. Stein darauf hingedeutet ist, daß die Bewaffnung des Volks nach einem im Jahre 1808 bereits vom Könige von Preußen genehmigten Plane geschehen sollte, so hat es damit folgende Bewandniß. Nach dem Frieden von Tilsit beschäftigte sich Friedrich Wilhelm III. vielseitig mit der Reorganisation seines Heeres und ernannte den Gen. v. Scharnhorst zum Vorsitzenden der zu diesem Zwecke niedergesetzten Kommission. Diese besprach auch die Organisation einer Reserve-Armee und in dem von Scharnhorst wahrscheinlich in den ersten Tagen des Januar 1808 *) eigenhändig niedergeschriebenen Entwurfe dazu, sollte diese aus Provinzial-Truppen, für die auch damals bereits der Name Landwehr sich vorfindet, gebildet werden. Diese Provinzial-Truppen sollten aus allen streitbaren Bewohnern zwischen dem 19. und 31. Jahre bestehen, die nicht im stehenden Heere dienen oder zum Dienste verpflichtet wären, sie sollten nur im Bereiche ihrer Provinz fechten, sich aus eigenen Mitteln bewaffnen und bekleiden und jährlich vier Wochen brigadenweise geübt werden. Der damals als Staatsminister in preußischen Diensten stehende Freih. v. Stein wurde laut Kabinetsordre: Memel, am 5. October 1807 beauftragt, an den Verhandlungen der Reorganisations-Kommission Theil zu nehmen *); er war also mit dem Entwurfe einer allgemeinen Landesbewaffnung bekannt und so erklärt sich die Bezugnahme auf eine solche in der für ihn von Alexander ausgestellten Vollmacht.

Bereits unterm 23. Januar berief der Landhofmeister v Auerswald einen ständischen Landtag zum 5. Februar nach Königsberg zusammen, „um die Eröffnungen des Bevollmächtigten des Kaisers von Rußland zu vernehmen und darüber zu berathen.“ Einige

*) Schon am 31. Juli 1807 hatte Scharnhorst in einem Memoire dem Könige eine Landmiliz vorgeschlagen, die größtentheils aus dem kantonfreien Theile der Bevölkerung genommen werden sollte, „die in der Folge vielleicht zu großen Zwecken dienen könne.“ Milit. Wochenblatt, 1846. No. 19. Die Errichtung einer Reserve-Armee wurde durch eine entschiedene Erklärung Napoleons verhindert.

**) Auf den Seiten 62—69, Beiheft I, ist die Kabinetsordre an Stein und Scharnhorst's Entwurf abgedruckt.

Tage später wurde von demselben die Bezeichnung „ständischer Landtag" in eine „Versammlung ständischer Deputirte" abgeändert, weil den erstern nur der König allein zusammenzurufen das Recht hatte. Außer den acht Mitgliedern des Komite's der Ostpreußischen und Littauischen Stände sollte jeder landräthliche Kreis Preußens diesseits der Weichsel zwei adelige und einen kölmischen Gutsbesitzer, und alle in einem Kreise belegenen Städte mit Ausnahme von Königsberg, Elbing und Memel einen Abgeordneten aus ihrer Mitte zu dem Landtage schicken; von den genannten Städten hatte Königsberg allein drei, Elbing zwei und Memel einen Abgeordneten zu wählen. Die Vollmachten der Deputirten sollten nur die allgemeine Anweisung erhalten, das Beste derer, welche sie vertreten, wahrzunehmen. Die Versammlung bestand aus 62 Mitgliedern. Nur der Neidenburgische Kreis hatte von Seiten der Ritterschaft keine Deputirten geschickt, weil derselbe zur Zeit von russischen Truppen besetzt war, ebenso hatten die Städte der Kreise Marienwerder und Marienburg keine gemeinschaftlichen Deputirten gewählt *).

Unter'm 4. Februar zeigte Stein dem Geheimen Justizrath v. Brandt, zur Zeit Director des ständischen Komite und als solcher jetzt Königlicher Kommissarius bei der ständischen Versammlung, (denn der Landhofmeister hatte sich krank melden lassen und wurde dadurch verhindert, diese zu eröffnen) an, daß er ihre Einberufung aus dem Grunde veranlaßt habe, „um der Deliberation der Herren Stände die Auswahl der Mittel zur allgemeinen Vertheidigung des Vaterlandes anheim zu geben ..... und solche den geordneten Behörden vorzulegen." Stein schloß damit zugleich seine Zuziehung und Mitwirkung bei ihren Verhandlungen gänzlich aus.

Am bestimmten Tage, am 5. Februar, fand die Eröffnung der ständischen Versammlung statt und diese erklärte gleich, nachdem ihr das Schreiben Steins an den Königlichen Kommissarius v. Brandt vom 4. Februar vorgelesen war, „die Versammlung gehe einstimmig von dem Gesichtspunkte aus, daß ihre Berathungen nur dann auf einen richtigen und bestimmten Zweck gerichtet

*) Das Namens-Verzeichniß der Deputirten findet man a. a. O. Seite 61.

werden könnten, wenn solche von derjenigen Militair-Behörde geleitet würden, welcher sowohl die Gesinnung Sr. Majestät des Königs als auch die eigentlichen Erfordernisse der Armee bekannt wären." Sofort wurde eine Deputation, an deren Spitze der Staats-Minister Graf zu Dohna stand, gewählt, um den General-Gouverneur v. York aufzufordern, daß er seine Vorschläge und Anträge schriftlich vorlegen möchte. Doch allen unerwartet kam der General mit der Deputation in Person in die Versammlung und „forderte kraft seiner vom Könige ertheilten Autorität und bei der gesperrten Verbindung mit den Theilen der Monarchie jenseits der Weichsel die Provinz, von deren Treue und Anhänglichkeit an Se. Majestät er völlig überzeugt wäre, zu einer kräftigen Vertheidigung des Vaterlandes auf." Dann bat er, da er seine Vorschläge nicht der ganzen Versammlung vorlegen könne, daß sie aus ihrer Mitte einen Ausschuß wähle, dem er sich eröffnen wolle. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Ich hoffe die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde, und die Provinz baldigst zu befreien. Ich rechne hiebei auf die kräftige Theilnahme aller Einwohner. Ist die Uebermacht zu groß, nun so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen." Als am Schlusse die Deputirten begeistert „Es lebe York" riefen, gebot der General mit aller Stärke der Stimme Ruhe und setzte dazu: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus."

Schon am 6. legte der Ausschuß Yorks Vorschläge mit seinen Bemerkungen versehen, der ständischen Versammlung vor, welche die Errichtung von 20,000 Landwehren und 10,000 Reserven auf Kosten der Provinz umfaßten; zu ihrer Ausführung sollte aus den ständischen Mitgliedern selbst eine General-Kommission, aus sieben Mitgliedern bestehend, gewählt werden, mit der Befugniß, Verfügungen und Befehle an die Beamten zu erlassen und alle außerordentlichen Maßregeln zur schnellen Beförderung der Rüstungen zu treffen; fünf Special-Kommissionen sollten die Geschäfte der General-Kommission erleichtern. Sofort schritt die Versammlung zur Berathung dieser Vorschläge, die am 7. fortgesetzt wurden. An diesem Tage nahm Dohna das Wort und riß mit seiner Beredsamkeit, die durch die reinste Liebe zum Vaterlande gehoben und beseelt war, Alle mit sich fort und beseitigte jede etwa noch vorhandene Bedenklichkeit. Er schilderte zuerst die

Gefahr, die schon selbst die bloße Verhandlung über diese Sache mit sich führe, denn die französischen Heere seien noch nahe, die russischen aber so geschwächt, daß vorerst auf kräftigen Widerstand gegen den Feind wenig gerechnet werden könne; nicht bloß das Leben der Abgeordneten sei in Gefahr, sondern der Untergang ihrer Familien und der Verlust von Habe und Gut im Falle des Unglücks Allen gewiß. „Aber Gott ist mit uns! Der König ist mit seinen Preußen eins, und Gott und dem Könige treu, darf uns nichts zurückhalten, was York von uns in des Letztern Namen fordert, mit freudigem Muthe zum Opfer zu bringen."

Nach diesen Worten erklärten die Versammelten aber, um auch nicht den Schein auf sich zu laden, als folgten sie fremden Einflüssen, zuerst ausdrücklich, „daß es der Vollmacht des Herrn Ministers v. Stein nicht bedürfe, indem sie ihre Berathschlagungen unter der Autorität des Herrn Gen. v. York Exc. gehalten hätten, und eine Mißbilligung Sr. Majestät des Königs nicht befürchteten, da sie die Versicherung des Herrn ꝛc. v. York, daß er als der treueste Diener des Königs und in dessen Namen handele, vor sich hätten." Dann wurde die Berathung über den Entwurf zur Errichtung der Landwehr u. s. w. aufgenommen, derselbe, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt der wirklichen Ausführung nach der erfolgten Sanction des Königs, im Konklusum als heilsam und für die jetzigen Zeiten als nothwendig anerkannt, dessen Zustellung an den Gen. York beschlossen, auch zugleich der Wunsch ausgesprochen, daß der Entwurf durch den General an den König befördert werde, doch sollte die Einhändigung selbst durch einen Deputirten, den die ständische Versammlung im Einverständnisse mit York aus ihrer Mitte wählen wolle, geschehen; einen gleichen Vorschlag, wie der zuletzt erwähnte war, ließ auch am folgenden Tage der Landhofmeister v. Auerswald der Versammlung machen. An diesem Tage, am 8., zeigte v. Brandt dem Letztern an, daß er den Staatsminister Grafen Dohna ersuchen werde: „vor Absendung des Deputirten an Se. Majestät Sr. Excellenz etwanige Bemerkungen über die erst durch diese Akta zur vollständigen Kenntniß Sr. Excellenz gelangten Verhandlungen zu entnehmen, und danach den Deputirten zu instruiren .... er hoffe, da die Approbation des Entwurfs von dem Gen. v. York vollständig erfolgt sei, daß solchergestalt diese Angelegenheit zu Sr. Excellenz Zufrie-

denheit eingeleitet sein werde." Ferner schritt die Versammlung zur Wahl eines Präsidenten für die General-Kommission und von zwölf Mitgliedern, aus welchen York dann sechs auswählen wollte; die Präsidentschaft erhielt der Minister Graf Dohna mit 52 Stimmen.

Der Entwurf bestimmte, daß zur Landwehr alle männlichen Einwohner vom 18. bis zum 45. Jahre ohne Unterschied des Glaubens, mit Ausnahme der Gebrechlichen, der Geistlichen und der Lehrer, verpflichtet seien, auch sei die Stellvertretung erlaubt. Die Stärke der Landwehr, die nur aus Fußvolk bestehen soll, wird 20,000 Mann mit einer Reserve von 10,000 Mann betragen; die Mannschaft wird durch das Loos ermittelt. Aus Furcht aber, daß die gewöhnlichen Regierungsbehörden die Organisation der Landwehr nicht energisch behandeln würden, wurde sie von den Ständen einer General-Kommission übertragen; unter ihr standen wieder fünf Special-Kommissionen. Die Landwehr wird so oft zusammengezogen, als zur nothwendigen Uebung derselben erforderlich ist, sie dient nur während des Krieges, die Bekleidung liefert im Fall des Unvermögens des Landwehrmannes die Kommune, sie, so wie das Exercitium soll einfacher sein, als die des stehenden Heeres, und erst dann erhält die Landwehr Sold und Verpflegung vom Staate, wenn sie gegen den Feind gebraucht werden soll. Gegen diesen wird sie dann aufgeboten, wenn das vaterländische Heer sich auf das rechte Ufer der Weichsel zurückziehen muß, sie verstärkt es und hilft die Provinz vertheidigen, wenn der Feind in diese dringt *).

Wahrlich mit kühner Entschlossenheit und einer ungewöhnlichen hochherzigen Kraftäußerung und Hingebung traten die Stände auf, sie erkannten ihre Pflichten gegen ihr Vaterland, ihnen galt es vor Allem, gegen den tief gehaßten Feind sich mit aller Anstrengung zu rüsten, sie eilten gleichsam ihrem Könige, der sich erst am 17. März officiell vom französischen Kaiser trennte, voraus, stets eingedenkt und in sicherm Vertrauen, daß Derselbe ihre Schritte nicht allein gutheißen, sondern auch ihre treue Ergebenheit und ihren reinen patriotischen Sinn für's Vaterland anerkennen werde. Auch mußte sich seit jenen Tagen jedem Bewohner

*) Erstes Beiheft, S. 73—76.

Preußens das Bewußtsein aufdrängen, daß man einen doppelten Beruf, den eines guten Bürgers und trefflichen Kriegers zugleich, wohl mit einander verbinden könne, daß man Letzteres ohne langjährige Uebung und Vorbereitung werden, Jenes aber unter den Waffen bleiben könne, und die Begriffe von Volksbewaffnung fingen an, sich von Ostpreußen aus Bahn zu brechen und zu entwickeln. Auch kann man wohl mit vollem Rechte behaupten, daß den Ständen bei ihrer Berathung zur Volksbewaffnung weder die österreichische Landwehr, wie sie 1809 aufgeboten war, noch die 1812 errichtete russische, so bekannt gewesen ist, daß sie darnach die ihrige hätten bilden wollen oder können. Rußlands Druzhinen, so tapfer sie auch gefochten haben, bestanden aus Leibeigenen, die der Wille und der Stock ihrer Herren unter die Waffen gebracht hatte, von Liebe und Anhänglichkeit an ein Vaterland, in dem sie ja Nichts zu verlieren hatten, von freiwilligen Opfern zur Befreiung desselben, konnte bei diesen gar nicht die Rede sein. Dann muß noch erwähnt werden, daß die ständischen Deputirten in der Schlußsitzung sich gegen das Gerücht zu verwahren für nöthig fanden, als hätten sie die Provinzen ostwärts der Weichsel dem Kaiser Alexander angetragen, was sich schon aus der offenen Ordre des Ministers v. Stein und aus den damaligen politischen Verhältnissen auf's Bestimmteste wiederlegt, also eine Besorgniß, als könnten die Stände im russischen Interesse handeln, gar nicht einmal zu befürchten gewesen ist. Eingriffe, wie die waren, welche sich der Gen. Paulucci und Oberst Ekesparre in Memel in die Verwaltung der preußischen Behörden erlaubten, wurden vom Kaiser Alexander, so wie sie zu seinen Ohren kamen, strenge gerügt. Ja Stein selbst reisete schon am 7. Februar nach Kalisch ab, wohin der Kaiser Alexander sein Hauptquartier verlegt hatte; er sah, in wie gute Hände der von ihm gegebene Anstoß gelegt war, und völlig beruhigt konnte er sich darauf verlassen, daß die gute Sache herrlich gedeihen werde.

Ehe wir die von der ständischen Versammlung berathene Errichtung der Landwehr in ihrer Fortbildung weiter verfolgen, ist es nöthig zum Verständniß ihres Ursprungs und zur Würdigung ihres Entwurfs noch Nachstehendes zu bemerken. Zu gleicher Zeit und zufällig mit Stein trafen in Königsberg auch die damals in russischen Diensten stehenden preußischen Officiere, der Oberstlieutenant

Karl v. Clausewitz und der Major Graf zu Dohna (jetzt kommandirender General des 1. Armee-Korps), ferner der ehemalige hessische General v. Dörnberg, ein. Stein forderte nun Clausewitz und Dörnberg auf, den Minister Grafen Dohna durch ihre Einsicht und durch ihre im letzten Feldzuge gemachten Erfahrungen bei dem Entwurfe der zu beabsichtigten Organisation einer Landwehr u. s. w. zu unterstützen, was Clausewitz sogleich that und flüchtig seine Ansichten über die Organisation eines Landsturms und einer Landwehr oder Miliz niederschrieb.

Nach diesem Entwurfe*) sollte die außerordentliche Landesbewaffnung aus einem Landsturm und einer Landwehr bestehen. Die Bestimmung der erstern ist, den Feind auf den Besitz der Landesstrecke einzuschränken, in der er sich gerade bewegt, die der letztern aber, das vaterländische Heer, wenn es sich in die Provinz zurückziehen muß, zu verstärken und dadurch deren Vertheidigung bedeutend zu fördern. Die Landwehr soll nur aus Fußvolk bestehen, welches aus allen männlichen Einwohnern vom 18. bis 40. Jahre, die durch Verloosung ausgemittelt sind, gebildet wird und eine möglichst militairische Organisation durch öftere Zusammenziehungen und Uebungen erhalten; die Bekleidung giebt die Kommune, die Waffen und Munition der Staat.

Nun war der Entwurf zur Organisation der Landwehr, welchen der Ausschuß am 6. der ständischen Versammlung vorgelegt hatte, wie wir sehen, nach Clausewitz' Ansichten bearbeitet worden, nachdem er noch vorher von Steins Hand wenige Korrekturen erhalten hatte. Ueber ihn ward dann mit York und den Ständen conferirt, manches abgeändert und so dem Major Ludwig Grafen zu Dohna, einem Mitgliede der ständischen Versammlung und jüngerm Bruder des Ministers, übergeben, der gewählt worden war, ihn dem Könige vorzulegen. Zugleich überbrachte er Demselben ein Schreiben Yorks vom 12. Februar, in welchem dieser sich über den Entwurf ausführlicher ausläßt, auch zwei Gegenstände, bei welchem besonders Einwürfe und Schwierigkeiten befürchtet werden konnten, zu vertheidigen sucht: sie betreffen die Heranziehung der Beamten zur Landwehr und daß eine General-

*) Derselbe ist nach dem im Besitze des kommandirenden Generals, Grafen zu Dohna befindlichem Original im 1. Beihefte, S. 70 u. 71. abgedruckt.

Kommission als höchste Staatsbehörde der Provinz ihre Organisation leiten sollte. Durch die Beamten hoffte man die Stellen der Officiere gut zu besetzen und durch die General-Kommission die ganze Landwehr-Organisation glücklich und schnell zu beendigen und vorzugsweise in sie einen volksthümlichen Geist zu bringen. York's Schreiben an seinen König schloß mit den Worten: jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo der Staat seine Unabhängigkeit durch Anstrengung aller Kräfte wieder erwerben kann; nur darf der geflügelte günstige Moment nicht unbenutzt verstreichen *)

Doch kann man, wie es York's Schreiben an den König wohl erwarten läßt, die Errichtung der Landwehr noch nicht als vollendet ansehen, denn aus dem bereits erwähnten Schreiben Brandt's an Auerswald vom 8. Februar geht hervor, daß er dessen Bemerkungen erwartete, damit der Deputirte an den König darnach instruirt werde. Nun erhielt aber erst am 12. der Landhofmeister den Landwehr-Entwurf von York zugesendet. Ersterer fand einige Abänderungen in demselben nach Besprechung mit dem Kanzler Freih. v. Schrötter nothwendig, besonders was die so ausgedehnte Machtvollkommenheit der General-Kommission betraf, in die sich York, wenn auch ungern, doch fügte. Nun erst erhielt der Entwurf seine letzte Gestalt und blieb in dieser maßgebend bis zum Eintreffen der königlichen Entschließung und Genehmigung.

Der General nahm daher Veranlassung, sich nochmals am 13. an den König zu wenden, um die „Nothwendigkeit eines persönlichen Stellvertreters Sr. Majestät in der Person eines Civil- und Militair-Gouverneurs, in dem Sinne der ihm im Jahre 1811 ertheilten Vollmachten," vorzustellen, damit nicht „Einsprüche oberer Behörden, allerdings auf ihre Rechte gestützt" und „Discussionen zwischen denselben den günstigen Moment zum kräftigen Handeln ausfüllen dürfen, was ohnedem unausbleiblich dann der Fall sein wird"; er schlug zum Civil-Gouverneur für Preußen, den Geheimen Staatsrath v. Schön vor, „dessen ächt und rein patriotische Gesinnungen, von Einsicht und Kraft des Charakters unterstützt" ihn dazu besonders würdig machten. Auch

*) York's Schreiben ist am vollständigsten im 1. Beihefte S. 17 — 19. gegeben.

der Minister Dohna hielt die Ernennung eines Civil-Gouverneurs in der Person Schöns für höchst nothwendig, „denn es wird der General-Kommission dergestalt thätig entgegengewirkt, daß aus allem nichts werden kann;“ auch lobt er den edlen Geist und den Eifer, mit dem in Littauen für die Landwehr gewirkt werde, wo Schön bekanntlich Regierungs-Präsident war *).

York schritt sofort zur That. Um jeden Nachtheil, den die Errichtung der Landwehr aus dem Zeitverluste und durch das Drängen der Zeitumstände erleiden könnte, von ihr abzuwenden, bestimmte er, daß sofort Maßregeln getroffen würden, um die Landwehr so weit ins Leben zu bringen, daß sie nur einzuberufen sei, wenn die Resolutionen des Königs eintreffen würden. Er bestätigte den Minister Grafen Dohna als Präsidenten der General-Kommission, ernannte die sechs Mitglieder derselben und ließ durch diese die fünf Special-Kommissionen wählen, damit zur Verloosung der Mannschaften und Beschaffung der nothwendigen Bekleidungsstücke unverzüglich geschritten werden könne. Die Special-Kommissionen hatten ihre Sitze in Königsberg, Tilsit, Rhein, Heilsberg und Mohrungen; erstere umfaßte die Stadt Königsberg und die damaligen landräthlichen Kreise Schaaken, Brandenburg und Tapiau, die zweite die Stadt Memel und den Kreis Insterburg, die dritte die Kreise Seheften, Oletzko und Neidenburg, die vierte die Kreise Rastenburg, Heilsberg und Braunsberg und die fünfte die Kreise Mohrungen, Marienburg und Marienwerder. Dann ernannte der General noch am 17. Februar zu Landwehr-Inspecteurs und Kommandeurs vorläufig und bis zur Bestätigung durch den König den Major Ludwig Grafen zu Dohna und v. Bardeleben auf Rienau. Am folgenden Tage mußte York Königsberg verlassen, um das Kommando seines Armee-Korps jenseits der Weichsel zu übernehmen; als General-Gouverneur ließ er sich durch den Gen. v. Massenbach vertreten.

Gen. York zeigte während seines Aufenthalts in Königsberg eine sehr feste Haltung, wie aus Allem hervorgeht, was bisher mitgetheilt wurde; rein und groß waren die Motive seines Wirkens, er erkannte die Gewalt der öffentlichen Meinung und hatte ein so festes Vertrauen auf die eigentliche Gesinnung des Königs,

*) Leben des Staats-Ministers Grafen Dohna von J. Voigt. S. 29 u. 30.

daß man daraus allein sein ungewöhnliches Verfahren erklären und diesem seine Bewunderung nicht versagen kann. Wenn auch am 5. Februar York's Entsetzung vom Kommando der ständischen Versammlung, als er in ihrer Mitte erschien, bestimmt bekannt gewesen, so übergab diese ihm doch die heilige Sache des Vaterlandes, für welche sie Gut und Leben opfern wollte, gewiß allein im festen Vertrauen auf seine Persönlichkeit.

In Breslau überreichte Graf Ludwig Dohna dem Könige, der seit dem Ende Januar von Potsdam dahin seine Residenz verlegt hatte, den ständischen Landwehr-Entwurf. Hier waren von den höchsten Staatsbehörden, namentlich den militärischen, schon Schritte geschehen, die eine ausgedehntere Vermehrung der Streitkräfte zum Zwecke hatten, denn daß zu einem Kampfe, in welchem Alles auf dem Spiele stand, die vorhandenen Streitkräfte, selbst dann noch unzureichend sein würden, nachdem sie durch eine Menge neu gebildeter, resp. in der Bildung begriffener Bataillone und Abtheilungen ansehnlich vermehrt worden, sagte sich wohl ein Jeder, aber solchen Anstrengungen setzten auch die finanziellen Mittel des Staats bestimmte Grenzen. Es waren indeß im Volke noch physische und geistige Kräfte genug vorhanden, mit denen das Heer nicht allein an Kopfzahl, sondern auch durch Zutheilung frischer geistiger Elemente ansehnlich verstärkt werden konnte, sie mußten nur geweckt werden, was keine leichte Aufgabe war. Damals herrschten gegen das Leben im Heere bei allen Familien große Vorurtheile, denn vor wenigen Jahren noch wurde nur den Aermsten und Schlechtesten der niederen Stände neben dem Geworbenen aus aller Herren Länder die Vertheidigung des Vaterlandes anvertraut; eine gewisse Scheu war da, Soldat zu werden. Der gebildeten Jugend und ihren Eltern mußte diese genommen werden, zu welchem Zwecke zuerst das Manifest vom 3. Februar zur Formirung des freiwilligen Jäger-Detachements und dann die Aufhebung der Exemtion vom Kriegsdienste während der Dauer der bevorstehenden Kampfes vom 9. desselben Monats erlassen wurde. Auch an die Errichtung einer Landwehr war bereits gedacht worden, denn schon unterm 9. Februar hatte von Lüttwitz (wahrscheinlich der spätere Regierungs-Präsident in Reichenbach) dem Staatskanzler Freih. v. Hardenberg einen Vorschlag dazu für Schlesien vorgelegt, über den auch von diesem mit Scharnhorst

corrrſpondirt worden iſt, doch geht aus den Akten der Geheimen Regiſtratur des Staatskanzlers allein weder hervor, bis zu welchem Punkte die in Rede ſtehenden Vorarbeiten der Regierung vor der Ankunft des Oſtpreußiſchen Entwurfs gediehen waren, noch läßt ſich ſtrenge behaupten, daß ſich dieſe ſelbſt ſchon damals für eine Landesbewaffnung entſchieden hatte, aber die in den Akten vorhandenen Begutachtungen von Entwürfen zeigen deutlich, daß ſie ihrem Inhalte nach mit den ſpäteren königlichen Verordnungen übereinſtimmen, alſo von Scharnhorſt herrühren müſſen. Nehmen wir aber Zeugniſſe von Perſonen, die damals in den Landwehr-Angelegenheiten ſelbſt arbeiteten, zu Hilfe, ſo beſtätigen dieſe, daß an eine allgemeine Landesbewaffnung bereits gedacht worden iſt; auch muß man ſich des früher erwähnten Entwurfs Scharnhorſts vom Jahre 1808 über Errichtung von Provinzial-Truppen oder Landwehren erinnern.

Präſident von Hippel, damals vortragender Rath beim Staatskanzler, ſagt in ſeinen Beiträgen zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelm III. *), daß ihm der verewigte Scharnhorſt ſchon im Februar, alſo früher als die Oſtpreußiſchen Vorſchläge anlangten, die in ihrem ganzen Umfange ausgearbeitete Verordnung zur Organiſation der Landwehr mit ihren Beilagen zur letzten Feile und Redaktion mitgetheilt habe; die Reinſchrift derſelben wäre vom damaligen Staatsrath, nachmaligen Oberforſtmeiſter Krauſe vollzogen worden. Wirklich finden ſich dieſe von Krauſes Hand geſchrieben und an einigen Stellen abgeändert noch in der Regiſtratur vor, nur iſt das Datum, der 17. März, wie ſich deutlich erkennen läßt, ſpäter ausgefüllt worden; dann iſt noch eine von Hippel unterm 3. März abgefaßte ſpecielle dienſtliche Begutachtung der Verordnung vorhanden, welche zugleich der Oſtpreußiſchen Vorſchläge erwähnt, was ebenfalls die frühe Exiſtenz der Scharnhorſtſchen Entwürfe beweiſet. Wenn ferner der Großkanzler v. Beyme dem Ober-Präſidenten v. Schön brieflich eine Nachricht mittheilt, die vom Ober-Präſidenten v. Merkel herrührt, „daß vor Ankunft des Grafen Dohna noch Niemand in Breslau an eine Landwehr gedacht habe und Scharnhorſt in einer gleich darauf in deſſen Wohnung abgehaltenen Konferenz, zu der Merkel

*) Seite 66.

zugezogen worden, selbst die Möglichkeit einer Organisation von Landwehren und Landsturm bezweifelt hatte", so läßt sich dieser Widerstand aus der charakteristischen Eigenthümlichkeit des Generals erklären, indem dieser oft Maßregeln, welche er billigte oder wohl selbst in Anregung bringen ließ, die er aber gegen die hartnäckigste Anhänglichkeit von Personen von Einfluß nicht durchsetzen zu können glaubte, scheinbar bestritt, um sich und damit zugleich die besagte Opposition Anderer zu überwinden; auch schließt Beyme sein Schreiben mit den Worten: „Ich wenigstens bin nach meiner gründlichen Kenntniß des Mannes und eigenen gemachten Erfahrungen bei anderen großen militairischen Planen und Einrichtungen, wozu er meine geringe Mitwirkung wünschte, sehr geneigt, zu glauben, daß auch sein Widerspruch gegen die Landwehr mehr scheinbar als ernstlich gewesen." Dann erzählt der Kriegsminister v. Boyen, der von 1808 bis 1812 in einer täglich enger werdenden Amtsverbindung mit Scharnhorst stand, in seinen Beiträgen zur Kenntniß der amtlichen Thätigkeit desselben in den Jahren 1808 bis 1813, der General habe während jener Zeit — die Beweise liegen auch vor — mit ihm und Gneisenau unausgesetzt den Plan einer allgemeinen Landesbewaffnung (Landwehr) besprochen, er konnte aber bei den damaligen politischen Verhältnissen und bei der steten Einsprache Napoleons gegen die Errichtung einer Reserve-Armee oder Bürgergarden Nichts für dieselben thun. Diese wichtige Aeußerung, zusammengehalten mit dem, was Hippel erzählt und wie Beyme in seinem Briefe den Kontrast im Charakter Scharnhorsts auf eine eigenthümliche, aber einfache Art erklärt, bringt die in Rede stehenden dunkeln Zustände jener Zeit vollständig ins Reine und zugleich die Frage, wer eigentlich die Landwehr ins Leben gerufen habe, zur vollständigen Entscheidung, die dann für den Gen. Scharnhorst sich bestimmt aussprechen muß. Auch begrüßte der General nach dem Zeugnisse Boyens den Entschluß und das Anerbieten der Preußischen Stände als eine schöne Bürgschaft für den glücklichen Ausgang des zu beginnenden Kampfes und sprach amtlich und vertraulich mit der höchsten Achtung von allen Männern, die dazu mitgewirkt hatten.

Unmöglich ist es, daß Scharnhorst gegen die Errichtung einer Landwehr gewesen sein kann, was schon am schlagendsten seine Arbeiten zu den Vorbereitungen des Kampfes, zu dem es doch

einst gegen den Kaiser Napoleon kommen mußte, beweisen, er hatte aber Gegner, die er nicht besiegen konnte, welche er aber schonen mußte. Mit wenigen Gleichgesinnten stand er Diesen gegenüber, ihnen mußte er (wie vor dem Kaiser Napoleon) seine Plane und Organisationen verheimlichen. Es gab seit dem Tilsiter Frieden in Preußen in den Umgebungen des Königs eine mächtige französische Parthei, die ihm von Berlin nach Breslau gefolgt war, die jeden Widerstand gegen Napoleon für vergeblich hielt, die Alles nur durch Unterwürfigkeit, Schlauheit und Opfer von ihm zu erlangen hoffte, daher einen Frieden dem Kriege vorzog; dann gab es wieder Männer, denen eine Volksbewaffnung ein Gräuel war*); ferner mußten die, und das waren gerade die Bedeutendsten, besiegt werden, die zu keinem Entschlusse kommen konnten, die sich nicht übereilen wollten, sondern Aufschub forderten, um abzuwarten. Diesen Allen gegenüber standen die Entschlossenen und Kühnen, die jetzt eine allgemeine Volks- und Landesbewaffnung und den Kampf gegen Napoleon auf Tod und Leben und ein Bündniß mit Rußland als das einzige Rettungsmittel ansahen; sie konnten auf das ganze Volk rechnen, sie wußten, daß es sich ihnen anschließen würde; Scharnhorst war an ihrer Spitze.

Graf Ludwig Dohna konnte daher als Uneingeweihter auch nur die Aeußerungen Scharnhorsts über den mitgebrachten Landwehr-Entwurf buchstäblich nehmen und an seinen Bruder, den Staatsminister schreiben: „daß er in Breslau mit dem General die heftigsten Kämpfe zu bestehen gehabt hätte, und daß es ihm endlich gelungen wäre, trotz des entsetzlichsten Widerstandes die Idee der Landwehr ins Leben zu rufen.“ Der Biograph des Ministers sucht diesen Widerstand (S. 26 und 27) dadurch zu erklären, daß Scharnhorst zum Soldaten ausgebildet und rein an sein kriegswissenschaftliches Studium gebunden, den gemeinen Mann nicht eher kennen gelernt hätte, als auf dem Rückzuge im October 1806 nach der Schlacht von Auerstädt, und damals mußte er

*) Metternich soll in den ersten Unterhandlungen mit den Verbündeten auch die Forderung aufgestellt haben, diese sollten allen Versuchen zum Aufregen der Volksmasse im feindlichen Lande (d. i. Deutschland) entsagen; diese hörten denn auch damals plötzlich auf. Geschichte der Kriege seit 1792. Berlin. Th. 10. Bd. 1. S. 5.

nach dem, was er erlebte, nur die schlechteste Meinung von ihm erhalten; eben so wenig hätte er das Volk gekannt; Beide, das Volk und der gemeine Soldat, standen in seinen Augen tief, und sein Bestreben wäre seit der Reorganisation des Heeres dahin gegangen, dem Letztern, abgesondert vom Volke, erst die Idee der Tapferkeit zu geben uud überhaupt ihn erst zum wahren Soldaten umzubilden und zu erziehen; dahin soll auch der von ihm angeordnete immerwährende Wechsel der Regimenter in ihren Garnisonen gehören, damit der Soldat in keine Berührung mit dem Bürger komme. Gegen diese Behauptung spricht aber aufs Bestimmteste der Geist, welcher der Reorganisation des preußischen Heeres seit dem Jahre 1808 zum Grunde lag, und deren Seele der General war, besonders aber der von ihm eigenhändig ausgearbeitete „Entwurf der Verfassung der Provinzial-Truppen", die von ihm auch „Landwehr" genannt wurde. „Eine National-Miliz", sagt Scharnhorst in demselben, „kann, wenn sie sich selbst erhält, bewaffnet, bekleidet und übt, in jenem Geiste (der innigsten Vereinigung der Regierung mit dem Volke) auftreten, sie wird ihn aber nie bekommen, wenn sie vorher durch die stehende Armee gehen muß, wenn ihre Selbständigkeit durch einen eingebildeten Druck gelähmt wird." Diese Arbeit kannte Clausewitz, der von 1809 bis zum Jahre 1812 der vertrauteste Arbeiter und Adjutant Scharnhorsts gewesen war, und sie gab die Fingerzeige zu dem Entwurfe her, nach dem die ständische Versammlung in Königsberg zur Organisation der Landwehr schritt. Den steten Garnisonwechsel des preußischen Militairs in den Jahren 1808 bis 1812 erklärt sich der Verfasser aus dem Umstande, daß damals das stete Einüben neuer Mannschaften, die von ihren Fahnen als Beurlaubte und Krümper entlassen wurden, dem Auge der französischen Späher entzogen werden mußte, damit der Kaiser Napoleon keine Kunde von Rüstungen preußischer Seits, die er ängstlich bewachte und die er über die Festsetzungen des Pariser Traktats nicht dulden wollte, bekomme, er wollte ja nicht einmal zugeben, daß die alten Bürger-Schützenkompagnien in den Städten fortdauerten. Endlich soll Scharnhorst erst dann, sagt S. 31. der Biograph des Ministers, selbst mit Wärme die Errichtung der Landwehr gebilligt haben, als der Graf Ludwig Dohna unter der Bedingung, daß Scharnhorst ihrer Errichtng keine Hindernisse

entgegenstellen wolle, ihm überlassen habe, die Linientruppen zuerst durch Aushebungen zur möglichst größten Vollständigkeit zu bringen. Wenn nun der General ein besonderes Gewicht auf die Vermehrung des stehenden Heeres gelegt hatte, so war ihm diese besonders wichtig, um den Verbündeten und den anderen Mächten, die sich an Rußland und Preußen anschließen könnten, durch eine imposante Heeresmasse Vertrauen einzuflößen, die Linientruppen mußten daher vor Allem auf die größte erreichbare Höhe gebracht werden. Freudig schreibt Ludwig Dohna nach diesem vermeinten Siege an seinen Bruder, daß seine Vorschläge angenommen sind und „nächstens erscheint eine Aufforderung an alle Provinzen, die Landwehr betreffend, und dieser sollte unser Plan angepaßt werden." Wir glauben aber nach dem früher Gegebenen richtiger zu sehen, wenn wir bemerken, daß den ständischen Vorschlägen von Seiten der Regierung kein anderer Widerstand entgegengesetzt worden ist, als der, welchen die Kompletirung des ansehnlich zu vermehrenden stehenden Heeres, die lokale Begrenzung des Ostpreußischen Entwurfs ohne sich an Regierungs-Departements zu kehren, der beschränkende Gebrauch der Landwehr ohne Reiterei innerhalb der Provinz, die besondere Einsetzung einer General-Kommission und die eingeführte Stellvertretung nöthig machte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Baumeiſter und einige Bildhauer in Preußen zur Zeit des Herzogs Albrecht.

Von Johannes Voigt.

(Fortſetzung.)

Unter den ausgezeichnetſten Baumeiſtern in Deutſchland ward damals immer vorzüglich auch der Sächſiſche Zeug- und Baumeiſter Andreas (oder wie er gewöhnlich heißt) Enderle Heß genannt. Durch ſeine bewunderungswürdigen Befeſtigungswerke aller Art, mit denen er nachmals das Schloß Grimmenſtein und die Stadt Gotha umgab, ſo daß beide für unbezwinglich und für die ſtärkſten Feſten im ganzen mittlern Deutſchland galten, verbreitete ſich ſein Ruf als einer der erſten Feſtungsbaumeiſter durchs ganze Deutſche Reich. Herzog Albrecht, bei ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen mit dem Kriegsweſen längſt auf dieſen ausgezeichneten Mann aufmerkſam geworden, trat mit ihm in Briefwechſel. Heß hatte mehre Jahre im Dienſt des Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen geſtanden und „ſich dieſem als beſtallter Diener auf ſein Lebenlang verbunden.“ Das Unglück bei Mühlberg aber und die Folgen der Gefangenſchaft des Kurfürſten ließen den Herzog Hoffnung faſſen, den berühmten Baumeiſter wo möglich in ſeinen Dienſt zu ziehen. Da nun im Frühling des J. 1548 der Rath von Danzig ihn zu ſich berufen hatte, um ihn bei der Ausführung einiger wichtiger Bauunternehmungen zu Rath zu ziehen, ſo erließ auch der Herzog an ihn eine Einladung, zu ihm nach Königsberg zu kommen, um ebenfalls ſeinen Rath über einige bedeutende Baupläne zu hören. Heß folgte der Aufforderung, jedoch nur auf kurze Zeit, da ſeine Arbeiten in Danzig keine lange Abweſenheit zuließen. So lernte ihn der Herzog perſönlich kennen und lud ihn ein, in ſeinen Dienſt zu treten. Heß nahm das vortheilhafte Anerbieten an, jedoch unter dem Vorbehalt, daß er von ſeiner bisherigen Herrſchaft, dem alten gefangenen Kurfürſten und deſſen Söhnen, den Herzogen von Sachſen

seines Dienstes entlassen und ihm die Erlaubniß zur Annahme eines fremden Dienstes ertheilt werde. Da der Herzog versprach, sich deshalb bei den genannten Fürsten für ihn zu verwenden, so wurde vorläufig am 15. Mai 1548 für Andreas Heß eine Bestallung festgestellt, mit so günstigen Bedingungen, wie sie der Herzog bisher noch keinem seiner Baumeister zugestanden hatte. Er ernannte ihn zu seinem Zeugmeister mit einem Jahrgehalt von 200 Mark, freier Wohnung, freiem Tisch bei Hofe und zwar an der Tafel der herzoglichen Edelleute, der gewöhnlichen Hofkleidung, Futter für zwei Pferde, Mittags- und Schlaftrunk u. s. w. Werde ihn der Herzog in Kriegsgeschäften gebrauchen, so wollte er ihn nach Beschaffenheit seiner Amtsgeschäfte noch mit einer besondern Besoldung unterhalten. Mit Rücksicht darauf, daß Heß dem Rath zu Danzig noch seine fernere Beihülfe zu verschiedenen Bauarbeiten versprochen hatte, wollte der Herzog gestatten, daß er sich in Danzig noch bis Michaeli aufhalten dürfe. Werde er aber noch vor dieser Zeit von seiner Herrschaft in Sachsen seines Dienstes entbunden und bedürfe der Herzog seiner, so solle er dann alsbald seinen Dienst bei ihm antreten.

Der Herzog wandte sich nun sofort an den alten Kurfürsten und an dessen Söhne mit der Bitte, dem Andreas Heß zu erlauben, eine Zeitlang in seinen Dienst zu treten. Da die Fürsten einwilligten, jedoch ohne den berühmten Baumeister aus ihren Diensten zu entlassen, so begab sich dieser nun im Herbst des J. 1548 oder im Anfange des folgenden nach Königsberg. Nach einigen Monaten ließ ihn der Herzog auf die Bitte des reichen Polnischen Grafen von Gorka, der sich einen Altan errichten und einige andere bedeutende Baupläne entwerfen und zur Ausführung vorbereiten lassen wollte, nach Posen gehen, wofür der Graf dem Herzog aufs freundlichste dankte und Hessens langes Ausbleiben mit den ihm aufgetragenen nöthigen Arbeiten entschuldigte.

Während Hessens Anwesenheit hielt sich seit dem Anfang des J. 1549 auch ein Italienischer Baumeister eine Zeitlang beim Herzog in Preußen auf, freilich nur als Flüchtling. Er hieß Camillus. In Polen, wo er zuvor einige Zeit verweilt, durch mißtrauische Auflauerer beschuldigt, daß er heimlicher Weise und ohne Erlaubniß die Festungswerke von Kaminiec besichtigt und vielleicht auch Abrisse davon gemacht habe, hatte er die Flucht ergriffen

und war nach Königsberg gekommen. Bald darauf indeß kam der König von Polen beim Herzog mit der Bitte für ihn ein, den Mann nicht etwa gefangen setzen zu lassen, da keine Ursache dazu da sey und kein gegründeter Verdacht gegen ihn obwalte, indem sein Plan überhaupt nur dahin gehe, sich durch Reisen in seinem Fache näher zu unterrichten. Ob der Herzog diesen Italiener vielleicht in irgend einer Weise in baulicher Hinsicht beschäftigt habe, hat sich nicht ermitteln lassen.

Der Baumeister Andreas Heß verweilte nur einige Jahre in Preußen *). Da die Sächsischen Herzoge, nachdem der gefangene Kurfürst wieder in Freiheit gesetzt war, den Plan gefaßt, in Gotha und Koburg theils mehre größere Bauten, unter andern ein großes Zeughaus, theils stärkere Befestigungswerke besonders am Schlosse Grimmenstein ausführen zu lassen, so riefen sie den Baumeister Heß aus Preußen zurück. Der Herzog ertheilte ihm den auf einige Zeit erbetenen Urlaub und beschenkte ihn nicht nur mit einem ansehnlichen Gnadengeld, sondern auch mit einer Schaumünze, die er ihm zu Ehren tragen solle **). Heß versprach, sobald als möglich in des Herzogs Dienst zurückzukehren. Im März des J. 1553 schrieb ihm dieser: Er habe ihn zwar je eher je lieber wieder bei sich zu sehen gewünscht; jedoch wolle er ihm aus besonderer Zuneigung zum alten Kurfürsten gerne noch einige Frist gestatten, denn wenn er diesem dadurch gefällig seyn könne, so wolle er ihm nicht allein einen, sondern sehr gerne alle seine Diener überlassen. Der Herzog ließ nun anderthalb Jahre vorüber gehen. Im Sommer des J. 1554 aber lud er den Baumeister ein, zu ihm zurückzukehren, um durch ihn einige wichtige Bauunternehmungen in Ausführung bringen zu lassen; allein Heß erhielt von den Sächsischen Herzogen wegen der damaligen Kriegshändel zwischen dem Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg keine Erlaubniß zur Reise. Er versprach, im nächsten Herbst zu kommen, wenn es dann noch nöthig seyn sollte. Auch zum König von Polen war Hessens

*) Wahrscheinlich leitete Andreas Heß im J. 1551 den Umbau der Mittagsseite des Schlosses zu Königsberg.

**) Hagen Beschreib. des Doms zu Königsberg S. 94.

Ruf gedrungen. Er wandte ſich an den Herzog mit der Bitte: er möge, mit dem berühmten Baumeiſter näher bekannt, dieſen erſuchen, ihm einige tüchtige Werkleute und Zeugmeiſter, die unter ihm gelernt und gearbeitet hätten, zuſchicken. Heß kam auch dieſem Geſuch bereitwillig nach, entſchuldigte ſich jedoch beim Herzog, daß er deſſen Wunſch zur Rückkehr noch immer nicht erfüllen könne. „Ich bin hier, ſchrieb er ihm aus Gotha am 30. Aug. 1554, unter meinem gnädigen Fürſten mit ſchweren Bauſachen beladen, als nämlich an der Stadt Gotha und dem Schloß Koburg, welches meine gnädigen Fürſten gewaltiglich haben angehoben zu befeſtigen, daran unſerer denn nicht mehr als zwei ſind, die die Sorge und Laſt tragen müſſen.“ Er verſprach wieder die Rückkehr im nächſten Herbſt, um dann auch dem König von Polen mit ſeinem Rathe zu dienen. Der Herzog antwortete ihm in ernſtem Ton: „Nachdem wir deiner Perſon nicht wenig allhier bedurft und deshalb gerne ſehen wollten, daß du dich zum ſchleunigſten zu uns begeben thäteſt, als iſt unſer gnädiger Befehl, du wolleſt deine Sachen dahin richten und mit allem Fleiß darob und daran ſeyn, daß du je eher je beſſer bei uns ankommen und nicht länger wegbleiben mögeſt.“ Heß indeß kam auch dießmal nicht. Da meldete ihm der Herzog im October 1555: Auf nächſte Weihnachten habe ihm der König von Polen einen Beſuch auf dem Haus zu Memel angekündigt; bei dieſer Gelegenheit werde er dieſem gewiß auch allerlei Berichte über das Bauweſen abſtatten müſſen, wozu ſeine (Heſſens) Anweſenheit durchaus nothwendig ſey. Der Herzog befiehlt ihm daher, ſich Angeſichts des Briefs alsbald auf die Reiſe zu machen, um noch vor Weihnachten bei ihm anzukommen. In einem Schreiben an die Sächſiſchen Herzoge erſuchte er dieſe, dem Baumeiſter den nöthigen Urlaub zu ertheilen. Allein ſtatt ſelbſt zu kommen, ſandte Heß dem Herzog einen umſtändlichen Bericht über ſeine ſchwierigen und langwierigen Bauarbeiten in Gotha und Koburg, die es ihm unmöglich machten, dem Befehl des Herzogs Folge zu leiſten. Sehr ungehalten erwiederte ihm dieſer: „Wir hätten uns zu dir wohl eines andern und deſſen nicht verſehen, daß du dich ohne unſer Vorwiſſen und Willen ſolcher ſchweren Baue unterziehen ſollteſt, darob du, wenn wir deiner Perſon Behuf haben, behindert werdeſt, dich zu uns zu begeben, denn es uns ganz ſchwer

und ungelegen ist, Diener in unserer Bestallung zu haben und wenn wir sie bedürfen, derselben nicht mächtig zu seyn. Derwegen ist unser Befehl, du wollest dich hinfüro nicht weiter vertiefen noch dergestalt einlassen, sondern es also machen, daß wenn wir deiner nothwendig Behuf haben und dich erfordern, wir deiner Person zu jeder Zeit gewiß gewärtig seyn mögen." Der Herzog hatte erwartet, daß auf diese ernsten Worte Heß sich bald bei ihm einfinden werde. Allein er erhielt im August 1556 die Nachricht: Er sey mit seinen Bauarbeiten noch in dem Maaße überhäuft, daß er wohl in drei Sommern nicht werde abkommen können. Zudem hätten ihm vor kurzem seine Fürsten, die Herzoge von Sachsen, auch eine Bestallung zustellen lassen, worin es heiße, daß er sich forthin keinem andern Herrn mit Diensten mehr untergeben solle. Er habe diese Bestallung eine Zeitlang hinzuhalten gesucht, in der Erwartung, die Fürsten würden ihm zuvor noch eine Reise nach Preußen erlauben; da dieß aber nicht geschehen sey, so wolle er sich wenigstens alle Mühe geben, den Herzog, so lange er lebe, so viel als möglich mit tüchtigen Büchsenmeistern, Kriegs- und Werkleuten zu versorgen. Dieses Anerbieten begütigte jedoch den Herzog nicht. Er antwortete ihm im October 1556: „Nachdem du unser bestallter und vereidigter Diener, auch noch in unserer Besoldung bist und dich sonder Zweifel zu erinnern hast, mit welchem Bescheid wir dich hinaus an die jungen Herzoge zu Sachsen zu begeben erlaubt, desgleichen daß du uns mehrmals die Zusage gethan, sofern wir deiner benöthigt, wolltest du alles stehen und liegen lassen und dich auf unser Erfordern unausbleiblich stellen, wissen wir nicht, wie dir verantwortlich seyn will, daß du auf unsere so vielfältigen Forderungen, die wir viermal in diesem Sommer an dich haben gelangen lassen, bis daher ausgeblieben und überdieß ohne unser Vorwissen dich in die Bestallung, wie dein Schreiben meldet, eingelassen hast. Wir haben uns bisher auf dich verlassen und deshalb keinem andern das Amt anvertrauen wollen, auch deswegen nicht, weil du in Allem deine eigene Ordnung gemacht und das Zeughaus jetzt nicht in allen Dingen, wie es die Nothdurft erfordert, bestellt hast." Der Herzog wiederholt daher nochmals an Heß den Befehl, sich jetzt aufs schleunigste auf die Reise zu ihm zu begeben. — Heß befand sich um diese Zeit wirklich in der Nähe des Herzogs.

Der Herzog Philipp von Pommern hatte die Sächsischen Fürsten ersucht, ihrem Baumeister Heß eine Reise zu ihm zu erlauben, um ihn bei einigen vorhabenden Bauten zu Rath zu ziehen. Auf der Fürsten Einwilligung hatte sich Heß nach Pommern begeben. Als der Herzog Albrecht von dieser Reise erfuhr, machte er ihm neue Vorwürfe, daß er nicht auch zu ihm gekommen sey, da er bisher doch immer noch Dienstgeld von ihm angenommen habe. Heß entschuldigte sich damit, daß er nur eine Frist von sechs Wochen zur Reise nach Pommern gehabt, und versprach, dem Herzog einen erfahrnen Mann zusenden zu wollen, der ihm für die Besoldung, die er bisher gehabt, den verlangten Dienst leisten solle. Dieß scheint indeß nicht geschehen zu seyn, denn wir hören seitdem von keinem fremden Baumeister mehr in des Herzogs Dienst.

Mit Andreas Heß befand sich im J. 1548 ein anderer damals nicht unberühmter Baumeister, Friedrich von der Grün in Danzig, der auch mit dem Herzog Albrecht lange Zeit in Verbindung stand. Er war ein Sohn Wilhelms von der Grün, Hauptmanns zu Schauenstein in Oberfranken und schon vor dem Jahr 1536 als Bau- und Zeugmeister in des Herzogs Dienst getreten, denn schon damals hatte er sich in der Kriegsschule Kaiser Karls V. auf dessen Kriegszügen einen reichen Schatz von Kenntnissen erworben, wie man sie bei einem Zeugmeister erwartete. Auf seine Bitte erlaubte ihm der Herzog, auch an dem Kriegszug des Kaisers gegen den König Franz I. von Frankreich im J. 1536 wieder Theil zu nehmen. Da er indeß unter den Kriegsmühen schwer erkrankte, so entschuldigte zwar zuerst sein Vater die verzögerte Rückkehr; allein seine Verhältnisse scheinen sich bald in irgend einer Weise so gestaltet zu haben, daß er den Wunsch hegte, aus dem Dienst des Herzogs wieder entlassen zu werden; denn als der Herzog ihn im Sept. 1538 an seine Zurückkunft erinnerte und darauf hinwies, daß er ihn gerne vor allen andern befördern und in seinen Aemtern brauchen wolle, kam der Graf Albrecht von Mansfeld mit einer Fürbitte für ihn ein, der Herzog möge den jungen von der Grün, dem es unmöglich geworden sey, nach Preußen zurückzukehren, von seinem Dienstverhältniß entbinden. Er fügte das Versprechen hinzu, Grün werde ihm mit seinen erworbenen Kenntnissen immer noch gerne dienen, wo sich nur irgend Gelegenheit darbiete. Der Herzog indeß scheint den von der

Grün nicht ganz aus seinem Dienst entlassen, sondern nur auf unbestimmte Zeit beurlaubt zu haben; wenigstens stand er auch in der Folge noch mit ihm in Verbindung. Als sich Grün im J. 1548 mit Andreas Heß in Danzig befand, wohin der dortige Rath auch ihn zur Anlegung und Ausführung einiger Festungswerke, so wie zur Aufrichtung einiger Gebäude berufen, erließ der Herzog, davon benachrichtigt, auch an ihn eine Aufforderung, „sich Angesichts des Briefes aufzumachen und zu ihm nach Königsberg zu kommen.“ Aus der Fassung dieses Briefes möchte man schließen, daß Grün noch in einem gewissen Dienstverhältniß zum Herzog gestanden haben müsse. Er antwortete jedoch: Es sey ihm vorerst unmöglich, der Aufforderung des Herzogs zu folgen, denn er habe auf Ansuchen des Raths eben erst „einen Wallbau“ angelegt und angefangen, solle auch noch einige andere solcher Wallbaue unternehmen, müsse dabei auch täglich Anleitung geben zu Mauerwerken und Einrichtungen von Gewölben. An diesen Bauwerken sey jetzt dem Rath und der Stadt viel gelegen, „damit diese Gebäude im Grund recht heraus gebaut und verwahrt würden.“ Er verspricht dann, er wolle alles so viel wie möglich beschleunigen, um nach etwa acht Tagen mit Andreas Heß nach Königsberg zu kommen; er fügt jedoch die Bitte hinzu, der Herzog möge alles so vorbereiten, daß er nicht länger als höchstens zehn Tage bei ihm zu verweilen nöthig habe, denn auf längere Zeit könne er wegen der Rathsgebäude in Danzig nicht abkommen *). Wie es scheint, stand Grün damals auch im Dienst des Markgrafen Albrecht des Jüngern von Brandenburg, erhielt aber von diesem im Anfang des J. 1550 einen Abschied, über den er sich beim Herzog Albrecht sehr beschwerte, indem er ihn zugleich ersuchte, ihm dazu förderlich zu seyn, in die Dienste des Königs von Polen treten zu können. Der Herzog aber, dem die bisherigen Erfahrungen an den fremden Baumeistern schon eine gewisse Scheu eingeflößt hatten, lehnte die Bitte mit der Weisung ab, Grün möge sich dem König zuvor selbst vorstellen lassen; komme es dann zu Verhandlungen wegen des Dienstes, so wolle er ihm dann seine Empfehlung nicht versagen.

Diese fast an allen bisherigen fremden Baumeistern gemachten

*) Er unterschreibt sich in diesem Brief: Friedrich von der Grün zu Hoffeck.

Erfahrungen waren ohne Zweifel auch mit ein wesentlicher Grund, daß der Herzog keinen mehr in seinen Dienst zu ziehen suchte. Er nahm daher im J. 1555 durch eine neue Bestallung seinen bisherigen Baumeister Christoph Ramer unter günstigeren Bedingungen auf dessen ganze Lebenszeit in Dienst, übertrug ihm auch als Mühlmeister die Aufsicht über die Mühlen mit einer besondern Besoldung und stellte einige Jahre nachher auch dessen Söhne David und Tobias Ramer*) als Zeug- und Büchsenmeister an. Der letztere sollte den Herzog theils auf Reisen, in Feldzügen und Besatzungen, theils bei Gebäuden, Schanzen, Wagenburgen und in der Büchsenmeisterei die erforderlichen Dienste leisten, wobei ihm auch erlaubt seyn sollte, wofern sein Dienst nicht besonders nöthig sey, sich auf Reisen in seinem Fache noch mehr auszubilden. Den ältern Sohn David ordnete der Herzog dem Vater, der seit einigen Jahren mit sehr vielen Geschäften beladen gewesen war, im J. 1563 in der Art als Gehülfen bei, „daß er neben seinem Vater alle Gebäude an den herzöglichen Schlössern und Häusern im ganzen Herzogthum in Aufsicht nehmen und unter seines Vaters Rath und Leitung das ganze Bauwesen mit verwalten solle, damit sowohl bei neuen Bauten als bei Verbesserungen alter Gebäude Unkosten so viel als möglich erspart werden möchten. In Nothfällen solle er sich auch in Feldzügen „in allen ehrlichen Sachen" gebrauchen lassen; doch solle er dann außer seiner Besoldung von hundert Gulden noch eine besondere Soldzulage erhalten. Der Herzog gestattete ihm auch, im Fall auswärtige, ihm freundlich gesinnte Fürsten ihn zu baulichen Unternehmungen berufen würden, soweit dadurch sein eigener Dienst nicht vernachläßigt werde, solchem fremden Verdienst nachgehen zu dürfen. Zwei Jahre darauf wurde David in Anerkennung seiner vielfältigen treuen Dienste als ordentlicher Baumeister auf Lebenszeit mit einem Gehalt von 200 Mark und einer Vergütung von 60 Mark für den Hoftisch angestellt, indem er zugleich auch die Aufsicht über die Mühlen zu führen hatte. Sein Bruder Tobias wurde ihm bald darauf als Inspector über die sämmtlichen Gebäude bei den herzoglichen Schlössern beigeordnet und erhielt den Titel eines Schanzmeisters. Der Herzog sandte

*) Wie eben erwähnt, wird ihr Name meist auch „Römer" geschrieben.

ihn im J. 1566 in Geschäften nach Schweden. Da er bei dieser Sendung einen sehr bedeutenden Schaden erlitten, so verschrieb ihm der Herzog als Ersatz dafür das Gut Damerau von 20 Huben Landes im Amte Tapiau.

In demselben Jahre nahm endlich der Herzog noch einen Mann in seinen Dienst, der sich ihm bereits durch die manichfaltigsten Kunstfertigkeiten sehr empfohlen hatte. Es war „der Wasserkünstler" Christoph Arnold. Er wurde in seiner Bestallung zwar als Brunnenmeister angestellt; aber er erhielt zugleich auch die Verpflichtung, für einen Gehalt von 150 Mark die Orgel in der Schloßkirche in Ordnung zu halten und nöthigen Falls zu renoviren, alle Wasserkünste sowohl in Königsberg als in den Aemtern entweder neu einzurichten oder in gutem Gange zu erhalten, den Brunnen im Schloß bei erster Gelegenheit zweckmäßig anzulegen*) und wenn es der Herzog verlange, das Brunnenwasser auch in die Gemächer des Schlosses zu leiten, daneben auch allerlei Schnitzwerk von Bildwerken und andere zum Bauwesen gehörige Arbeiten anzufertigen, die nöthigen Anordnungen zu Schneidemühlen zu treffen u. s. w. Da er bereits dem Herzog ähnliche Dienste ein ganzes Jahr lang ohne alle Besoldung geleistet, so versprach ihm dieser „zur Ergötzung" ein Gnadengeschenk von tausend Gulden, sobald die Kammerkasse im Stande sey, ihm solche zu entrichten.

Zum Schluß noch einige wenige Nachrichten über einige Bildhauer, die zur Zeit des Herzogs Albrecht in Preußen lebten oder mit ihm wenigstens in Verbindung standen**). Wir finden einen solchen schon im Jahre 1525 in Rastenburg. Er wird „Bildschnitzer" und zugleich auch Maler genannt. Sein Name ist unbekannt. Er verfertigt für die Bauern des Dorfes Thiergart ein Gemälde oder eine s. g. Tafel, wahrscheinlich zur Aufstellung in

*) Vgl. Faber die Haupt- und Residenzstadt Königsberg S. 36.

**) Obige Notizen mögen als Nachtrag zu dem gelten, was Hagen in s. Beschreib. des Doms zu Königsberg S. 150 ff. über die Bildwerke des 16. Jahrhunderts sagt.

der Kirche, wofür er den Preis von 40 Mark erhält. Der Herzog hatte um diese Zeit ebenfalls einen Bildhauer in seinem Dienst, wie wir durch ein Schreiben des Polnischen Reichskanzlers Christoph von Schidlowitz an ihn aus Marienburg vom 9. März 1526 erfahren, worin er ihm schreibt: Der Danziger Maler Michael habe ihm mitgetheilt, daß der Herzog einen Bildhauer im Dienst habe, der es vortrefflich verstehe, menschliche Gestalten in Erz, Stein und Holz abzuconterfeien oder wie er sich ausdrückt: qui (sculptor) optime novit, in tabellis aereis, in lapidibus et in ligno facies hominum extrahere et expingere. Der Reichskanzler bittet dann den Herzog, ihm diesen Künstler mit seinen Instrumenten auf einige Zeit zuzuschicken, und verspricht: er solle, so lange der Herzog ihm denselben überlassen werde, bei ihm eine sehr gute Aufnahme und Behandlung finden. Auch den Namen dieses Bildhauers kennen wir nicht. Vielleicht war es der auch später noch im Dienst des Herzogs stehende Bildhauer Christoph oder Christian Hoffmann (hie und da auch Baumeister und Werkmeister genannt) aus Basel gebürtig, der im Herbst des J. 1542 starb. In späteren Jahren stand der Herzog mit einem Berliner Bildhauer, der sich Hans Schenk oder Scheußlich nannte, (denn diese beide Namen giebt er sich selbst) in Verbindung. Er machte dem Herzog im J. 1562 einige von ihm verfertigte Bildwerke zum Geschenk und schrieb ihm dabei: „Ew. fürstl. Gnade schicke ich alter Diener allhier beide Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, auch ihrer Gnaden Gemahlen, daneben den Erzbischof von Magdeburg in Conterfactur mit grauem Silber abgegossen, denn wenn ich reicher gewesen, wollt ich's Ew. fürstl. Gnaden im arabischem Golde haben zugeschickt. Der Herzog, bittet er am Schluß seines Briefs, möge solches von seinem alten Diener gnädig aufnehmen. Albrecht erfreute darauf den alten Künstler durch ein so ansehnliches Geldgeschenk, daß dieser von der Größe desselben überrascht, ihm bei Uebersendnng einiger seiner neuen Bildwerke schrieb: „Gnädiger Herr. Es hatten Ew. fürstl. Gnaden mich, mein Weib und meine 6 kleinen Kinder vor einem Jahre mit 40 Horngulden also erschreckt, daß wir es Ew. fürstl. Gnaden zu voll zu danken, noch zu verdienen nicht wissen. Damit ich mich aber so viel mir immer möglich mit aller Unterthänigkeit dienstlich erzeige, schicke ich Ew. fürstl.

Gnaden allhier noch etliche Conterfacturen, die ich mittlerweile gefertigt habe, unterthäniglich mit allem Ernst fleißig bittend, sie wollen solche meine geringe Arbeit in Gnaden aufnehmen. Womit ich Ew. fürstl. Gnaden weiter und mehr weiß zu dienen, bin ich meines kleinen Vermögens aller Gebühr mit sonderem Fleiß bereit und erboten."

Preußische Sagen.

32. *)
Die Kreuzburg *).

Mündlich von H. Glaser und L. Meier.

Die Gegend von Kreuzburg ist für Ostpreußen eine gebirgige zu nennen. Tiefe Schluchten zerklüften auf das mannigfachste den Boden. Bäche uud kleine Flüßchen rauschen in diesen Tiefen, und fließen im Frühlinge, beim Abgange des Winters, so wie nach starken Regengüssen mit brausender Wildheit. Dichte Waldungen von Laub- und Nadelholz bekleiden diese Gründe an vielen Orten, und verwandeln hie und da das helle Licht des Mittags in das Dämmerlicht des Abends. Jähe und wohl beinahe senkrecht steigen die Wände dieser Schluchten empor. In der dicht bei der Stadt sich hinziehenden Schlucht, erhebt sich schroff ein Hügel, der Schloßberg genannt. Dieser Schloßberg nun, auf dem lange bevor das Licht des Christenthums die alten Bewohner des Lan-

*) Vergl. B. 3. S. 422.

*) Hennig sagt in einer Anmerkung zu Lucas David IV. S. 63: „Vor einigen Jahren sind auf dem sehr romantischen Schloßberge noch viele Ueberbleibsel der alten Mauern gewesen, die aber zu Bauten in der Stadt verwandt worden sind. Die Einwohner von Kreuzburg wissen noch jetzt von allerlei Gespenster-Geschichten, die sich auf der Burgstätte zugetragen haben und zum Theil noch zutragen sollen, womit sie die Reisenden unterhalten. Wer preußische Volksmährchen sammeln will, versäume nicht, Kreuzburg zu besuchen." Dieses Wort hat sich bewährt. Wir haben bis jetzt nirgend eine so vollständige, gerundete Burgsage, als die obige.

des erleuchtete, eine heidnische Burg gestanden und ein böser, die hiesige Gegend beherrschender Fürst residirt haben soll, ist der Herd aller Sagen Kreuzburgs. Es scheint daher der Mühe werth zu sein, eine kurze Beschreibung desselben zu entwerfen.

Er liegt in südlicher Richtung von der Stadt, sich mit schroffen Wänden erhebend, in der von dem Kaister-Flüßchen durchströmten Schlucht, deren östliche Wand er auf eine kleine Strecke bildet. Nach Osten und nach Norden ist er durch eine tiefe Schlucht von dem ebenen Lande getrennt, nach Süden verläuft er jedoch in sanft abfallender Abdachung. Er hat nicht die Gestalt eines abgestutzten Kegels, sondern zieht sich in die Länge von Süden nach Norden. Seine Seiten sind theils mit Kartoffelgärten bedeckt, theils von niedrigem Gesträuch bewachsen. In der nach Norden liegenden Schlucht befindet sich an seinem Fuße eine Quelle, die das schönste und reinste Trinkwasser liefert. Auf seiner oberen Fläche und zwar in der Mitte derselben, steht noch ein Fensterbogen von dem alten zerstörten Schlosse aus den Zeiten der Ritterherrschaft. Auch finden sich noch an vielen Stellen auf ihm Ueberbleibsel von dem Fundamente der Ringmauern, welche das alte Schloß umgaben.

Bei der Zerstörung des Kreuzburger Schlosses verschonte das mordende Schwert der siegenden Feinde nur eine Jungfrau von außerordentlicher Schönheit, die für die Tochter des Schloßherrn galt. Wer indeß glaubt, daß man sie wegen ihrer Jugend und Anmuth am Leben gelassen, der irrt. Man erhielt sie jetzt nur, um sie späterhin unter gräßlichern Martern zu tödten und verhehlte dies der Unglücklichen nicht. Woher sich der unversöhnliche Haß der Feinde schrieb, weiß heut zu Tage Niemand mehr zu sagen. Die Schloßjungfrau hätte wohl die eigne Brust durchbohrt, noch lieber wäre sie geflohen, aber zu keinem von beiden ward ihr Mittel und Gelegenheit gegeben. Da zog sie ein Steinchen hervor, auf dem eine goldene 12 stand, und wünschte sich mit Hülfe desselben — in des Berges Schooß. So war sie in die Erde gebannt, es stand ihr aber frei, Versuche zu ihrer Erlösung zu veranlassen und zu unterstützen. Doch brachte sie jeder vergebliche immer tiefer in die Erde und war eine gewisse Tiefe erreicht, so hatte es mit den Versuchen ein Ende.

Im Schloßberge entstand nach ihrem Verschwinden eine große,

senkrecht gehende Oeffnung. Durch diese stieg sie Mittags und Nachts um 12 Uhr, auch bei Einbruch des Abends auf die Erdoberfläche; nur zuweilen erblickte man sie auch um andere Zeiten. Das Geläute der Kirchenglocken hatte sie ganz besonders lieb, und sie kam, sobald es ertönte, zum Vorschein.

Gewöhnlich saß sie am Fuße des Schloßberges, der Stadt zugekehrt, in der Nähe des oft besuchten Bleich- und Kirchensteiges. Ein blendend weißes aber alterthümliches Gewand umhüllte die schlanken Glieder der hohen stattlichen Gestalt von überirdischer Schönheit; aufgelöst schwamm das reiche goldene Haar über Nacken und Schultern herab; die Hand stützte das sorgenvolle Haupt, welches eine gewundene Krone von Silberdraht (eine heidnische Todtenkrone?) zierte, schwere Seufzer entstiegen ihrer Brust und Thränen entstürzten den Augen und fielen ungehindert in den Schooß, über den ein feines, weißes Taschentuch sorgfältig ausgebreitet war, wenn sie nicht unter Schluchzen getrocknet wurden, oder in die klare Quelle sanken, die neben ihrem Lieblingsplatze der Erde entsprudelte, und verwandelten sich dann in Perlen von Beschaffenheit und Farbe des köstlichsten Bernsteins *). Manchmal kam sie in wilder Hast mit fliegenden Haaren vom Berge herab. Erst an der Quelle wurde sie ruhiger und scheitelte nun hurtig mit Hülfe des Wassers das in Unordnung gerathene Haar. Auch auf den Bleichplätzen ist man mit ihr zusammengetroffen. Doch Niemand hat sie je froh gesehen; denn war auch das Auge thänenlos, so spiegelte es doch den tiefsten Seelenschmerz. Wenn sie an der Quelle saß, hat man nie ein Wort aus ihrem Munde gehört, gleichwohl aber war ihr Wesen freundlich. Nur zuweilen brach ihr Unwille über die treulosen Menschen aus und sie handhabte dann Bogen und Pfeil mit nicht leicht zu erreichender Meisterschaft.

Das weiße, zierlich gebaute Hündchen, das ihr auf Schritt und Tritt folgte, durch lautes Bellen die Kommenden ankündigte, neben ihr Wache hielt, in muntern Sprüngen sie umkreis'te, schien wie für ihre Sicherheit, so auch für ihre Aufheiterung Sorge zu tragen. Manchmal mag wol die Musik ihre Trösterinn gewesen sein; wenigstens spricht die Harfe dafür, die dann und wann neben ihr lag oder selbst in ihrem Arme ruhte.

*) Entstammt dies dem Volksmunde, so ist es die erste Spur einer Sage bei den Bernstein, welche in seinem Vaterlande zu ermitteln gewesen ist.

Es war ein freundlicher Sonntagsmorgen. Festlich gekleidet eilten die Dörfner der Umgegend nach der Kreuzburger Kirche. Da schlugen die Glocken an und die Jungfrau erschien in einem der neben dem Schloßberge belegenen Kartoffelgärten, durch welche der Kirchensteig führte, um bei einer Wittwe aus Schnakeinen*), die eben mit ihrer Tochter herankam, den ersten Versuch zur Erlösung zu wagen: „Guten Morgen!" rief ihr die Wittwe zu. Doch die Jungfrau blieb stumm. „Guten Morgen!" wiederholte die Frau in stärkerem Tone. Bittend blickte die Jungfrau nach der Grüßenden hin und — schwieg. Nun aber rief die voranschreitende Tochter: „Komm sie doch, Mutter, wir erreichen sonst zu spät die Kirche!" und die Frau setzte ihren Weg fort, über Grobheit und Stolz brummend. Ihr nach klang's: Hättest du mich doch zum dritten Male gegrüßt!"

Zu einem Mädchen, das am Schloßberge bleichte, trat die Jungfrau mit den Worten: „Nimm mir doch die Kröte ab, die mir am Halse sitzt; ich schenke dir auch das Geld, das ich in der Schürze habe!" Erschreckt durch das bloße Wort „Kröte" blickt die Bleicherinn auf. Entsetzen aber erfaßt und lähmt sie, als sie die Schloßjungfrau gewahrt und an ihrem Halse eine ausgezeichnet große, garstig gestaltete Kröte mit feurigen Augen und einem weit geöffneten Maule, dem fortwährend ein dicker Qualm entsteigt. „Nimm mir doch die Kröte ab," fleht die Jungfrau zum zweiten und dritten Male, aber keine Hand streckt sich aus, Rettung und Erlösung zu bringen. Da dreht sich die Jungfrau thränenden Auges ab und verschwindet, leise, wie sie gekommen. Tages darauf erzählt man sich in der Stadt und der Umgegend, daß das Mädchen in Folge des gehabten Schreckens und der ausgestandenen Angst gestorben sei.

Eine Kreuzburger Frau pflegte in der Nähe des Schloßberges ihre Kuh weiden zu lassen. Obwohl der Graswuchs üppig war, so fand die Frau doch, wenn sie des Mittags kam, um die Kuh zu melken, das Euter leer. Sie klagte den Nachbarinnen ihre Noth, und diese gaben ihr, da sie die Kuh nicht anderweit hinbringen wollte oder durfte, den wohlgemeinten Rath, sich auf die Lauer zu legen. Das that sie denn auch. Sie hatte noch nicht

*) Dasselbe erzählt Temme und v. Tettau Preußische Volkssagen S. 188. von einem Bauern aus Schnakinnen. Ost. Prov. Bl. B. 17, S. 231.

lange gewartet, als eine Dame vom Schloßberge herab kam, auf die Kuh zuschritt und das Geschäft vollführte, zu dessen Erledigung sie sich selbst wiederholt vergeblich eingestellt hatte. Daß es „die Jungfrau" sei, darüber hegte sie keinen Zweifel; sah sie doch deutlich das goldene Haar. Gleichwohl fiel sie polternd über dieselbe her. Die Jungfrau aber reichte ihr freundlich eine Rolle Gold und bat sie dringend, über diesen Vorfall zu schweigen. Das war jedoch keine leichte Aufgabe! Die gute Frau neigte von Hause aus zur Geschwätzigkeit, und überdies warteten die Nachbarinnen schmerzlich auf Bericht über den Erfolg ihres Nachspürens. Was sollte sie sagen, wenn der leere Melkeimer, der in grellem Widerspruche zu ihren heitern Mienen stand, ein Heer von Fragen hervorrief? Ein Mittel stand ihr offen: Sie beschleunigte ihre Schritte, um früher, als man ihrer Rückkehr harrte, schon zu Hause zu sein. So, meinte sie, wäre es leicht jeder Frage auszuweichen. Aber unglücklicher Weise kam ihr schon auf halbem Wege ihre beste Freundin entgegen, vor der sie sonst kein Geheimniß hatte. Ehe sie sich dessen versah, war die Mittheilung über das Erlebte in die gleichgestimmte Seele gewandert. Doch behielt sie ihr Gold und bauete mit demselben ein neues Haus. Die Jungfrau aber — war nicht erlöst.

Ein junges Mädchen, die einzige Tochter einer armen Wittwe in Kreuzburg ging einst gegen Abend auf den Schloßberg, um Kräuter zu einem stärkenden Tranke für die kranke Mutter zu suchen. Bald hatte sie ihr Körbchen gefüllt und trat nun den Rückweg an. Die Schloßjungfrau saß oben auf ihrem Lieblingsplatze. — Wer selbst unglücklich ist, flieht nicht leicht vor Unglücklichen. Darum blieb die Kräutersammlerinn auch stehen, als die Jungfrau sich erhob und näher trat. Ja sie legte willig ihre Hand in die dargebotene Rechte und erwiederte den freundlichen Blick, mit dem die Jungfrau ihr ins Auge schaute. „Willst du mich retten?" hob die Jungfrau an. „Ich will's!" sprach rasch entschlossen das Mädchen. „Wohlan," fuhr die Jungfrau fort, „so höre, was ich von dir fordere: Du sollst nicht stehlen! Uebertrittst du dieses Verbot, so machst du deine Mutter und dich unglücklich, und ich bleibe unerlöst?„ „Nein — ich will nicht stehlen," betheuerte das Mädchen. — „So gehe denn an die Bergseite, die nach Sonnenaufgang liegt; dort harrt deiner die Prüfung." Nach

diesen Worten verschwand die Jungfrau, und das Mädchen eilte der bezeichneten Prüfungsstätte zu. Hier traf sie mehrere geharnischte Männer, die einen mit Goldstücken gefüllten Kessel umstanden. Einer derselben näherte sich ihr freundlich und fragte sie theilnehmend (das Kräuterkörbchen bot einen leichten Anknüpfungspunkt dar) über ihre häuslichen Verhältnisse aus. Nachdem sie seine Fragen beantwortet, machte er sich anheischig, ihr Gelegenheit zu einer großen Einnahme zu geben, ohne jedoch eine bedeutende Leistung fordern zu wollen. Bisher hatte sie für große Mühe nur geringen Lohn erhalten; wie mochte sie des Ritters Verheißung erfreuen! Natürlich wünschte sie zu erfahren, was sie zu thun habe. Da sagte der Ritter: „Du sollst uns den Schlüssel zu der Burg da oben holen, doch so, daß es Niemand bemerkt." Eine Burg auf dem Schloßberge? Jetzt zeigte sich wirklich ihren Blicken ein himmelan strebendes, glänzend erleuchtetes Gebäude, wo sie früher nur verfallenes Gemäuer gesehen. Einen Schlüssel sollte sie entwenden? Uebertrat sie dadurch nicht das Gebot der Jungfrau? Dem Mädchen ward's unheimlich zu Muthe! doch der Ritter ließ sie nicht zum Nachdenken kommen und rief ihr zu: „Willst du uns den Schlüssel besorgen, wenn Du einen Scheffel Gold erhältst?" Gleichzeitig hörte sie eine leise Stimme sagen: „Uebertritt nicht das Gebot!" Willst du's thun?" fragte dringender der Ritter. „Ich weiß nicht!" antwortete sie zögernd. „Du weißt nicht, wie du zum Schlüssel gelangen sollst," nahm der Ritter rasch das Wort, „das will ich dir sagen." So hatte die Arme wohl schwerlich ihr „ich weiß nicht" gemeint, doch hörte sie ruhig seine Rathschläge an und ließ ihn ungehindert ihr künftiges Glück ausmalen. Als er geendet, eilte sie fort, wie wenn sie sich selbst entfliehen wollte. Bald aber stand sie an der Schloßpforte, pochte und pochte, ungeachtet des abmahnenden Wortes: „Stiehl nicht!" Endlich fragte eine rauhe Stimme nach ihrem Begehren. „Ich will bei der Schloßherrschaft in den Dienst treten," antwortete sie kurz. Nun wurde ein Korb von der Mauer herabgelassen, und sie stieg hinein. Zum letzten Male ließ sich die Warnung hören: „Stiehl nicht!" Nach glücklich beendeter Luftfahrt gelangte die Verblendete vermittels einer Leiter in den Schloßhof und stellte sich der Herrschaft vor. Als sie entlassen war, eilte sie nach dem Hofe. Hier saß der Thorwart auf einem großen Steine. Sein

Haupt senkte und hob sich; tiefe Athemzüge verriethen, daß er schlief. Entschlossen trat sie näher. Ein Griff und der neben ihm hangende Schlüssel war in ihrer Hand. Wie vom Winde getragen, legte sie die Sprossen der Leiter zurück. Schon stand sie oben auf der Mauer; nur noch ein Augenblick und der Schlüssel lag zu den Füßen des unten wartenden Ritters: da schwirrte ein Pfeil von dem Bogen der Jungfrau. Getroffen sank sie zusammen; der Pfeil war durch den Ring des Schlüssels in ihr Herz gedrungen.

Andere erzählen: Sie soll zur Zeit, als die deutschen Ritter die Burg bewohnten, einen Knecht beredet haben, eine gewisse Reihe von Jahren hindurch sich treu und ehrlich zu führen, auch während dieser Zeit keine Unwahrheit zu sprechen, nach Verlauf dieser Jahre würde sie dadurch erlöset werden; und habe ihm das Versprechen gegeben, ihn dafür königlich zu belohnen, auch sollte er dann weiter keine unrechte Handlung mehr begehen können. Der Knecht habe sich hierauf in der Burg vermiethet, daselbst mehrere Jahre sich durch eine musterhafte Aufführung ausgezeichnet. Endlich sei die Burg von Feinden eingeschlossen und belagert worden; mit diesen wäre der Knecht zufällig in Berührung gekommen und sie hätten ihn dazu beredet, ihnen für einen Beutel mit Geld den Schlüssel des Burgthores in die Hände zu spielen. Der Knecht hätte, durch das verheißene Geld verblendet, sein der Jungfrau gegebenes Wort vergessen und seine guten Vorsätze verlassen. Er habe hierauf eines Abends dem schlafenden Voigte den Schlüssel zum Thore entwandt, sei damit auf eine Zinne des Schlosses gegangen und habe ihn eben den Feinden zuwerfen wollen, als ein abgeschossener Pfeil von Feindes Hand sein Herz durchbohrte, und sich die Stimme der Jungfrau vernehmen ließ: „So stirb verruchter Verräther!“ Der Schlüssel soll zugleich durch eine unsichtbare Gewalt in die Stube des Voigts zurückgeschleudert sein.

Ein Handwerksgeselle, der eines Abends verspätet vor dem Schloßberge vorüberging, hörte sich unerwartet beim Namen gerufen, er sah sich um, um den Rufenden zu entdecken und bemerkte endlich oben auf dem Berge eine hohe Gestalt, die ihm winkte, hinaufzukommen. Er folgte dieser Einladung ohne Furcht, stieg hinauf und stand oben vor der lieblichen Jungfrau, die ihn

mit freundlichen Worten anredete: sie sei seit vielen hundert Jahren in diesen Berg gebannt und nur zu gewissen Zeiten stände es ihr frei, Jemanden um ihre Erlösung anzuflehen. Diese Zeit sei jetzt gekommen und sie frage ihn, ob er den Muth besäße, die zu ihrer Befreiung erforderlichen Thaten auszuführen, die darin beständen, daß er eine Menge von Thieren, welche erscheinen würden, küssen müsse. Bestände er die Probe so würde sie ihn zum reichen Manne machen, denn sie besäße außerordentliche Reichthümer. Als er hierauf seine Bereitwilligkeit ihrem Wunsche ein Genüge zu leisten erklärt hatte, erschienen die Thiere. Zuerst friedliche, wie Schaafe, Pferde, Rehe, u. s. w., dann wilde, wie Bären, Wölfe u. s. w. dann ekelerregende und giftige, wie Frösche, Kröten und große Schlangen, alle küßte er muthig; als aber zuletzt eine feuerspeiende Kröte zum Vorschein kam, verließ ihn der Muth und er konnte sich nicht entschließen, ihr einen Kuß zu geben. Als dieses die Jungfrau sah, brach sie in ein lautes Wehklagen aus und sprach, daß wieder einige Jahrhunderte vergehen würden, bis sie Jemanden um ihre Erlösung anflehen könne. Ein schreckliches, unterdeß entstandenes Unwetter, von Schlossen, Sturm, Blitz und Donner begleitet, trieb den armen Handwerksgesellen von dem Schlosse hinab. Ebenso soll sie einem Knechte erschienen sein und ihn aufgefordert haben, ihre Erlösung unter Bestehung derselben Proben zu vollführen, auch er soll zuletzt, als er seinen Muth an den verschiedenen Thieren erprobt hatte, vor einem feuerspeienden Drachen zurückgebebt sein.

Noch andere erzählen: Ein Kreuzburger Schuhmachergeselle, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hatte, hörte von den vergeblichen Erlösungsversuchen der Jungfrau und beschloß sie zu retten, es koste was es wolle. Von diesem löblichen Vorsatze beseelt, nahm er mit einbrechendem Abende seinen Weg nach dem Schloßberge. Wie freute es ihn, die Jungfrau zu sehen. Nachdem er sie gegrüßt, theilte er ihr unumwunden den Zweck seiner Annäherung mit. „Für deinen freundlichen Gruß," sprach die Jungfrau, „schenke ich dir dies Goldstück, bewahre es gut auf. Doch von dem Mittel, mich zu retten, wollen wir erst später reden. Bis dahin darfst du mich nach Gefallen besuchen." Dieser Erlaubniß kam denn auch der Jüngling so pünktlich nach, daß man leicht errathen konnte, es sei mehr als Mitleid, was ihn zur

schönen Schloßjungfrau wandern hieß. Endlich erschien der Abend, an dem er die zu lösende Aufgabe kennen lernen sollte. „Viel," sprach die Jungfrau, muß ich von dir fordern, aber ich kann es nicht ändern." „Fordere was du willst, wäre es auch mein Leben," erwiderte feurig der Jüngling. „Dein Leben ist außer Gefahr," entgegnete die Jungfrau, „doch sollst du da Zeichen von Zuneigung geben, wo du am liebsten deinen Abscheu zeigen möchtest. Geh' auf die Ostseite des Berges und küsse die Thiere, die du dort triffst. Hier hast du mein Taschentuch, mit ihm berühre, was sich widerspenstig und feindlich zeigt, und es wird ruhig und freundlich sein. Meine Wünsche begleiten dich!"

Schon hatte der Jüngling so manche Kröte, so manche Schlange geküßt und nur noch ein Thier, aber ein entsetzliches, sollten seine Lippen berühren. Ein Drache war's, der auf dem Gipfel des Berges stehend, Feuer und Flamme spie. Zögernden Schrittes nahete er diesem Ungeheuer. „Muth, Muth!" rief die Jungfrau. Doch mit jedem Schritte wurde es ihm dunkler vor den Augen. Ohne die Probe bestanden zu haben, sank er zusammen. „Wehe, wehe!" vernahm noch sein Ohr und gleich darauf ein dumpfes Grollen der Erde. Am nächsten Morgen erwachte er aus tiefer Ohnmacht, weit entfernt vom Schloßberge.

Die Oeffnung im Berge war verschwunden und die Jungfrau wurde nie wieder gesehen. Statt ihrer zeigte und zeigt sich noch jetzt dann und wann ein Lämmchen*), so weiß, daß es in dunkeln Nächten leuchtet, als wäre sein Kleid aus Sternenglanz gewebt. Es kommt nur immer in mondhellen Nächten zum Vorschein, steigt im raschen Laufe vom Schloßberge herab, um auf dem neben diesem Berge gelegenen Bleichplatze zu hüpfen und zu springen, Zäune zu ersteigen, auf diesen sein Wesen zu treiben, das Kaisterflüßchen zu durchwaten, dann aber wieder unter Wiederholung derselben lebhaften Gesten nach dem Schloßberge zurückkehren. Das Auftreten dieser Erscheinung ist durchaus friedlich; nie hat sie einem Sterblichen etwas zu Leide gethan, welches die Leute in der Stadt mit ihr auch im höchsten Grade vertraut gemacht hat, so daß sie ihnen kein Entsetzen einflößt, und ein junger Mensch soll

*) Die Jungfrau und das Lamm sind wenigstens nie gleichzeitig gesehen worden.

die Dreistigkeit besessen haben, sich ihr so weit zu nähern, daß er sie ergreifen konnte, als er aber glaubte ein Lamm mit den Händen erfaßt zu haben, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß er einen Klumpen schleimiger Materie festhielt *).

Ein ander Mal waren in einer Bleichbude zwei Männer und warteten darauf, das Lämmchen schußgerecht zu bekommen. Das Lämmchen erschien vor der Bude, wurde aber von Augenblick zu Augenblick immer größer. Von Angst ergriffen stimmten die Männer ein geistliches Lied an. Einem Jäger, der nach dem Lämmchen geschossen, wurde die Büchse von unsichtbarer Hand entrissen und zertrümmert.

Daran knüpfen sich noch einige andere Sagen.

Ein Kreuzburger Böttchermeister spottete der Furcht, mit der seine Trinkgenossen vom Schloßberge sprachen und endete damit: „Ich ginge noch heute Abend hinauf, um Fässer zu binden, wenn mich auch der Teufel selbst dazu aufforderte. Als er nach Hause stolperte, begegnete ihm ein Männlein, das ihn bat, nach dem Schloßberge zu kommen, um dort ein paar Fässer zu binden. Er ging mit. Da fand er Hämmer, Dauben, Bände, kurz Alles, was er brauchte. Nach kurzer Zeit war er mit seiner Arbeit fertig und das Männlein schüttete ihm die Mütze voll Gold. Aber als er seinen Lohn daheim überzählen wollte, hatte er Stückchen Leder vor sich.

Die alte Burg soll vermittels zweier Brücken mit der Stadt in Verbindung gestanden haben, von denen die eine sich über die nördliche Schlucht am Schloßberge wölbte, die andere aber die beiden durch eine Schlucht getrennten Hügel, auf deren einem jetzt der Garten des hiesigen Superintendenten, auf dem anderen aber ein zweiter Garten angelegt sind, mit einander verband. Jetzt ist von beiden Brücken keine Spur mehr zu sehen und es ist zweifelhaft, ob sie überhaupt je vorhanden gewesen sind. Doch in den Nächten, wenn nach dem Volksglauben sich Züge von Geistern von dem Schloßberge nach der Stadt hin bewegen, behaupten sie noch ihr luftiges Dasein und dienen den dahinschwebenden Ge-

*) Die Entstehung dieser Sage dürfte in jüngere Zeiten zu setzen sein, als die der ersten von der Jungfrau, denn sie trägt einen christlichen Stempel an sich.

stalten als eine sichere Unterlage, auf welcher sie ohne Unterbrechung ihren Weg fortsetzen können. Es soll nämlich zur Zeit des deutschen Ordens in der hiesigen Gegend ein sehr schönes, reiches und vornehmes Fräulein gelebt haben, dessen Vater ein angesehener Edelmann war; diesem Fräulein war ein in der Gegend von Labiau lebender junger Mann von hoher Geburt als Gatte bestimmt. Beide Leute liebten sich unaussprechlich und konnten kaum den Hochzeitstag und die Trauung erwarten, welche in der Kirche von Kreuzburg vollzogen werden sollte, doch ihr Glück sollte schrecklich zerstört und ihm ein plötzliches Ende gemacht werden. Beide Väter nämlich, der Vater des Bräutigams und der Braut, geriethen um irgend einer Ursache willen in einen heftigen Streit, welcher endlich die heftigste Feindschaft zwischen beiden herbeiführte, die sich bis zum tödtlichen Haß steigerte, in Folge dessen sie sich die heftigste Rache schwuren. Es war daher an eine Verbindung zwischen dem Brautpaare nicht weiter zu denken. Endlich brach zwischen diesen Edelleuten eine Fehde aus und in einer Schlacht, die in dieser geschlagen wurde, starb der Bräutigam den Tod des Kriegers. In Folge dieses Unglücks gerieth das unglückliche Mädchen in einen so furchtbaren Seelenzustand, daß sie sich selbst verwünschte und als eine Verwünschte unter die Erde gebannt wurde. Aber von heißer Sehnsucht nach ihrem Geliebten und nach der bevorstehenden Verbindung getrieben, fand sie an ihrem Verbannungsorte nicht Ruhe und Rast. Sie läßt sich daher in den Nächten, auf einem weißen Zelter reitend, bräutlich geschmückt, mit dem Myrtenkranze im Haare, begleitet von einem reichen berittenen Gefolge von Edelleuten, Jungfrauen uud Knappen, sehen, wie sie von dem Schloßberge aus über die beiden Brücken zur Trauung nach der Stadtkirche zieht, doch vermißt man in diesem Zuge den Bräutigam. Wenn der hochzeitliche Zug an die große Kirchenhalle gekommen ist, wird er von dem Küster in die Kirche geführt und die Braut tritt vor den Altar, wo ihrer bereits der Geistliche harrt, doch stellt sich durchaus nicht der Bräutigam ein. Wenn dieser nach langem Warten durchaus nicht erscheint, verfinstern sich die Mienen des Mädchens und endlich bricht sie in Wehklagen aus. Bei dem ersten Hahnenschrei verschwindet der ganze gespenstige Zug.

Es soll ferner in gewissen Nächten eine Prozession büßender

Mönche von dem Schloßberge aus über die Brücken nach der Stadt zur Kirche ziehen, diese dreimal umgehen, dann aber verschwinden. Der ganze Zug bewegt sich geräuschlos vorwärts, obgleich diejenigen, welche diese Erscheinung erblickt haben wollen, es versichern, daß es ihnen geschienen habe, als wenn die Mönche den Mund bewegten und in der Absingung eines Liedes oder Hersagung eines Gebetes begriffen wären.

Statt der in Prozession einherziehenden Mönche soll sich in anderen Nächten ein Zug von Rittern auf demselben Wege vom Schloßberge aus nach der Kirche bewegen, diese ebenfalls dreimal umziehen, dann aber die schmale, in der Mauer zum Thurme führende, sich empor windende Treppe ersteigen und in eine kleine, neben dieser Treppe gelegene Kapelle eintreten und hier, nachdem sie sich in verschiedenen, in der Wand befindlichen Nischen nieder gekniet haben, ihre Andacht zu verrichten.

Von der Wahrheit oder Unwahrheit dieses Gerüchtes, daß geharnischte Männer um die Kreuzburg zögen, wollten sich einige beherzte Bürger überzeugen. Sie gingen daher eines Abends nach zehn Uhr an den Schloßberg. Einer von ihnen erkletterte einen Baum. Er versprach ein Zeichen zu geben, sobald er die Männer sähe. Zwischen 11 und 12 Uhr stieß er ein kurzes Angstgeschrei aus und fiel gleich darauf todt vom Baume; die andern rannten davon.

Es ist auch in früheren Zeiten, als noch das alte Rathhaus auf dem Markte in Kreuzburg stand, von dem Schloßberge herkommend ein Zug kopfloser Ritter und Nonnen durch das Oberthor in die Stadt gezogen. Vornan ritten die Ritter auf schwarzen Pferden und ihnen nach folgten die Nonnen, auf einem Wagen sitzend. So hat sich der ganze Zug dreimal um den Marktplatz bewegt und ist endlich in dem alten Rathhause verschwunden *).

Als dieses alte Rathhaus noch stand, haben manche Vorübergehende des Nachts die Fenster in der Rathsstube erleuchtet gesehen. Da nun einst ein Mann, dem das Geschäft oblag, die auf dem Thurme des Rathhauses befindliche Uhr zu stellen, dieses am Tage unterlassen hatte und er sich seiner Nachlässigkeit noch spät am Abend erinnerte, so habe er, sagt man, um seinen Fehler wieder gut zu machen, noch um diese späte Tageszeit die auf den Thurm führende Treppe erstiegen, habe die Uhr gestellt und

*) Ausführlicher meldet Temme u. v. Tettau a.a.O. S. 186 Ost. Prov. Bl. B. 17. S. 229.

nachdem er hinabgestiegen, die zur Rathsstube führende Thüre vorübergehend, einen aus den Ritzen derselben hervordringenden Lichtschein gesehen. Er habe hierauf von Neugierde getrieben durch das in der Thüre befindliche Schlüsselloch gesehen und sei mehrerer, um den in der Mitte der Stube stehenden Tisch, (um welchen die Rathsherren bei ihren Sessionen auch noch zu seiner Zeit zu sitzen pflegten) in alterthümlicher Tracht bekleideten Herren, sitzend gewahr geworden. Nicht weit von der Thüre habe ein Mann gestanden, der sich offenbar durch seine mit Ketten belastete Hände als ein Verbrecher zu erkennen gab. Einer von den Herren sei sehr eifrig mit Schreiben beschäftigt gewesen, ein anderer von den Herren, welcher ihm der älteste zu sein schien, habe endlich ein dünnes Stäbchen genommen und dieses gegen den Verbrecher haltend, entzwei gebrochen.

Endlich sollen sich auch nach dem Volksglauben große, mit Schätzen aller Art angefüllte Keller und Gewölbe in dem Schloßberge befinden, die ein Eigenthum der Schloßjungfrau sind und die auch jetzt noch durch ein Herumwühlen in denselben ihr unruhiges Dasein verräth, welches Vorbeigehende, selbst am Tage, an einem Klimpern und Tönen, als wenn man Geld zählte, und Metallstücke sich leise berührten, erkannt haben wollen *).

*) Daß dieses Geräusch wirklich und zwar in der Nähe der erwähnten Quelle, sich zuweilen hören läßt, aber einen ganz natürlichen Grund hat, habe ich selbst erfahren. Ich ging einst an einem schönen Herbsttage, zu einer Jahreszeit, in welcher sich schon starke Nachtfröste eingestellt hatten, des Mittags an der Quelle vorüber und hörte zu meinem Erstaunen ein deutliches Klirren und Tönen, als wenn sich Geldstücke leise berührten, welches aus dem Innern des Berges zu kommen schien. Natürlich wurde sogleich in meiner Seele der Gedanke an die im Innern des Berges in ihren Schätzen wühlenden Jungfrau rege, und ich beschloß die Ursache des Geräusches zu enträthseln. Ich ging in dieser Absicht bis dicht an den Berg und überzeugte mich sogleich, daß das Geräusch nicht in ihm selbst entstände, sondern außerhalb desselben Statt fände und bald entdeckte ich die Ursache desselben. Es fließt nehmlich ein kleiner Bach im Herbste und Frühlinge, durch die an der Ostseite des Berges sich hinziehende Schlucht, welcher im Sommer versiegt. Dieser macht in der Nähe der Quelle einen kleinen Fall, und fällt dabei auf Steine. Nun hatte sich auf dem Wasser, oberhalb des Falls in der Nacht eine schwache Eisdecke gebildet, von der losgerissene Theile zwischen die Steine des Falls gekommen waren, die hier durch die hemmenden Steine zurückgehalten wurden, dem Strome nicht folgen konnten, bei der Bewegung des Wassers an einander und an die Steine stießen und auf diese Art das Geräusch verursachten. L. Meier.

Die Sage, daß in diesem Berge ungeheure Schätze sich aufgehäuft befinden, gab vor mehreren Jahren Veranlassung, einem Manne nachzusagen, er habe sich einen Theil dieser Schätze zugeeignet. Dieser Mann lebte hier in nicht bemittelten Umständen, plötzlich verließ er Kreuzburg, zog nach der Elbinger Niederung, kaufte sich daselbst eine kleine Besitzung, zahlte diese aus, ohne daß man wußte, wie er zu dem Gelde gekommen war. Es war daher nichts natürlicher als daß er es aus dem Schloßberge geholt hatte und da soll er, wie man sich erzählt, eines Abends, als er auf dem Berge sich beim Kartoffelbehacken verspätet hatte, an einer Stelle plötzlich eine große eiserne Thür gesehen haben, welche früher nie von ihm bemerkt worden war. Er hatte den Muth, dieselbe zu öffnen und die Treppe, die sich ihm alsobald zeigte, hinabzusteigen. Unten angelangt, befand er sich in einem großem Gewölbe, in dem Schätze und große Haufen von Gold überall herumlagen und in dessen Mitte er die Jungfrau von den herabhängenden goldenen Haaren umwallt, stehend erblickte. Sie lächelte freundlich und lud ihn ein, sich etwas von den Schätzen zuzueignen. Er ließ sich dazu nicht lange nöthigen, füllte seine Mütze mit Goldstücken an und wollte sich eben nach einem Danke entfernen, als die Jungfrau sprach: „dreimal und dann nicht mehr." Er merkte sich diese Worte wohl, wiederholte am folgenden Tage den Gang, bestand auch dieses Mal glücklich sein Abenteuer und kehrte mit einer mit Goldstücken angefüllten Mütze nach Hause zurück. Auch am dritten Abend glückte ihm alles nach Wunsch. Als er aber am vierten der Begierde, eine goldene Last abermals nach Hause zu tragen, nicht länger widerstehen konnte und sich in dieser Absicht auf den Schloßberg hinbegeben hatte, so war daselbst von einer eisernen Thüre nichts mehr zu sehen und als er seinem Unmuth hierüber durch heftige Reden Luft machte, erfaßte ihn ein plötzlich entstandener Sturmwind und führte ihn von dem Berge in die Tiefe hinab, wo er erst nach einiger Zeit aus einer starken Ohnmacht erwachte.

Einige Männer gruben auf dem Schloßberge nach Schätzen und stießen dabei auf einen Keller. Um zu erfahren, was er enthalte, banden sie einem Knaben, der seinem Vater bisher nach Kräften geholfen, einen Strick um den Leib und ließen ihn hinab. Als der Knabe den Boden erreicht hatte, sah' er eine alte Frau,

die in einem großen Keſſel rührte. Sie nahm ihm die Mütze ab, füllte ſie aus einem andern Keſſel mit Gold und gebot ihm, nicht wieder zu kommen. Er ließ ſich nun hinaufziehen. Doch trieb es ihn ſofort zum zweiten Male hinunter. Die alte Frau war wieder da. Sie gab ihm die Mütze voll Gold und ſprach: „Komm' nicht wieder, ſonſt geht es dir ſchlecht!" Der Knabe erzählte ſeinem Vater, womit er bedroht worden und bat ihn in Ruhe zu laſſen. Aber das war vergeblich, er mußte nochmals hinab. Statt ſeiner zogen die Männer einen ſchweren Stein in die Höhe. Tages darauf fand man ſeinen Leichnam in der Nähe des Keiſters *).

Chronik des Johannes Freiberg.

Von A. Meckelburg.

(Fortſetzung.)

Es was ein pfaff von Fridelant burtig, derſelbe ſchreib briffe an die pawern vff Natangen Im namen v g h, die ſigel die er vff die briffe machet, zog er abe von den Mandaten, die zu der Zeit an die kirch Thuren geſlagen. Die briffe lauten, das die pawern ſolden alle Edelleute vortreiben vnd voriagen, vnd ſolden frei ſein das gefiel Inen wol, vnd die pawern begunden ſich zurottenn vnd ſich vnder einander zubereden, Noch dem ſie wol gehorett haben, wie die pawern In Teutzſch Lant Im vorgangenen Sommer ſich entporet haben wider ire herſchafft, aber das es Inen vbel bekommen iſt, gedachten die preuſsen nicht ahn [80]).

*) Andere Sagen über dieſe Schätze ſuche Temme und Tettau a. a. O. S. 139. Oſtpr. Prov. Bl. Bd. 17. S. 232.

[80]) d. h. daran dachten die preußiſchen Bauern nicht.

Die houptleute aber die das Spill recht zugange brachten, waren, als der Muller zu Caymen, Bobeten, krugere, hantwercker so vff dem Lande woneten, vnd andere mithelffer aus den Steten, schrieben einem andern briffe zu. Auch zogen dieselben Muller Im Lande vmbher Ins werder zu den pawern sie anzureden zu vffrur wider ire herschafft. Ire sachen also beslosen wen die vff Samlant vff weren, solden die vff Natangen auch vff sein, vnd die armen leute wurden mit des pfaffens briffen vorsuret, den sie meinten nicht anders die briffe weren von v g h ausgangen vnd das also sein beuehl were, den Adel zuuortreiben ꝛc.

Vmb trent Bartolomei [81]) kamen die pawern vff Samlant zusampne als Freien, kruger vnd preusen aus allen dorffern zuhauff liffen. Es ging so eilent zu das die edeleute nicht Innen wurden bisolange das sie den Rippen [82]) gefangen hetten, do kam Inen ein schrecken ahn, das sie nicht wusten wie sie bleiben mochten vor den pawern also greulich tobeten die selben pawern, wo sie In eins Edelmans hoff kamen, do zuschlugen sie fenster, offen [83]), was sie funden, ouch vihe schlachten sie den vnd prasten, wen do nicht mehe was, zogen sie In einen andern hoff, vnd thaten desgleichen, funden aber In den hoffen nunt [84]) die knechte vnd megde. Juncker. Frawe, vnd kinder waren gewichen, wo sie sich den wusten zuerretten vor denn pawern. Etliche kamen In die Stete geflochent noch kongspergk, etlich gepesel In den Steten Schrien sie an vnd sagten nunt sie nicht eingelaßen wider zuruck ausgeslagen, den sie haben lange genug geplaget die armen pawern, Sie werden es Inen wider bezalen. Meinten nicht anderst es wurde wol gerathen. Es waren vil In den Steten die es mit den pawern hilden vnd zu Inen ritten abe vnd zu.

Welch kruger aber Freie nicht mit In zog, der must mit gewalt erzu. Auch schrieben die pawern an den Rath der Altenstat vmb ir geschucz zuleien, sagten es Inen abe. Do lis der Rath das geschucz aus dem Stathoffe [85]) brengen In die Stadt, f. 404.

[81]) den 24ten August.

[82]) Andreas v. Rippe, Amtmann zu Kaymen.

[83]) offen = Oefen.

[84]) nunt = nur.

[85]) Aus dieser Stelle geht hervor, daß der Altstädtische Stadthof damals außerhalb der Stadtmauer lag. Auf dem Beringschen Plan ist er nicht bezeichnet.

vff das die paweren nicht In der nacht mit gewalt das geschucz weg krigeten.

Dornoch vorsamleten sich die pawern vff den Quedenauschenn bergk [86]) aldo gesprech zuhalten mit den dreien Steten, das auch die Rethe so weit brachten mit den pawern einen Anstant zwuschen dem Adel, machten, wen das nicht geschehen were, so hetten die pawern vff Natangen auch sich vffgemacht. Do nue die vff Samlant stil waren, gaben sich die vff Natangen auch zufriden vnd huben nichts an. Wen die pawern zusampne ein gesprech wolten halten, so ging einer In der Stat mit eim pauckgen vnd pfeiffe vmb, vnd schrei aus wo sie zusampne sein wolten, es war ein arm krigsvolgk, gingen barfuß, etliche ane hosen, mit keulen, mistforcken, halben sensen, das was ir gewer auch waren sie mutigk, keck, vnd troczigk, wen so Imands zu Inen saget ir armen leute was richtet ir ahn, sagten sie wider, nicht hat ausricht, Edelleut muß per tausent teubel wegk, vormeinten es wer gar wol ausgerichtet vnd bestellet ꝛc. Gleichwol Im anstande lis sich kein Edelman von seinen aber andern pawern sehen, traweten Inen nicht vil, musten bei der nacht vnd heimlich Reiten.

[Ein Rath der Altstadt der Gemeine Rechnung von seiner Haushaltung thun muß. Handwerksleute in die Schöppenbank gekoren.]

Im selben pawerkrige waren etliche Burger als Greger Eger, Nickel Jon, Albrecht wille, der Coppersmit Jocheim fischer ꝛc. vnd der gemein posel von hantwergker, die bogerethen von eim Rathe In der Altenstat von 30 Jarn Rechenschafft zuthun von der Stadt einkommen. Der Rath that Inen rechenschafft. Do sie nue die rechenschafft von eim Jar aber dreie angehoret hetten das es gleich zutraff vnd recht was, kamen sie nicht wider zur rechenschafft vnd Schemeten sich [87]). Auch bogereten die von den hantwerckern von dem Ersamen Rathe, das sie och wolden

[86]) Dieser Hügel liegt ¾ Meilen nördlich von Königsberg.

[87]) Beler und Platner liefern in ihrer Chronik ein ebenso reichhaltiges als zerstreutes Material über die Streitigkeiten zwischen den Räthen und der Gemeine Königsberg vor und während des Bauernaufstandes. Für den Raum einer Anmerkung ist der Gegenstand aber zu umfangreich; vielleicht gestatten es später die Umstände, eine besondere Abhandlung hierüber in diesen Blättern dem Freunde der vaterstädtischen Geschichte vorzulegen.

von iren hantwercker etliche In die Scheppenbancke vnd Rath kiesen es wurden eingekoren als Meister Tewes ein beutler, Albrecht Gerlach ein korßner, der alte Radicke Schuster, der bath sich wider auß der Banck, auch Jorge wonnert der hoffsneider wart auch In die banck gekoren, woldes aber nicht sein vnd redet sich abe als ehr ein hoffdiener wer kunt das nicht gewarten ꝛc. [88]).

Als nue v. g. h. wider zuhauß kam bracht etlich frembt volgk mit. Do vorbottet man die pawern alle von Samlant hin vff das Lauter felt [89]), vnd sie kamen hin mit irem gewehr vnd vorsamlten sich. Dornoch kam v g h mit alle seinem volcke, Bischoffe Adel vnd Burger aus den dreien Steten mit etlichem großen geschucz wurden also die pawern gar vmbringet das keiner entkomenn kunt, welcher entlouffen wolt, den errante man mit den ruschen pferden, einmal nomen die pawern den louff vnd drungen vff die Reißiger, aber die reisiger weisten sie wider abe mit den spißen. Die pawern musten alle ir gewehr von sich legen, wurden etliche große fueder vffs Sloß gefuret, manch pawer dasmal, da stunden vff dem Lawter felde fur großer angst In die hosen geschißen hatt, den sie meinten nicht anders, man wurde aller vmbrengen, es wer auch wol geschehen, wen v g h etlichen hette wolt volgen. Sunder do wurden die anheber vnd houptleute etliche gerichtet Im felde doselbst, vnd vil, kruger, Freien, vnd pawern wurden gefangen, dornoch In den Steten etliche gerichtet, vnd auch etliche vmb gelt gestrafft, es wurden auch etliche gerichtet, die mit gewalt dorzu gezwungen wurden von den pawern. Dornoch straffet ein iczlicher Edelman seine pawern vmb gelt. In Teutzschlandt seint die pawern nicht so genedig gestrafft wurden, Ins gemein erwurget. Dornoch wurden etliche Burger In den dreien Stetenn auch furgenommen welche mit den pawern gezogen waren, vnd vorweiset aus der Stat vnd sunst gestrafft wurden. Also wie der anfangk was, so nam es auch ein Ende ꝛc.

Der pfaff welcher die briffe geschrieben hatt, ist zu Fridelant gefirteilt wurden. Dornoch that dornoch lon, her valtin pfarrer zu Legitten was auch mit den pawern vmbhergezogen In der

[88]) Vgl. Beler's und Platner's Chronik Bl. 347.

[89]) Das Dorf Lauth liegt ¾ Meilen östlich von Königsberg.

Edelleute hoffe, vnd war ir Bischoff vnd prediger, hat ein helparte In der hant vnd steig vff ein faß vnd sprach, wie der Bischoff ist, So hat er auch ein stap, er kam gleichwol loß vngestrafft, het villeichte baß die straffe vordint als manich arm man der nicht souil schult daran hette als ehr. Es wurden etliche vnschuldige mit den schuldigen gerichtet vnd gestrafft ꝛc.

f. 415. Vffrur zu Danczigk [90]).

Vmb die Zeit vngeferlich [91]) was zu Danczig ein groß entporung vnd Zweitracht zwuschen dem Rathe vnd gemeine, des worts gotts halben vnd hat sich also zugetragen, das der Rath die fleischawer an sich zogen vnd ander mehe die es mit dem Rate hilden, die selben hatten harnisch angezogen, vnd ander Rocke vorubir das man es nicht sehen solden, vnd gingen In die pfarrekirche vnder der prediget, do den zu dem male seher vil volgk dinne was, die denne solden ein einfall thun In der kirchen vnd etliche fangen, vnd der Rat hatte dieweil das geschucze vff den margkt bracht vnd die kethen [92]) furgeslossen, ꝛc. Wie sichs zutreget das einem fleischer das harnisch ein wenig gesehen wirt vnder dem rocke, das wirt gewar, der hieß hans Schulcze, hebet lautt an zuruffen In der kirchen, vnd sprach alle die do lieb haben gotts wort, die folgen mir noch, vnd hinauß alle noch dem Tamme [93]), vnd vorsamleten sich aldo die gemeine starck.

Die Thore waren geschloßen noch der Altenstat vnd vorstat [94]),

[90]) Vgl. Gralath, Versuch e. Gesch. Danzigs, Bd. I. S. 512 fgg. Löschin, Gesch. Danzigs, Bd. I. S. 176—186. Curicke, d. Stadt Dantzig hist. Beschr. S. 255 u. 56. Schütz, **Hist. rer. Pruss.**, fortges. v. D. Chyträus, Bl. 505. Hennenberger S. 91—93. Manuscr. des Geh. Arch. Bl. 62—64. (nur ein Bruchstück). Beler und Plainer Bl. 166—67, 200, 392—94, 422 u. 458.

[91]) Beler (Bl. 166) sagt, daß der Aufruhr am 28. Februar zum Ausbruch kam; das Manuscr. des Geh. Arch. giebt den 22. Januar an.

[92]) Man versperrte durch vorgezogene Ketten die Ausgänge der einzelnen Straßen.

[93]) Mit dem „Tamme" ist wohl ohne Zweifel eine der Hauptstraßen der Rechtstadt gemeint, welche heutiges Tages „die drei Dämme" genannt wird. v. Duisburg, Versuch e. hist.-topogr. Beschr. d. freien Stadt Dantzig S 65.

[94]) Noch jetzt heißt dieser Stadttheil vorzugsweise „die Vorstadt" und bildet einen Theil der Rechtstadt. Vgl. v. Duisburg, a. a. O. S. 75—77. Curicke, d. Stadt Dantzig hist. Beschr. S. 29.

aber die gemeine worffen die Tore noch der Altenſtat auß den hocken In den graben, das ſie zuſampne kunten komen, die auß der vorſtat furen mit boten noch der Altenſtat, das ſie auch zum hauffen kunten komen. Do kam die Gemeine gezogen vom Tamme noch dem margkte vnd Schickten zwene von der gemeine zum Rathe, als den Netagk vnd hans Schulczen, frogende warumb ſie die gemeine alſo heimlichen wolten vbirfallen laßen, vnd mit andern worten mehe. Do liß der Rath die zwene Burger gefangen nemen, vnd einer von dem Rath, ſprach, man laß nunt die boßwicht abehawen, der Burgermeiſter philip Biſchoff aber der widerritt es, das es nicht geſchag, vnd wen es geſchehn were, hette die gemeine keinen von dem Rathe vnd irem anhange leben gelaßen, vnd wer ein groß blutvorgißunge, zugericht wurden vom Rate ꝛc.

Vnd die Gemeine behilt zuleczt vbirhant, vnd entſeczten den Rath vnd Scheppen, vnd ſeczten einen newen Rath vnd Scheppen, vnd vil von der gemeine, die ſich eindrungen In die beſten Ampter, als einer wolde Molher [95]) ſein der ander pfunther, der dritte her vff der Neringe ꝛc. Man ſagt wie Jacob willenbrock, der dornoch zu kongspergk kom, (wie ouch der ſelben vortriebenen Danczker vil [96]) hinkamen aldo zu wonen) iſt vff ein ledig birfaß geſtigen als er cleiner perſon was, das Inen die leute ſehen kunden, vnd rufft ich wil den Cran haben ich wil den Cran haben, ich weiß mich ſunſt nicht zubergen das do gottlich iſt. Alſo wolde ein iczlicher von der gemeine gutte einkomen haben, vnd ſich In die Ampter ſeczten, das Inen darnach zu großem ſchaden vnd nachteil geriett. Etliche aber ſich ſelbſt nicht In die Ampter eingedrungen haben, ſunder von der Gemein mit gewalt dorzu gezwungen ſein wurden, als Magiſter Jorge [97]) der zu Thorn dornoch kam, von der gemeine zu Danczig

[95]) Molher = Mühlenherr; Pfunther d. h. Einnehmer des Pfundzolles; her vff der Neringe d. h. Verwalter des zur Stadt Danzig gehörenden Theils der Nehring. Alle dieſe Aemter wurden von einzelnen Mitgliedern des Rathes bekleidet.

[96]) Beler (Bl. 458) erzählt, daß 1527 am Sonntage Iudica (7. Apr.) den Danzigern, welche vom Könige von Polen des Aufruhrs wegen verwieſen in Königsberg ſich aufhielten, angeſagt wurde in vier Wochen die Stadt zu räumen.

[97]) M. George Zimmermann, bisheriger Stadtſekretair, ward zum Kumpan

zum Burgermeister erkoren, das er es nicht wolt annemen, fur Jnenn nider fiel Jn den dreck vff die knie vnd batt sie vmb gotts willen Jm ein solchs zuerlaßen, mocht alls was er furwant nicht helffen er must es sein kurczvmb. Do nue diß Newe Regiment anging das nicht lange weret, schicket die gemeine den newen Burgermeister mit andern newen Ratherrn zum konige von polen zuclagen vbir den alden Rath, aber der alde Rath was vorhin heimlichen zum konige gezogen auch zuclagen. Dasmal villeichte die sache der konig vffgeschueben hat, biß ko. Mt. Jn das Lant zu preußen komen wurde. Es wer vil von disem vffrur vnd Regiment zusagen vnd zuschreiben, vmb der kurcz wille nachgelaßen, vnd die furnembsten stucken vnd puncten angezeigt. Wen die gemeine den alden Rath vnd Scheppen nicht entsaczt hetten, vnd sich selber (wie oben gemelt) nicht Jn die Ampter geseczt, were ire sache so bose nicht gewurden, wie hirnach volgen wirtt ꝛc.

Anno ꝛc. 1526.

Der konig von polen kam Jn preußen vnd lagert sich zu Marienburgk, do er ein Zeitlang vfflage. Der Newe Rath, Amptleute vnd die Gemeine, mergkten vnd hatten es auch wol sorge das ire sachen nicht wol stunden bey ko. Mt. von polen, vnd wachten starck Jn den Thoren, vff das sie nicht vbirfallen wurden. Auch warn sie willens den konig Jn die Stadt nicht zu lasen die gemeine, sunder der philip Bischoff [98]) redet die gemein ahn vnd sagt, ehr wirt nicht komen v g h, als ein konig, sunder als ein vater zu seinen kindern, vnd solden sich seiner Zukunfft nichts befurchten es wurde niemant kein leidt widerfaren ꝛc.

f. 146. Also vbirredet der philip Bischoff mit gudden worten die gemeine vnd Jnen vil gelobet vnd zusaget, das sie den konig einlißen. Montag zu Ostern [99]) kam zum ersten ein zu Danczig

des ersten Bürgermeisters, Philipp Bischof, ernannt. Zernecke, Thornische Chronica, (2te Aufl. Berl. 1727. 4.) S. 121.

[98]) Das Manuscr. des Geh Arch. (Bl. 63) führt als Grund, weshalb die Gemeine dem Ph. Bischof ihr Vertrauen geschenkt und zum Bürgermeister gewählt, die Liebe der Danziger zu Bischof's Vater an, welcher „dem gemeinen Nutz vorgestanden, derhalben ihn die ganze Gemeine mit einem herrlichen Begängniß in seinem Sterben bis in die Oliva zu Grabe bestattet."

[99]) den 2. April.

der Crockausche woywoyde mit 300 pferden. Dornoch etliche tage der konig auch einkam, vnd also enczelen die polnischen Bischoffe och hinkamen, biß die Stadt voller polen kam. Der herzog aus pomern kam auch hin mit gudder Rustung. Der herzog aus preußen kam och hin noch Danczig [100]). Do wart der newe Rath, Scheppen Amptherrn, vnd etliche vil aus der gemeine, (welche nicht zuuorn sich hetten weg aus der Stat gemacht) gefangen wurden, vnd aldo vff dem margkte manch tapffer man enthoupt wart, vnd vil gefangen weggefuret wurden hin vnd her vff die Schloßer In die Thurme gewurffen, vnd welche aus dem gefengnis wider loß kamen, vnd die zuuoren sich aus Danczig machten der warn vil, ehe der konig einkam, musten dornoch ir lebenlang nicht wider einkommen bey vorlust ires leibs, die seit das merer teil zu kongsperg gekomen zu wonen. Hans Nimpsch auch einer was von den vortriebenen Danczker, dornoch zu kongspergk zu großen dingen kam, das er vil in befehl hette, als In der Rentkamer vnd In der Muncze vnd vil aufffsecze vnd beswerunge vff die Stete helffen erdencken ꝛc. Do nue diss alls vollendet was, wart der alde Rath vnd Scheppen wider eingesaczt, vnd alle ewangelische prediger musten weg, vnd die heucheley vnd gleisnerey fingk wider an wie vorhin. Do liß der konig durch anregen der Bischoffe, hertlichen vorbieten keinen Teutschen psalm mehe, In den heusern aber von den kindern vff der gaßen

[100]) Beler (Bl. 492) berichtet: „Freitag nach Jubilate [27. Apr.] ritt mein gnädigster Herr aus Königsberg nach Danzig mit 200 gerüsteten Pferden, alle Spießer, zu Königl. Maj. von Polen, in schwarzem Sammet mit guldenen Stukken verbrämt. Da ward S. F. G. ungefähr mit 500 Pferden eingeholt, worunter zwei Bischöfe, der von Cujowien und von Culm, waren." Mittwoch nach Trinitatis [30. Mai] traf der Herzog wieder in Königsberg ein, und Donnerstag der reisige Zeug. „Auch der Herzog von Pommern," fährt Beler Bl. 398 fort, „war bei dem Polnischen Könige in Danzig mit 100 gerüsteten Pferden, blank als ein Spiegel. Und als die beiden gedachten Fürsten das göttliche Wort angenommen und in ihren Landen predigen ließen, welches den polnischen Bischöfen sehr zuwider, waren zwei Bischöfe bei ihnen, der von Riesenburg, Eberhard, und der von Kamin. Dieselben gingen in weltlichen Scharlachröcken und nicht mit den Hundskappen auf die papistische Art, wie die polnischen Bischöfe. Sie wurden von den Polen excludirt, hatten ihr Wesen für sich, kehrten sich nicht an die polnischen Narrenkappen, ließen sich auch nichts irren, was die polnischen Bischöfe von ihnen redeten oder wofür sie gehalten wurden."

zusingen, bey großer straff, auch sol niemant des lutterſch Bucher haben, vnd bei weme man die finden aber spuren wurde sol großlich gestrafft werden, vnd des dings vil vorboten wartt zu der Zeit, das auch die leute zu Danczig In großer furcht stunden. Also namen die Munche pfaffen, Nonnen vnd des Bapsts vnd des Teuffels gesinde wider vbirhant, vnd waren froe das ir Jarmargkt vnd Cram do sie die leute mit betrogen, wider gelt einbracht, als die vigilien vnd Seelmeßen ꝛc.

Vmb Johannes Baptiſta [1]) aus, kam die Furſtinne [2]) des herzogen Tochter von holſtein vnd konige In Dennemargkt, zu

[1]) den 24ten Juni.

[2]) Dorothea († 3. Apr. 1547). Ihr Epitaphium in der Domkirche wird ausführlich beſchrieben von Hagen, Beſchr. d. Domkirche zu Königsb. S. 173 fag. — Beler und Platner (Bl. 352—53. 353.) erzählen, am 21. März (Mittw. nach Iudica) 1526 habe der Pomeſaniſche Biſchof den auf dem Schloſſe verſammelten Räthen und Gemeinde im Namen des Herzogs mitgetheilt, daß Albrecht, um den Klagen ſeiner Unterthanen über die Beläſtigung ihres Seehandels von Seiten Dänemarks abzuhelfen, durch ihn und andere um die Hand der älteſten Tochter des Däniſchen Königs habe werben laſſen. Letzterer habe des Herzogs Bitte freundlich bewilligt und zugleich ſich erboten, den Bewohnern Preuſſens ihre früheren Handels-Privilegien in Dänemark zu erneuern. Der König werde ſeine Tochter nächſten Johannis zur Feier der Hochzeit nach Preuſſen ſchicken, welche nicht geringe Unkoſten verurſachen werde. Da nun die Gemeinde des Herzogs Unvermögen kenne, ſo möchte ſie ihm mit Bier, Fleiſch und anderer Zulage zu Hülfe kommen. Wäre die Ausgabe nicht eine unabweisliche, ſo würde er die Stadt, deren bedrängte Lage ihm wohl bekannt ſei, mit dieſer Forderung gewiß verſchonen. Ferner habe er mit dem Könige verabredet, daß der Fürſtin Leibgedinge „mit Gelübde der 3 Städte Königsberg, auch etlicher von den Landen" bewilligt und verſiegelt werde. Endlich habe der König begehrt, daß 3 oder 4 geſchickte und mit dem Tiefe wohl bekannte Schiffer nach Dänemark geſchickt würden, um die Prinzeſſin vor jeder Gefahr auf der Seereiſe zu ſichern. — Erſt nach wiederholten dringenden Vorſtellungen des Herzogs erklärte die Gemeinde durch den Schöppenmeiſter Hieronymus Simon ſich bereit: der Eine ein Faß, der Andere eine Tonne Bier beizuſteuern. Die Verſiegelung des Leibgedings ſtellte man dem Rathe anheim. Bei der Feier der Hochzeit wurde daſſelbe (Schloß und Gebiet Labiau nebſt Zubehör) von Landen und Städten verbrieft und verſiegelt. — Bei Beler und Platner (Bl. 396) finden wir noch verzeichnet: „Was die Gemeine M. G. H. zur Beiſteuer auf S. F. G. Beilager zugeſagt Montag nach Trinitatis" [28. Mai]. Die Mälzenbräuer gaben 20 Faß und 1 Tonne, die Fleiſcher ½ Laſt, die Fiſcher 1 Laſt, die Bäcker 2, die Schmiede 3, die Schuſter 3, die Kannegießer 1, die Beutler 1, die Höter 1, die Böttticher 1 Faß, die Goldſchmiede aus allen drei Städten 8 Tonnen, die Teſchner 1 Tonne,

Schiffe vbir Sehe gen Fischausen mit irer Ritterschafft vnd zu kongspergk wart das Eeliche beilager gehalten ꝛc.

Im selben Jare brach die weißel, bey dem Schonberge auß noch dem großen werder vnd that aldo Im werder großen schadenn, thaten große arbeit vnd vncosten, ehe das gefangen wart vnd wider vormacht, ein halbes Jar arbeiten sie doran ꝛc. [3]).

Anno domini. 1527.

[Bößen Rath wird Burggraf, ein böser Mensch]

Es kam einer In preußen was genant hans von Bosenrade der bey herrn vnd Fursten hette gedinet vnd sich brauchen laßen. Derselbe wart zum Burggraffe zu kongsperg vff dem Sloße gesaczt, er kunde wol reden, auch die armen leute zubesweren vnd zu vnderdrucken, do that er alle seinen fleiß zu, was bey den vorigen herrn freie was, macht er ganez eigen, vnd macht vil new Scharwergk an den garten zu bezeuenen mit leimen wenden [4]) hatt nicht bestant, den armen leuten worden ire garthen abgegrenczt vnd genommen vff dem Trageheim [5]), das die garthen großer vnd lenger wurden bezewnet, vorhin warn die garthen etliche vnbezeunet vnd warn frey Iderman zugebrauchen, bei des ordens Zeiten was solch Tiranney nicht als bey Im vffkam. Do liß er auch Carpen Teiche machen bei dem Sloße, das musten die armen leuten zu Scharwerg thun. Drr Boseratt het es gerne darzu gebracht das die Burger auch hetten must Scharwercken an den Carpenteichen. Er thet vber auß vil vbirlast der armut eine beswerunge vbir die ander richt er vff, alle das Jenige was er wolt kunt er zuwegen brengen, was den vnderthanen zuschaden mocht gedeien, do froget er nicht nach. Es wer vil zusagen vnd zu schreiben von dem wutterich wie er Regiret, vnd v. g. h. hielt

die Barbiere aus allen 3 Städten $^1/_2$ Last, die „Snitzer" 1 Faß, die Bechler 1 Tonne, die Reifschläger 1, die Maurer 2 Faß Bier. Ferner gaben die Zimmerleute 5, die Tuchscherer und Schneider 6 Mark. Die Kürschner, Hutmacher („hutter"), Leinweber, Gerber, Träger (?), Töpfer, Bordingführer und Höker (?) gaben nichts. Die Rubrik der Kaufleute hat der Chronist auszufüllen vergessen. — Die Herzogin (Beler Bl. 399) kam mit 11 Schiffen nach Preussen.

[3]) Hartwich, geogr.-histor. Landes-Beschreib. der 3 Werder (Königsb. 1722. 4.) S. 492—93.

[4]) d. h. mit Lehmwänden.

[5]) Eine der damals zum Schloß gehörigen Freiheiten der Stadt.

groß vnd vil von Im, alls was er Im riett vnd saget volgt Im v g h es was gutt aber boß, vnd seine rede vnd Rath, es was auch wie es wolde, So achtet es v g h ab es got geredet vnd ge-
f. 407. rathen hette, also hoch vnd groß was er geachtet bey Im ꝛc. Er was auch willens derselbe Boserath, die herschafften [6]) zu seczen zuentseczen vnd zuordiniren noch seinem willen vnd gefallen, aber sie woldens von Ime nicht leiden, vnd wurden vffstoßigk mit Ime sunderlich der Bischoff von Samlant hette Inen gerne aus dem Lande wider gehabt, vnd redet alhie den Adel ahn vber Inen, v. g. h. zuclagen, vnd sunderlich das zu gezeugen, wie ein Edelman, genant pappenheim, den Bosenrath vor einen Bosewicht geschulden hette. Der selbe Edelman bogab sich weg auß dem Lande. So schicket der Bischoff von Samlant hin zu dem pappenheim, Ime schein vnd beweiß zuuorschaffen wie er den zugesagt vnd vorheischen hette, das also wahr were, wie ehr Im nachgesaget hette In preußen. Aber der pappenheim was schon todt das nicht geschen kunde, das er kunt vbirzeugt werden. Do leget der selbe Burggraff seine briffe vnd Siegel vff welche ehr von herrn vnd Fursten vbirkommen hette, wie er von Inen abegescheiden ist ꝛc. Also kunt der Bischoff vnd andere, die wider Inen waren nichts anhaben, wiewol doch vil boser vnd vffstoßiger worten von beiden teilen geredt seint wurden fur v.g h. So leget sich S. f. g. In die sache vnd vortrug zwuschen Inen beiden den Zang vnd hader macht sie wider zu freunde, vnd er bleib Burggraff wie vor ꝛc.[7]).

Anno ꝛc. 1528.

[Die Münze verringert.]

In dem Jare wurden Tageferten gehalten, als zu Marienburg vnd kongsperg, sich zuuoreinigen mit der Muncze, do den dem Lande preußen ein vnvorwintlicher vnd großer schade doraus entstanden ist, die alde Muncze welche sieder [8]) vnd bei herzogen friderichen [9]) gezeiten vnd disem herrn geslagen seint gebrochen

[6]) die herschafften = die Obrigkeiten, Behörden.

[7]) Ueber die von unserm Chronisten erzählten Bedrückungen und gewaltsamen Maßregeln Bosenrade's haben sich leider bis jetzt keine näheren Aufschlüsse im hiesigen Geh. Archive auffinden lassen. Hennenberger S. 176.

[8]) sieder = seit.

[9]) Hochmeister Friedrich, Herzog zu Sachsen (1498—1510).

vnd geringet wurden, auch das golt geringert noch der newe Muncze den vierden pfennig, wer do hette vier marg, behilt dornoch dreie mark. Also ist das arme lant Seher geswecht wurden mit der Muncze, das noch wunder ist, das die armen vnderthanen etwas noch haben, (wie hernach volgt) als sie geschaczt vnd beswert werden von der herschafft ꝛc.

[Landtag der Münze halben. Ein Edelmann will F. Durchl. einen alten gesperrten Wagen und Pferde leihen, daß er nicht soll aus dem Lande zu Fuße gehen.]

Doselbst wart auch eine Tagefart gehalten zu kongsperg der Muncze halben, vnd vil dasmal handelungen dorumb geschagen, das sich die von Landen vnd Steten groß beswerten, ein solchs anzugehen, vnd der selbige hans von Bosenrade redet das wort von wegen v g h vnd saget, wen vff dem tische legen dreiemal hundert Tausent gulden, wolde sich S F g douor furchten, zunemen, als fur einer Carthaunen die vff In gericht were, ehe das S f g wolde eingehen die Muncze wie es die polen bogereten. Auch wust es S f g ahn vnser hulffe vnd rath nicht einzugehen, Aber er must denne ſ g gemahel bei der hant nemen vnd wider zum Lande außgehen ꝛc. sagt ein Edelman von Samlant heimlich zu eim andern, ich habe noch ein alten gesperten wagen [10]) wolt ich Im leyen vnd pferde, das er nicht zufuße durfft gehen ꝛc. Mit solchen vnd dergleichen vorblumpten worten hot man diß arme Lant In groß Trubsal vorterb vnd nachteil bracht mit der Newen Muncze vnd ist noch zur Zeit kein vffhorenn.

[Bosenrath bringt die Erbzeise vom Malz zu wege. Versprechen, das Land mit keiner Beschwerung zu belästigen.]

Dießer obengenante Burggraffe trachte dornoch wie er mochte die armen vnderthanen mit Newen vfflagen beswerenn vnd zu vnderdrucken. So bracht er es so weit mit seim anhalten, vnd mit dem vilen Zusampnekommen, das den kein ende hatte, das er die Erbzeiße zugange brachte, als von eim Malcze [11]) 1½ mark In der Rentkamer abzulegen. Diese Zeiße solte weren dieses Fursten

[10]) Gesperrter Wagen war eine Art Kutsche, deren sich schon die Hochmeister auf ihren Rundreisen im Lande bedienten, wie verschiedene Angaben im Treßlerbuche ausweisen.

[11]) ein Malcz d. h. die Quantität Malz, welche zu einem Gebräude Bier genommen werden muß.

vnd ſein Erben, ſo gibt Im gott noch zur Zeitt keinen leibs Erben. Der Adel aber vorwilliget dorein In die Zeiße, den ſie ſeint Frey douon. Sunder die Stete wolten es nicht eingehen, beclagten ſich Ires erlittenen ſchadens des krigs vnd andere, mocht alles nicht helffen, er hilt ahn, vnd zeucht an ſich ezliche auß dem Rat, von den kneiphofferen als den Criſpinus Schonbergk, hans Schrotter, Merten Locheler ꝛc. vbirredt ſie fein das ſie wolden vnd andere auch einfuren mit dorein zuvorwilligen in dy Erbzeiße, wie es auch geſchahe, vnd Inen hernachmals den oben genanten herrn geſchencke vnd gaben von v g h gegeben wurden, als bueden beim Thume vnd honnigk, douon ſie noch werden genant die auß dem kneiphoffe, honnigklecker, vnd ire Newe Brucke
f. 408. hinder der Newen Schule [12]) die honnigkbrucke. Aber die aus der Altenſtat vnd die andern Steten hilten noch an das ſie nicht wolten eingehen In die Erbzeiße. Sunder die auß dem kneiphoffe (wie oben gemelt) hatten heimlich dorein vorwilliget. Do muſten die andern Stete auch ſich einlaßen In die Erbzeiße ꝛc. Vnd do wart den Steten widerumb eine Newe vorſchreibunge [13]) Briff vnd Siegel gegeben von v g h, vnd lautt vnder vil andern worten, das weiter vorthin diß Lant mit keiner boſchwerunge ſolte beleſtiget aber vffgeleget werden, wie es auch menſchen liſt erdencken kan vnd mag ꝛc. Wie es den armen vnterthanen gehalten iſt wurden dieße vorſchreibunge, ſeint ſie hernachmals wol Inne gewurden.

[Das Recht zu münzen verarrendiret auf zehn Jahre.]

Es worden von hie abegefertiget von Landen vnd Steten die noch Marienburg zogen zum Tage der Muncze halben, von den Steten wurden außgeſchickt Bartelmes Gocze Burgermeiſter der Altenſtat auß dem kneiphoffe, Hans Schrotter, von den koufleuten, Melzenbrewer vnd hantwercke, Jocheim Streckfus, Andres Rabe ꝛc. worden auch vff große vncoſten gebracht die Stete, mit dem vielen Reyſen vnd Tagenn, die Muncze behilt gleichwol ſei-

[12]) Das vom Herzog 1541 geſtiftete Particular oder Pädagogium.

[13]) Dat. Königsberg, d. 23. April 1528. Abgedruckt in den „Privilegia der Stände des Hertzogthumbs Preuſſen.“ Bl. 39 u. 40.

nen vortgangk. Es kam einer von Crockaw her mit namen Joſt Ludewig lahm an beiden henden, Nam die Muncze ahn zuuorlegen vff zehen Jar vnd Bawet ein Newe Muncze [14]), do man etliche vil geſellen In erbten kunden. Derſelbe Joſt Ludewig, einen groſſen Schacz an golde die Zeit vbir auß dieſem herzogthumb gefuret vnd zugeſchickt iſt wurden, durch ſeine ſchreibers die er alhie In der Muncze hette, die das gudde gold vnd Jocheimthaler [15]) mit großen hauffen, vmb geringe gelt zu ſich wechſelten. Do die 10 Jare vmb kamen, nam v g h die Muncze ſelber wider ahn zuuorlegen, hindenach donnebir ꝛc.

Vonn der Muncze [16])

Man ſal wißen, als man anhub zuſchloen ſchillinger [17]) vnd clein gelt bei dem homeiſter her Conrad von Jungingen gezeitten, do kaufft man die marg Silbers vor 2 mark vnd 8 ſcot. Do was der Zuſacz zu dem vierden, 3 ſcot ſilbers 1 firdung coppers vnd wart geſchroten auff der gewegene mark 112 ſchillinge die behilden 17½ ſcot lottiges auß dem fewer.

Item das cleine gelt wart geſchickt, auff die lottige mark ſilbers 8 ſcot Coppers, vnd wart geſchroten auff die gewegene mark 5 firdung gezalt die behilden 10 ſcot lottigs aus dem fewer.

Item do galt der groſch 18 gewonliche Pfennige, nach dem groſchen ſaczte iczlich kouffman ſeine wahre, an golde aber an ſilber.

Nue muſt man irdencken, das der groſche wider keme auf 18 Pfennige In ſulcher weiſe, auff das erſte, das man ſchluge

[15]) Die von Ludwig gebaute Münze ſtand wahrſcheinlich auf dem Platze, welcher noch jetzt davon Munzplatz geheißen wird. Sie ward 1802 abgebrochen. Vgl. S. 4 u. 5. Hennenberger S. 176.

[16]) d. h. Joachimsthaler.

[17]) Eine Abſchrift dieſer Abhandlung über die Münze enthält auch das zweite Manuſcript der Stadtbibliothek, jedoch nicht von derſelben Hand gefertigt, welche die theilweiſe Copie der Chronik beſorgte.

[18]) Die erſten Schillinge (solidi) in Preuſſen ließ Hochmeiſter Winrich v. Kniprode 1380 ſchlagen. Voßberg, Geſch. d. preuß. Münzen und Siegel S. 94 u. flgg. Dieſes von dem ausdauerndſten Fleiße und der größten Sorgfalt zeugende Werk über das Münzweſen des Deutſchen Ordens in Preuſſen übertrifft unendlich weit alle früheren Arbeiten über dieſen Gegenſtand und macht dieſelben völlig entbehrlich.

clein gelt, vnd wirdigete das, alſo das 8 Pfennige gingen vor 1 ſchilling.

Darzu ſchluge man vierchgen In der formen, als die alten virchen ſint, In ſolchem Zuſacze, das die gewegene mark an cleinem gelde behilde 1 firdung lottigs aus dem fewer, vnd wurde geſchrotenn auff die gewegene mark, 1 mark an der Zall, ſo wurd das gelt groß vnd ſtarck.

Item die virchgen, das man die ſchickete zu dem dritten, Alſo, daß die gewegene mark, behilde 8 ſcot lottigs aus dem fewer vnd worde geſchroten auff die gewegene mark, 1 mark vnd 8 ſcot gezalt, alſo ſwer ſint die alten virchgen, alſo kem der dritte Pfennig hinder ſich, Alſo das 3 mark cleiner Pfennige, alſo gutt weren, als 4 mark an ſchillingen, gleichwol golde die mark ſilbers, 4 mark an ſchillingen vnd 3 mark an cleinem gelde vnd an virchgen. So keme auch die Zall gleich, 2 virchgen vor 1 ſchilling, vnd 2 ſchilling vor $^1/_2$ ſchoter, vnd ein iczlichen Zinß, wurde das dritte beßer dan vor, vnd nach dem cleinen gelde muſt man In Steten ſeczen, Brot, Bier, vnd dergleichen allerley Speiße koffen ꝛc.

Ein vnderricht wie Im in kurczen Jaren ſider die alten groſchen geſchlagen, mit der Muncz gefallen iſt ahn korn vnd ſchrot wie volgett [19]).

Die alten groſchen halten an korn 8 lott, vnd am ſchrott. 118. ſtucke vff die margk lottigs.

Bei herzogen Friderichs geczeiten hat man groſchen geſchla-
f. 409. gen halten am korn 8 lott vnd am ſchrott 127 ſtuck vff die marg lottiges.

Im Jar. 1513. bei Marggraff Albrechts gezeiten hot man groſchen geſchlagen halten am korn 8 lott vnd am ſchrotte. 131. ſtucke vff die mark lottigs.

Im iare. 1515. bei Marggraff Albrechts gezeiten hot man groſchen geſlagen, halten am korn 7 lott 3 qnenten vnd am ſchrott

[19]) Obgleich der Anfang dieſes „Unterrichts ꝛc." ſchon in Waiſſel's „Chronica alter Preuſſcher, Eifflendiſcher vnd Curlendiſcher Hiſtorien" (die beiden letzten Blätter), der ſich mancherlei Abänderungen erlaubt hat, abgedruckt und aus ihr von Voßberg a. a. O. größtentheils aufgenommen worden, habe ich doch um des Zuſammenhanges willen das Ganze mittheilen zu müſſen geglaubt.

131 ſtucke vff die mark lottigs. Diße groſchen ſeint geſchlagen am korn vnd ſchrot bas In das 1519 Jare.

Im iare. 1520. bei Marggraff Albrechts Zeiten hot man groſchen geſlagen Im krige, tippelgroſchen, am korn halten 5 lott vnd an ſchrot. 131. ſtuck vff die mark lottigs.

Auch hot man Im ſelben Jare Runde groſchen geſchlagen das ſtucke vff 16 groſchen, halten am korn 9 lott vnd am ſchrot 15 ſtucke vff die mark lottigs, vnd ſeint noch dem krige geſaczt vff 15 groſchen.

Noch ſeint geſchlagen runde groſchen, das ſtuck vff 8 groſchen halten am korn 9 lot vnd am ſchrot 31 ſtuck vff die mark lottiges vnd ſeint noch dem krige vff 6 groſchen geſaczt.

Noch ſint Im. 1520. iare geſchlagen vierkantige groſchen, dicken genant vff 8 groſchen, halten am korn 3 lot vnd am ſchrote 33 ſtuck vff die mark lottigs, vnd ſeint noch dem krige geſaczt vff 4 ſchilling.

Auch ſeint geſlagen Im ſelben 20 Jare vierkantige groſchen das ſtuck vff 1 groſchen, ſeint cleine clippen genant, halten am korn 1½ lott vnd am ſchrott 117 ſtucke vff die mark lottigs vnd ſeint noch dem krige geſeczt vff 3 Pfennige.

Noch ſeint Im. 1521. iare Runde groſchen geſchlagen das ſtucke vff 8 groſchen, halten am korn 3 lot vnd am ſchrot 31 ſtucke vff die mark lottigs, vnd ſeint noch dem krige geſaczt vff 4 ſchillinge, vnd die knechte ſeint domit abegelonet.

Noch ſeint Im ſelbigen Jare geſchlagen vierkantige groſchen Dicken genant vff 8 groſchen, halten am korn 1 lot vnd am ſchrot 33 ſtucke vff die mark lottigs, vnd mit den dicken ſeint die gutſtetiſchen knechte [20]) abegelonet, vnd ſeint noch dem krige geſaczt vff 8 Pfennige.

Noch ſeint geſlagen Im 21ſten iare virkantige cleine groſchen, das ſtucke vff 1 groſchen, genant cleine Clippen halten am korn 1 lot vnd am ſchrotte 117 ſtucke vff die mark lottigs, vnd ſeint noch dem krige geſaczt vff 1 Pfennig.

Do die Tippelgroſchen Im 20ſten Jare biß vff das 21ſte vnd die Dicken vnd clippen geſlagen wie oben vorzeichnet iſt, hat das ſilber gegulden 12 mark die mark lottigs, hie bei hat ein

[20]) d. h. die in Gutſtadt als Beſatzung liegenden Söldner.

iczlich Muncz vorstendiger wol abzunemen was vor ein großer vnuorwintlicher schade diesem armen Lande zu preußen davon entstandenn ist, das noch wunder ist, das die leute noch etwas haben, als sie mit der Muncze boswert seint gewurden.

Dornoch Im 22sten Jare biß In das 25ste Jare hat man widerumb groschen geschlagen wie vor Im 15sten iare biß in das 19ste in dem korn vnd schrott.

Im iare 1528 hat man eine Newe Muncze Im ganczen lande zu preußen, sowol im vbirlande vnder dem konige von polen vnd im herzogthumb preußen vffgericht. Volgender gestalt zu Marienburg vff Stanislai [21]) beschloßen. So das ein Newer groschen zweier ½ polnischen groschen wert sein solt, desgleichen newe schillinger, der dreie 1 groschen, vnd Newe Pfennige der 18 einem sulchen newen groschen glich weren, vnd das die Zal der mark bei 20 groschen ader 60 schillinge bleiben solt, vnd diß korn vnd schrott sol gestelt werden wie volget.

Im Jare 1519 bey Marggraff Albrechts Zeiten des herzogen Inn preußen, hat man groschen geschlagen der 20 vor 1 mark gelten sollen vnd halten im korn 6 lot vnd am schrot 93 stuck vff die mark lottigs.

Auch seint schillinge geslagen vnd halten am korn 3 lot vnd am schrote 154 stucke vff die mark lottigs.

Auch seint Newe Pfennige geslagen vnd halten am korn 1½ lot vnd am schrot 510 stuck vff die mark lottigs mehe ader weniger vngeuerlichen.

Die alten groschen vnd alten schillinge sollen den Newen groschen vnd schillingen gleich geltenn.

f. 410. Die groschen so bei herzogs Friderichs gezeiten vnd bei des Marggraffen Albrechten Zeiten geschlagen, seint alle geseczt vff 16 newe Pfennige.

Die alten pfennigen sollen gewogen werden, vnd souil Newe pfennigen dargegen gewogen vnd gegeben werden [22]).

Auch ist das golt geseczt wurden, als ein Gulden vngerisch vff 45 groschen ein Gulden Reinisch vff 30 groschen, Einen keiser gulden vff 20 groschen 2 schillinge einen horngulden 12½ gro-

[21]) den 8ten Mai.

[22]) Hier endet das in Waissel abgedruckte Fragment.

schen ꝛc., das man zu der Zeit vff das golt ouch vff allerley gold muste den vierden Pfennig vorliren ouch vff die Muncze, das die leute aber einmal großen schaden nomen an dem gelde, der vor 4 mark hette, behilt nunt 3 mark.

Mein lieber her Bergkfogt noch dem ir mir habet vorgetragen diße Muncze, so euch zugeschickt von Marggraff Albrecht ꝛc. homeister In preußen, f f g, die selbige Muncze zu probiren, darneben ein korn ader eczlichs zu seczen an schrott vnd Zal dadurch die seltige angezeigte Muncze mocht eingewechßelt werden, vnd wider zuuormunczen, wo sichs anders leiden wolt, in welchem ich kein fleiß gesparet, vnd vor das erste dieselben proben mit fleiß gemacht, vnd mit großer muhe den schrot gefunden den man billich het sollen neben der muncz angezeigt haben, ein schrot ader 2 off ader aber [23]), an dem leitt nichts. So volgt nue noch die haltunge der Muncze.

Herzog Friderichs schlaggroschen haben gehalten 8 lott 0 quent 1 Pfennig. Derselben groschen 40 haben In sich 2 lot 2 quent 0 Pfennig.

Hans weseners groschen haben gehalten 7 lott 3 quent 1 Pfennig. Derselben groschen 40 haben in sich 2 lot 1 quent 1 Pfennig.

Des Jczigen Munczmeisters groschen halten 7 lot 1 quent 0 Pfennig. Derselben groschen 40 haben in sich 2 lot 1 quent 0 Pfennig.

Die alten polnischen groschen haben gehalten 5 lott 3 quent 0 Pfennig ich will [24]) ir sein gancz wenig Im Lande.

Die Newen polnischen groschen die halten recht 6 lot 0 quent 0 Pfennige. Derselben groschen 40 haben In sich 2 lot 1 quent 1 pfennig.

Alle dise dinge seint alle gemacht vff preusche mark vnd vff brantsilber das helt 15 ½ lott vnd die beczalunge vff vngarisch gelt.

Item die gemeinen schlagschillinger durch einander der gehet gewonlich vff die mark lottigs 134 stuck vnd an dem korn wie noch volgett.

Des ordens Eltisten slagschillinger der iczunt gancz wenig gehet [25]), die halten am korn 3 lot 3 quent 1 Pfennig. Der-

[23]) Die 2te Handschrift der Stadtbibliothek giebt das Richtige „ab."

[24]) Statt „ich will" soll es wahrscheinlich „ich denke" heißen.

[25]) d. h. von denen sehr wenige im Umlauf sind.

selben schillinger 120 vor 1 floren. Darin ist fein silber 3 lot 1 quent 2 Pfennige. Nue gedengkt vff den wechßell.

Des ordens gemein slagschillinger halten 4 lott 0 quent 1 Pfennig. 120 schillinger haben in sich 3 lott 2 quent 1 Pfennig.

Die alten Danczkern slagschillinger halten 3 lot 2 quent 3 Pfennig [56]). 120 schillinger vor 1 floren haben in sich 3 lott 2 quent 1 Pfennig.

Die Newen Dancker slagschillinger 3 lot 2 quent 3 Pfennig. 120 vor 1 floren haben in sich 3 lott 1 quent 1 Pfennig.

Die Elbinger slagschillinger halten 3 lott 1 quent 3 Pfennig. 120 schillinger geben fein silber 3 lott 0 quent 0 Pfennig.

Die Torner slagschillinger die halten 3 lott 1 quent 0 Pfennig. 120 schillinger vor 1 floren haben in sich 2 lott 2 quent 3 Pfennig.

Die preuschen heller die halten an korn 2 lot 1 quent 0 Pfennig vff den stehet kein wechßel, es wer dan, das Lande vnd Stete eines wern, so wer der sachen gutten rath zufinden.

Die alten slagschillinger durch einander der gehen gemeinlich vff die preusche mark lottigs 134 stucke vngeferlich.

Weiter bogeret f. g. wie sichs wolt halten wen man neme 100 mark lottigs brantsilber, das helt 15½ lot vnd halp kopper das hot sich also. So man dorauß machet groschen die halten an korn 8 lot. So man den neme 100 mark lottigs brantsilber darin ist fein 96 mark 14 lot. Darzu kompt kopper auch 96 mark 14 lott. Dorans wirt pagament 193 mark 12 lot vnd man schrott auff die mark lottigs noch f. g. boger 129 stucke So wirt auß dem ganczen wergke geschroten 24993 groschen vnd 40 groschen vor 1 floren gerechent, so wirt auß der ganczen Summa 624 floren 33 groschen vnd 13½ heller oder Pfennige. So kost 100 mark brantsilber des ersten koffs 587 floren 20 groschen.

f. 411. Nue volget die vncost was vff 200 mark lottigs pagament gehet. Zu 100 mark silber gehoret fast ¼ Centner kopffer der cost vngeferlich wenig ader mehr 6 floren.

Die 200 mark zugißen gehet Im abe fast bei 1 mark fein,

[56]) Die Ate Handschrift der Stadtbibliothek liest „2 Pfennig."

vnd nicht minder das thut ouch 6 floren, gehet im aber der Digel auß, er hept in mit einer mark nicht auff. Der schade ist duppelt, wirt im der Zugk Im Dygel vngeschmeidig er nimpt merglichen schaden da gehort großer fleiß zu.

Der abegang vff der Smitten Im schliß vnd vorgewicht thut vff das wenigste 1½ floren [27]).

Der abegang im weißmachen ist vff 200 mark wol 3½ mark vnd och wol 4 mark, das helt er nicht mit einer feiner ½ mark das thut och vffs wenigste 3 floren.

Dem Eisen schneider zu dem wergke 1 floren.

Schmittkosten vff der schmitten vff geczugk ½ floren.

So darff er auch wol zu koelen 1 floren.

Vor Salcz, weinstein, Digel, schnurseck [28]), brunnitlicht, 1 floren.

Von 200 mark zu boreiten gesellenlon thut 14½ floren.

Vnd nach dem herrn Schleeschacz von der feinen mark 1 ortt das thut och 24 floren 10 groschen.

Summa aller vncost wen das wergk vol 200 mark wer, so west ich vorwar mit minder vncost nicht zu bereiten den wie angezeigt 60 floren.

Vff solche anregunge habe ich dise Newe groschen vorgenommen vnd gesaczt alle in einen korn, vnd wil sich nicht wol mindern loßen vmb des willen das man sie dester baß mag weiß machen, das sie ein gutt ansehen haben den sie werden eine gutte stercke haben, kunt ir vormercken in den groschen so man iczunt schlecht der gehen vngeferlich vff die mark lotigs 128 stucke. So geben mir die Newen groschen wie hernach volget.

Dieße ersten groschen halten im korn 5 lot 2 quent vnd am schrot 96 vff die mark lottigs, vnd 40 groschen vor 1 floren, So kompt aus die mark brantsilber vor 6 floren 30 groschen. In disen 40 groschen ist fein silber 2 lot 1 quent 0 Pfennig.

Wirt aber geschroten 98 stuck vff die mark lottigs so 40 groschen 1 floren gelden, So kompt die mark brantsilber vff 6 floren 35 groschen 11 Pfennige der 12 Pfennige 1 groschen gelten wie hernach volgett.

[27]) Das oft erwähnte Manuscript giebt „2½ floren" als Abgang an.

[28]) Die 2te Handschrift hat das Richtige „schutwerseck", ein mit sehr feinem Sande gefüllter Sack, welcher zum Putzen der einzelnen Münzen gebraucht ward.

Gilt das ſilber erſtes kouffs 5 floren 35 groſchen, ſo geburt dem herrn 10 groſchen, dem Munczmeiſter 30 groſchen So gets gar vff, ich wil damit nimands zunachteil geweſen ſein ꝛc.

Wo man aber ſchrott 100 groſchen vff die mark lottigs das wer dem polniſchen ſchrot gleich, den zu Crockaw werden allewege 100 gancze groſchen vff die Newen groſchen geſchroten, wo man diſen ſchrott och alſo hilt, ſo kem die mark brantſilber auß vor 7 floren 1 groſchen 3 Pfennig. Diſer groſchen 40 haben fein ſilber 2 lot 0 quent 3 Pfennig.

Wen man aber ander pfenning wolt ſchlaen der 12 ein groſchen gulten vnd 40 groſchen vor 1 floren, So wern diſe Pfennige leidelich meines bedunckens wen ſie halten am korn 2 lot 1 quent vnd am ſchrot 30 ſtuck vffs lot vnd 480 vff die mark lottigs vnd 12 Pfennige vur 1 groſchen, 40 groſchen vor 1 floren, So kompt die mark brantſilber auß vor 6 floren 35 groſchen.

Wo man abeſcheit 32 ſtuck vffs lot vnd 512 vff die mark vnd 12 vor 1 groſchen, 40 groſchen vor 1 floren, ſo kem die mark brantſilber auß vor 7 floren 13 groſchen 4 Pfennig.

Die alten heller der gehen vff die mark 870 ſtuck, vnd der oben angezeigten 480 ſtuck. Diße Pfennige gefillen mir am beſten, den ſie werden ſcheinlich, die mocht man graw machen vnd nicht ſwarcz vnd nem ein beßer alter vnd dinet wol zu wechſeln.

Mein Lieber her Bergfogt Diße Dinge ſein außerhalb des lands gar vil ſwerer zumachen, den In dem Lande, wo die vnd andere gebrechen erfunden werden, den mir iſt kein ſchrot angezeigt, wo ſichs aber f. g. wolt laßen koſten dardurch S f g nucz erlangen mocht, vnd beßer handelung Im Lande geſchehen So fund man leute die ſich gebrauchen lißen.

Zu merer vnderricht ſo habe ich noch 1 korn geſaczt darauß ein gar ſcheinlicher ſchrott wirt vnd ſchwerer den die Behemiſchen groſchen vnd helt ſich alſo wie volgett.

f. 412. Dieße groſchen halten am korn 5 lot 1 quent vnd am ſchrotte 90 ſtucke vff die mark lottigs vnd 40 groſchen vor 1 floren, So kompt die mark brantſilber auß, 6 floren 20 groſchen 6 Pfennig.

Schrott man aber 92 ſtuck vff die mark vnd korn vnd Zall wie oben, So kompt auß die mark brantſilber vor 6 floren 31 groſchen 7 Pfennige.

Hans wieseners [29]) des Munczmeisters bestellunge Anno ꝛc. 1519 am tage Michelis angegangen ꝛc.

Erstlich das 1 mark lottigs pagament sal halden 7 lot 3 quent fein silber vnd vff solche mark sal gehen 130 ader 31 stuck ader schrot Ime weißen vnd nicht hoger, das 1 mark feines silbers sal haben 15½ lot, vnd 260 ader 62 schrot Im weißen, wo vff die mark mehe schrott gehn wurden, sal vns zum besten enheimen fallen vnd weggenommen werden, das dennoch solchs nicht mit willen geschicht ader offte geschehen soll. Auch ab ein wergk 1 Pfennig zugeringe, sal ein ander wergk 1 Pfennig deste hoher gemacht werden, vnd das erste nicht außgehn, suuder vnder das andern mengen vnd dornoch gleich ausgehn, so kan vns ader dem Munczmeister nichts zu vbirschuß Munczen.

Auch sal ein Munczmeister ein wergk gancz vnd gar ausmachen dornoch durch den wordein vffgezogen derselbige wie vil mark es wege, einschreiben sal, vnd die Spillerunge darneben, vnd der Munczmeister sal kein wergk laßen ausgehen es sei denne probiret vnd durch den wordein geheißenn ꝛc.

Auch sal der Munczmeister von einer iczlichen mark lottigs fein silber 15½ lott haldende 6 groschen zu Schlegeschacz, so balde die Muncz ausgehet, geben. Wue aber das silber Im kouffe fallen wurde, sal die seczunge des Schlegeschacz bei vns ader vnsern vorordenten stehenn.

Er sal auch keinen guß thun sunder zuuor einem herrn vnd andere die wir darzu vorordenen ansagen neben einem des Rats welche bei solchem guße sein sollen vnd die selbigen von einem iczlichen, och eine probe nemen vnd behalten.

Auch wollen wir die vnsern neben dem wardein dorzu vorordenen die Muncze zubesichtigen, zelen vnd vffzuziehen ob sie och am korn schrot wie oben gezeiget recht sei vnd gleich auß komme.

Ob wir alt silber ader Muncze vbirkemen dorin sal der Munczmeister keinen nucz suchen sunder vns die zum besten vormunczen vff seinen Costen.

Wie och falsch silber In die Muncze brocht wurde, solliches sol er probiren vnd vns ansagenn ꝛc.

[29]) Voßberg, a. a. O. Seite 193.

Auch sal er sein Inuentarium, so gut wie er entpfangen In allen stucken beßern vnd vnuorrugkt bleiben laßen.

Beschließlich ob der Munczmeister falsche vnd vnrechte Muncze dan wie oben angezeigt, Schluge, vnd hinder vns vnd den vnsern dorzu vorordenten ließ außgehen, sal recht, wie einem falschen Munczmeister vff gerecht sunder menigliche einrede vnd bethe, geschehen ꝛc.

Des Munczmeisters Eidt.

Ich gelobe vnd Schwere meinem g. h. vnd S. g. ordens beßerunge noch hochstem vormogen zutrachten wes ich zu gemeinem besten der Rentnern, kouffleute vnd gemeinem Mans In vorstentnis bin ader kommen werde, dem selbigen M g h ader S g gewalt haben, die S g ader den der orden stellen wirt nicht zuuorschweigen, Die Muncz an korn, schrott, weiß Zusacz, gewicht vnd aller Muncz vnderhaltunge vor mein eigene personn vff mein selbis wißenschafft mich vff niemands anders weiter zu referiren ader ziehen trewlichen zuuorwaren vnd lauts der Munczordnunge mitgegeben zuuorwalten vnd zuhandeln. Ab auch S f g, Ere beßerung der Muncz zu profit vnd gefallen, S. g. vornemen wirt, darzu wil ich trawrettig hulfflich sein nach meinem besten vorstant, meinenn eigenen nucz nicht suchen. Ich will auch nicht silber In kouffmanschafft ader gesellschafften, an wißen m g h vnd des ordens offnemen ader sich die kouffleute die Munczen zuuorlegen mit meinem rathe ader wißentschafft zusammen thun laßen sunder werde ich des erfaren durch M g h ader die seinen ge-
f. 413. fragt gruntlichen berichten. Ab mir auch mehr denn ein person mit Im zuhandeln silber von Inen zunemen vorbotten, mich ich gehorsamlich halten, was och M g h, sunst der Muncz halben zugehaim mit mir handeln ader handelen lest biß in mein grab vorsweigen vnd sunst alls das handeln vnd thun das einem biderman vnd fromen Munczmeister zustehet vnd geburt bei meinen trewen Erbarn waren worten gutten gelouben hochster schult vnd

[30]) In der 2ten Handschrift der Stadtbibliothek lautet diese Stelle richtiger also: „Ich gelobe vnd schwere Meynem gnedigsten Herrn vnd f: g: Orden getrewrettig vnd gewertig zw szeyn S: f: g: vnd Ordens besserunge ꝛc."

Landsrecht auch bei des fewers [31]). Also mir got helffe vnd die heiligen ꝛc.

Diß korn vnd Schrott sollen halten die alten preuschen groschen welche gemuncʒt sein worden vor Johan von Tieffen Zeittenn.

Item preuschen groschen zumachen wie obuormelt, sollen halten die mark gewogen 8 lot fein silber, vnd werden gezelt 20 stuck vor 1 mark, gehen auff die mark lottigs 118 stucke.

Die preuschen Schillinger sollen halten die mark gewogen 3 lot fein silber, vnd werden gezelt 60 stuck vur 1 mark preusch vnd 3 stuck vor 1 groschen, vnd gehn vff die lotige mark 144 stucke.

Cleine pfennige preusch sollen halten die mark gewogen, fein silber 2 lot, vnd werden gezelt vor 1 mark preusch, 360 stuck, vnd 6 stucke vor 1 schilling, vnd 18 vor 1 groschen vnd gehn auff die lottige mark 690 stucke. Diß vnderstunt sich ein gut gesel seliger gedechtnuß, Nach zumunczen ohnt wißen vnd willen der herschafft, bei dem fewer, Anno ꝛc. 1529, vnd hieß mit Namen pawel wille, aber er starb In der Schweiß krangheit, ehe es an die herschafft dis Landes gebracht wart.

(Fortsetzung folgt.)

[31]) d. h. bei Strafe des Feuertodes. Derselbe Ausdruck wird einige Zeilen nachher wieder gebraucht.

Ein Volkslied von 1671.

Mitgetheilt vom Pfarrer Bobrik in Neuteich.

Die poetiſche (?) Erzählung eines Mirakels, das ſich bei Königsberg begeben, dürfte der Aufnahme in die N. Pr. Prov. Blätter in ſo fern nicht unwerth ſeyn, als ſie einen Beleg liefert, daß man vor bald 200 Jahren unſerm armen Volke mit ähnlichen Liedern aufwartete, wie ſie noch heut zu Tage auf Jahrmärkten verkauft und mit Begleitung von Dreorgelmuſik abgeſungen werden. Das Mirakel, daß Knaben, die Krieg mit einander ſpielen das Ding ſo arg treiben, daß einer von ihnen todt auf dem Platze bleibt, hat wenig Auffallendes, wohl aber iſt es als ein Mirakel anzuſehen, auf welche ſeltſame Weiſe der Thäter von Schuld und Strafe freigeſprochen wird. Zeitanſichten wirken wahrlich Wunder von beſonderer Art.

Zwei Wahrhaftige Mirakel.

Die Erſte*). So ſich in dieſem 1671 Jahr, den 21. Juny, zwey Meile von Königsberg, auf einem Dorffe mit dreyen Knaben begeben, da ſie alle drey im Walde das Vieh gehütet, mancherley Abentheuer getrieben, endlich ſich beredet, ſie wollten mit einander kriegen, der eine ſoll der Türkſche Kayſer ſeyn, der andere der König von Pohlen, der dritte der Churfürſt von Brandenburg, wie ſie nun den Krieg angefangen und vollendet werden ſie (sic) in dieſem Liede vernehmen.

Im Ton: Wie man die Tagweiſe ſinget.

1. Merkt auf, was will ich ſingen, ihr Chriſten groß und klein, von gar ſchrecklichen Dingen, die jetzo geſchehen ſeyn, in Königsberg der werthen Stadt, zwei Meil davon im Feld dies ſich begeben hat.

*) Das ſo genannte zweite Mirakel, das im ſelben Jahre aber in Großpolen ſpielt, iſt mir abhänden gekommen. Daſſelbe wurde im Ton geſungen „der grimmig Tod mit ſeinem Pfeyl u. ſ. w.“ B.

2. Alda haben gehütet drei Knaben bei dem Viehe, zusammen auch gespielet, welches erhöret nie, zusammen sich verbunden han wider den Türkschen Kayser, einen Krieg zu fangen an.

3. Zum Türkschen Kaiser erwählten den größten unter ihn, den mittelsten zu König aus Polen, den dritten zum Churfürsten, ein jeder eine Keule macht bereit, sie wollten brave fechten, wer wird behalten den Streit.

4. Der Pohl und Churfürst eben, die hielten beide zu Hauff und drängten auf den Türken, der kam in vollem Lauf und schlug die zwei wohl für sich hin, daß sie sich kaum erwehrten, zu mächtig war er ihn

5. Der Pohl und Churfürst baten und baten umb Stillstand, dem Türken war es eben, gar bald er sich gewandt, erholten sich eine gute Weil und thäten wieder ansetzen mit Macht und großer Eil.

6. Der Polnische König behende, thät einen scharfen Streich, den Türken überwandt, daß er zu Boden weich, da fielen sie alle beide zu und thäten auf ihn schlagen. Ach höret weiter nun!

7. Der Türke blieb beliegen, die beiden meinten nicht, daß sie ihn hatten erschlagen, sondern veriret sich; da wurden sie erstlich gewahr, was sie begangen hatten. O weh der großen Gefahr!

8. Sie waren beide betrübt und wußten keinen Rath, was sie allda verübet, darüber beide gerathschlagt, bald machten sie ein großes Feuer und wurfen den Türkschen Kaiser drein ganz ungeheuer.

Die beiden Thäter werden gefänglich eingezogen.

12. Peiniglich man sie fragte, wie es ergangen war. Die beide frei bekennten den Handel ganz und gar, wie sie den Krieg gefangen an. Und wie es sich begeben, davon weiß Frau und Mann.

13. Man hat sie nicht könnt richten, noch Urtheil sprechen thun, weil sie recht mit dem Türken, einen Krieg geführet han, denselben auch ganz ritterlich, durch Gottes Hülf erleget. Ihm sey Dank ewiglich!

14. Darumb ihr lieben Christen, bittet Gott demüthlich, daß er uns wohl behüten, vor den Türken geneigtlich *), vor allem Unheil und Gefahr durch Christum, seinen Sohn. Amen, das werde wahr!

Literatur.

Nachrichten über Danzigs Kunstwerke. Von **J. D. Passavant.** Im Kunstblatt 1847, Nr. 34—36.

Der bewährte Kunstkenner, der überall mit eignen Augen sieht und die reichen Ergebnisse seiner vielfachen Kunstreisen in besonderen Werken und Zeitschriften mittheilt, hat neuerlichst seinem Aufenthalt in Danzig im verflossenen Jahre ein Denkmal fruchtbarer Erinnerung gesetzt.

Die Stadt mit ihren alterthümlichen Bauwerken machte auf ihn einen wohlthätigen Eindruck und neben Kirchen und Rathhäusern rühmt er die vortretenden charakteristischen Aufgänge, die sogenannten Beischläge der Bürgerhäuser, welche in Königsberg auch da, wo sie keine Unbequemlichkeit verursachen, ohne Gnade entfernt werden.

Der Verf. vergleicht Danzig mit Lübeck, das, ohne eine eigene Kunstschule zu bilden, Kunstwerke erstehen ließ durch Herbeiziehung fremder Maler und Bildhauer. Auf das Verwandte, das beide Ostseestädte als Hansestädte mit einander theilen mußten, wird nicht näher eingegangen.

Nur kurz und mehr beiläufig spricht sich der Verf. über Architectur und Sculptur aus, um für die Besprechung alles dessen, was sich auf Malerei bezieht, mehr Platz zu gewinnen. Ihm fällt es auf, daß die Kirchen des in Deutschland gewöhnlichen, vielsei-

*) In dem an Druckfehlern nicht armen Original geneiglich. Sollte etwa genädig hier stehn?

tigen Chorschlusses entbehren. Er tritt der Meinung bei, daß an der Vorderseite der jetzigen kgl. Bank die Telamonen und Karyatiden Erfindungen des berühmten Andreas Schlüter seyen, der in Danzig genug künstlerische Bildung genoß, um in Berlin zur Zeit des ersten Königs von Preußen die Reihe der Plastiker und Baukünstler zu eröffnen.

Unter den Gemälden, wie sich das erwarten ließ, ruht das Auge des Verf. (der, nachdem sein Buch „Kunstreise durch England und Belgien" erschienen, uns noch viele der dankenswerthesten Erörterungen über flandrische Maler gegeben) vornämlich auf dem jüngsten Gericht, einem Meisterwerke, das unter dem Namen des van Eyck geht, obwohl seine Entstehung den verschiedensten Künstlern zugeschrieben worden ist. Die räthselhafte Inschrift HJC JA ... ANNO DOMJN ... CCCLXVII ⊰ auf einem Grabstein in der mittleren Tafel (auf welchem eine „ihre Hände in ängstlichem Weh haltende weibliche Gestalt sitzt,") gab, ob auch die Jahrzahl nicht stimmen wollte, auf verschiedene Art eine Auctorität für die Behauptung, daß van Eyck der Verfertiger sey. Der Glöckner Gregorius Frisch 1698 las aus den fünf ersten Buchstaben Jacobus Jc für Eyck heraus und Büsching hielt ∞ für ein E den Anfangsbuchstaben des Namens. Allein dieses ist nichts mehr als ein Schnörkel und Hic ja für Hic jacet ist der Anfang einer Grabinschrift, die sich der Maler *) dachte. Die Jahrzahl wird wohl richtig als 1467 gedeutet und auf die Vollendung des Altarblatts bezogen. Sechs Jahre nachher kam es nach Danzig in die Marienkirche, wie durch Mittheilung der bezüglichen Stelle aus Georg Melmanns Chronik der Prof. Th. Hirsch (Ober-Pfarrkirche von St. Marien Bd. I. S. 423) uns belehrt hat. Durch die ältere Chronik Caspar Weinreichs, die demselben seitdem zur Benutzung anvertraut ist, wird manches genauer bestimmt und wir wissen, daß das holländische Schiff, welches das Bild führte und von einem Danziger Schiffer aufgebracht wurde, nicht nach Italien, sondern nach England gehn sollte. Auf die Erzählung, daß das Bild für den Papst bestimmt gewesen, die dem Verf. bedeutsam scheint, ist daher nichts zu geben.

Der Verf. erklärt es für ein „unzweifelhaftes Werk" von

*) Seine eigne metrische Grabschrift soll mit diesen Worten begonnen haben.

Hans Memling und: „außer allem Zweifel haben wir ihn als den Meister zu verehren.“ Der Ausspruch gilt mir um so mehr, als ich in Vorlesungen mehrfach dieselbe Meinung geäußert, nur mit dem Unterschiede, daß Memling nicht allein, sondern mit seinem Lehrer Roger van Brügge (freilich gestehe ich von diesem keine Arbeit gesehn zu haben*) das jüngste Gericht gemalt habe. Deutlich sind zwei Hände zu unterscheiden, wenn man die Ausführung der Glorie mit der ganzen Composition vergleicht **). Der Verf. bemerkt selbst, daß Roger im Hospital Beaune in Burgund den weltrichtenden Heiland in ähnlicher Weise gemalt und (Kunstbl. 1843) daß die Vorstellung an das Danziger Gericht erinnere, daß das letztere das älteste große Werk Memlings sey, denn das Bild in Brügge ist 1479 und das in Lübeck 1491 entstanden. Eine Theilnahme Rogers anzunehmen, ist um so mehr glaublich als wir wissen, daß beide, Lehrer und Schüler, zusammen mehrere Werke darstellten. Von den drei erwähnten Bildern in Brügge, Lübeck und Danzig heißt es: „Sie glänzen gleich einem Dreigestirn erster Größe und ohne Gleichen an den Gestaden der Ost- und Nordsee und geben Zeugniß von einer ungemischten, germanischen Kunstblüte, wie sie späteren Jahrhunderten in dieser erhabenen Reinheit und Tiefe des Gefühls nicht wieder erzeugen mochten.“ Der Verf. (zugleich der des Werkes: Rafael von Urbino) nennt eine Jünglingsfigur im Paradiese des Danziger Bildes eines Rafaels würdig.

Wer dieses jüngste Gericht neben dem von Anton Möller im Arthushof betrachtet, kann das letztere nicht rühmen. Wem mag nach einer Kirchenmusik eine weltliche Oper behagen? So darf es uns nicht verwundern, wenn der Verf. dem reich begabten Meister, der 1602 im Arthushof sein Hauptwerk ausführte, nicht viel mehr als Gewandtheit zugesteht.

Da wir aus der Geschichte von St. Marien „dem trefflichen Werk“ wissen, daß der ältere Kunstbetrieb Danzigs von

*) Denn den h. Christoph in der Boisseréeschen Sammlung möchte ich nicht für eine solche gelten lassen.

**) F. Förster in der Sängerfahrt S. IV. spricht von mehreren Händen und G. Schadow im Verzeichniß 1815 macht auf die Schraffirungen aufmerksam, die man beim Heilande hie und da bemerkt und sonst nirgend.

dem Niederrhein und Westphalen herzuleiten ist, so ist die Annahme, ein Altarblatt mit einer Kreuzigung könne von einem Meister von Calcar gemalt seyn, nicht unwahrscheinlich, denn der Stifter Ewert Ferber stammt aus Calcar und es finden sich „in Calcar und Xanten sehr übereinstimmende Schnitzereien und Gemälde in den Kirchen." — Daß aber in der Folge von einer Schule in Calcar gesprochen wird, befremdet, schon als etwas neues, wenn gleich ein anderer Kunstforscher, wie ich gehört, Prof. Hotho früher eine gleiche Ansicht aufstellte. Der Name altcölnische Schule ist statthaft, da die Geschichte einen Meister Wilhelm in Cöln nennt, „der war der beste Maler in allen Landen," und bleibt statthaft, selbst da wir wissen, daß in beinahe gleicher Zeit in Nürnberg, Münster und auch in Preußen *) in ähnlicher Weise gemalt wurde und daß offenbar eine durchgehend gleiche Stimmung den Bildern dasselbe Gepräge gab. Der Name der flandrischen Schule ist um so sicherer, als an ihren Stifter sich die Erfindung der Oelmalerei knüpft. Den Namen der Schule von Prag nimmt ein Künstlerkreis in Anspruch, der von Karl IV beschäftigt wurde. Wie wenig die Chronisten auch auf die Kunst Rücksicht nehmen, so konnten sie es doch nicht ganz verschweigen, wenn ein Meister in der Kunst das Principat in der Art behauptete, daß sein Glanz die Vorgänger verdunkelt. Der geschichtliche Faden gestattet nur Anknüpfungspunkte für neue Richtungen. Aber eine calcarische Schule! Wenn nicht ein Maler aus Calcar Tizians Schüler gewesen — und von ihm kann am wenigsten die Rede seyn — so käme Calcar gar nicht in der Geschichte der Kunst vor.

Von dem Altarschrein in der Reinholdskapelle der Marienkirche liest man: „Die ganze Art der Behandlung, namentlich auch das Landschaftliche in den Bildern, läßt die Schule von Calcar erkennen, die sehr verschieden ist von der Nürnberger." Prof.

*) Ein solches ist in Marienburg die Madonna in der Schloßkirche, ein rundes Epitaphbild von 1426 im Frauenburger Dom, ein ähnliches, beinahe Wiederholung wie mir gesagt ist, in Danzig und dasjenige in der Marienkirche ebendaselbst mit Engeln um die h. Dreifaltigkeit, von denen der Verf. sagt, sie seyen „denen ähnlich, welche sich auf Bildern der Kölner und Nürnberger vorfinden."

Schultz bezeichnet sie nämlich als „Gemälde im Albrecht Dürer'schen Styl" *).

Nach den Aufsätzen in diesen Blättern über die Kupferstecher Danzigs übergehe ich das, was der Verf. anerkennend über sie schreibt. Nur erlaube ich mir bei dieser Gelegenheit zu fragen, ob geschrotene Arbeit wirklich mit Metallschnitt gleich bedeutend sey? Schroten heißt fressen und bezieht sich, wie ich glaube, auf die Anwendung des Scheidewassers, mit dem die Künstler schon in früher Zeit umzugehn verstanden. Ich frage ferner, indem ich einem anderen Schriftsteller widerspreche, ob der Verf. absichtlich den Kupferstecher Israel von Mecheln überging, der nach der Geschichte von St. Marien S. 207 und 396 einen gemalten und geschnitzten Altar geliefert haben sollte, weil der Verfertiger sich J. V. Wawere aus Mecheln nennt? Daß Israel von Mecheln Maler gewesen, hat mancher bezweifelt, daß er Bildschnitzer gewesen, keiner sonst gesagt. Wenn jener Altar auch jetzt nicht mehr in Danzig zu finden ist, sondern auf einem Landsitz bei Ratibor, so ist die Sache dennoch einer Besprechung werth.

Schließlich erwähne ich, daß der Verf. die stehende Madonna in der Marienkirche für eine Arbeit aus Gyps ausgiebt, die von Thon gearbeitet ist, daß er in der Kapelle des Cosmas und Damianus ebendaselbst eine der vier weiblichen Heiligen Rosalie nennt. Es ist die Dorothea, die (wie der Verf. uns im Kunstb. 1846 lehrt, Hans Holbein, der Großvater, in Augsburg malte. Wir finden dort nämlich wieder das Vierkleeblatt der preußischen heiligen Frauen die h. Catharina, Barbara, Margaretha und Dorothea.

A. H.

*) Ueber alterthümliche Gegenstände S. 50. Hierin wird S. 49. zuerst auf die Schönheit des Altars in der Ferberschen Kapelle aufmerksam gemacht.

Mittheilungen über die preußische Historiographie.

Vorlesung, gehalten in der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg

von Dr. M. Töppen.

M. H. Für die historische Kritik, welche den Anfang und das Ende meiner heutigen Mittheilung bilden soll, ist die erste und wichtigste Aufgabe die, den Werth der Quellen, aus welchen der Verlauf der Begebenheiten constatirt und die Zustände des Lebens entwickelt werden sollen, zu ermitteln — eine Aufgabe, welche auch für die preußische Geschichte, so großes Verdienst in Erforschung derselben, zumal in neueren Zeiten erworben ist, noch immer frische Kräfte sucht; denn die preußischen Quellenschriftsteller bieten, einige wenige ausgenommen, die etwa als Zeitgenossen oder Augenzeugen einen kurzen Zeitraum in schlichter Weise darstellen, ganz besondere Schwierigkeiten. Ueber Dusburg z. B., der etwa ein Jahrhundert nach der Ankunft des deutschen Ordens in Preußen die Geschichte der Eroberung des Landes mit dem zunächst Vorausgehenden und mit dem zunächst Darauffolgenden beschrieb, finden sich fast so viele Ansichten als Bearbeiter. Die sogenannte Ordenschronik, welche aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, bietet ganz wunderbare Probleme, zu deren Lösung noch nicht einmal die Hand angelegt ist. Ebenso findet sich in Schütz und den Annalen von Oliva viel Räthselhaftes, worüber die Meinungen weit auseinandergehen. Ueber Simon Grunau und Lucas David haben sich die Stimmen im Ganzen zwar geeinigt, nämlich zum Tadel gegen die Lügenhaftigkeit des einen und zum Lobe der Wahrheitsliebe und Gründlichkeit des andern; aber hier ist gerade dieses einstimmige Urtheil der Ermittelung der Wahrheit mehr hemmend als fördernd entgegengekommen, da der wahrheitliebende und gründliche Lucas David von dem lügnerischen Si-

mon Grunau zuerst in vielen Stücken getäuscht wurde, und so den Betrug für lange Zeiten, d. h. bis zur Gegenwart mit dem Stempel der Wahrheit bezeichnet hat.

Ich habe mit diesen Worten den Punkt bezeichnet, über welchen ich mich Ihnen deutlicher machen möchte, da eine richtige Auffassung der beiden zuletzt genannten Schriftsteller die Form der ältern preußischen Geschichte meiner Ansicht nach in manchen Punkten sehr wesentlich umgestalten müßte.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Verhältnisse, unter welchen beide an ihr Werk gingen. Simon Grunau lebte als Mönch zuerst in einem Kloster zu Danzig, dann zu Tolkemit bei Elbing und starb wahrscheinlich während der Regierung des ermeländischen Bischofs Mauritius Ferber, dessen letzten, den er erwähnt, also zwischen 1527 und 1537. Die merkwürdigste Begebenheit seines Lebens wäre unstreitig die Reise nach Rom, welche er im Jahre 1520 gemacht haben will, wenn man gegen dieselbe keine Zweifel erheben dürfte; er sagt, er habe daselbst eine Sache vor Pabst Leo X gehabt, und die endliche Verabschiedung nur dadurch herbeiführen können, daß er einen Cardinal durch das Geschenk eines Bernsteinbildes für sich gewann *). Sein Leben traf in eine vielbewegte Zeit; die weltliche Herrschaft des Ordens wurde, je näher sie ihrem Untergange rückte, für alle Stände und ganz besonders für die Geistlichkeit immer drückender und gewaltsamer, und der Haß gegen dieselbe immer allgemeiner. Die Kirche aber, welcher Grunau seine geistige Existenz und seine leibliche Versorgung verdankte, war von einem Feinde bedroht, wie sie noch keinen gehabt hatte; Luther schritt von Sieg zu Sieg, und schon erlag der Katholicismus auch in Grunau's nächster Nähe. Grunau wurde von dem glühendsten Hasse gegen die Tyrannei des Ordens erfüllt und verdammte die Reformation als ein Werk des Teufels und der Hölle. Er war überhaupt in der gereiztesten Stimmung und verdammte sein ganzes Zeitalter. „Seitdem die Ketzerei Johannis Huß, sagt er, in Preußen sich wurzelte, und sich jetzo durch Luther mehr hat ausgebreitet, sind wir wirbelsüchtig geworden, und so mit einer unverschämten Stirne uns nicht schämen zu thun, was unsere Vorfahren sich schämten zu ge-

*) Tract. I. 5 §. 1.

denken" *). In solcher Stimmung und unter solchen Einflüssen schrieb er seine umfangreiche Chronik, die in 24 Traktaten drei Foliobände füllt. Schon im Jahre 1517 liehen ihm, wie er sagt, gute Herren die Bücher, die er dazu nöthig hatte **). Aber erst 1526 scheint er sie der Hauptsache nach abgeschlossen zu haben: denn diese Jahrzahl trägt das Titelblatt; sie enthält jedoch noch Bemerkungen, die bis in das Jahr 1529 reichen. Er widmete dieselbe „dem vielhochlöblichen Herrn und erlauchtesten Fürsten, Könige zu Polen und natürlichsten Erbherrn zu Preußen, den ehrwürdigsten in Gott Vätern nnd Bischöfen, den großmächtigen Herrn und Woywoden, den Gestrengen, Ehrenfesten, Wohltüchtigen, Nahmhaften und Wohlweisen mit ihren würdigen und gottgläubigen Unterthanen des Landes zu Preußen" ***). Schon diese Dedication würde zeigen, welche geistlichen und weltlichen Tendenzen Grunau verfolgte. Es galt ihm einerseits das Recht der polnischen Könige an Preußen nachzuweisen und seinen Haß besonders gegen die spätere Ordensherrschaft auszuschütten, andrerseits die Lutherei und alles, was dem Katholicismus entgegenstand, in den schwärzesten Farben zu malen. Die Spuren des Teufels ziehen sich in auffallender Weise durch das ganze Buch, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn sie auch für die Heidenzeit mit besonderer Liebe nachgewiesen sind. Uebrigens baute Grunau als Geistlicher sein Feld, wenn er die religiöse und kirchliche Seite des Lebens auch in seiner Chronik hervorhob; man hätte ihm vorwerfen können, daß er sich mit so weltlichen Dingen als Chronikenschreiberei, die von der geistlichen Beschaulichkeit abziehen müßten, und nicht lieber mit dem Psalter beschäftigte; und gerade gegen diesen Vorwurf sucht er sich im Voraus zu rechtfertigen; er versichert, daß er nur solche Dinge erzähle, an welchen man ein Exempel für sein Thun nehmen könne, das Uebrige kümmere ihn nicht; er schreibe „ein Buch der Unterweisung" †).

Ganz ein anderer Mann war Lucas David. Grunau's kirchlich-beschaulicher Muße oder besser müßiger Beschaulichkeit steht

*) Vorrede §. 40.
**) Vorrede §. 5.
***) Vorrede §. 40.
†) Vorrede §. 5. §. 40.

seine weltliche Thätigkeit diametral gegenüber. Er hatte um die Zeit als Grunau seine Chronik schrieb und seinen unflätigen Haß gegen die Protestanten ausschüttete, zu Leipzig die Rechte studirt, und ohne Zweifel damals schon das protestantische Glaubensbekenntniß zu dem seinigen gemacht. Nach Preußen zurückgekehrt wurde er Kanzler des Bischofs Tideman Giese von Culm, ein Amt, in dem er vom Jahre 1541—1549 verblieb; als Giese Bischof von Ermeland wurde, nahm jener einen Ruf des Herzogs Albrecht nach Königsberg an, wo er die Stelle eines Hofgerichtsraths erhielt und mit anerkannter Tüchtigkeit bekleidete. Seine Mußestunden benutzte er zum Studium der preußischen Geschichte; er las und verglich und sammelte, was ihm an Chroniken und Urkunden irgend in die Hände kam. Herzog Albrecht unterstützte seine Bemühungen, indem er ihm nicht bloß sein Archiv öffnete, sondern auch für ihn an verschiedene Communen und Privatpersonen schrieb, um ihm neue Materialien zu verschaffen; unter andern schickte er ihn mit Empfehlungen und auf seine Kosten im Jahre 1573 nach Thorn, Danzig und Elbing, deren Magistrate sich gegen ihn nach Umständen auch ziemlich liberal zeigten. Unter der Regierung des zweiten preußischen Herzogs Albrecht Friedrich wurde die Ausarbeitung einer allgemeinen vollständigen Chronik des Landes Preußen seine Hauptbeschäftigung und nun wurde er, wie er denn ohnehin schon in hohem Alter stand, seiner Geschäfte beim Hofgerichte entbunden, und durch Hülfsarbeiter unterstützt. Er hatte zehn Bücher seiner Geschichte vollendet und das für den Orden verhängnißvolle Jahr 1410 erreicht, als ihn — den achtzigjährigen Greis — im April 1583 der Tod dahinnahm.

Zu diesen Notizen über Lucas Davids Leben und Streben, welche ich aus Hennigs Vorrede zur Ausgabe seiner Geschichte entnehme, sehe ich mich im Stande noch einige Zusätze zu machen, die zu der Kritik seines Werkes in noch näherer Beziehung stehn. Es ist gewiß nicht ohne Interesse zu wissen, welchen Antheil die Stände des Herzogthums an der Arbeit des allverehrten Greises nahmen, und wie sie über die damalige Historiographie überhaupt urtheilten. Das Chronikenlesen und Chronikenschreiben war damals etwas nach Umständen etwa ebenso verbreitetes als das heutige Romanelesen und Romaneschreiben; und wenn wir es im Ganzen auch für eine höchst achtbare und fruchtbare Beschäftigung

halten dürfen, so hatte es doch den Nachtheil mannigfacher unabsichtlicher, aber auch absichtlicher Entstellung. Eben weil die Chroniken so weit auch unter dem Volke verbreitet waren und in so unmittelbarer Beziehung zum Leben standen, so wurden sie nur gar zu leicht übertreibend, tendenziös und parteiisch, und man darf sich nicht vorstellen, daß die Männer, welche einen gelehrteren Anstrich nahmen, wie ein Cromerus, dieser Richtung entgegengetreten wären; sie gingen vielmehr voran. Nun finde ich, daß die beiden ersten Stände der Kreise Oberland und Natangen, nach der am 26. April 1575 vollzogenen Bischofswahl (von welcher sich der samländische Kreis ausgeschlossen hatte) bei der Regierung unter andern den Antrag machten: „Weil diesem Lande in künftigen Zeiten aus des Cromeri chronica, welche nicht allenthalben glaubwürdig, viel Unraths erwachsen könnte, wird gebeten, daß zu Beförderung der preußischen Chronica dem Magister Lucas David ein besonderer Schreiber möge beigegeben werden." Dieses Gesuch wurde erfüllt. Vielleicht war die Angelegenheit schon früher berührt: denn unter den gemeinsamen Beschwerden der Stände auf dem Landtage von 1577 kommt auch folgende vor: „Weil denn auch etliche preußische Chroniken verwichener Zeit ausgegangen, welche zur Schmälerung dieser Lande Gerechtigkeit gereichen, und von einer ehrbaren Landschaft vor etlichen verwichenen Landtägen angehalten, daß diesfalls von E. F. G. ein Ansehen gepflogen, aber nichts weiter, denn daß Magister Lux Davidt dieselbe zu übersehen befohlen, erhalten können, so bitten wir, weil derselbe alt und schwach, E. F. G. wollten ihm andere gute verständige Leute, die solche Dinge in Richtigkeit bringen, zuordnen und darüber setzen." Die Regimentsräthe antworteten darauf, „Lucas David wollen S. F. G. eine tüchtige Person, so bald die zu bekommen, die sich der Mühe und Arbeit der Chronik unterwinden will, gerne zuordnen, damit dieselbe richtig gemacht, und je eher je besser gefertigt werden möge." Auch im Jahre 1578 brachten die Stände die Chronik wieder zur Sprache: „Weil man auch weiß, daß in etlichen fremden Chroniken der preußischen Händel zum Nachtheil dieser Lande gedacht, derwegen der alte in Gott ruhende Herr milder Gedächtniß bewogen, den Magister Lucas David darüber zu setzen und eine andere preußische Chronika, weil ihm die Antiquitäten bekannt, zu Wohlfahrt und Trost die-

ser Lande zusammenzutragen befohlen; nun beschwert er sich, daß ihm sein Gemach, darinnen er jetzund ist, zu klein und unbequem, weil er zur Registratur kommen und viel Protocolle, daraus er sich zu ersehen, auflegen müßte; hat um ein ander Gemach angehalten, und mehr Schreiber begehrt; demnach bitten wir E. F. G. unterthänigst, weil an solchem Werk, daß es förderlich vollzogen, Landen und Leuten gelegen, daß ihm ein ander Gemach und mehr Schreiber verordnet werden möchten" *). Ob diese Gesuche ebenfalls erfüllt sind, weiß ich nicht zu sagen.

Die Beziehung der Stände auf Cromerus hat einen sehr bestimmten Sinn, und ich darf um denselben zu erläutern nur eine Stelle aus diesem Schriftsteller anführen, die uns sogleich auf S. Grunau und L. David zurückführt. Sie lautet ins deutsche übertragen etwa so: „Als um dieselbe Zeit die Preußen Masovien fürchterlich verheerten, hielt der rathlose Herzog Konrad einen Landtag, auf welchem der Bischof Christian empfahl, die Ritter des deutschen Ordens ins Land zu rufen. Konrad befolgte diesen Rath, trug dem Bischof selbst die Berufung der Ritter auf und übergab den Rittern das Kulmerland und das ganze Gebiet zwischen Weichsel, Ossa und Drewenz, aber unter folgenden Bedingungen: sie sollten eifrig und mit aller Macht gegen die Preußen den Krieg führen; wenn sie dieselben besiegt hätten, sollten sie das Kulmerland zurückgeben, ihre Eroberungen aber nach Erkenntniß guter Männer mit dem Herzoge oder seinen Nachkommen zu gleichen Hälften theilen; sie sollten den Polen keine Gewalt oder Unrecht anthun, noch die Feinde derselben verhegen oder irgend wie unterstützen, gegen die Barbaren aber und die Gegner der christlichen Religion, so oft es nöthig sei, ihnen zur Hand sein; und dies sollte gehalten werden bei der Strafe der Undankbarkeit d. h. bei Verlust der erhaltenen Beneficien. „Dieser Vertrag wurde so zwischen Herzog Konrad und den Ordensbrüdern abgeschlossen und von Gregor IX. bestätigt. „Der Beleg hiefür, fährt Cromerus fort, ist ein altes in deutscher Sprache geschriebenes Buch, welches auf der Burg von Löbau bewahrt wird, und aus welchem mir der gelehrte und ehrwürdige Stanislaus Hosius, früher culmischer, jetzt ermeländischer Bischof diese Mittheilung

*) Nach den Landtagsakten.

gemacht hat" *). Das alte in deutscher Sprache geschriebene Buch aber, welches Cromer hier als seine Quelle anführt, und welches dem Bischof Hosius so wichtig schien, daß er es nicht nur ihm, sondern auch dem preußischen Kanzler Johann von Kreuz zu Krakau mittheilte **), welches also nahe daran war, politische Bedeutung zu bekommen, ist kein anderes als die Chronik von Simon Grunau. Ihn hätten die preußischen Stände in den genannten Eingaben als den Urheber der für Preußen so nachtheiligen Darstellung der älteren Geschichte nennen können, aber sie nannten Cromer, weil dessen Chronik die erste unter den gedruckten war, welche diese Ansicht von dem Verhältnisse des deutschen Ordens zu Polen durchführte.

Lucas David, dessen Critik gerade gegen diese vermeinte Einigung des deutschen Ordens mit Herzog Konrad den größten und glücklichsten Kampf bestand, versuchte sich in der Prüfung der Grunauschen Tradition überhaupt zuerst. Durch sein fleißiges Urkundenstudium, von dem Grunau weit entfernt war, setzte er sich in den Stand, eine große Zahl von falschen Angaben, die sich bei dem letzteren finden, zu berichtigen; allein seine Critik beschränkte sich auf Einzelnheiten, welche seinen anderweitigen Quellen und namentlich den ihm zu Gebote stehenden Urkunden widersprachen. Er tadelte ihn oft wegen seiner irrthümlichen Ansichten und widersprechenden Angaben und wegen seiner Nachläßigkeit überhaupt, aber im Ganzen schätzte er ihn doch als Quelle hoch, da er viele treffliche Hülfsmittel gehabt habe (Grunau versicherte das in seiner Vorrede selbst), und sah ihm seine chronologischen Abweichungen (derentwegen Grunau selbst in seiner Vorrede um Verzeihung bittet) arglos nach. Er sagt von ihm z. B.: „Hab funden im Grunau, der doch etliche köstliche Bucher gehabt (wie ers rühmet), wie er durcheinander geworfen und nicht allein viel Irrthumbs in Rechnunge der Zeit begangen, sonder auch oft sich selben zuwider geschrieben; fleißig ist der Mann gewesen, aber alles ohn Bedacht und Verstand zusammengerafft" ***). Dieses Urtheil über Grunau wiederholt er oft, und es war damit sehr

*) Bei Pistorius T. II. p. 530.
**) Luc. David Bd. 2. S. 10.
***) Bd. 3. S. 48. vgl Bd. 1. S. 99. Bd. 4. S. 134.

wohl vereinbar, daß er den größten Theil der Grunauſchen Berichte in ſeine eigne Darſtellung auf Treu und Glauben herübernahm. Tiefer liegende Uebel in der Grunauſchen Chronik zu entdecken, war Lucas Davids zwar achtbare, aber immer anfängerhafte Critik nicht im Stande. Uebrigens wurde ſelbſt der Tadel, den L. David über S. Grunau ausgeſprochen hatte, nicht einmal laut, da das Werk des erſtern lange ungedruckt und ſo verborgen blieb, daß es Hartknoch nicht einmal dem Namen nach kannte.

So blieb denn Grunau's Chronik bis auf neuere Zeiten hin in Ehren, und da neben dem umfangreichen Werke in 24 Traktaten alsbald noch mancherlei Auszüge und Bearbeitungen in Umlauf geſetzt waren, ſo wurden viele ſeiner Angaben, obwohl weder jenes noch dieſe zum Druck gelangten, von den ſpätern Schriftſtellern, von Waiſſel, Henneberger, Schütz, Hartknoch und ſo fort bis zu den neuſten aufgenommen und verbreitet. Beſonders lehnten ſich die ermländiſchen Schriftſteller, Clagius, Treter, Leo ꝛc. an Grunau an und prieſen ihn zum Theil als den Koryphäen der preußiſchen Hiſtoriographie. Erſt in unſerem Jahrhundert ſuchte man ſich darüber klarer zu werden, was man an Grunau habe. Die Fortſchritte der Forſchung über die vaterländiſche Geſchichte zeigten, daß Grunau von der bewährten Tradition doch häufiger und auffallender abweiche, als daß man dieſe Abweichungen bloße Irrthümer nennen könnte; man achtete auf die bei ihm ſehr zahlreichen Namen von unbedeutenden mithandelnden Perſonen, Komthuren, Pflegern ꝛc. und es fand ſich, da man ſie oft urkundlich kontrolliren kann, daß ſie zum allermeiſten Theile leere Erfindungen ſind; die Verwirrung in ſeiner ganzen Darſtellung, eine Menge Widerſprüche in den einzelnen Thatſachen, die Willkühr in der Zeitrechnung, deren Abweichungen unmöglich ſo zufällig ſein können, als uns Grunau in ſeiner Vorrede *) einbilden möchte, da ſie ſich gleichmäßig durch ganze Traktate fortziehn, das Alles mußte immer größeren Anſtoß erregen, und man ſprach laut und immer lauter von abſichtlicher Verdrehung, bis endlich der größte Forſcher der älteren Geſchichte Preußens im Ganzen mit Recht erklärte, daß Grunau's Nachrichten, die nur allein bei ihm

*) §. 7.

zu finden sind und durch keine andern bewährten Quellen bestätigt werden, in der Regel für Erdichtungen zu halten seien *).

Diese Erklärung half schon bedeutend weiter als die des Luc. David. Grunau's schriftstellerische Ehre hatte einen bedeutenden Stoß erlitten, und die ächte Tradition der preußischen Geschichte wurde abermals von einer Menge unhaltbarer Angaben gesäubert. Allein noch immer, meine ich, sieht man Grunau nicht in dem rechten Lichte und noch immer ist die preußische Geschichte von Wunden und Beulen, die ihr Grunau geschlagen hat, vielfach entstellt. Ich glaube noch einen Schritt weiter thun zu müssen und behaupte, daß der oben angeführte Grundsatz (welcher für die Geschichte der Grunau näher liegenden Zeiten, namentlich für das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert in gewissem Sinne zu restringiren sein möchte) für die älteren Zeiten noch lange nicht in der Ausdehnung, die ihm gebührt, durchgeführt ist.

Es hat nämlich seine besondere Schwierigkeiten, die Nachrichten auszusondern, die nur allein bei Grunau zu finden sind, und durch keine andern bewährten Quellen bestätigt werden und diese Schwierigkeiten sind es, über welche auch die neuste Critik noch nicht hinweggekommen ist. Da nämlich von den Grunauschen Berichten so viel in Lucas David mit oder ohne Anführung seines Namens übergegangen ist, und niemand bisher sich die Aufgabe gestellt hat, gründlich nach den Quellen unserer Geschichtsbücher zu forschen, so hat die Meinung Platz greifen können, daß Lucas David, welcher sich dessen nicht rühmt, der vielmehr Grunau seiner köstlichen Bücher halben beneidet, ebenfalls noch köstliche Bücher benutzt habe, die uns jetzt verloren seien. Man meinte also, daß Berichte, (sie seien an sich so auffallend als sie wollen), die bei Grunau und ohne Anführung seines Namens bei L. David vorkommen, von dem letztern sehr wohl aus diesen vermeinten köstlichen Büchern entnommen sein könnten und nicht aus Grunau entnommen zu sein brauchten. Und hiedurch gewann man für viele der Grunauschen Angaben allerdings etwas, was man für Bestätigung ansah. Dies ist aber ein großer Irrthum. Lucas David hatte für die Geschichte des 13ten und 14ten Jahrhunderts, bei welcher ich für diesmal stehen bleibe, keine andere

*) Voigt Preuß. Gesch. Bd. 2. S. 521, und ähnliches oft.

Quellenschriften, als die wir noch haben. Er hat für die Zeit, deren Geschichte wir noch jetzt vorzüglich aus der Chronik des alten Dusburg und ihrer Reimübersetzung von Jeroschin entnehmen, außer diesen beiden Büchern und einigen bekannten polnischen Chroniken nichts von Belang als die sog. Ordenschronik, die olivaische Chronik S. Grunau und ein ebenfalls noch erhaltenes Manuscript über den Götzendienst der späteren Sudauer benutzt. Ich habe bei ihm kaum eine einzige Notiz über die Geschichte dieser Zeit gefunden, welche ich aus diesen Büchern, oder den von ihm angeführten Urkunden, nicht nachweisen könnte — es müßten denn einzelne Bemerkungen aus seiner Erfahrung und seinem Leben sein. Nur ein scheinbarer Einwand gegen diese Versicherung ist es, wenn man dagegen hervorhebt, daß Lucas David selbst außerdem das Buch des ersten preußischen Bischofs Christian im Anfange seines Werkes wiederholentlich anführe; er thut es nur, weil Grunau es thut, den er ja eben nicht um seinetwillen, sondern um seiner köstlichen Bücher willen hochschätzt, und führt auch aus diesem Christian nichts an, was nicht auch im Grunau stände. Zwar hat ein neuerer Critiker sich noch zur Aufgabe gemacht, das Gegentheil nachzuweisen, daß also Lucas David wirklich das nun verlorene Buch des Bischofs Christian vor Augen gehabt habe, allein es ist ihm hier etwas menschliches begegnet, und nur, weil der Irrthum zu augenfällig ist, enthalte ich mich eines ausführlichen Gegenbeweises. Die Bestätigung also, die man für die Angaben Simon Grunau's, und namentlich für diejenigen, welche er aus der Chronik des Bischofs Christian genommen haben will, bei L. David aufzufinden meinte, ist durchaus illusorisch, oder mit andern Worten, vieles, was man bisher auf die Autorität L. Davids geglaubt hat, wird nunmehr nur noch durch S. Grunau verbürgt und fällt also dem oben angeführten Grundsatze der Kritik aller Grunauschen Berichte anheim.

Grundsätze soll man aufgeben, wenn sie sich in ihrer Anwendung nicht bewähren, und das stände uns auch hier noch einmal frei, da der unsrige eine ganz neue Anwendung erfahren und durch dieselbe zu ganz unerwarteten Folgerungen geführt hat. Wenn vorhin wenigstens noch immer ein Theil der Grunauschen Angaben, der gegen das Ganze in Anschlag gebracht werden

konnte, neben Dusburgs Berichten Geltung behielt, so erscheint jetzt, wenn wir uns vorläufig auf den Zeitraum beschränken wollen, den Dusburg umfaßt, die Grunausche Darstellung desselben als ein zusammenhängendes Gewebe haltloser Fictionen; und was noch mehr ist, alles, was Grunau aus dem Buche des alten Bischofs Christian entlehnt hat und was wir anderwärts nirgend wiederfinden, d. h. fast die ganze preußische Sagengeschichte, die Schilderung des heidnischen Cultus, die Beschreibung von Romowe, das Gangbarste der heidnischen Götterlehre, kurz Dinge, die heutzutage fast in jeder Dorfschule gelehrt werden, müßten nach dem obigen Grundsatze für haltlose Fiction erklärt werden. Unter diesen Umständen wird man an mich die Forderung stellen, jenen auf Autorität angeführten Grundsatz vielmehr durch eine neue Probe zu bewähren, als auf ihn Schlüsse zu bauen, die vielleicht nicht einmal sein erster Gewährsmann zugeben würde. Ich halte diese Forderung für gerecht und will, da Grunau's Abweichungen von Dusburg in Darstellung der historischen Zeiten viel weniger Schwierigkeiten darbieten, und ihm Haltlosigkeit viel eher zugegeben werden möchte, über diejenigen Angaben ausführlicher sein, welche Grunau unter Christians Namen mittheilt.

Grunau führt die Urgeschichte Preußens, versteht sich nach Christian, bis in eine Zeit zurück, in welcher die Bewohner des Landes sich noch in einem unschuldig-viehisch geschilderten Zustande befanden, also höher als die irgend eines andern europäischen Landes reicht, und was das merkwürdigste ist, urkundlich. Christian selbst, der im dreizehnten Jahrhundert über diese Zeiten durch Hörensagen nicht mehr viel erfahren konnte, soll nämlich für die Darstellung derselben eine doppelte Quelle gehabt haben, die Chronik seines Freundes, des Domherrn Jaroslaus von Plozk, welche die Geschichte der Preußen „bis auf ihre Unsinnigkeit" (so berichtet Grunau) enthielt, und den Reisekommentar eines gewissen Dywonys, der fast noch hundert Jahre älter als Tacitus Germania war. Eine gelehrte Gesellschaft zu Salura, einer Stadt, die man wahrscheinlich in dem heißen Indien zu suchen hat, sandte nämlich zur Zeit des Kaisers Augustus diesen Dywonys mit andern aus, zu untersuchen, ob auch im siebenten und achten Zirkel des Himmels im Norden und sub cancro et capricorno möchten Menschen wohnen. Die Abgesandten kamen durch die Tar-

tarei, Rußland und Livland auch nach Preußen, hielten fleißig Tagebuch, ſtarben jedoch in Preußen alle bis auf Dywonys, der glücklich nach Plozk in Maſovien gebracht wurde, dort aber ebenfalls ſtarb, ſo daß ſein Tagebuch, ein wichtiges Denkmal für kommende wißbegierige Geſchlechter ein Eigenthum des europäiſchen Nordens verblieb. Unbenutzt lag es bis auf die Zeiten Chriſtians und Jaroslaw's, die es hervorzogen und daraus Berichte ſchöpften, aus denen der glückliche Grunau der Welt wenigſtens etwas gerettet hat. Man ſieht, er hat dafür geſorgt, daß jedermann erkennen könne, auf welchem Wege er zu ſeinen Berichten gelangt ſei, und im Ganzen iſt es ihm gelungen, was man für kaum glaublich halten ſollte, durch dieſe Fictionen zu täuſchen. Noch in neuſter Zeit hat man mit dem Commentar des Dywonys aus Salura nicht fertig werden können und alles aufgeboten, die Exiſtenz der Chronik Chriſtians, gegen welche Hartknoch einige Zweifel ausgeſprochen hatte, zu beweiſen. Nur die Chronik Jaroslavs, die übrigens auch Grunau ſelbſt bald vergeſſen hat, iſt nicht viel beachtet, weil man von ihr gar nichts näheres weiß als den Unſinn, daß ſie den Stand der Preußen bis auf ihre Unſinnigkeit beſchrieben habe d. h. im Sinn Grunau's bis auf die ſkandianiſche Wanderung im ſechsten Jahrhundert nach Chriſti Geburt.

Die Reiſe des Dywonys nach Preußen hatte man, in der allgemeinen Rath- und Hülfloſigkeit, etwas beſſeres zu ſagen, ziemlich allgemein nach dem Vorgange Beyer's mit den Vermeſſungen des römiſchen Reichs unter Auguſtus in Verbindung geſetzt. Allein denken wir doch an die Quelle, die eingeſtandener Maaßen die einzige für dieſe ganze weder als Sage noch als Geſchichte begreifliche Reiſe war, an das Tagebuch des Dywonys, ſo war es zuförderſt vollkommen unmöglich, daß ein ſolches Buch von Auguſts bis auf Chriſtians Zeiten, ich will nicht ſagen in Plozk, denn dieſe Stadt iſt ſelbſt lange nicht ſo alt, ſondern überhaupt hier an der Weichſel in der Mitte roher Völker erhalten werden konnte. Fragen wir weiter, warum dieſes Buch in ruſſiſcher Sprache mit griechiſchen Buchſtaben geſchrieben ſein ſoll? ſo iſt die Antwort zwar nicht leicht, weil die Sache ungereimt iſt, allein hier genügt ſchon die Bemerkung, daß zu Auguſtus Zeit von ruſſiſcher Sprache noch nicht die Rede ſein, und daß, wenn

man einen uneigentlichen Ausdruck statuiren will, die russische Sprache, welche Dywonys zur Zeit des Augustus schrieb, weder Jaroslav noch Christian noch sonst einer ihrer Zeitgenossen verstehen konnte. Aber der Namen der Russen ist wahrscheinlich ganz eigentlich gemeint: denn thun wir einen Blick auf den Inhalt des Tagebuchs, so kommen in demselben auch die Völkerschaften der Pelawoner (Polen) und Huhuri (Ungarn) und die Länder Cemania (wohl Cumania) und Hallicia (Galizien) vor, alles Namen, die erst viele Jahrhunderte nach Augustus in die Geschichte eintreten. Man wird mir nun auch wohl ohne weiteren Nachweis glauben, daß die Namen der Gothen und Wenden, der Sargatiani, Gelidani, Varini, Stagnani und Maxobei nicht durch Dywonys der Geschichte vindicirt, sondern mittelbar oder unmittelbar aus der klassischen Literatur, aus Plinius, Tacitus und Ptolemäus entlehnt sind. Die Reise und der Reisebericht sind also so unverschämte Erfindungen, wie sie ein Historiker sich irgend nur zu Schulden kommen lassen kann*). Man könnte aber Grunau's Ehre möglicher Weise noch dadurch retten wollen, daß man diese Betrügereien dem Bischof Christian zuschreibt, allein auch das ist nicht zulässig: denn die eben genannten Namen, die schon in den Schriften der Alten kritisch nicht feststehn, haben die Form, in der ich sie eben anführte, erst durch bedeutende Versehen und Schreibfehler des Erasmus Stella bekommen, eines Schriftstellers, der wenige Jahre vor Grunau zwei Bücher preußischer Antiquitäten schrieb und dem Hochmeister Friedrich von Meißen dedicirte. Also nur aus diesem und nur von Grunau können sie entlehnt sein, nnd diese Bemerkung liefert den einfachsten rundesten Beweis, daß nicht bloß das Tagebuch des Dywonys sondern auch die Chronik Christians, wenigstens, soweit sie jenes aufgenommen haben soll, eine literarische Täuschung sei. Aber wir gehen weiter.

Schon diese absichtliche Täuschung Grunau's läßt vermuthen, daß es ihm auch bei Benutzung seiner wahren Quellen nicht eben auf Pünktlichkeit ankam. Stella nennt unter den alten Völkern Preußens zuerst Gothen — also fand Dywonys nach Grunau in

*) Mehr von der lächerlichen Seite ist die Sache in meiner Dissertation **Critica de historia Borussiae antiqua** p. 10—15. aufgefaßt.

Preußen gothiſche Sitten. Dann nennt Stella die Venedi — Dywonys kennt ſie als Nachbarn des Volks, das in Preußen wohnte. Es folgen bei Stella die Stagnani — Dywonys bemerkt, daß ſie Preußen ſchon zu ſeiner Zeit mit Unterwerfung bedrohten. Stella ſpielt wiederholentlich auf die Identität der Namen Hamarobier und Maſovier an — Dywonys kennt ein Volk Marobei, das den Preußen ebenſo gefährlich iſt als die Stagnaner. Wie dieſe Angaben ſo ſind auch die ziemlich gleichgültigen Schilderungen über den Naturzuſtand der damaligen Bewohner Preußens wenigſtens theilweiſe an die Bemerkungen Stella's angeknüpft.

In derſelben Weiſe fährt Grunau aber auch fort, wo die Beziehung auf Dywonys fortfällt nnd nur noch die Autorität Chriſtians bleibt. Stella iſt durch Conjectur zu dem, wie er es darſtellt, jedenfalls unbegründeten Reſultat gekommen, daß die Sudiner die eigentlichen Preußen an politiſcher und ſocialer Bildung weit überragten; daß ſie namentlich auch zuerſt Häuſer und Wohnungen für die Menſchen erbaut und Kleider von Gewand verfertigt hätten; der vermeinte Chriſtian, der das Volk nur Sithoner nennt, verſichert das letztere ebenfalls, überträgt die andern Auszeichnungen deſſelben aber auf ein anderes Volk. Stella berichtete, freilich auf ſeine Fauſt, daß Preußen von den Römern unter Druſus Germanikus und von den Angelſachſen, als ſie nach Britannien auszogen, angegriffen ſei; allein dies hatte Grunau (doch wohl in ſeinem Chriſtian) anders geleſen, nämlich „Druſus habe die Sargatiani, Gelidani, Gilloni, Alani, Vacinnei, Carioni (Namen die ſämmtlich bei Stella vorkommen) um ihrer Untreue willen und Aufruhr genommen aus Britannia und Albania, jezund England, und habe ſie geführt auf die Berge Riphäi, jezund Norwegen, und Hyperborei .... viele auch zum andern Mal wurden geſetzt in Scandiam und dieſe kamen mit der Zeit aus Vertreibung in Cymbriam, heute Gothland genannt; und dieſe Scandiani aus Cymbria vom Volke Gothi angefochten, kamen in Ulmiganiam, jetzund Preußen genannt.“ Dies Geſchwätz, welches die vielbeſprochene Geſchichte der Einwanderung der Scandianer unter Vidovuto und Bruteno nach Preußen einleitet, beruht wie die Erfindung der ganzen Einwanderungsgeſchichte ſelbſt auf von Grunau mißverſtandenen und verdrehten Angaben Stella's.

In der That sind Stella's Antiquitäten höchst confus geschrieben und ganz dazu geschaffen, den Combinations- und Erfindungsgeist eines Grunau herauszufordern. Stella wußte etwas von der scandianischen Wanderung, die bei Jornandes vorkommt, aber wahrscheinlich nur durch Aeneas Sylvius, der auch ein Büchelchen über Preußen geschrieben hat. Die Notiz war damals lange vergessen und nach ihrer Wiedereinführung durch Aeneas Sylvius ebenso interessant als unverständlich. Schon Aeneas Sylvius drückte sich darüber nicht recht klar aus, Stella der ihm folgte, nahm eine gelehrte Miene an, suchte dasselbe deutlicher auszusprechen, und ehe man sichs versah, lag ein Bericht vor, in welchen von Kundigen zwar noch der rechte Sinn hineingedeutet werden kann, der aber Unkundigen viel natürlicher einen falschen darbietet. Nach Jornandes zogen bekanntlich Gothen aus Scandia nach Ulmerugia oder Preußen; Grunau bekam durch die eben bezeichnete Verdunkelung der Tradition die Notiz, daß Skandianer von Gothen vertrieben, nach Culmigeria wanderten. Hieran knüpfte er nun eine weit ausgesonnene Erzählung. Die eben genannten Völkerschaften Sargatiani, Gelidani u. s. w., welche Stella unter den Bewohnern Preußens zuletzt nennt, hielt Grunau für die letzten, sie mußten also für seine Wanderungsgeschichte aufgespart bleiben und damit sie aus Scandinavien in Preußen einwandern könnten, mußten sie irgend wie nach Scandinavien gebracht sein, was denn auch wie wir hörten mit Hülfe des Drusus ausgeführt war. Sie sollen ferner von den Gothen vertrieben werden; diese werden also aus den Gegenden herbeibeschworen, in denen Grunau ihre Reiche kannte, aus Spanien und Italien; ihren Weg konnten sie füglich über Göttingen nehmen, das ja von niemand anders, als von ihnen den Namen hatte; wohin ihr Zug gerichtet war, zeigte noch später der Namen der Insel Gothland. Hieraus ergab sich ferner, daß jene Scandianer nicht in dem eigentlichen Scandinavien, sondern genauer in Gotland wohnen mußten, um von Gothland vertrieben werden zu können, so war ihnen denn die Insel mittlerweile auch schon angewiesen. Die Gothen bauten sich auf der Insel die Hauptstadt Wisby, die wohl von ihrem Könige benannt war; dieser muß also Wisbua geheißen haben, — kurz der erste Theil

der Geschichte bot sich wie von selbst; sogar der Zeitpunkt der Wanderung war nun zu bestimmen: denn da die Gothen Italien wohl eben nur verließen, weil sie durch Narses von dort vertrieben waren, so ließ sich mit Wahrscheinlichkeit auf das sechste Jahrhundert schließen *). Es war ein anerkennenswerther Akt der Critik, wenn Lucas David von diesem ersten Theile der Erzählung so wenig in seine Chronik aufnahm, als sich mit Rücksicht auf den zweiten irgend thun ließ; die neuere Critik aber, die sich hier wie in vielem andern einfach begnügte ihm zu folgen, verschloß sich eben dadurch jeden weiteren Fortschritt zur Erkenntniß der Wahrheit. Denn wenn man von einer verdächtigen Erzählung alles, was irgend Verdacht erregt, fortnimmt, ohne Rücksicht darauf, ob sie theilbar ist oder nicht, so kann freilich unter Umständen ein Rest zurückbleiben, der den Gesetzen der Möglichkeit nicht so augenscheinlich widerspricht — aber wer wollte den nun als baare Münze hinnehmen?

Uebrigens steht es um den zweiten Theil der vermeinten Sage nicht um ein Haar besser, als um den ersten; man erkennt überall die Elemente, die Grunau nur willkürlich zusammengestoppelt und dadurch zu einem Ganzen gebildet hat, das sich jenen Elementen anspruchsvoll und ausschließend entgegensetzt. Stella legt einen besonderen Nachdruck auf den Gegensatz des ursprünglichen Naturzustandes der Preußen und der höheren Culturstufe, welche sie durch die Gesetzgebung des Alanenkönigs Widowuto erreichten. Grunau folgte ihm hierin auf der Spur, und wir sahen schon, wie er sich zum Behuf einer recht begründeten Schilderung jenes Naturzustandes in den Besitz des Journals des Dywonys gesetzt hat. Die höhere Culturstufe konnte bei der nun einmal ausgebildeten Ansicht von der Einwanderung der Scandianer in Preußen nur von diesen hergeleitet werden; Grunau hatte dafür gesorgt, daß sich unter den Einwanderern auch die Alanen befänden und nun war es eine sehr verzeihliche, ja ansprechende Emendation, wenn er Widowuto statt König der Alanen König der Skandianer nannte. Aber durch viel ältere Quellen, die Stella vielleicht gar nicht kannte, jedenfalls nicht genügend benutzt hatte, sah Grunau sich veranlaßt, noch weiter von ihm abzugehn. Grunau

*) Critica p. 18—22.

wußte aus der preußischen Chronik des Dusburg, was Stella unverantwortlicher Weise nicht beachtet hatte, daß der Oberpriester der Preußen zu Romowe viel höher stand als selbst die Könige; wie konnte also die höhere Civilisation nur durch die Gesetzgebung eines Königs herbeigeführt sein? sicher nahm auch ein Oberpriester daran Theil; sicher also hatten die scandianischen Einwanderer auch noch ein geistliches Haupt an ihrer Spitze. Der Name desselben fand sich zwar nicht mehr vor, aber mit Rücksicht darauf, daß die Einwanderer dem Lande, welches sie einnahmen und welches früher Ulmerugia oder Ulmigania hieß, den seitdem gangbaren Namen Preußen gaben, ließ sich dieses geistliche Oberhaupt angemessen Bruteno nennen.

Also unter Widewuto und Bruteno zogen die Scandianer in Preußen ein. Als sie sich da niederlassen wollten, ging es zwar nicht ohne Gewalt und Hinterlist ab, aber sie erwarben auch einige Freundschaft, und kurz, wie es auch zugegangen sein mag, sie wurden Herrn der früheren Bewohner des Landes und brauchten ihre Dienste. Grunau berichtet dann weiter, sie bauten die Schlösser Honeda, Peilpeilo, Nangast, Wustops und Gallons, und ich kann mir denken, wie solche Namen einer oberflächlichen Kritik über jeden Zweifel an der Aechtheit der Sage forthelfen. Sind das nicht Klänge aus der Urzeit Borussiens? Sollen uns auch solche heilige Reste der Urgeschichte unseres Vaterlandes entzogen werden? Ist denn nichts mehr sicher, was uns nicht unter Brief und Siegel überliefert ist? Ohne Zweifel war es Grunau's Absicht dergleichen urthümliche Historiensentimentalität in seinen Lesern zu erwecken, und es ist ihm, wie seine bis auf den heutigen Tag nacherzählte Geschichte bezeugt, bis auf einen erstaunlichen Grad gelungen, allein ich glaube im Besitze guter Arzeneien gegen diese Krankheit zu sein. Was die eben angeführten Namen betrifft, so bestreite ich für diesmal nicht ihre Aechtheit, gebe vielmehr zu, daß sie auf ächter Ueberlieferung vielleicht nur mit etwas absichtlicher oder zufälliger Entstellung beruhen mögen (Honeda, Wustops, Nangast wären vielleicht mit den anderweitig überlieferten Namen Huntau, Waistotepil, Twangste zusammenzubringen), aber aus der Aechtheit der Namen folgt noch nicht, daß die Burgen, welche sie bezeichnen, wirklich von Scandianern angelegt

seien, was ich wegen der Natur der ganzen Erzählung mit Zuversicht leugne.

Widowuto und Bruteno waren zwar schon auf der Wanderung die Führer der Scandianer gewesen, allein in Preußen mußte, wie auch Stella von der Versammlung, auf welcher sein Widowuto zum König gewählt wurde, ausführlich spricht, noch ein Huldigungslandtag gehalten werden, theils damit das Verhältniß der beiden Fürsten zu einader fester bestimmt würde; theils auch die Preußen sie in ihrer oberherrlichen Stellung bestätigten. Allein Stella's Bericht über die Vorgänge auf dem Wahltage war, da er nur von der Wahl eines Königs spricht, und nun doch auch von der Einsetzung des Oberpriesters gesprochen werden mußte, nicht mehr zu brauchen. Grunau mußte also durch etwas Fiction wieder nachhelfen, wenn sie auch nur dürftig ausfiel. Er hatte inzwischen Widowuto und Bruteno zu Brüdern und den letztern, weil ihm das Hoheprieſteramt bestimmt war, zum älteren gemacht. Er weiß nun, daß man dem älteren Bruder die Königswürde zuerst angetragen, der aber Widowuto für dieselbe empfohlen und sich nur die Prieſterwürde vorbehalten habe. So war nun von der ganzen bei aller Einfachheit ansprechenden Sage von der Wahl des Bienenkönigs Widowuto bei Stella, die ich für ächt zu halten sehr geneigt bin, da ich sie aus keiner gelehrten Tradition auch nicht unter der Voraussetzung halbgelehrter Corruption herleiten kann, so gut wie nichts geblieben. Aber so entfernt er sich von Stella, welcher nichtsdestominder überall sein Leitfaden bleibt, durch, wie man will, glückliche oder unglückliche Combinationen immer weiter und weiter.

Stella erzählt von Widowuto, wie er von den benachbarten Sudinern Prieſter herbeigezogen und mit ihrer Hülfe den seitdem gangbaren Gottesdienst eingeführt habe. Dies ist für Grunau schon deshalb ein höchst wichtiger Gegenstand, weil die Begebenheiten seiner Zeit seine Aufmerksamkeit auf die religiösen Verirrungen der Menschen hingeleitet hatten. Die Einführung des religiösen Cultus ist bei ihm das erste Regierungsgeschäft der beiden Landeshäupter und er war so glücklich, hier abermals eine neue Quelle für die preußische Geschichte zu entdecken, gegen welche Stella's dürftige Notizen gar nicht aufkamen. Vielleicht ahnte Grunau, daß Stella hier nur auf Hypotheſen baue, wie er es thut, vielleicht nahm er daran Anstoß, daß Stella die Sudiner

als ein von den Preußen abgesondertes Volk ansieht, vielleicht auch daran, daß der Gottesdienst von dem ersten besten Nachbarvolk entlehnt sein soll; — daß Stella irrte war augenscheinlich. Grunau durfte sich nur fragen, hatten dann die Scandianer gar keine Religion? unmöglich; und sollten sie nicht eben die ihre in Preußen eingeführt haben? ohne Zweifel; und wie stand es denn um die scandianische Religion? Hier hätte er stocken müssen, wenn ihm ein günstiges Geschick nicht eben die Quelle in die Hand gegeben hätte, aus der wir noch heutzutage die Kenntniß der skandianischen Alterthümer schöpfen. Er führt den Adam von Bremen zwar nirgend ausdrücklich als seine Quelle an, auch war dieser Schriftsteller damals noch nicht gedruckt, aber Grunau verräth überhaupt mehrere der Quellen, die er wirklich benutzt hat, nicht, und die Spuren der Benutzung jenes Schriftstellers sind unverkennbar. Frühere Forscher haben die schlagende Uebereinstimmung zwischen dem altschwedischen Cultus nnd dem vermeinten preußischen mit Leichtigkeit erkannt, bis in die kleinsten Züge hin nachgewiesen und mit Vorliebe besprochen; sie glaubten hier ein unumstößliches Zeugniß der Urverwandtschaft beider Völker vor sich zu haben und fanden namentlich die eben analysirte Sage von der Einwanderung der Skandinavier in Preußen auf das Glänzendste bestätigt, aber der rechte Schlüssel zur Erklärung der dem Scheine nach wunderbaren Uebereinstimmung war ihnen, glaube ich, verborgen. Aus keiner andern Quelle als Adam von Bremen nahm Grunau seine Wissenschaft von den drei Hauptgöttern und den Herrlichkeiten von Romowe; so kam, was nach Schweden gehört, nach Preußen. Ich rede über diese Dinge sogleich im Besondern, wo Grunau von denselben im Besondern spricht, vorläufig folge ich noch dem weiteren Gang seiner Geschichte.

Stella sprach von der Gesetzgebung seines Widewuto ziemlich ausführlich, — Grunau folgte ihm darin und überbot ihn nur in der Ausführlichkeit. Stella führte im Allgemeinen einige Gesetzesnormen an, — Grunau legt uns einen Codex von 13 hinter einander aufgezählten Gesetzen vor, die er aber später, wo es ihm eben beifällt, noch durch einige vermehrt. Lucas David war so ordnungsliebend, auch diese zusammenzulesen, und so schuf er die vollständige und revidirte Ausgabe des Codex der preußischen Urgesetzgebung. Allein wer seine Vernunft nicht unter gelehrtes (oft

freilich zählebiges) Geschwätz gefangen giebt, wird auf den ersten Blick erkennen, daß dieser Codex eine der abgeschmacktesten Fictionen ist, die je für Geschichte gegolten haben. Im einzelnen erinnert der Inhalt der Gesetze an Adam von Bremen, an Stella und an Bekanntes aus aller Welt Tradition; daß aber Grunau der Redacteur derselben gewesen sei, läßt sich mit Sicherheit aus einigen Ingredienzen von so scham- und sittenloser Roheit entnehmen, wie ich sie eben nur in seiner Chronik, hier aber öfters, gefunden zu haben, mich erinnere. Stella spricht ferner von einigen anderweiten bürgerlichen Instituten, die aber in Grunau's Erzählung nicht mehr passen; Grunau setzt daher ein Paar armselige Fictionen in die Stelle, die er durch eine recht geflissentliche Abweichung von Stella einleitet. Stella berichtet, König Widowuto, der Erfinder des Meths, habe das Volk durch Geselligkeit und Gelage zu milderen Sitten herangebildet, Grunau das Gegentheil. Er läßt seinen Scandianern den Ruhm der Erfindung des Meths, leitet aber von dem Genuß desselben die Verwilderung (Unsinnigkeit) des Volkes her. Die Scandianer drücken die Eingebornen mit Schaarwerk, diese empören sich und verbrennen 100 ihrer Bedrücker mit Haus und Hof, der Hohepriester stellt die Ruhe her, verspricht, daß niemand zum Schaarwerk gezwungen, sondern die Arbeit mit Meth bezahlt werden soll, erhebt die besten Reiter unter den Eingebornen in den Adelstand, die Eintracht wird durch gegenseitiges Connubium wieder hergestellt, und das ist für diesen Abschnitt alles. Stella erzählt ferner, wie nach Widowuto's Tode seine Söhne mit einander in Krieg geriethen und zuletzt sich in das Land theilten. Das Stammvolk, dem er angehörte, die Alanen oder Litthauer fielen natürlich dem ältesten zu, der deshalb auch eine Litthauerin zur Mutter hat; die drei jüngern von einer preußischen Mutter theilen sich in das eigentliche Preußen. Mehr als drei Stammväter brauchte Stella, da er die Bewohner des Landes nördlich vom Pregel einmal als ein besonderes Volk abgesondert, und zunächst nur das Ordensland Preußen vor Augen hatte, nicht: denn nur in drei Provinzen theilte man zu seiner Zeit das Ordensland südlich vom Pregel ein, wie wir unter andern aus dem Defensionsplan von 1506 sehen *).

*) Voigt Preuß. Gesch. Bd. 9. S. 329. f.

Stella also nennt nur Pomesanus Natangus und Galingus als Archegeten Preußens, von deren späteren Nachkommen denn auch Barten, Nadrauen und Warmien ihre Namen erhalten haben. Grunau wußte, daß diese Herleitung falsch sei: denn Preußen hatte, wie schon Dusburg sagt, eilf Provinzen, und warum sollte nicht jede von ihnen ihren Namen einem Sohne des Königs verdanken? Doch nahm Grunau den Stammvater der Litthauer von Stella dazu, und so hatte er zwölf. Auch darin wich er von Stella ab, daß er die Landestheilung friedlich noch zu Widowutos und Brutenos Lebzeiten vor sich gehen läßt, wodurch er zugleich Gelegenheit zu allerlei Ermahnungen und Reden und zur Vereidigung der zwölf Stammfürsten auf den Namen der jüngst eingeführten Götter gewinnt. Vor dem Kriege der Brüder behält er nur so viel bei, daß er nach der beiden alten Fürsten Tode die Stammväter der Nadrauer und Litthauer, Nadroo und Litpho, von denen jeder seinen Schwager zum Hohenpriester machen will, losschlagen läßt, worauf denn die Abtrennung Litthauens folgt wie bei Stella. Uebrigens verräth sich Grunau bei jeder Gelegenheit; er sucht, da er von der preußischen Sprache einige Kenntniß hatte, durch preußisch klingende Namen zu imponiren, macht aber unwillkürlich auch einen altklassischen zu einem altpreußischen, und in der Begrenzung der einzelnen Landestheile zeigt er, daß er nicht einmal weiß, wo die alten Sudauer gesessen haben — und doch will er die Berichte eines Zeitgenossen benutzt haben! Stella endigt seine Geschichte des Widowuto mit der Bemerkung, daß er eine durchaus friedliche Regierung geführt und dann der Sterblichkeit seine Schuld abgetragen habe; überhaupt hat seine Erzählung in gewissem Sinn den Anstrich idyllischer Gemüthlichkeit; — Grunau, in dessen Geschichte man überall auf Gewalt, Roheit und Hierarchie stößt, konnte so einfach nicht abschließen. Er wußte aus Adam von Bremen, daß die Scandinavier auch Menschen nach ihrem Tode göttlich verehrten, wenn sie große Thaten vollbracht hatten; er durfte also nicht Anstand nehmen, diese Ehre auch für Widowuto und Bruteno zu vindiciren. Zwar fehlte es genau besehen noch an großen Thaten, aber dafür ließ sich ja auch sorgen. Im Anfange herrschten die Masovier über Preußen; diese Herrschaft zu brechen, war eine würdige Aufgabe; die beiden Fürsten führten mithin einen Krieg gegen Masovien. Sie konn-

ten einmal geschlagen werden, in einer zweiten Schlacht siegten sie dafür um so gewaltiger. Grunau begnügte sich mit diesen wenigen Thatsachen des Krieges, dagegen war er mit unerhörten Namen um so freigebiger, fast so freigebig als in der Vorrede, wo er nicht bloß eine ganze Reihe uralter masovischer Fürsten, sondern auch ein vollständiges Register der Hohenpriester Preußens von Bruteno bis auf die Ordenszeit (welches glücklicherweise noch niemand für ächt zu halten sich entschlossen hat) zusammenfabelte. Menschen, die nach ihrem Tode zu göttlicher Verehrung steigen, pflegen nicht eines natürlichen Todes zu sterben; für Bruteno und Widowuto wählte Grunau den Feuertod, da er aus Dusburg wußte, wie heilig die Preußen das Feuer hielten; vergöttert wurden sie die Schützer der Hausthiere *).

Ich muß es nunmehr, da ich die Quellen Grunau's nachgewiesen und seine Methode erläutert habe, jederman überlassen, von der vermeinten Sage zu denken, was ihm beliebt; doch glaube ich noch bemerken zu dürfen, daß man die Erzählung wohl nicht um ihrer selbst willen, denn dazu ist sie doch gar zu armselig, für ächt hielt, sondern vorzüglich wohl deshalb, weil sie mit Christians Namen gedeckt wurde und weil man nicht für möglich hielt, daß ein Schriftsteller, zugegeben daß er noch so schlecht sei, das alles aus der Luft greifen könne. Diese Hindernisse sind beseitigt, von Christians Chronik wird nicht so leicht wieder jemand reden, und die Entstehung der vermeinten Sage ist durch den Nachweis der freilich arg mißbrauchten Quellen begreiflich geworden. Fragte mich jemand, welchen Ersatz die von Grunau benutzten oder sonst erhaltenen Quellen nach genauer Prüfung für die so ausgesponnene und verbreitete Erzählung gewähren, so wüßte ich nichts anzuführen, als die ganz einfache Erzählung Stella's vom Bienenkönige Widowuto, an der ich kein zuverläßiges Zeichen der Unächtheit wahrnehme. Es ist folgende. Einst wohnten Preußen und Litthauer zusammen; wegen innerer Zwietracht kamen sie überein, einen König zu wählen; vor andern empfahl das der Litthauer Widowuto, indem er das Beispiel der Bienen anführte, deren Staat von ihrem Waisel in so trefflicher Ordnung gehalten wurde; darauf wurde er selbst zum Könige erwählt und Biotte-

*) Critica p. 23—37.

rus d. h. Bienenkönig genannt; er stellte die Ruhe durch Gesetze wieder her und gewöhnte das Volk an mildere Sitten.

Die Sage von der scandianischen Wanderung füllt bei Grunau den zweiten Traktat; nachdem er in demselben Traktat auch über den religiösen Cultus und den Aberglauben der Preußen etwas gesagt hat, widmet er diesem Gegenstande auch noch den größten Theil des dritten Traktats. Sehr populär ist in dieser Beziehung die Tradition von der Verehrung der drei Hauptgötter Perkunos, Potrimpos und Pikollos zu Romowe, aber auch diese kann ich nicht verschonen. Perkunos ist in allen andern Ueberlieferungen so groß und her, wie nur immer der griechische und römische Donnergott und kein anderer der Götter darf sich ihm gleich stellen. Er ist der Hauptgott, wie nach andern Berichten in Preußen, so auch in Litthauen und Livland, und wo von Pikullos und Potrimpos keine Spur sich findet wie bei den alten Gothen und bei den Russen, findet sich doch Perkunos. So oft bei allen diesen Völkern von seiner Verehrung die Rede ist, wird er allein verehrt, und in keinem einzigen Berichte über das preußische Heidenthum außer dem Grunauschen wird der Verehrung jener Trias in Romowe erwähnt. Trotzdem würden wir Grunau vielleicht Glauben schenken, wenn er eine recht alte zuverlässige Quelle anführte, aber Christians Chronik ist nicht mehr und die Veranlassung zu jener Vorstellung liegt zu Tage. Grunau legt großen Nachdruck darauf, daß die Bilder jener drei Hauptgötter — auch hierin weicht er von allen anderweitigen Ueberlieferungen ab, dann nirgend werden sonst Bilder der preußischen Götter erwähnt — von den Skandianern aus ihren früheren Wohnsitzen mitgebracht seien. Wie aber dort in dem Haupttempel von Upsala die drei Hauptgötter, Thor, Wodan und Fricco dargestellt und verehrt wurden, konnte Grunau bei Adam von Bremen sehr genau beschrieben finden — was liegt also näher, als daß er sich diese Beschreibung zum Muster genommen habe? Er erwählte also von den preußischen Göttern, die er und seine Zeitgenossen überhaupt noch kannten (deren war aber eine ziemliche Anzahl, da das Heidenthum im 16ten Jahrhundert noch keineswegs völlig untergegangen war) diejenigen aus, welche ihm für eine preußische Göttertrias am passendsten schienen und beschrieb ihre Bilder. Zu dieser Trias gehörte vor allen natürlich

Perkunos, der als Donnergott zugleich Thor gegenübergestellt werden konnte; auch Pikullos der Todtengott konnte nicht gut übergangen werden, und Grunau scheint den Charakter des Schrecklichen an ihm nicht ohne Beziehung auf die Worte Adams von Bremen wodan i. e. furor hervorgehoben zu haben. Um einen dritten Hauptgott scheint Grunau sehr verlegen gewesen zu sein; es gab unter den noch bekannten preußischen mehrere, welche mit gleichem Recht auf diese Ehre Anspruch machen konnten; Grunau entschied sich für einen nach allen andern Spuren sehr untergeordneten, Potrimpos, dessen Name jetzt und schon seit dem 17ten Jahrhundert der Kenntniß des Volkes entschwunden ist, während es Perkunos und Pikullos noch immer im Munde führt. Nach zuverläßigen Berichten war Potrimpus Gott der fließenden Wasser, nach einigen Andeutungen zu schließen Gott des Glückes, und so zeigte er wenigstens einige Aehnlichkeit mit Fricco dem Geber des Friedens und der Freude und Schützer der Ehe. Wenn Grunau an ihm hervorhebt, daß von ihm das Glück im Streiten komme, so entfernt er ihn zwar eben dadurch von Fricco, aber vielleicht nur deshalb weil eine Beziehung auf den Krieg, die bei Adam doch bedeutsam hervortritt, eher von diesem Gesichtspunkte, als aus der Natur des Pikollos abgeleitet werden kann, welchem sie bei streng durchgeführter Parallele mit Wodan angehören würde *). Die Beschreibung der Götterbilder ergab sich nach der einmal angenommenen Natur der Götter von selbst. In den Kleinodien, welche Grunau den drei Göttern beilegt, dem Feuer des Perkunos, der Schlange des Potrimpos und den Todtenköpfen des Pikollos liegen wahre Beziehungen; denn die Schlange steht dem Glücksgotte in der That so nahe, als die Todtenköpfe dem Todtengotte und von den heiligen Feuern des Percunos ist auch in Litthauen und andern Gegenden oft die Rede. Die Beschreibung der heiligen Eiche ist wieder zum Theil aus Adam entlehnt; manches, wie die hübschen Tücher, mit welchen das Allerheiligste verhängt gewesen sein soll und die gleichgültigen Dimensionsbestimmungen in Ellenmaaß, ist freilich wieder willkürlich hinzugesetzt. Um den Ort, wo sich alle diese Heiligthümer zusammenfinden sollten, ist Grunau im zweiten Traktat verlegen: denn da seine Skandianer von der

*) Critica p. 26—28.

Ostsee über das frische Haff kommen und ihren Hauptsitz an dessen Küsten aufschlagen, so war es ihm unbequem, das Hauptheiligthum in dem entfernten Nadrauen, wo es nach Dusburg lag, anlegen zu lassen. Er nennt also den Ort vorläufig gar nicht und gesteht erst im dritten Traktat, daß es wirklich Nadrauen gewesen sei. Aber wie man auch den Sinn des dusburgischen Romowe fassen mag, bloße Uebertreibung von Grunau ist es offenbar, wenn er von dem Befehle des Hohenpriesters spricht, nur hier und nirgend anders die preußischen Götter zu verehren *), wie er denn selbst dieses Gesetz bald vergessen hat **). Er nennt diesen heiligen Ort mit seinen Umgebungen Rikayot und den Hohenpriester, der bei Dusburg einfach Criwe heißt, Criwe Kyrwaito — Ausdrücke, die er bei seiner Kenntniß der preußischen Sprache selbst schaffen konnte, die aber für die Geschichte ohne Bedeutung sind. Die Macht der Criwen schildert schon Dusburg über alle Erwartung hoch; aber wenn er sagt, auch Litthauer und andere Nationen in Livland wären ihm gehorsam gewesen, so fügt Grunau nicht nur die Kuren und Samaiten, sondern auch die Masovier und Cassuben hinzu ***). Wenn Dusburg von der hohen Achtung spricht, die man dem Criwe zollte, so weiß Grunau, daß man sich für viel heiliger hielt, wenn man ihn gesehen hatte, und daß man, so oft er nach der heiligen Eiche zog, aus dem ganzen Lande zusammenströmte, sich von ihm gebenedeien zu lassen †). Dusburg vergleicht den Criwen mit dem Pabst, wozu schon der Name Romowe Veranlassung gab; Grunau weiß, daß er und die Priester überhaupt, nicht bloß mit den Göttern redeten, die ihre Gegenwart durch Blitz und Donner ankündeten, sondern auch daß sie nach jedem Gewitter neue Satzungen machen, ja daß sie überhaupt thun und lassen konnten, was sie wollten, und was ihnen beliebte ††). In seiner Gesetzgebung ist ächt hierarchisch zuerst das Dogma hingestellt, daß Perkunos, Potrimpos und Pikollos die obersten Götter sein und keine fremde Götter geduldet werden sollen; um dieser Götter willen werden der Cyrwaito und seine Nachfolger als Oberherrn anerkannt; Gehorsam gegen die Götter und gegen die Priester wird gleich sehr eingeschärft; nie-

*) Trakt. III, 1. §. 2. **) Trakt. VI. 4. §. 2. IX, 3. §. 13. ***) Vorrede §. 3. †) Trakt. III, 4. §. 1. ††) Trakt. III, 1.; §. 1. 3. §. 3.

mand soll ohne den Cyrwaiten die Götter anbeten; alle Opfer des Volks werden ihnen durch die Priester dargebracht, welche auch zu erkennen vermögen, ob die Götter befriedigt sind *). Der Cyrwaito wählt sich in den Waidelotten seine Gehülfen, denn er hat gleich anfangs für das Beste erkannt, daß die Priester durch das ganze Land vertheilt wären, das gemeine Volk zu unterweisen, es zu Zeiten zu versammeln und ihm den Willen der Götter anzusagen **). Nach seinem Tode wählten die Waidelotten seinen Nachfolger ***). Es gab auch Waidelottinnen, aber diese wie jene mußten im strengsten Cölibat leben; überdies mußten sie ganz demüthig sein und viel beten †). Alle diese Vorstellungen Grunau's sind meiner Ansicht nach aus der Analogie der Kirche, welcher er angehörte, und aus der Beobachtung der Waydeler seiner Zeit, auf die er mehrmals zurückkömmt, entlehnt. Nur das Gesetz, das alle Opfer durch die Hände der Priester gehen sollten, könnte zugleich eine Erinnerung an Adam von Bremen enthalten, zumal da eine andere verwandte Angabe Grunau's, daß nämlich Litpho, nachdem er für sein Litthauen einen eigenen Criwe erwählt hatte, doch die früher gewöhnlichen Opfer nach Romowe geschickt habe, kaum anders als aus Adam erklärt werden kann.

Wenn Dusburg endlich sagt, auch die Könige hätten den Criwe in hoher Achtung gehalten, so läßt Grunau in seiner ganzen Sage von Widowuto und Bruteno den ersteren eine durchaus klägliche Rolle spielen: das Volk achtet ihn nicht und gehorcht ihm nicht uud kann nur durch die Mahnungen und Drohungen der Kyrwaiten gezügelt und in Gehorsam gehalten werden. So concentrirt Grunau um den Cyrwaiten nicht bloß das kirchliche, sondern auch das politische Leben der Preußen. Wie gefliſſentlich er des Kyrwaiten Macht zu erweitern strebt, sieht man besonders aus der Geschichte eines Kriegszuges der Galindier, der bei Dusburg auf den Ausspruch einer Seherin, bei Grunau auf Befehl des Cyrwaiten unternommen wird ††). Kein Wunder also, daß er auch in dem Verhältniß der Preußen zu ihren Nachbarn die Religion eine Hauptrolle spielen läßt. Der Krieg, welchen Widowuto und Bruteno selbst gegen die Masovier führten,

*) Tatt. II, 3. §. 1. III, 1. §. 2; 3. §. 1. **) III, 2. §. 1. ***) II, 4. §. 5. †) III 2. §. 3. ††) Dusburg III, 4. Grunau IV. 1. §. 2.

endete damit, daß der Sohn des erſchlagenen Königs der Maſovier nach Rikayot kam, den preußiſchen Göttern opferte und ſchwur, ſie für die ſeinigen zu halten: denn das war Bedingung des Friedens für das ganze Volk *). Ein anderer eilfjähriger Krieg gegen Maſowien endigte damit, daß die Maſovier mit ihren Opfern für die preußiſchen Götter wie vorher nach Rikayot kamen, und ſich dadurch bei den Preußen „behaglich" zu machen ſuchten **). Einer von Widowuto's eigenen Söhnen wurde, als ihm die Sarmaten ins Land fielen, nicht unterſtützt, da er die rechten Götter verſchmähte, man hielt ſein Unglück vielmehr für eine gerechte Strafe derſelben ***). Auch dem Chriſtengott wollten die Preußen durch einen gewaltigen Kriegszug, der zugleich gegen Pommern, Maſuren und Polen gerichtet war, beweiſen, daß ihre Götter mächtiger ſeien, was aber nicht gelang †). Grunau ſagt ausdrücklich: die Preußen rühmten ſich, daß ſie Land und Leute verderbten, nicht um das eroberte für eigen zu beſitzen, — ſolche Hoffahrt achteten ſie nicht — ſondern weil die Feinde nicht wollten würdigen ihre heiligen Götter und nicht ehren ihren Cyrwaiten ††). Ja er kennt ſogar ein Geſetz, welches den Preußen den Glaubenskrieg anbefahl: „Alle Nachbarn, ſo unſere Götter ehren, und ihnen Opfer bringen, ſollen von uns geliebt und in Ehren von uns gefördert werden; die aber ſo ſie verachten und verſchmähen, ſollen von uns mit Feuer und Keulen getödtet und wir nimmer ihre Freunde werden" †††). Grunau fand, obwohl er von den preußiſchen Göttern immer als von Teufeln, und von dem religiöſen Cultus derſelben als teufliſcher Verblendung ſpricht, wie am beſten der von ihm erdichtete Namen der vermeinten Chronik Chriſtians Liber filiorum Belial cum suis superstitionibus zeigen kann, an dieſer kirchlich-teufliſchen Richtung der Preußen und der alles beſtimmenden Thätigkeit des Cyrwaiten großes Gefallen, beſonders wo ſie ſich dem Chriſtenthum gegenüber unwirkſam zeigte. Dies muß man feſthalten, um auch in ſpäteren Theilen ſeiner Chronik durch oft wiederholte Erwähnung des Cyr-

*) Tract. II, 3. §. 8. III, 5. §. 3. **) III, 6. §. 1. ***) II, 4. §. 13. †) IV, 1. §. 1. ††) Vorrede §. 4. vgl. III, 3. §. 1. †††) II, 3. §. 1.

waiten, wie es bisher ergangen ist, sich nicht irre führen zu lassen *).

Soll ich endlich mein Urtheil auch über diesen Theil der grunauschen Chronik, der von dem religiösen Cultus der alten Preußen handelt, kurz zusammenfassen, so sage ich, daß ich in seinen Berichten über Romowe, die Götter, die Priester und die Opfer dieselbe Willkühr und Täuschung erkenne, wie in der Sage über Bruteno und Widowuto. Grunau lebte allerdings in einer Zeit, in welcher sich noch manche Spur des Heidenthums in den Vorstellungen und Erinnerungen des Volkes erhalten hatte, und es ist eine der wenigen schriftstellerischen Tugenden Grunau's, daß er diese Quelle der Alterthumskunde nicht ganz vernachläßigte, aber wer möchte sich einreden lassen, daß aus dieser Quelle die angeführten Data über den Cultus geschöpft werden konnten? Einige seiner Notizen über gewisse alterthümliche Vorstellungen, den Aberglauben und das Waidlerwesen seiner Zeit, die aus jener Quelle fließen konnten, wollen wir dankbar hinnehmen, aber nie ohne die größte Vorsicht. Und so würde denn dieses ganze Kapitel über die Religion und den Kultus der alten Preußen eine durchaus veränderte Gestalt annehmen müssen. Die bisherige Hauptquelle fällt fort, und unsere ganze Kenntniß über diesen Gegenstand erbaut sich, wenn wir die ganz vereinzelten Bemerkungen der älteren Schriftsteller, namentlich Dusburg, und einige Urkunden abrechnen, auf den Beobachtungen der Gelehrten über die Reste des Heidenthums seit dem 16ten Jahrhundert **).

Ich könnte nun zu denjenigen Berichten Grunau's übergehn, welche in historisch hellere Zeiten fallen und durch Vergleich mit andern Schriftstellern und mit den Urkunden sich genauer kontrolliren lassen; allein ich habe Ihre Aufmerksamkeit vielleicht schon jetzt zu lange in Anspruch genommen und überlasse daher den Nachweis dessen, was ich über dieselben vorhin schon bemerkte, an-

*) Schon in meinem Aufsatze „Geschichte des Heidenthums in Preußen, in den Neuen Preuß. Prov. Bl. Bd. 1. S. 297 ff. suchte ich die Unsicherheit der von Grunau über diesen Gegenstand mitgetheilten Berichte nachzuweisen, obgleich ich noch an Christians Chronik glaubte.

**) Nähere Nachweisungen habe ich in meinem Aufsatze, die letzten Spuren des Heidenthums in Preußen, in den Neuen Preuß. Prov. Bl. Bd. 2. S. 214 ff. gegeben.

derer Zeit und anderer Gelegenheit. Nur diese eine Bemerkung möchte ich mir noch verstatten, auf welche gerade die eben besprochenen Antiquitäten führen. Grunau steht in seinem Streben, sich zum Begründer einer neuen und eigenthümlichen historischen Tradition aufzuwerfen, nicht ganz allein. Die Blicke der gelehrten und halbgelehrten Welt wendeten sich bei dem Wiedererwachen der Wissenschaften im 15ten und 16ten Jahrhundert mit Vorliebe auf das Alterthum, auf welches ihnen durch die Schriften der Klassiker eine weite Perspective eröffnet war. Aber wie das Streben erst seine Richtung gewonnen hatte, genügte auch diese Perspective noch nicht, man wollte schlechterdings bis in die versagten Regionen der ersten Anfänge zurück. Dies war der Irrthum nicht bloß des Annius von Viterbo, der sich wie Grunau hinter die Namen erträumter Schriftsteller versteckte, sondern auch vieler andern Literaten, die weil ihnen andere Mittel nicht zu Gebote standen, wenigstens durch chronologische und etymologische Studien in jene unwiderstehlich anziehenden Regionen eindrangen. Dies war aber namentlich auch der Irrthum in mehreren nordeuropäischen Ländern, deren Alterthum an dem über die alte Welt plötzlich verbreiteten Lichte nur wenig participirte. Dänische und schwedische Geschichtsschreiber wetteiferten in jener Zeit, die Geschichte ihrer Landsleute möglichst lang zu lügen, und es war daran, daß man sich gründlich darum stritt, ob Adam und Ewa Schweden oder Dänen gewesen wären *). Neben einem Johannes Magnus und Nicolaus Potrejus, welche diese Richtung vertreten, ist Grunau doch immer noch ein kritischer Schriftsteller.

*) Dahlmann Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte.

Die Landwehr und die freiwilligen Bewaffnungen in Preußen ostwärts der Weichsel im Jahre 1813.

Von *F.* **Gottschalk** in Preußisch-Eilau.

(Fortsetzung.)

Schließlich gelangen wir zu dem Resultate, daß Pläne zur Einleitung einer Landesbewaffnung jedenfalls vor der Ankunft der Ostpreußischen Vorschläge vorhanden, aber, wenn auch besprochen, doch nicht über die Schwierigkeiten, die sich ihrer Ausführung entgegenstellten, weggebracht waren. Nun gab das Anerbieten der östlichen Provinzen den Vorschlägen der Regierung ein bedeutendes Gewicht, es half viele Schwierigkeiten überwinden und beschleunigte ihre Ausführung trotz der in manchen Punkten so wesentlich verschiedenen Entwürfe; sie hob in jedem Falle das Vertrauen der Regierung auf den Erfolg einer allgemeinen Landesbewaffnung in dem Maaße, daß mit einer weit größeren Energie aufgetreten wurde, als es wohl von Hause aus beabsichtigt worden war, unzweifelhaft steht es aber fest, daß durch die in den östlichen Provinzen aus dem vortrefflichen Geiste ihrer Stände und des Volkes vorschreitende Landwehr-Organisation ein bedeutender moralischer Einfluß auf die gebotene Organisation der Landwehr in den übrigen Provinzen gegeben worden ist.

Schon am 15. März reichte Gen. Scharnhorst die Entwürfe zur Organisation der Landwehr für den ganzen Staat dem Könige ein, der sie genehmigte und durch den Aufruf: „An Mein Volk," vom 17. März aus Breslau und durch die Verordnung über die Organisation der Landwehr von demselben Tage auszuführen befahl. Zugleich wurde auch der ganze Staat, um die großen Rüstungen mit Einsicht und Kraft zu leiten, in vier Militair-Gouvernements getheilt, von denen Preußen ostwärts der Weichsel bis zur russischen Grenze eins bildete, welches gleichzeitig von einem Civil- und Militair-Gouverneur verwaltet werden sollte.

Man kann vielleicht mit Recht behaupten, daß durch das frühe Verlassen jener Provinz von den Franzosen und die dadurch entstandene lokale Begrenzung des Ostpreußischen Landwehr-Entwurfs, die nicht auf Regierungs-Departements begründet war, die erste Idee zu einer Eintheilung des Staats in Militair-Gouvernements nach Strömen mit Ausnahme Schlesiens gegeben worden ist; durch diese Zersplitterung des eigentlichen Preußens ist es auch nach den vorhandenen Materialien unmöglich, die Leistungen des Theiles, welcher auf dem linken Weichselufer liegt, zu liefern, da dieser mit Pommern und der Neumark seine Anstrengungen und Opfer in Gemeinschaft brachte *). Zum Militair-Gouverneur in dem Lande östlich der Weichsel und der russischen Grenze ernannte der König am 15. März den Generallieutenant v. Massenbach ad interim und zum Civil-Gouverneur den Geheimen Staatsrath und Regierungs-Präsidenten v. Schön, der aber schon am 19. durch den Staatsminister Grafen zu Dohna ersetzt wurde, da Schön der Kommission für die Verwaltung der von den verbündeten Heeren besetzten Länder beigegeben wurde.

Beide Gouverneure hatten nach den §§. 1 und 2 der Instruction für die Militair-Gouvernements in Gemeinschaft alle Militair-Angelegenheiten nicht allein in Bezug auf die Landwehr und den Landsturm, sondern auch auf das stehende Heer zu leiten, zu welchem Zwecke ihnen das Gouvernement völlig untergeordnet war; sie standen unmittelbar unter den Befehlen des Königs. Besonders wichtig für das Gedeihen der Landwehr war es aber, daß in der Person des Staatsministers Grafen zu Dohna die Präsidentur der General-Kommission mit dem Amte eines Civil-Gouverneurs zusammenfiel, wodurch die uneingeschränkteste Wirksamkeit in Bildung der Landwehr einem Manne in die Hand gegeben wurde, der mit hoher Begeisterung und seltener Fähigkeit für seine Stellung wirken konnte; Hand und Hand arbeitete mit rastloser Thätigkeit und in gleicher Anstrengung als Mitglied der

*) Einsender dieses gab sich alle Mühe, aus den „Beiträgen zur Geschichte des Jahres 1813. 2 Bde. 1843," welche die Rüstungen des Gouvernements zwischen der Oder und der Weichsel mit einer seltenen Ausführlichkeit angeben, den Antheil Westpreußens jenseits der Weichsel zusammenzuziehen, allein er konnte kein genügendes Resultat erhalten.

General-Kommission, der dritten Special-Kommission und als Haupt des Magistrats der Stadt Königsberg, der Oberbürgermeister derselben, Heidemann*). Gen. Massenbach scheint seine Stellung nicht so ausgefüllt zu haben, wie es die damaligen Umstände erforderten, denn schon unter'm 8. Juni wurde er in den Ruhestand versetzt und durch den Gen. v. Zastrow abgelöst, auch geht aus den noch vorhandenen Akten des Gouvernements und der General-Kommission hervor, daß die eigentliche Seele aller getroffenen Maßregeln Graf Dohna selbst war, denn von seiner Hand ist das wichtigste geschrieben worden.

Am 19. März erhielt Graf Ludwig Dohna die Königliche Verordnung über die Organisation der Landwehr, um sie nach Königsberg zu überbringen, auch zugleich eine Kabinetsordre an die Stände von Ostpreußen und Littauen, in welcher der König diesen für die dargebrachten Opfer zur Vertheidigung dieser Provinzen dankt, die von ihnen gewählte General-Kommission vorläufig bestätigt, auch die getroffenen Anordnungen zur Organisation der Landwehr, ungeachtet sie von denen für die andern Provinzen bestimmten, abweichen, bestehen lassen will, doch sollen zu ihrer Umgestaltung die Bestimmungen der Verordnung vom 17. März nach und nach in Anwendung kommen.

Die königliche Verordnung vom 17. März unterschied sich in mancher Hinsicht von den Festsetzungen des ständischen Entwurfs. Obgleich nach jener die Stände die Landwehr gemeinschaftlich errichten sollten, so fehlten diese in den anderen Provinzen, dafür tritt aber in diesen für jeden Kreis ein Ausschuß von vier Mitgliedern zusammen, welcher die preußische Special-Kommission ersetzt, wogegen die Geschäfte der General-Kommission von den Regierungs-Behörden und dem Militair-Gouverneur übernommen werden. Nach §. 5. der königlichen Verordnung wird aus der wehrhaften Mannschaft vom 17. bis zum 40. Jahre einschließlich, ohne Rücksicht auf Stand nnd Bedienung, die Landwehr durch das Loos ausgehoben, wogegen die preußischen Stände die Ver-

*) Heidemann starb schon am 15. November desselben Jahres, sein Denkmal, welches ihm erst 1838 von seinen Freunden und Verehrern gesetzt wurde, enthält die Worte: „Den Anstrengungen bei der Stiftung der Landwehr endlich erliegend, starb er für König und Vaterland.

pflichtung zum Dienste bis zum 45. Jahre ausgedehnt und die Stellvertretung erlaubt hatten, nach §. 7. soll die Landwehr aus Infanterie und Kavallerie bestehen, wogegen der ständische Entwurf nur Fußvolk, zu welchem vom stehenden Heere die Artillerie und die Reiterei gegeben werden sollten, verlangte; nach dem §. 8. werden die Officiere, einschließlich der Kompagnie- und Eskadrons-Chefs von dem Ausschusse der Kreise aus der ganzen Volksmenge gewählt, nur die höheren Stellen behält sich der König allein zur Besetzung vor, die Stände dagegen wollten zu jeder Officiersstelle, selbst zu der des Bataillons-Chefs, von der Special-Kommission drei Subjecte vorgeschlagen wissen, von denen die General-Kommission einen auswählte; diese schlägt ferner zu den höheren Stellen dem Könige drei Männer, die Grundeigenthümer sein müssen, vor, von denen dieser dann Einen auswählen kann; doch der wichtigste Unterschied bleibt immer der, daß nach dem ständischen Entwurf die Landwehr vorzugsweise in Verbindung mit dem stehenden Heere, nur zur Vertheidigung der Provinz, und erst, wenn der Feind in diese eindringt, gebraucht werden soll, wogegen nach der königlichen Verordnung die Landwehr mit dem stehenden Heere vereint ins Feld rücken und gemeinschaftlich fechten soll. Die Bestimmungen des ständischen Entwurfs in Ansehung der Bekleidung, Bewaffnung, Besoldung, Uebung und Disciplin sind in gleicher Art in der königlichen Verordnung vorhanden.

Das Militair-Gouvernement schritt in Folge der königlichen Verordnung sofort zur weitern Organisation der Landwehr, wobei erstere soviel als möglich mit dem ständischen Entwurfe in Einklang zu bringen war, denn die Rüstungen, die in den Provinzen ostwärts der Weichsel bereits im Gange waren, sollten durchaus nicht unterbrochen werden. Zuerst bestätigte das Gouvernement unterm 27. März die General- und die fünf Special-Kommissionen, die schon in Wirksamkeit getreten waren, dann hob es die §§. 1 bis 3 der königlichen Verordnung auf, modificirte den §. 5, 6 und 13 nebst der ersten Beilage derselben, wodurch einige Bestimmungen nicht in Anwendung kommen durften, da bei der Formirung und Bekleidung der Landwehr nach dem ständischen Entwurf verfahren werden mußte; ferner bestimmte es, daß bei der Gestellung der Mannschaften die Bevölkerungs-Tabellen vom Jahre 1811 zum Grunde zu legen seien, besonders da die nach

diesem Jahre eingetretenen Veränderungen alle Theile der Provinz so ziemlich gleich getroffen hatten. Nun betrug 1811 die Bevölkerung 1,003,793 Seelen, von denen nach Abzug von 10,860 Mennoniten noch 992,933 übrig blieben, von denen die 33 1/10ste Seele zu den 30,000 Landwehren einschließlich ihrer Reserve ausgehoben werden mußte; von den Ersteren sollte wieder der fünfzehnte Mann, also 1,333 Männer zur Reiterei genommen werden. Zu den activen 20,000 Mann gehörte beinahe die 50ste Seele. Nach derselben Repartition sollte nun wieder bei den einzelnen Kreisen, Städten und Dominien verfahren werden. Die Loosung mußte in den Tagen vom 6. bis zum 15. April, und die Vertheilung der ausgelooseten Mannschaften in Bataillons und Eskadrons in den Tagen vom 16. bis zum 24. desselben Monats vollzogen werden; von letzterm Tage bis zum 28. mußten sich die Landwehrmänner auf den Sammelplätzen mit der vorgeschriebenen einfachen und aus eigenen Mitteln oder von der Kommune angeschafften Bekleidung — die Mäntel sollten im Herbste nachgeliefert werden, da man sie im Sommer zu entbehren glaubte — einfinden, damit an diesem Tage schon die Uebungen anfangen könnten. Bei der Formirung der Kompagnien und Eskadrons sollte darauf gesehen werden, daß die Mannschaften jedes Kreises soviel als möglich in diesen und dann die der Städte und Dörfer wieder nach Korporalschaften zusammengestellt würden. Die höheren Officiere, als Brigadiers (Regiments-Kommandeure), Bataillons- und Kavallerie-Chefs (Letztere die Kommandeure der bei jeder Brigade befindlichen Reiterei), waren am 9. April nach dem Vorschlage des Gouvernements vom 6. gewählt worden, diese hatten wieder in Verbindung mit den Special-Kommissionen zwischen dem 15. und 17. April zwei Drittel der Lieutenants zu wählen und deren Namen und Verhältnisse zu ihrer weitern Bestätigung durch den König der General-Kommission einzureichen; sie mußten ihren Dienst aber am 28. April antreten. Später am 24. April wurde das letzte Drittel der Lieutenants gewählt. Die höheren Officiere hatten bis auf einen, den Bataillons-Chef Stadt-Justizrath Oelrichs in Elbing, schon gedient, die Subaltern-Officiere waren vorzugsweise Beamte, pensionirte Officiere und Gensdarmen. Zur Ausbildung der Landwehr waren dieser nach der königlichen Verordnung vom 17. März die Gensdarmerie und die gewesenen Officiere und Soldaten eines jeden Kreises,

welche in die Landwehr nicht eingestellt, überwiesen, dann wurden später unterm 31. März in jeden Kreis noch ein Officier und zwei Unterofficiere von den Garnison-Bataillons und die Hälfte der Officiere und Unterofficiere der Invaliden-Kompagnien zur Landwehr kommandirt; auch hatte das Kriegs-Departement durch einen Auszug aus dem Exercier-Reglement eine Vorschrift zur Uebung der Landwehr zu Fuß, so wie auch einen Kriegs-Katechismus für dieselbe entworfen. Die Besoldung und Verpflegung der Landwehr sollte nach der erläuternden Bestimmung vom 27. April erst dann stattfinden, wenn sie aus einem Gouvernement in das andere marschirte, oder bis sie förmlich gegen den Feind aufbrach, bis dahin mußte beides von den Kreisen hergegeben werden. Die active, aus den Provinzen ostwärts der Weichsel gezogene Landwehr bildete fünf Brigaden, deren jede aus vier Bataillons und aus drei Eskadrons bestand. Die 1. und 3. Brigade machten die erste Inspection unter von Barbeleben, die 2., 4. und 5. Brigade aber die zweite unter dem Major Grafen Ludwig Dohna aus; beide Männer waren schon am 17. Februar von Gen. York dem Könige zu diesen Stellen vorgeschlagen worden. Die fünf Brigaden wurden von den Majors v. Wolki, v. Salzwedel, Graf Klinkowström, Graf zu Eulenburg und Benckendorf-Hindenburg befehligt, deren Erwählung der König unterm 18. April bestätigt hatte; später unterm 29. Juli änderte der König die Benennung „Brigaden" ab und befahl, um das Wechseln der Namen der Brigaden noch den Kommandeuren zu vermeiden, daß die Brigaden „Landwehr-Regimenter" genannt und numerirt werden sollten. Die Brigaden erhielten daher die Nummern 1 bis 5 in der Folge, wie vorhin die Namen der Brigadiers genannt worden sind; eben so wurden die 3 Eskadrons jeder Brigade in Landwehr-Kavallerie-Regimenter mit den Nummern 1 bis 5 umgebildet. Bei dem Mangel an Waffen, deren Vorräthe die großen Rüstungen für das stehende Heer verbraucht hatten, sollten nach der Königlichen Verordnung nur die beiden hinteren Glieder des Fußvolks mit Gewehren und die Reiterei mit Säbeln aus Staatsmitteln versehen werden, wogegen das erste Glied des Fußvolks Piken erhalten sollte, die von der Provinz einschließlich der Piken und der Pistolen für die Reiterei angeschafft werden mußten. Doch es gelang die Landwehr fast vollständig zu bewaffnen. Die Russen

schickten 15,000 Gewehre, die sie in Kowno erbeutet hatten, nach Königsberg, von denen 12,477 Stück der Landwehr überwiesen wurden, ferner fanden sich in der Provinz 4,000 zurückgelassene französische Gewehre vor, die in der Gewehrreparatur-Anstalt zu Königsberg, in welcher täglich 40 Meister und 40 Gesellen arbeiteten, ausgebessert wurden, dann wurden 800 Karabiner für die Unterofficire gegen Gewehre umgetauscht.

Wenn wir bisher die Opfer angegeben haben, welche die Stände von ihren Provinzen verlangten und vorzugsweise die Wirksamkeit der von ihnen gebildeten Behörden schilderten, so läßt sich schwerlich in Abrede stellen, daß die königlichen Verordnungen und Befehle allein nicht hingereicht haben würden, um erstere und die noch größeren Opfer, die der König verlangte, geleistet zu sehen, denn die Landwehr sollte nicht allein außerhalb der Grenzen ihrer Provinzen fechten, sie sollte auch durch eine Landwehr-Reiterei vermehrt werden. Nur der Geist, der die Massen beseelte, konnte das begonnene Werk sichern, den Ausschlag geben und die Bewaffnung in ihrem ganzen Umfange vollenden. Der Geist aber, der im Volke lebte und dieses zu den größten Anstrengungen freudig trieb, war vortrefflich, Alles wurde geleistet, was zu den Rüstungen verlangt wurde, die Mannschaften wurden gestellt, Pferde, Waffen und Geld wurden hergegeben, keiner im Volke wollte zurückbleiben. Jeder leistete gern und bereitwillig nach seinen Kräften. Vergegenwärtigt man sich die traurige Lage der Provinzen ostwärts der Weichsel, ihrer ungeheuren Leiden in den Jahren 1807 und 1812 und die daraus hervorgegangene Noth und Armuth, so sind wahrlich die Opfer, die sie dem Vaterlande brachten, so außerordentlich groß zu nennen, daß sie fast Alles hinter sich lassen, was die neuere Geschichte von den Völkern erzählt, die freiwillig für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu den Waffen griffen. Der großartige Sinn der Stände und die Erkenntniß ihrer Pflichten gegenüber dem Vaterlande, rief die Landwehr ins Leben, das Volk folgte und vollendete das Werk; die Landwehr rückte ins Feld und focht gleich den Linientruppen rühmlich und mit Ausdauer im offenen Kampfe gegen den verhaßten Feind. Sie, die Landwehr, hat die politische Selbständigkeit uud Unabhängigkeit des Vaterlandes erstreiten helfen und ihre Thaten stehen denen des stehenden Heeres nicht nach, Beide foch-

ten als Brüder eines Volkes mit gleicher Tapferkeit und theilen unter sich die Ehre und den Ruhm, der dem preußischen Namen zu Theil wurde; damals gewann jeder Landwehrmann gleichsam durch die Feuertaufe im Felde die Ueberzeugung, daß er Krieger werden, aber auch zugleich Bürger bleiben könne. Der König erkannte die Hingebung und die Tapferkeit seiner Landwehr, dankbar stellte er sie in Rechten und Pflichten dem stehenden Heere gleich, ja nach den ruhmvoll gegen Napoleon beendigten Kriegen wurde die Landwehr beibehalten, sie nahm alle waffenfähigen Bürger des Staats auf, die im stehenden Heere, welches fortan aufhörte, einen abgeschlossenen Stand zu bilden, ihre Durchgangsschule gemacht hatten — nun war die Volksbewaffnung vollendet.

Weder die ständischen, noch die königlichen Behörden erschracken bei dem guten Geiste, der sich im Volke zeigte, vor den großen Schwierigkeiten oder zweifelten je, daß die Opfer, welche dargebracht werden sollten, auch geleistet werden könnten, alle Schwierigkeiten wurden überwunden, und da, wo sie sich fanden, wichen sie der Gewalt der vorhandenen Begeisterung oder der kräftigen Energie der Behörden.

Ueberall geschah die Loosung mit großer Ordnung und Gewissenhaftigkeit, so daß bei der General-Kommission auch nicht eine begründete Klage angebracht werden konnte. Wenn die Gemeinden der Marienburger Niederung anfangs ernstlich erklärt haben sollen, sie würden sich dann erst persönlich stellen, wenn die Exemtion der Mennoniten beseitigt wäre, so scheinen sie doch weiter keine Schwierigkeiten gemacht zu haben. Vor der Loosung stellten sich in den Provinzen 2,343 Freiwillige, dann leisteten einige Kreise mehr, als auf ihren Antheil berechnet war, andere dagegen weniger, aber nur weil die ermittelte Quote nicht zu erreichen war. Der Seheste und der Neidenburgische Kreis errichteten freiwillig eine Landwehr-Kavallerie-Eskadron, überhaupt waren innerhalb des Gouvernements 667 Landwehrreiter über die königliche Forderung gestellt worden; dann wurden in dem erstern Kreise und in Königsberg Landwehr-Jägerdetaschements ausgerüstet, das der letztern Stadt marschirte in der Stärke von 150 Mann aus. Nur zwei Aemter polnischer Zunge werden erwähnt, aus denen Landwehrmänner in die Heimath desertirt sind. Die Ausrüstung und Mobilmachung der 20 Bataillone und 16 Es-

kadrons kostete die Provinzen 1,001,170 Thaler, wozu noch 24,680 Thaler für die General-Kommission kommen, was überhaupt 1,025,860 Thaler ausmacht; die Ausrüstung eines Landwehrmannes zu Fuß ist durchschnittlich auf 28⅓ und die eines Landwehrmannes zu Pferde durchschnittlich auf 61⅙ Thaler zu berechnen; die Pferde allein kosteten 157,967 Thaler.

Gehen wir nun näher in die Mobilmachung der Landwehr ein. Unterm 18. April hatte der König befohlen, daß die Mobilmachung so beschleunigt werden müsse, daß ein Theil der Landwehr zur Wiedereroberung von Danzig verwendet werden könne. Aus den Berichten der beiden Inspecteurs, die sogleich in der ersten Hälfe des Mai zum gedachten Zwecke ihre Bezirke bereisen mußten, geht hervor, daß diese bereits so fortgeschritten war, daß die Landwehr zwölf Tage nach ihrer Gestellung, schon belobt werden konnte. Nur die Kompletirung an Officieren hatte Schwierigkeiten gemacht. Die Kabinetsordere vom 31ten März hatte den höheren Behörden zu viel Spielraum gelassen, so daß nämlich zu viele Officianten, da aus diesen vorzugsweise die Officiere gewählt werden sollten, in den Büreaus zurückbehalten wurden. Auch mußte eine spätere Kabinetsordre vom 14. Mai den Departements-Chefs befehlen, keine Offizianten von dem Eintritt in die Landwehr mehr abzuhalten, und doch sah sich das Gouvernement genöthigt, die fünf Special-Kommissionen dahin zu instruiren, Entschuldigungen von Beamten wegen Nichtannahme der Officierstellen nicht weiter zu beachten, sondern die betreffenden Subjecte der öffentlichen Verachtung preiszugeben. Erwähnenswerth ist der Umstand, daß mehrere Officiere, welche lange und mit Auszeichnung in dem Heere gedient hatten, ohne Rücksicht auf Anciennität und sonstige Verhältnisse aus reinstem Patriotismus in die Landwehr traten. So konnte denn schon am 27. Mai ein Theil der Landwehr, die 1. Division, unter dem Befehle ihres Inspecteurs, des Majors Grafen Ludwig zu Dohna, nach Danzig abmarschiren, um unter dem Befehle des russischen Generals, Herzog von Würtemberg, zur engern Einschließung dieser Festung verwendet zu werden. Sie bestand aus 9 Bataillons, jedes in der Stärke von 801 Mann excl. der Officiere, 6 Eskadrons à 103 Pferde und 1 Batterie, der König hatte nämlich unterm 29. April die Mobilmachung von 2 Landwehr-Batterien in Graudenz befohlen; dann folgten ihr an Unbewaffneten und

Ueberzähligen 88 Mann per Bataillon und 14 Mann per Eskadron, welche zur Bedienung der Officiere und beim Fuhrwerke verwendet wurden. Die 1. Division bestand am 9. Juni bereits das erste Gefecht. An der Mobilmachung der 2. Division, die unter dem Major v. Bardeleben aus 10 Bataillons, 10 Eskadrons und 1 Batterie bestand, wurde unausgesetzt gearbeitet, daher die Special-Kommissionen auf Befehl des Gouvernements vom 10. Mai an in ihren Sitzen vereinigt bleiben mußten, damit die Kompletirung und Ausrüstung derselben keine Unterbrechung erleide. Der gute Geist, der im Volke nicht erschlaffte, half dazu treulich, so daß mit Ausnahme von zwei Bataillons die Landwehr der zweiten Inspection nach dem Zeugnisse des Gouvernements vom 13. Juni sich in einem solchen Zustande befand, daß sie gut vor dem Feinde gebraucht werden konnte. Eben dasselbe berichtete unterm 28. d. Mts. der neue Militair-Gouverneur, Gen. v. Zastrow, dem Könige. Was ihre Bewaffnung betrifft, so konnten aus Mangel an Gewehren die Bataillone der 2. Division ihr erstes Glied, wenn auch nicht vollständig, doch theilweise mit solchen versehen, auch wurde die Reiterei nur unvollständig mit Seitengewehren und Pistolen bewaffnet. Am 1. Juli trat die 2. Division in der Stärke von 10 Bataillons, 6 Eskadrons und 1 Batterie den Marsch an die Oder an, von wo sie auf Befehl des Königs vom 12. Juni mit Neumärkischen Landwehr-Bataillons erst vereinigt werden sollte; sie traf zwischen dem 15. und 30. Juli bei Landsberg a. d. Warthe ein. Die in der Provinz bei Graudenz zurückgebliebene Landwehr, 1 Bataillon und 4 Eskadrons, war bestimmt, einen Theil der polnischen Grenze zu bewachen und die Tuchelsche Heide und ihre Umgebung vor Räuberbanden zu sichern. Auch entwarf Gen. v. Zastrow am 28. Juni bereits einen Plan zur Errichtung einer Reserve für die Landwehr, nach welchem die Depots für jedes Bataillon auf die Stärke von 100 Mann gebracht werden sollten.

Was die Bekleidung der Landwehrmänner betrifft, so gingen von beiden Divisionen manche Klagen über ihre Mangelhaftigkeit ein, die bei der Eile, mit welcher die Bekleidung angefertigt werden mußte, wohl zu entschuldigen ist, und es nahmen aus diesem Grunde auch vielfache Krankheiten unter der Landwehr, die vor Danzig stand, überhand. Das Gouvernement und die General-

Kommission thaten Alles, was in ihren Kräften war, um die Mängel der Bekleidung abzustellen und das Fehlende nachzuliefern, was ihnen auch gelang; im Herbste wurden die so nothwendigen Mäntel und Tuchhosen allen Landwehren nachgeliefert.

Wenn schon die Bekleidung und Ausrüstung der Landwehr so große Schwierigkeiten machte, so blieb ihre Verpflegung und Löhnung vor der Mobilmachung noch bei weitem größeren Schwierigkeiten unterworfen, woran nicht allein die große Erschöpfung des Landes, sondern auch die der Staatskassen schuldeten. Viele Kreise und Kommunen konnten ihre Beiträge zur Erhaltung der Landwehr nicht vollständig einziehen, selbst strenge Verfügungen des Gouvernements richteten dabei wenig mehr aus. Der Gemeine bekam damals täglich 3 Gutegroschen (3¾ Silbergr.) und der Officier sein halbes Gehalt. Gegen die Mitte des Juni war aber die Naturalverpflegung von den Wirthen nicht mehr zu beschaffen, sondern es mußten durch Ankäufe und Landlieferungen Magazine angelegt werden, um den unvermögenden Quartiergebern nachzuhelfen. Daß nur allein wirkliche Armuth und weder böser Wille, noch die täglichen Forderungen *) daran Schuld waren, daß die Mittel zur Ernährung der Landwehr an vielen Orten ausgingen, geht wohl am besten aus dem Umstande hervor, daß die freiwilligen Leistungen, an welche das Gouvernement überhaupt appelliren mußte, reichlich geliefert wurden, auch gingen so viele Beiträge an Naturalien zur Verpflegung der vor Danzig stehenden Landwehren ein, daß die Regierung zu Marienwerder am 4. Juni bekannt machen mußte, daß sie eine ordentliche Spedition eingerichtet habe, bei der diese Beiträge abzuliefern wären. Die meisten Schwierigkeiten machte aber die Herbeischaffung der Geldmittel zur Mobilmachnng der Landwehr und zur Aufbringung einer zwanzigtägigen Löhnung, die sie vor dem Ausmarsche erhalten sollte, sie waren so groß, daß die Special-Kommissionen und zuletzt sogar die Befehlshaber einzelner Truppentheile die Berechtigung erhielten, überall aus den städtischen Kassen Geld zu nehmen, wenn sie es brauchten, und dieses nur den betreffenden Re-

*) Auch hatte das Gouvernement unausgesetzt durchmarschirende russische Truppen zu ernähren, so z. B. im Mai allein 46,739 Mann und 20,776 Pferde.

gierungen anzuzeigen, ja einige Kommandeure von Truppentheilen hatten sogar aus eigenen Mitteln Vorschüsse gemacht und konnten diese lange nicht zurückgezahlt erhalten.

Erwähnt haben wir schon den Plan Zastrows zur Bildung einer Landwehr-Reserve, die mit der fortschreitenden Entwickelung der kriegerischen Ereignisse im Felde täglich nothwendiger und dringender wurde. Am 20. September einigten sich das Gouvernement und die Mitglieder der Special-Kommissionen in einer gemeinschaftlichen Konferenz dahin, daß die Reserve eines jeden Bataillons aus einem Depot von 100 Mann und jeder Eskadron aus einem Depot von 50 Mann bestehen solle; diese sollten montirt und beritten gemacht, auch so lange vom Lande besoldet werden, bis sie zum Ersatz ihrer Regimenter abgehen würden. Die Organisation dieser Depots war schon so ziemlich vollendet, als erst am 15. October eine königliche Kabinetsordre vom 8. August einging, die den Ersatz der Landwehr regelte, aber von Seiten des Staatskanzlers zu spät publicirt worden war, um nach ihren Bestimmungen handeln zu können. Doch die großen Verluste, die die Landwehr im Felde erlitt, veranlaßten abermals eine Abänderung ihrer Ergänzung, diese wurde nun durch eine Verfügung des Gouvernements vom 2. November auf 800 Mann für jedes Regiment Fußvolk und auf 60 bis 85 Pferde für jedes Kavallerie-Regiment, je nach dessen Stärke von 3 oder 4 Eskadrons, gebracht; die Inspection über die Ausbildung dieser in Königsberg zusammengezogenen 4,000 Mann Fußvolk, erhielt der Gen. v. Below, wogegen die Kavallerie-Depots am Sitze der Special-Kommissionen blieben.

Schließlich bemerken wir, daß in den Provinzen ostwärts der Weichsel bis zum Ende des Jahres 1813 23,996 Mann zur Landwehr ausgehoben und 1,916 Pferde gestellt worden sind. —

Im russischen Feldzuge waren 8 Eskadrons preußischer Reiterei, die der Kaiser Napoleon eigenmächtig mit der großen Armee vereinigte, gänzlich zu Grunde gegangen, auch hatte die Reiterei des Korps York so bedeutend gelitten, daß ihre Retablirung nicht allein dringend nothwendig, sondern auch ihre Vermehrung höchst wünschenswerth war. York wollte den trefflichen Geist, welcher sich in den Provinzen ostwärts der Weichsel zeigte, benutzen, um auf dem Wege freiwilliger Beiträge und Leistungen das rascher zu

erlangen, was auf dem Wege der Aushebung und der Requisition schwieriger zusammenzubringen war, auch mußte er bei der gänzlich unterbrochenen Verbindung mit dem Könige wieder aus eigener Machtvollkommenheit handeln. Er erließ zu dem Ende am 8. Februar *) an die in Königsberg versammelten ständischen Deputirten eine Botschaft, in welcher er im Vertrauen und in der festen Zuversicht, daß sein Aufruf nicht vergebens sein werde, ihnen den Entwurf zur Formation eines Regiments Preußischer National-Kavallerie aus den freiwillig sich sammelnden Söhnen des Vaterlandes vorlegte; es sollte 1,000 Mann stark werden. Die in dieses Regiment Eintretenden sollten sich entweder aus eigenen Mitteln, oder aus freiwilligen Beiträgen, die in der Provinz gesammelt werden sollten, bekleiden und beritten machen. York ernannte den Major Grafen Lehndorf zum Kommandeur des Regiments. Trotz dem, daß gleichzeitig mit dem Aufrufe des Majors am 22. Februar zum Eintritte ins Regiment die gesammte Bevölkerung von der Organisation der Landwehr in Anspruch genommen wurde und viele durch diese vom Eintritte sich abhalten ließen, so strömten doch von allen Seiten so viele Freiwillige, die sich selbst ausrüsteten oder ausgerüstet sein wollten, herbei, daß das Regiment Ende März den vom Könige festgesetzten Etat von 5 Eskadrons und diese mit 150 Pferden nicht allein erreichte, sondern auch noch 68 Pferde überzählig hatte; es zählte am 1. März schon 350 Selbstequipirte. Der König selbst hatte das von der Provinz in diesem Regimente ihm und dem Vaterlande gebrachte Opfer mit huldvollem Danke entgegengenommen und da es Anfangs April marschfertig war, unterm 9. desselben Monats dessen Heranziehung zum Heere und seine Einverleibung ins Korps York befohlen. Es rückte mit 15 Officieren, 668 Unterofficieren, Trompetern und Gemeinen in 4 Eskadrons aus, eine fünfte Eskadron war, 150 Pferde stark, als Depot in Preußen zurückgeblieben. —

Schon am 31. Januar legte der Gen. v. Scharnhorst dem

*) Das Manifest vom 3. Februar, die Formirung der freiwilligen Jäger-Detaschements betreffend, brachte die Königsberger Zeitung erst am 27. Februar als officielles Aktenstück; früher war im Blatte vom 18. eine kurze Notiz, als Zeitungsnachricht, über das Manifest gegeben worden.

Könige ein „Project zu einer neuen Vermehrung der Truppen durch Freiwillige" vor, welches Ersterer sofort guthieß; es hatte den Zweck, durch „Jäger-Abtheilungen aus jungen freiwilligen Männern, die von der Regierung zum Eintritt in diese aufzufordern wären und welche den Regimentern des Heeres detaschirt werden sollten", das Heer zu verstärken. Nach einigen Tagen, am 3. Februar, erschien bereits das „Manifest zur Formirung der freiwilligen Jäger-Detaschements." Nach demselben sollten diese Formationen zur Vermehrung der Feldtruppen, ohne daß der Staat die Ausrüstungskosten herzugeben hätte, dienen, wodurch besonders diejenige Klasse der Staatsbewohner, welche nach den bisherigen Kantongesetzen vom Dienste befreit blieben, aber wohlhabend genug wären, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können, Gelegenheit erhalten, in einer ihrer Erziehung und übrigen Verhältnissen angemessenen Form in den Militair-Dienst, in dem sie durch ihre Bildung und durch ihren Verstand sogleich gute Dienste leisten könnten, zu treten. Das Manifest verbreitete sich bald bis zu den entferntesten Punkten des Staats und brachte im Allgemeinen einen guten Eindruck hervor, obgleich es ja noch völlig zweifelhaft blieb, wie die Entwickelung der politischen Verhältnisse ausfallen würde. Auch konnte sich die Regierung noch nicht amtlich aussprechen, gegen wen — gegen die Franzosen oder gegen die Russen — ihre Rüstungen gerichtet wären; was also jetzt von Seiten der Bevölkerung geleistet wurde, geschah in dem guten Glauben, die Bewaffnung sei eine gegen Frankreich gerichtete Maßregel. Trotz dieser Ungewißheit war aber der Zudrang zum Dienste als freiwilliger Jäger im ganzen Lande überall sehr groß; so zogen unter andern bis zum Ende des Monats Februar allein aus Berlin nach den Listen des Berliner Polizei-Präsidiums 2,798 Mann nach Breslau, um dort in die Jäger-Detaschements zu treten, die für die Garde-Regimenter gebildet werden sollten.

Wie es aber immer deutlicher wurde, daß ein Bündniß mit Rußland zu Stande kommen würde und daß Preußen mit dieser Macht vereint sich zum Kampfe gegen den Kaiser Napoleon entschlossen habe und nun unterm 13. März der Abschluß eines Offensiv- und Defensiv-Bündnisses zu Kalisch mit jener Macht bekannt gemacht wurde, auch zugleich die bekannten Aufrufe: „An Mein Volk" und „An Mein Kriegsheer" erschienen, da vermehrte

sich mit der Gewißheit, gegen Wen die Waffen gerichtet werden sollten, der Zudrang der Freiwilligen, da strömten mit den begeisterten Jünglingen, zugleich betagte Männer und Greise, schwache Knaben und Gebrechliche zu den Waffen, da erst wurden die Hörsäle leer und die Werkstätten verödet, da flossen reichliche Gaben zur Ausrüstung der unbemittelten Freiwilligen und in allen Kreisen äußerte sich eine gleiche und große Theilnahme an der Sache des Vaterlandes. Hunderte von Familien schenkten ihr Silberzeug und anderes werthvolles Geräth freiwillig dem Vaterlande, hunderte von Ehepaaren ihre goldenen Trauringe, wofür sie als theures Andenken eiserne Ringlein mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen," empfingen. Unter den vielen tausend Beispielen von Hochherzigkeit, welche die Zeitungen jener Tage brachten, wollen wir einige hervorheben, welche die Provinzen ostwärts der Weichsel betreffen. In Insterburg und in Gumbinnen wurden in wenigen Tagen 6,000 Thaler gesammelt; am 5. März zogen aus letzterer Stadt 51 Freiwillige, bewaffnet und beritten, erstere Stadt hatte 45 Freiwillige gestellt; Memel hatte 73 Freiwillige, darunter 43 für die Kavallerie, ausgerüstet, und 12,560 Thaler hergegeben; in Königsberg waren bis zum 26. März 217 Freiwillige bekleidet und beritten, 40 erhielten ferner Pferde und 18 wurden bekleidet; Marienwerder stellte 125, Elbing 140, und Braunsberg bis zum 27. März 57 Freiwillige. Am 1. April führte der Rittmeister v. Uklanski das Jäger-Detaschement für das Littauische Dragoner-Regiment in einer Stärke von 183 Mann in das Feld; der Rittmeister v. Blankenburg rückte am 16. April mit dem 213 Mann starken Jäger-Detaschement des kombinirten Leib-Husaren-Regiments aus, welches später durch nachkommende Mannschaften bis auf 320 Köpfe verstärkt wurde; in die Fuß-Jäger-Detaschements der vier Ostpreußischen Infanterie-Regimenter traten bis zum Schlusse des Jahres 1813 1,294 Mann ein, allein aus den Provinzen ostwärts der Weichsel. Man kann sicher annehmen, daß ohne die patriotischen Beiträge die Formation der freiwilligen Jäger-Detaschements weder ihren Umfang gewinnen, noch sich in demselben hätte erhalten können, in dem sie während des Krieges blieben. Schließlich bemerken wir, daß sich schon vor dem am 4. Juni geschlossenen Waffenstillstande

8,400 bis 8,500 Jäger und Jäger-Berechtigte in den Reihen des Heeres befanden *).

Nach der Darstellung desjenigen, was der Theil des Preußischen Staats, mit dem wir uns beschäftigt haben, im Jahre 1813 an Landwehren, National-Kavalleristen und Freiwilligen für die Jäger-Detaschements, die Feldregimenter und die Artillerie hergegeben hat, bleibt uns nur noch übrig, im Vergleich zusammenzustellen, was Preußen ostwärts der Weichsel gegen die andern Provinzen des Staats geleistet hat. Zieht man dabei die Landwehr allein in Betracht, dann bleibt dieser Theil gegen die anderen Provinzen in seinen Leistungen zurück, bringt man aber die großen Anstrengungen für die Korps Bülow und York in den Monaten December 1812 bis Februar 1813 und die Aushebungen zur Linie in Rechnung, so ergiebt sich zu Gunsten desselben ein anderes Resultat, welches sich noch weit glänzender gestalten müßte, wenn die traurige Lage des Landes, wie wir sie geschildert haben, ins Auge gefaßt würde oder berechnet werden könnte. Man kann aus dem, was das Regierungs-Departement Ostpreußen allein geleistet hat, einen Schluß auf das Gouvernement zwischen der Weichsel und der russischen Grenze ziehen. Ostpreußens Bevölkerung betrug 1813 etwas über 468,000 Seelen **), berechnet man nun das Verhältniß dieser Angabe zu der Einwohnerzahl des ganzen Gouvernements, 1,004,000 Köpfe, so erhält man ein Verhältniß von 30 : 61. Ostpreußen hat gestellt ***):

1) Recruten für das Korps Bülow	2,400	Mann,
2) Recruten für das Korps York zur Errichtung von sieben Reserve-Bataillons	3,600	"
3) Krümper für beide Korps	6,000	"
4) zu Exercier-Depots und Garnison-Bataillons	2,412	"
5) zum Train, zur Artillerie, für die Pioniere	769	"
6) an Freiwilligen für die National-Kavallerie und für die anderen Regimenter . . .	2,600	"
7) zur Landwehr	10,654	"
8) an Ergänzungen für das stehende Heer und die Landwehr	6,300	"
Summa	34,735	Mann,

*) Erstes Beiheft, 1847. S. 29. **) Beiträge zur Kunde Preußens. Bd. 1. S. 284. ***) Erstes Beiheft, 1846. S. 36.

mithin ist der 13. Mann oder ein Sechstel der männlichen Bevölkerung oder die Hälfte der Männer zwischen 18 und 45 Jahren in das Feld gezogen. Nimmt man nun das Verhältniß von 30 : 61, so hat das Gouvernement ostwärts der Weichsel bei gleichen Leistungen über 70,000 Mann dem Vaterlande gestellt. Folglich müßte nach den Bevölkerungen, wie sie 1813 die Kurmark und Schlesien besaßen, deren Zahl in der ersten Provinz auf 733,800 und bei der letzten auf 1,700,000 Menschen ermittelt ist, zu einer gleichen Leistung wie Ostpreußen, die Kurmark 53,370 und Schlesien 126,320 Mann gestellt haben; erstere hat aber bis 1814 nur 44,975 und letzteres zur Landwehr, deren Reserve und zur Linie, einschließlich des Ersatzes für die letztere, bis zum 16. Mai 1813 nur 95,767 Menschen gestellt *).

Die Provinz Ostpreußen steht folglich in Rücksicht der Bewaffnungen, welche daselbst im Jahre 1813 geleistet worden sind, allen übrigen Provinzen des Staats voran, was dann auch von Littauen und dem Theile Westpreußens rechts der Weichsel behauptet werden muß, da die Anstrengungen in diesen Theilen aus gleichem Geiste hervorgegangen sind. Mit vollem Rechte ist schon früher nachgewiesen worden **) daß das damalige Gouvernement ostwärts der Weichsel im Verhältniß seiner Volksmenge 10,300 Mann dem vaterländischen Heere mehr gegeben hat, als es in gleicher Vertheilung an Mannschaften zur Landwehr und zur Linie hätte leisten sollen. Diese außerordentlichen Anstrengungen der östlichen Provinzen trug ihre Bevölkerung gern, ihre Stände fanden bereitwillige Mitbürger, die ihr Vermögen, ihre Kinder und Geschwister zur Befreiung ihres Vaterlandes von dem unerträglichen Joche eines Eroberers zum Opfer brachten; Keiner wollte dem Andern nachstehen, Alle dachten und handelten in gleichem Geiste und zu gleicher That.

Zur Charakteristik des Geistes, der die Provinzen der preußischen Monarchie ostwärts der Weichsel beseelte, sei es erlaubt, einiges aus der Geschichte der Bildungen der freiwilligen Leistungen und der Landwehren der Provinz Schlesien anzuführen, ohne den Bewohnern dieser Provinz zu nahe treten zu wollen oder dem in

*) Erstes Beiheft, 1846. S. 53.
**) Beiträge zur Kunde Preußens. Bd. 1. S. 284.

derselben Geleisteten die gebührende Anerkennung zu versagen, — nur das, was der Theil des Preußischen Staats, dessen Rüstungen wir hier geschildert haben, geleistet hat, soll stärker hervortreten. Schlesiens Rittergutsbesitzer folgten dem Beispiele Ostpreußens und baten am 2. März den König um die Erlaubniß ein Schlesisches National-Kavallerie-Regiment stiften zu dürfen, was auch genehmigt wurde; einige specielle Wünsche der Ritterschaft schlug der König aber ab, worunter auch der Wunsch gehörte, daß es jedem eingeborenen Edelmann oder Gutsbesitzer, der ins Regiment eintreten wollte, erlaubt würde, die Officier-Uniform zu tragen. Aber Mitte Augusts waren erst zwei schwache Eskadrons und ein kleines Jäger-Detaschement zusammen, eine viel stärkere Formation erreichte das Regiment auch nicht. Der Widerwille gegen das Eintreten in die Landwehr war besonders in Ober-Schlesien so groß, daß ein großer Theil der waffenfähigen Mannschaft aus den Grenzkreisen in das Herzogthum Warschau desertirte, was auch vom benachbarten polnischen Adel befördert wurde, so daß eine Kabinetsordre die erste Desertion mit vier- bis sechswöchentlichem Arrest und 50 bis 100 Stockprügeln, die zweite mit Todtschießen zu bestrafen befahl, ja die zur Landwehr ausgehobenen Mannschaften mußten nach Neiße und Glatz gebracht werden, um da, entfernt von der Heimath, eingeübt zu werden. In den Kreisen Striegau, Frankenstein und Leobschütz fielen bei den Versammlungen zur Aushebung tumultuarische Auftritte vor, und in einem Theile des Hirschberger Kreises wollten die Gemeinden nicht loosen, denn Franzosenfreunde redeten den Landleuten ein, daß, wenn Frankreichs Einfluß in Preußen aufhören sollte, alsdann die Unterthänigkeit der Bauern wieder zurückkehren würde. Von den zu formirenden 68 Bataillons waren am Anfange des Waffenstillstandes, am 4. Juni, erst 24 Bataillone mit ihrer Organisation fertig, von der Reiterei einige Eskadrons, am 3. Juli meldete Gen. Gneisenau dem Könige, daß von 55 Bataillons, welche er gesehen habe, wenigstens 35 im Stande sein würden, gegen Ablauf des Waffenstillstandes sich mit dem Heere zu vereinigen; gegen die Formation einer Landwehr-Reserve protestirten die meisten Kreise, sie wollten von ferneren Aushebungen und Leistungen nichts wissen, in Ober-Schlesien mußten Militair-Kommandos bei den Aushebungen zugegen sein und diese unterstützen, die Ausgehobenen wur-

den hie und da wie Gefangene transportirt, über Nacht eingesperrt und von Bürgergardisten bewacht. Im Regierungsbezirke Liegnitz war die Ende Juli angeordnete Organisation der Landwehr-Reserve am Ende October noch gar nicht einmal angefangen; von 10,000 Mann, die zu stellen waren, befanden sich im April 1814 erst 5,900 Mann in den Depots *). —

Die Organisation des Landsturms wurde in allen Städten und Kreisen ostwärts der Weichsel mit großem Eifer nach der Verordnung vom 21. April 1813 betrieben. Nach derselben mußte jeder Staatsbürger, der nicht schon beim stehenden Heere oder bei der Landwehr eingetreten war, sich dem Landsturm, der aus Infanterie und Kavallerie bestehen sollte, einreihen. Die Bewaffnung desselben scheint ziemlich vollständig mit Gewehren oder Piken gewesen zu sein, auch sprechen sich die Berichte des Gouvernements zufrieden über seine Uebungen aus. Der Landsturm ostwärts der Weichsel bestand aus 192,089 Mann beider Waffen; doch ist er zu irgend einer kriegerischen Thätigkeit nie gekommen. Die Organisation des Landsturms in Schlesien ging äußerst saumselig vor sich, so daß Ende Februar 1814 die Regierungen noch nicht im Stande waren, genaue Nachweisungen über die Anzahl der vorhandenen Mannschaften zu geben; endlich befahl eine Kabinetsordre vom 4. März das Aufhören aller Landsturms-Uebungen.

Der Seidenbau.

In der Beilage zu No. 195. der Hartungschen Zeitung sucht ein Ungenannter das, was ich auf Erfahrung gegründet, aus guter Meinung in eben derselben Zeitung gegen das Gedeihen des

*) Nach amtlichen Nachrichten im Beiheft Mai und Juni 1845 des Militair-Wochenblattes.

Seidenbaues bei uns gesagt habe, zu widerlegen und findet nicht wie ich, in dem Klima das einzige Hinderniß, sondern nur allein darin, daß es bisher an einer Central-Haspelanstalt gefehlt habe. Wo aber sind die Cocons, oder wo sind sie jemals in unserer Provinz gewesen, die eine Haspelanstalt jährlich nur auf kurze Zeit hätten beschäftigen können? Es sei mir gestattet, eine frühere Behauptung mit Gründen zu unterstützen, was ich hiemit thue, ohne zu erschrecken, daß der ungen. Verf. das Gut Ganthen in 10—15 Jahren durch Seidenbau auf einen jährlichen Brutto-Ertrag von 120,000 Thlr. bringen wird. Wie richtig indeß das Ergebniß des großen projectirten Unternehmens berechnet ist, zeigt Folgendes. Es nimmt der Verfasser „2000 Stück Maulbeerbäume pro Morgen" an und bringt denselben, Sandboden, auf 200 Thlr. jährlichen Ertrag. Herr Regierungsrath von Türk, einer der größten Kenner und Beförderer des Seidenbaues in Deutschland, der blos deshalb eine Reise nach Italien gemacht, große Plantagen angelegt und viele Tausende junger Maulbeerbäume nach verschiedenen Ländern von Europa aus seinen großen Baumschulen versendet hat, sagt in seiner: vollständigen Anleitung zum Seidenbau, 2te Aufl. S. 214, daß „auf einem Magdeburger Morgen von 180 QR., die QR. zu 144 QF. gerechnet, ungefähr 64 Maulbeerbäume stehen können ꝛc. würden also einen jährlichen Blätterertrag von ungefähr 14 Thlr. liefern." Das wäre auch schon genug, wenn sich die Sache bei uns nur auf eine feste dauerhafte Grundlage bringen ließe, was aber nicht möglich ist.

Der Maulbeerbaum schlägt bei uns spät aus, ist am Ende des Juni erst völlig belaubt und seine jungen Blättchen sind, wenn sie nicht, wie es auch geschieht, erfrieren, um die Hälfte des Juni gewöhnlich so weit, den eben aus den Eiern gekommenen Raupen zum Futter zu dienen. Der ganze Verlauf der Sache, vom Auskommen bis zum Einspinnen der Raupen, beträgt nach den Anweisungen 32 Tage, sonst einige Tage mehr, und der Blätterverbrauch für die Raupen von 1 Loth Eiern mindestens 1000 Pfd. Von dieser Quantität fressen die Raupen in den letzten 10 Tagen vor ihrem Einspinnen über drei Viertheile. Angenommen nun, die Raupen kommen am 15. Juni aus, so werden sie sich um den 17—20. Juli einspinnen und also in den letzten 10 Tagen etwa 800 Pfd. Blätter verzehren. (Von 1 Lth.

Eiern, bei gutem Gedeihen, 4—5 Pfd. Seide) der Maulbeerbaum kann demnach erst um die Mitte des Juli abgelaubt werden, was für unser Clima durchaus zu spät ist; denn während die entlaubten Bäume, um das Verlorne zu ersetzen, nochmals stark zu treiben anfangen, überfällt sie der Frost nicht selten im Saft, was in der Mark nicht der Fall ist. Alte große Bäume, die, ohne zu erfrieren, seit alter Zeit mit voller, üppiger Krone dastehen, sind wie ich erfahren, schon in einigen Jahren, nachdem man angefangen sie zu entlauben, theils im Saft erstickt, theils erfroren. Strauchbäume schlagen, oberhalb auch ganz erfroren, an der Wurzel häufig wieder aus, kommen aber erst in mehreren Jahren wieder empor und geben bis dahin keinen Nutzen. Aber auch nur halbentlaubte Bäume leiden durch den darauf folgenden starken Trieb im Winter oft sehr und widerstehen dem Froste nicht lange. Auf ein solches Fundament läßt sich ein festes Gebäude nicht bauen. In der That, könnten wir auch dahin gelangen, jährlich etwas Seide zu erzielen, so würde der Arbeitslohn nicht gedeckt werden, an Gewinn, oder Rente des Bodens wäre nie zu denken. Sollten wir gar glauben, der Maulbeerbaum werde da herrlich gedeihen, wo fast nichts wächst, so würden wir sehr irren. Um Berlin ist es schon ganz anders. Da fängt der Seidenbau mit dem Mai an und endet vor der Mitte des Juni, so daß der entlaubte Baum Zeit hat, sich wieder zu erholen, was ihm aber auch dort schwer wird. Der ungenannte Verf. spricht von „einer Blätterernte" bei uns, als wenn sich die beim Maulbeerbaum von selbst verstände. Das Ablauben oder gar das Abschneiden der belaubten Sommertriebe eines Baumes ist etwas sehr Gewaltsames und erschüttert den ganzen Organismus desselben, bringt nothwendig Stocken des Saftes und daher Brand hervor, und während der Baum sich wieder zu retten und zu erholen strebt, überfällt ihn noch zuletzt der Frost und tödtet ihn. So ist es mit dem Seidenbau bei uns. Hierbei, wo das Klima entscheidet, hilft weder vollkommene Kenntniß, noch thun es überflüßige Mittel. Schade um diese, wenn sie wirklich darauf verwendet werden sollten! Aber auch in der Mark Brandenburg, die für den Seidenbau weit günstiger liegt als Preußen, und wo seit Friedrichs des Großen Zeit Seide gebaut wird, ist der Seidenbau noch lange nicht allgemein eingeführt, indem bisher nur fast ausschließlich Schul-

lehrer denselben vorzüglich auf Grund alter, großer öffentlicher Maulbeerpflanzungen betrieben haben.

Gerdauen im Sept. 1847. Löffler, Prediger.

Ueber das Ordensschloß Rössel.

Vom Rector Mühling.

Die ältern Historiker sagen auffallend wenig über diese wichtige Burg. Man muß sich wohl mit Recht darüber wundern, daß sie fast bedeutungslos in den Hintergrund tritt, während andere, vielleicht minder wichtige Burgen auf dem vaterländischen Geschichtstheater große Rollen spielen. Diejenigen, welche Kunde über ihre Entstehung, Bedeutsamkeit und Fortdauer verlangen, werden auf die „Darstellungen der preußischen Schlösser, gezeichnet von Frau Gräfin zu Dohna, geb. Gräfin Dönhoff" verwiesen und zwar auf Heft I. das das Schloß zu Rössel in 6 Abbildungen *) enthält und mit einer historischen Einleitung von Joh. Voigt verversehen ist. Die Mittheilungen, die ich zu geben gedenke, beginnen mit der Periode, in welcher das ehrwürdige Schloß preußisch und bald darauf zum Zuchthause umgeschaffen wurde und dehnen sich natürlich bis auf den heutigen Zustand aus. — Das alte vollständige Schloß ist ein großes und herrliches Werk gewesen, das den Erbauern in jeglicher Beziehung Ehre macht. Noch heutiges Tages gewährt das alte, übrig gebliebene Mauerwerk dem Beschauer Freude. — Eine Abbildung, wie es sich in seiner Voll-

*) In einem gefälligen Schreiben sagt der Verf: „Die allgemein verehrte Dame hat in den Abbildungen das Schloß freundlicher dargestellt, als es in der Wirklichkeit sich ausnimmt. So ist der Vordergrund auf Nr. 1. 3. 5. 6. ganz anders, als sie ihn fand, nämlich wüst und leer. Der Frau Gräfin hat man es zu danken, daß nicht schon längst der herrliche runde Thurm abgetragen ist. Sie schrieb deshalb an den Oberpräsidenten Herrn v. Schön und es wurde dem schmälichen Abbrechen Einhalt gethan." Es möge hier noch die Bemerkung stehn, daß die Lithographie der Ansichten in Berlin von W. Ahlborn besorgt wurde.

Die Red.

ständigkeit darstellte, kenne ich nicht. Auch weiß ich nicht, ob je eine existirt. — Es bleibt in der That zu bedauern, daß wir eine solche nicht haben. Frau Gräfin v. D. zeigt uns das Schloß in ihren Abbildungen nur aus späterer Zeit, und zwar nach dem Jahre 1822, wo das Alterthümliche mit dem Modernen in einer widerwärtigen Weise vermischt ist. — Vieles Mauerwerk aus der guten alten Zeit, hätte unbedingt stehen bleiben können, weil es den nothwendig gewordenen Veränderungen in keiner Beziehung hinderlich war. Im Rathe der Menschen, die nicht genug das Ehrwürdige achteten, war es anders beschlossen. Wer dieses Alles in seiner frühern Herrlichkeit kannte, denkt nur mit Wehmuth an das Verschwundene. — So bleibt es ewig Schade um den abgebrochenen äußersten Eingang mit seinen zwei niedlichen Thürmchen, welche man auf der fünften Abbildung des v. Dohna'schen Werkes sehen kann. Ein Paar Jahre nach beendigtem Kirchenbaue wurden sie ganz unnützer Weise abgebrochen. So ging es auch mit einem großen Bogen, der eine Verbindung zwischen dem östlichen Flügel und den Außenthürmen bewerkstelligte.

Vor der Occupation Ermlands war das Schloß, nach Aussage alter Leute, möglichst vollständig erhalten, und diente manchmal den souverainen Fürstbischöfen zum Aufenthalt, wie viele Privilegien, welche von gedachten Regenten ausgestellt und unterschrieben worden sind, — beweisen. Friedrich II. machte dieser Souveränität ein Ende, indem er Ermeland mit Preußen vereinigte, wodurch das Schloß königlich und zu andern Zwecken bestimmt wurde. Im Jahr 1772 entstand die evangelische Gemeinde, die Anfangs nur wenige Mitglieder zählte. An eine eigene Kirche war damals nicht zu denken. Die Bitte der Gemeinde, ihr die ehemalige kleine Jesuiten-Kirche (jetzt Progymnasial-Kirche) zum Gottesdienste zu überlassen, wurde von Friedrich II. abgeschlagen. Man mußte herzlich froh sein, daß ein mäßig großer Saal im Schlosse zu gottesdienstlichen Versammlungen bewilligt wurde. Dieser Saal lag an der südöstlichen Ecke des Schlosses. So lange die Gemeinde noch nicht zahlreich war, konnte man sich mit dem beschränkten Locale wohl behelfen. Durch das hier garnisonirende Militair erfolgte aber eine bedeutende Vermehrung. Auch fanden sich Auswärtige ein, die sich hier das Bürgerrecht erwarben, was

vor dem Jahre 1772 nach strengen fürstbischöflichen Bestimmungen durchaus nicht statt finden durfte. Bis zu dieser Zeit waren die Evangelischen mit fast beispielloser Härte vom Ermelande ausgeschlossen. Wenn ein Evangelischer auch in dieses Ländchen gelassen wurde, so durfte er sich unter keinen Umständen ansessig machen. Man erlaubte ihm, ein Jahr daselbst zu bleiben; sobald dieses aber verflossen war — war seines Bleibens ein Ende. Das Land mußte er meiden, wenn er nicht etwa vorzog, katholisch zu werden. Das strenge fürstbischöfliche Gesetz wurde aber, wie die meisten Gesetze in der Welt, durch Klugheit häufig umgangen. Glaubensfeste Evangelische entfernten sich kurz vor Ablauf des bewilligten Aufenthaltsjahres aus dem Ermelande und gingen nach dem angrenzenden Preußen, — also ins Ausland. Nach einiger Zeit kehrten sie als neu angekommen zurück und der frühere Aufenthalt wurde nicht gerechnet. Mit der Einverleibung Ermelands zu Preußen hörte die Strenge von selbst auf und jenes fürstbischöfliche Gesetz verlor seine Gültigkeit. Ein zweiter Zweck, zu welchem das alte Ordensschloß benutzt werden sollte, war, ein Zuchthaus in den großen Räumen, die der östliche und südliche Flügel darboten, einzunehmen. Einige hundert Individuen, welche der menschlichen Gesellschaft schädlich waren, sollten hier ihre Strafen abbüßen. Wenn die Einrichtung dieser Anstalt ins Leben getreten ist, habe ich, alles Forschens ungeachtet, nicht genau ermitteln können.

Die zweite Etage gedachter Flügel enthielt die Arbeitslocale, auch schlief ein Theil der Sträflinge daselbst, der andere Theil derselben schlief in den sogenannten Klusen auf Pritschen. Dreißig bis vierzig solcher Unglücklichen lagen daselbst auf dem bloßen Holze. Im Jahre 1822 konnte man noch das Vergnügen haben, eine solche Pritsche zu sehen. — Die Principien der Humanität, die sich heutiges Tages gegen die Bewohner solcher Anstalten herausstellen, kannte man damals noch nicht. Die Peitsche wurde nicht wenig gebraucht und am sogenannten Josephsklotze wurde unbarmherzig Zahltag gehalten. Aus Neuostpreußen kamen die meisten Züchtlinge, welche von den Gerichten zu Kalwary, Seyny, Bialystock hieher geschickt wurden. — Die Anstalt existirte bis zum Brande, der den ersten Pfingstfeiertag 1807 erfolgte. Man ließ ruhig brennen und die Einwohner sahen drei Tage lang unthätig

dem Schauspiele zu. Die Gefangenen waren in das Thal gebracht. Eine bedeutende Anzahl derselben wurde von dem polnischen Militair, das zufällig damals in Rössel stand, als Landsleute, sofern sie nur einigermaßen tauglich waren, zu Soldaten gemacht. Viele Gefangene benutzten die Gelegenheit um sich frei zu machen.

Zu gleicher Zeit sollte das Schloß noch eine dritte Bestimmung haben. Man hatte darin ein Magazin, das mit vielen Vorräthen als Mehl, Getreide und Salz versehen war, angelegt. Bei dem eben erwähnten Brande gingen diese mit in Flammen auf. Mancherlei erzählen sich die Leute noch heutiges Tages von jenem Brande, der den östlichen nnd südlichen Flügel bis auf die Ringmauern zerstörte; der westliche und nördliche dagegen blieb unversehrt. Die evangelische Gemeinde verlegte ihren Versammlungsort zum Gottesdienste in 2 Stuben des nördlichen Flügels, die zu einem Raume verbunden wurden.

Das Schloß liegt auf einer, für hiesige Gegenden ziemlich bedeutenden Anhöhe, um deren Fuß sich von Norden her das Flüßchen Zaine durch ein sehr steiniges Bette schlängelt. Das Flüßchen mündet in den Zainsee aus, nachdem es ein Gewässer, welches aus den Seen bei Legienen kommt, aufgenommen hat. Der Schloßberg ist nach allen vier Himmelsgegenden zu gegen ein etwaniges Herabsinken durch gewaltiges Mauerwerk gesichert. So zieht sich fast hart am Flüßchen eine 90 F. lange Mauer hin. An andern Stellen des Berges sieht man tüchtige Strebepfeiler von Feldsteinen. Am Flusse sah man früher Spuren von Mauerwerk, die nur zu deutlich auf ein ehemaliges Schleusenwerk schließen ließen, so daß man das Wasser hoch aufstauen konnte. Wann diese Schleuse außer Gebrauch gekommen ist, weiß Niemand mehr.

Am Schlosse hat man nach Süden und Südwesten eine herrliche Aussicht. Die Dörfer Robawen, Mönsdorf, Soweiden, Dürrwangen u. s. w. bieten eine recht hübsche Landschaft dar. Das 2 Meilen entfernte Bansen ist bei einer starken Beleuchtung auch zu sehen. Eben so findet das Auge eine ziemlich weite Fernsicht ins Masurenland hinein. — Nach Osten sieht man die sogenannte Amtsfreiheit und den sehr lebhaften Weg nach der Heiligen Linde.

Einen herrlichen Prospect hat man nördlich über das mit großen Bäumen besetzte Thal nach der in ihrem Innern bewohnten merkwürdigen Brücke, welche auch auf dem vierten Blatte des v. Dohna'schen Werkes zu sehen ist. Westen bietet blos den Anblick der Stadt dar und noch dazu den der Hintergebäude.

Auf den Thürmen des Schlosses hat man ein wahrhaft schönes Panorama, das noch schöner sein würde, wenn die gütige Natur ein Paar Landseen hier geschaffen hätte. Man kann so recht mit innigem Wohlgefallen die gesegnete Gegend Rössels überschauen, zumal nach dem Innern Ermelands zu. Es belohnt sich wohl der kleinen Mühe die Treppen zu steigen, um sich diesen Genuß zu verschaffen.

Im Jahre 1806 den 28. Mai brannte fast die ganze Stadt ab und, wie schon gesagt, das Schloß ein Jahr später. Beides bot einen traurigen Anblick dar. Nur fand der Unterschied statt, daß die Stadt verschönt aus ihren Trümmern hervorging, die jetzt unbedenklich zu den freundlichsten und hübschesten Provinzial-Städten gerechnet werden kann, während das Schloß bis zum Jahre 1822 in seinen Ruinen lag. Nur die starken Ringmauern hatten der Wuth der Flammen muthig Trotz geboten. Die ewige schaffende Natur überzog bald die grausigen Schutthaufen mit üppigem Grün.

Der östliche Flügel hatte außerhalb eine 6 Fuß starke Vormauer, welche früher viel höher war. Zwischen ihr und dem Schloßflügel, der 135 F. lang ist, ist ein Zwischenraum von 20 F. Breite, die in dem Jahre 1824 mit Obstbäumen bepflanzt wurde. Die äußere Mauer wurde, um dem Garten mehr Luft und Licht zu verschaffen, bedeutend erniedrigt, so daß sie gegen frühere Zeiten zwerghaft erscheint. An der südöstlichen Ecke der Außenmauer hat kein Thurm gestanden, so wie auch längs der südlichen Seite außerhalb keine Mauer gestanden zu haben scheint. Wahrscheinlich hielt man die Burg von dieser Seite sicher genug, weil die steile Anhöhe und das aufgestaute Wasser die Feinde abhalten könnte. Die beiden Flügel, d. h. der östliche und der südliche müssen bei ihrer Höhe von 3 Etagen bedeutende Räume gehabt haben.

Aus der alten Zeit, vom Erbau des Schlosses an gerechnet, sind noch vorhanden und zwar im östlichen Flügel:

1. vier sehr schöne, trockne, hohe, frostfreie, gewölbte Keller, die theils von dem evangelischen Pfarrer, theils von den beiden Lehrern benutzt werden. In dem einen dieser Keller befindet sich eine herrliche Quelle, deren Wasser viele Kalktheile enthält, welche sich beim Kochen auf dem Boden des Topfes niederschlagen.

2. über den Kellern drei sogenannte Klusen, die ebenfalls gewölbt sind. Die kleinere hat ein Tonnengewölbe und die beiden größern Kreuzgewölbe, die, trotzdem sie 15 Jahre ohne Bedeckung allen schädlichen Einflüssen des Windes und Wetters Preis gegeben waren, dennoch für fest genug erklärt wurden, die ganze große Pfarrwohnung zu tragen. Diese Klusen dienen theils zum Holzgelaß, theils zur Aufbewahrung von Wirthschafts-Utensilien. Auch sind in einer Kluse buntfarbige Verzierungen auf und unter dem Kalkanwurf zu sehen, welche aber keinen Kunstwerth haben *).

Beim Abbrechen der Mauern der dritten Etage fand man viele enge Schornsteine in der Mauer, die nun ohne Weiteres als unnütz zugeschüttet wurden. In den starken Ringmauern waren wohlerhaltene Treppen, die aus einer Etage in die andere führten. Die Mauer ließ man hier in ihrer ursprünglichen Stärke, welche 5 Fuß beträgt. Der südliche Flügel bildet jetzt die evangelische Kirche, die im Jahre 1822 durch die Gnade Sr. Majestät Friedrich Wilhelms III. der Gemeinde aus Staatsfonds aufgebaut wurde. Es wurden zu Kirche und Pfarrwohnung 11,000 Thlr. bewilligt.

Der Bau war durchaus nothwendig, da die Gemeinde sich seit 1772 so vermehrt hatte, daß sie unmöglich Platz in den beiden Zimmern finden konnte. Die Seitenmauern waren da von einer felsenfester Beschaffenheit; die südliche Mauer hätte bei ihrer Stärke, der Kirche die ihr so nothwendige Breite entzogen, und eine Abspaltung wurde daher für nothwendig befunden. Man

*) Sie befinden sich in einer mit eisernem Gitter versehenen Nische und bestehen in bunten Borten und reichverzierten Kreisen. Roth und blau sind die vorherrschenden Farben.

spaltete 4½ Fuß ab, worauf die Entrepreneure des Kirchenbaues gern eingingen, gegen die zu gewinnenden Ziegel. Sie haben wahrlich keinen Schaden dabei gehabt. Die Außenfronte der Kirche hat eine Länge von 135 F. und im Innern eine Breite von 31 F. Nach dem erwähnten Abspalten blieb die Mauer noch 6 Fuß stark und kann bei ihrer trefflichen Beschaffenheit Jahrhunderten trotzen. Ehe dieser Flügel zu kirchlichen Zwecken eingerichtet wurde, bot er aus der alten Zeit 6 verschiedene feuerfeste gewölbte Gelasse dar. Ein jeder derselben war anders construirt. Leider kann ich die Art der Wölbung mit ihrer technischen Benennung nicht angeben, weil ich nicht Sachverständiger bin. Das eine Gewölbe ruhte auf einem 8 Fuß im Diameter haltenden Pfeiler, dessen Abbruch eine unendliche Mühe verursachte und Tausende von Flüchen den Arbeitern auspreßte. Das Mauerwerk war so fest, daß man keinen einzigen ganzen Ziegel gewann. Der Kalk hielt so fest und war förmlich petrificirt, so daß der Ziegel in Stücke zersprang und der ganze starke Pfeiler nichts als Schutt gewährte. Das Abbrechen dieser so festen Gewölbe gehörte mit zu den beschwerlichsten Arbeiten bei dem ganzen Baue. Bis zum Jahre 1822 dienten diese Gewölbe zu Gefängnissen für die Gefangenen der Patrimonial-Jurisdictionen, welche vom frühern Stadtrichter hierselbst verwaltet wurden.

Außerhalb des südlichen Flügels war, nach dem tiefen „Grund" zu, keine Mauer, wohl aber drei tiefe Schluchten, die sich fast bis an das Flüßchen hin erstreckten. Beim Kirchenbaue wurden sie durch die großen Massen Schutt, welcher in den Ruinen lag und welcher noch durch Abbrechen der Mauern bedeutend vermehrt wurde, voll gefüllt, so daß keine Spur mehr von ihnen zu sehen ist.

Am südwestlichen Ende stand in geringer Entfernung vom Schlosse das alte evangelische Schulhaus auf einer Mauer, welche tief in den Berg hinein gebaut ist. Die Fundamente dieses Hauses sind noch sichtbar und unter ihm befindet sich ein schöner Keller, dessen Eingang man aber nicht finden kann. Wozu das Schulhaus früher, d. h. vor dem Jahre 1772 benutzt wurde, habe ich nicht erfahren können. Wahrscheinlich diente es dem Thorwächter als Wohnung. Beim Schloßbrande fand es auch seinen Untergang.

Das Innere des Schloßhofes, der ein Quadrat von 6387¾ QF.

bildet, gingen von der Mauer des östlichen und südlichen Flügels in einer Entfernung von 9½ F. doppelt über einander stehende gothische Spitzbogen, so daß sie eine zweietagige Vorlaube bildeten, die beim Regenwetter einen angenehmen Spaziergang gewährten. Zwei Treppen führten in die obere Vorlaube, und aus dieser kam man in die Haupträume der zweiten Etage des Schloßflügels. Diese Spitzbogen gereichten zu nicht geringer Zierde des Schloßhofes. Am nördlichen und westlichen Flügel kann man die Spuren des Zusammenhanges zwischen den Flügeln und den Doppelbogen noch sehen. Man erkennt daß ihre Höhe 20 F. betrug, daß das Mauerwerk 3 F. stark war und daß die Bogen bei einer Höhe von 9 F. eine Spannung von 8 F. hatten. Alle Bogen, die bei mangelnder Bedachung schadhaft geworden waren, wurden umgestoßen, denn das Abbrechen hätte zu viel Zeit erfordert.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Künstler
Anton Möller und Joachim Bering
und ihre Arbeiten *).

Vom A. Hagen.

Rubens war der rechte Maler für eine Handelsstadt und was er für Antwerpen, war Anton Möller für Danzig, mit dem er in geistiger Verwandtschaft steht. Das sinnlich Anziehende,

*) Der Verfasser der Abhandlung über den Handelsverkehr Danzigs mit den italienischen Staaten sprach in einem gefälligen Schreiben den Wunsch aus, daß ich über die in Danzig beschäftigten Künstler Anton Möller, Abraham von dem Block und Walter Clemens, näheres berichten solle, da alle drei von Geburt Königsberger seyn. Wenn ich mich über des ersten Leben und Streben des Breiteren ergehen will und wäre es auch nur, um den Vorwurf in etwas zu entkräften, „daß A. Möllers Werke außer Danzig gar nicht bekannt sind," so bekenne ich, auch hier von dem Verf. Belehrung empfangen zu haben, der sich auf mich

das Staunen erregend Prachtvolle ist bei beiden das Vorherrschende, die frische Unmittelbarkeit der Darstellung, die die allegorische Bedeutsamkeit von der gemeinen Wirklichkeit abheben und wieder die Liebe zu dem üppig Nackten, durch die die philosophische Form Fleisch und Bein erhalten soll, dies alles theilt der eine mit dem anderen und deutet auf mehr als eine zufällige Uebereinstimmung. Beide sieht man in ihren umfangsreichen Gemälden gleichsam in rauschenden Festtagskleidern daherziehn, der eine mehr feierlich gestimmt um größeres Aufsehn zu erregen, der andere, A. Möller, mehr zum Maskenspiel geneigt.

Wenn das, was in dem Folgenden unter den Namen eines Meisters gebracht wird, eine spätere gereiftere Forschung mehreren zueignen sollte, so dürfte man doch schwerlich eines der Gemälde als in einer bedeutend frühern oder spätern Zeit entstanden betrachten. A. Möller wird stets als Repräsentant der Malerei angesehen werden, die bei uns im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts blühte. In ihm sehen wir die die Zeit charakterisirenden Bestrebungen vereinigt. Und so nehme ich nicht Anstand, neben

als Auctorität beruft. Was die beiden andern Künstler betrifft, so weiß ich von dem einen etwa nur den Vater nachzuweisen und von dem zweiten weiß ich nichts. Um dessen ungeachtet von jedem etwas zu sagen, so führe ich von dem Wasserbaumeister Walter Clemens an (vergl. Bd. IV. S. 228.), daß, wenn er sich lieber Gualthero als Walter nennt, dies nicht als Beleg für seinen Aufenthalt in Italien gelten darf. Bei der Verbreitung der ersten deutschen Uebersetzung des Vitruv oder vielmehr der Cesarianischen Bearbeitung, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Baumeister dem Beispiele des Uebersetzers folgen, der sich **D. Gualtherus Rivius Med. & Math.** zeichnet. — **Abraham von dem Block**, der in Danzig das Langgassische Thor erbaute und zwischen **1596—1620** arbeitete (vergl. Bd. **IV.** S. 229.) ist wohl ein Abkömmling des Wilhelm (Willem) vom Bloche, der in Königsberg für die Domkirche das riesige Sandsteindenkmal der Gemahlin des Markgrafen und Statthalters von Preußen Georg Friedrich arbeitete und durch Vermittlung des Raths von Danzig dazu am **1.** März **1581** die Steine empfing. Das mehr in der Anordnung (wenn diese auch nicht originell ist) als in der Ausführung des Einzelnen preiswürdige Werk, beschrieben in meiner „Beschreibung der Domkirche zu Königsberg" S. 191 erwarb ihm wahrscheinlich so viel Ruf, daß ihm **1594** die Anfertigung eines großen Epitaphiums in Danzig übertragen ward. Demnach ist Wilhelm von Block oder Bloche als vierter Künstler aufzuführen, der von Königsberg nach Danzig berufen wurde. (Vergl. Bd. IV. S. 227.).

seinen Leistungen die eines mitlebenden Kupferstechers zu beschreiben, wenn auch das, was sie einander nähert, nicht eben durchgreifend genannt werden kann.

Mit Ausnahme der Vorstellungen, die sich auf die h. Dreieinigkeit oder den Heiland bezogen, sah sich die Kirche, bis auf Engel und Teufel, beinahe von allem entkleidet, was sonst zu ihrem Schmuck geheiligt war. Noch weniger als in der Kirche wurden katholische Gegenstände in den Häusern gelitten. Das Portrait, das seit der Reformazion eine große Bedeutsamkeit gewonnen, und die Allegorie war jetzt das eng begrenzte Feld der historischen Malerei. Das Portrait war der Abdruck des Lebens, die Allegorie dagegen die zur Schau eingerichtete Idee. Beides verband man, besonders seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, in den gemalten Epitaphien, die für die aus den Kirchen entfernten Nebenaltäre einen Ersatz an den Mauern darboten. Vielleicht weil die Besteller der Epitaphien neben den Namen ihrer Familienglieder nicht noch andere verewigt sehen wollten, vielleicht weil die Maler, da solche Werke eilfertig geliefert werden mußten, auf den Ruhm der Autorschaft verzichteten, sind sie gewöhnlich ohne Bezeichnung. Es ward üblich, daß man die Verzierungen des zur Parade ausgestellten Sarges der Begräbnißstätte, also der Kirche, überwies, welche in Rüstungen und in gemalten Fahnen mit den Wappen und Namen der vom Verstorbenen besessenen Ländereien bestanden. Von den Begräbnißfahnen haben sich jetzt nur die Stangen erhalten. Zu diesen mißgünstigen Umständen, die über die Geschichte der Malerei einen undurchdringlichen Schatten werfen, ist noch hinzuzurechnen, daß nach dem Tode eines Albrecht Dürers und Lucas Cronach die Bildhauerei durch Pracht liebende Fürsten und Vornehme in einen sichtlichen Vortheil zu der Malerei trat, gleichsam als wenn mit der Erhebung der classischen Literatnr seit der Reformazion auch die der Bildhauerei zusammenhinge und die Maler in den von den Bildhauern besonders zu Ehren gebrachten allegorischen Figuren ihnen nachringen müßten.

Die Maler wurden weniger geachtet als sonst und so darf es nicht Wunder nehmen, daß wir von einem Maler, wie Anton Möller, nicht Geburts- und Todesjahr anzugeben vermögen.

Anton Möller, der Vater, war Wundarzt und Barbier am Hofe des Markgrafen Albrecht I. Er vermählte sich mit Ursula

Hermens (Harmann) die ihn mit fünf Kindern überlebte. Das älteste, der einzige Knabe, führte den Namen des Vaters. Die Geburtsstätte war wohl das Schloßgebäude *), das Geburtsjahr mag etwa 1560 gewesen seyn. Am 12. Dez. 1577 heirathete die Wittwe den Chirurg Johann Weger, der nach vielen Reisen sich in Königsberg häuslich niederließ **). Anton Möller ***), der Sohn, trennte sich bald von dem Stiefvater, indem er seiner eigenen Angabe nach am 22. April 1578 bei einem Maler die Lehrjahre antrat, die bis zum J. 1585 währten. Leider verräth er nicht, wo und bei welchem Meister. Wahrscheinlich arbeitete dieser in Königsberg und war ein Verehrer Albrecht Dürers, wenn nicht, wie der 1549 verstorbene Crispin Herranth, ein Schüler desselben. Von Hans Heffener, Herranths Schwager, der nach ihm die Hofmalerstelle empfing, wissen wir nichts mehr, als daß er Schüler hielt. Genug, um in ihm A. Möller's Lehrherrn so lange zu erkennen, bis bestimmtere Nachrichten aufgefunden werden. A. Möller, der in seinen späteren Werken nirgend an Dürer erinnerte, war als Jüngling so eifrig bemüht, seine Holzschnitte in genauen Zeichnungen zu kopiren, daß er während der Lehrzeit die Nacht und jede freie Stunde dazu anwandte. Als er auf dem Gipfel seiner Meisterschaft stand, hielt er die Jugendarbeit für wichtig genug, um gleichsam testamentarisch die Kunde zu hinterlassen, daß die Blätter von ihm gemacht seyn, daß sie geriſſene

*) Das Hof- „Balbieres Gemach" war im Schloß. Hennenberger S. 180.

) Die Nachrichten sind aus dem handschriftlichen „Stamm- und Geschlechtsbuch der Weger nebenst derselben Lebenslauf vom J. 1498," einer Familie, die noch in männlichen Nachkommen fortbesteht. Es ist zum großen Theil vom Bürgermeister Johann Weger († 1603) verfaßt und mit mehreren gedruckten, als Urkunden anzusehenden Beilagen bereichert. In einer **Intimatio funebris, Regiom. 1628 „**Anno 1529. 29. Dec. duxit in uxorem Ursulam Hermens viri famati Antonii Molleri Alberti Sen. Ducis Borussiae Chirurgi relictam viduam.** Johann Weger d. j. schreibt: der Vorfahre „hat erstlich sich befreiet mit Ursula Hermannschen **Antonii** Möllers Hoffbalbiers seligen hinterlassenen Wittyben Anno 1577 mitt 5 kindern, so **Antonius** Möller hinterlassen, als **Antonium**, dem berühmten Maler in Dantzig, **Barbaram, Catharinam, Johannem und Mariam.**

***) Statt Möller nannte er sich bisweilen **Antonius Moller**, wenn er seinen Namen latinisirte, aber nicht Müller oder Miller, wie man ihn geschrieben findet.

(gezeichnete) und nicht gedruckte Sachen wären. Nach bestandener Lehrzeit wird er sich nach Danzig begeben haben, wo die Kunst mehr Ruhm und Schutz genoß, als in seiner Vaterstadt. Das Verhältniß mit seinem Schwiegervater wurde wohl um so lockerer, als d. 22. Dez. 1594 seine Mutter starb und jener zu einer zweiten Ehe schritt. Nach längerem Aufenthalt in Danzig begab es sich, wie ich annehmen mögte, von hier nach Antwerpen, um der Schüler des Malers zu werden, dem später Rubens seine Bildung verdankte. Wie Rubens, auf dringende Ermahnung seines Meisters, Italien besuchte, so auch A. Möller.

Zur Unterstützung des Hypothetischen folgendes. Da ein lebhafter Verkehr zwischen Danzig und Mecheln bestand, so ist auch an eine Verbindung mit Antwerpen wahrlich nicht zu zweifeln, ja der Kunstbetrieb Königsbergs und Danzigs weist mehrmals nach Antwerpen hin. Wie wir aus einem Stammbuch ersehn, so ließ ein Danziger, der auf seinen Reisen die Niederlande nicht überging, sich von Otto Venius im J. 1584 durch Bild und Schrift ein Gedächtnißmal setzen. Seiner besondern Neigung gemäß versuchte der Maler hier den Ausspruch eines Classikers bildlich vor Augen zu stellen *). Otto Venius ist bekanntlich ein Freund von emblematischen Figuren. Sein Bruder Gilbert stach seine Sinnbilder nach Horaz und derselbe mit andern Künstlern die Geschichte der Kinder de Lara, wo wir auf jedem Blatt mit beigeschriebenen Namen allerlei Tugenden, Leidenschaften und Laster wahrnehmen. Die Invidia mit Schlangen im Haar, an einem

*) Das Stammbuch kam aus dem Besitz des Pfarrers Duisburg in das geheime Archiv in Königsberg. Derjenige, der es mit sich auf seinen Reisen führte, war Stephan Schmidt auch Fabricius genannt. Das erwähnte Bild in Aquarell, trotz der Kleinheit in breiter Manier gemalt, stellt im Oval einen Greis dar, der aus dem Himmelsglobus mit dem Zodiakalkreis die Sonne reißt. Die Schrift darüber, darunter und auf der Nebenseite lautet: **Amor ex quo amicitia est nominata princeps est ad benevolentiam coniungendam Cic. Solem e mundo tollere videntur qui amicitiam e mundo tollunt Cic Nobili atque egregio Iuveni Stephano Fabricio hoc symbolum initiae amicitiae ergo L. M. posuit Otho Venius Anno MDXXCIV.** Leider ist der Ort nicht angegeben. Die Schrift ist zierlich und das Bild zeugt offenbar von einer sichern Malerpraktik. Kaum durfte ein Zweifel entstehn, daß der unterzeichnete Otto Verius der bekannte Maler sey, der in Antwerpen hohen Ruhms genoß und als Aufseher der Münze 1634 in Brüssel starb.

Herzen nagend, kömmt bei A. Möller wie bei Venius vor. In der Carnation finden wir bei diesem und jenem eigenthümlich bläuliche Töne, die auf ältern Bildern nicht wahrgenommen werden. Man hat den Erzeugnissen A. Möllers „niederländische Derbheit" vorgeworfen. Ich finde sie bei ihm so wenig als bei Venius. Mit dem Unbeschönigten der nackten Gestalten ist bei beiden eine Eleganz der Formen verbunden. Hier unterscheidet sich Rubens, bei dem sie, in baarer Wahrheit vorgeführt, sich durch eine unschöne Fülle geltend machen.

Es mogte in den neunziger Jahren seyn, daß A. Möller nach Danzig zurückkehrte. Was er bis dahin gelernt bewährte er, wenn nicht in der Sommer-Rathstube, so im Arthushof. Eine Handzeichnung lehrt, daß er wenigstens 1597 sich in Danzig befunden. Wenn er und Rubens demnach nicht zusammen in Venius' Schule arbeiteten, so mußte doch der muthmaaßlich gleiche Bildungsgang Aehnliches um so mehr erzeugen, als (nach der Angabe eines Gewährsmanns) auch A. Möller Gelegenheit fand, seine Studien in Venedig forrzusetzen *). Neben Tizians Werken zogen ihn hier glaublicherweise wohl die Plafond-Gemälde, die von Paul Veronese auf Leinwand gemalt den Dogenpalast zieren, nämlich wie die Venezia mit Schätzen überschüttet, wie die Rolle der Laster mit Blitzesstrahlen in den Abgrund geschleudert und wie der Chor der theologischen Tugenden von der Himmelshöhe herab mit der Krone geehrt wird. Die Deckenbilder der Sommer-Rathstube in Danzig werden mit ihnen verglichen **). Diese sind vor 1596 entstanden, welche Jahrzahl wir als die der Beendigung des Saals daselbst angebracht finden.

Bekannt unter dem Namen eines Malers von Danzig malte 1602 A. Möller an seinem Hauptwerk im Arthushof. Es

*) Vgl. Bd. IV. S. 230. Ebendaselbst S. 227: „die Notiz, welche sich in den Collectaneen des zwar 100 Jahre nach Möller lebenden, sonst aber als gewissenhafter Sammler bekannten Andreas Schott findet, daß Möller von Danzig aus eine Reise nach Venedig gemacht habe." Es wird nicht als ein Verstoß gegen die Angabe angesehen werden, wenn ich ihn nach einem Aufenthalt in Antwerpen nach Venedig reisen lasse.

**) Schultz „Ueber alterthümliche Gegenstände in Danzig." S. 20. Derselbe, der eine Abbildung der Sommer-Rathstube in seinem „Danzig und seine Bauwerke in malerischen Original-Radirungen" gegeben, nennt die Gemälde sehr gut, ohne über den Meister eine Meinung zu äußern.

war die Zeit als die Peſt in Danzig wüthete und ſeine ſonſt glückliche Laune in nachdenklichen Ernſt verwandelte, denn durch Beiſchriften auf jenen Zeichnungen nach Dürer gedachte er, wenn er ſterben ſollte, die Erinnerung ſeines früh ſich entwickelnden Talentes auf die Nachwelt zu bringen. Ihm war noch länger zu wirken vergönnt. Von Zeit zu Zeit, ſo iſt es wahrſcheinlich, kam der Maler von Danzig nach Königsberg und führte auch hier größere Werke aus.

A. Möller wird als ein Fünfziger in Danzig geſtorben ſeyn. Die letzte Arbeit mit ſeinem Monogramm iſt vom J. 1612, die letzte, die ich ihm zuſchreiben mögte vom J. 1619.

Die Zahl der Arbeiten, die wir von ihm kennen, iſt nicht groß. Charakteriſtiſch ſind für ihn die hiſtoriſch allegoriſchen Erfindungen. Er malte mit Oel auf Leinwand und Holz. Auch mit Leimfarbe Wandgemälde auszuführen, wird er verſtanden haben. Geſtochen nach ihm ſind allein ſeine Danziger Frauentrachten. Seine Zeichnungen ſind gleichfalls der Berückſichtigung werth. Meiſtens finden wir auf ſeinen Arbeiten das Monogramm, das die beiden großen Curſiv-Buchſtaben *A M* zuſammengezogen zeigt und daneben die Jahrzahl *).

Eine Anzahl Federzeichnungen auf bräunlichem Papier weiß gehöht, die A. Möller nach Albrecht Dürers Kunſtblättern gefertigt befanden ſich im Beſitz des Ingenieurs Sechter in Prag, als Meuſel ſein „Neues Muſeum" 1794 herausgab **). Sie

*) Das Monogramm in Brulliot Dictionnaire Munich 1832. I. p. 77. No. 2.

**) S. 239: „Dieſe nachfolgend Stucke, nemlich die Passio genannt welche 36 Stück ſeint auf braun Papier grisn und gehocht (geriſſen und gehöht) hab ich Antoni Moller in der Zeit Meiner Lehrjar nach des A D ſeiner Originalſtucken gemacht, hernach folgend auch die großen geriſſn un nach des Albrecht Dürers verfertiget ſin derſelbigen auch 30 Stucke von welchen ich eines under denſelben einen (einem) überlaſſen, ſin alſo itzt 29 Stuck in dis Buch aufgehaben, do ich in mein Lehrjar treten, iſt geſchehn Ao. 1578 den 22. Aprili di Zeit, weil ich in (in der Geburtsſtadt) bin geweſen, hat ſich geendet Ao. 1585 in derſelben Zeit, iſt dann und wann meiſt bei Nacht und meiner Weil ſolchs gemald oder geriſſn Tun gemacht.

Antonius Moller stilo novo 1602 den 25. August. War der Sonntag, vor welchen die Woche zuvor 1000 und 88 menſchen geſtorben, hab ich die

enthielten 16 Stück aus der kleinen Passion zwischen 1579 bis 1582 gearbeitet, Christus auf einem Altar mit Marterwerkzeugen, zwischen 1582—84 gearbeitet, mehrere Blätter aus dem Leben Mariens, aus der großen Passion u. s. w.*). Man vermißte auf den Copien nichts als Dürers Monogramm, „so kaum von den Originalien zu unterscheiden sind." „Kunstkenner, so wird weiter gemeldet, haben diese Copien für die Originale selbst gehalten." Und dies bestimmte den Künstler zu der erklärenden Beischrift, daß sie Nachzeichnungen und nicht Abdrücke seyen.

Eine vielleicht unter Kunstgenossen toll durchlärmte Nacht stellt eine Tuschzeichnung Kl. Fol. dar, auf röthlich gefärbtem Papier weiß gehöht. Sie befindet sich unter den der Prussia zugehörigen Handzeichnungen **). In einer Ecke lesen wir: Ostrowise 1597 8. Junii nocte A M." Ostrowick ist ein Dorf bei Danzig. Mit weißer Farbe sind auf dem Blatt die Namen von drei Personen vermerkt, deren sieben im engen Raum versammelt sind. Das Licht, das auf dem Clavecin steht, wirft zu beiden Seiten starke Schlagschatten. Dem Spielenden accompagnirt einer, der die Geige streicht und ein zweiter, der, wie es scheint, eine Katze unter dem rechten Arm hält, um durch Kneipen die höchsten

stückelein zu hauf geraßpelt (wohl bildlich, wie „die letzte Feile gegeben") einkleibt und ob es, wenn ich fort muste, noch (nach) mir Leute kommen mohen die solche bei einander funden auch zum memorial vorbehalten, weil es gerissen und nicht gedruckte sachen wern. Himit got befohlen."

Diese interessanten Angaben auf den Maler von Danzig zu beziehn, finde ich um so weniger Bedenken, als Curicke S. 271 berichtet; „Anno 1602 grassirte die Pest der maaßen, daß bisweilen in einer Woche 1200 Menschen gestorben sind. Im Augusto regierte sie am heftigsten."

*) Die Originale sind in Hellers „Albrecht Dürer" (woselbst S. 94 die bezügliche Stelle aus Meusel mehrfach fehlerhaft abgedruckt ist). S. 531. Nr. 1142 u. s w., S. 638 Nr. 1692 u. s. w., S. 660 Nr. 1815, S. 540 Nr. 1113, S. 621. Nr. 1646, S 354 Nr. 173, S. 773 Nr. 1952, S. 659. Nr. 1811 Das letzte Blatt (etwa S. 350 Nr. 139) ist also in Meusel benannt: „Christus auf einem Altar stehend, hinter welchem die Marterinstrumente zu sehn, daneben zween fliegende Engel. Vor ihm stehn einige Geistliche und beten, zwei Knieende vor dem Altar sind noch nicht ausgezeichnet und in den Jahren 1588—1584 gemalt."

**) Folioband Thl I. S. 5. Nr. 25. Vergl. N P P B. Bd. II. S. 101.

Töne hervorzubringen. Während der vierte der Gesellschaft mit hohem stattlichen Hut und Degen aufmerksam zuhört, der fünfte im Vorgrunde tanzt, haben sich zwei zur Ruhe verfügt. Copinus (Copius) ist der Tänzer, Jacob Ginter ist der eine und Anto Moll, der Name am vorn stehenden Bettgestell, ist der andere Schläfer, der ungestört von der lauten Umgebung in tiefem Schlaf den nackten Arm an das Gesicht legt und das nackte Bein aus der Decke hervorstreckt. Die Szene ist mit sichtbarer Eilfertigkeit hingeworfen, die aber darum nirgend einer sprechenden Lebendigkeit entbehrt.

Auf einem zweiten Blatt in Bogengröße aus dem v. Hippelschen Nachlaß *), das von grauer Farbe weiß erhöht ist, sehen wir auf was Art einem Esel gehuldigt wird. Obwohl er wenigstens die Würde eines Consuls errungen, ist er sich seines Ansehns nicht bewußt geworden. Er möchte lieber Säcke tragen, als Kragen und Krone. Mit einem sehnsüchtigen Y — ah blickt er einem Dienstbeflissenen nach, der ihm die Last abgenommen und ihm den Zügel nachläßt. Die Handlung begiebt sich vor einer Mühle. Eine Schilderei, die oben an einem Hause hängt, zeigt einen ochsenköpfigen Mann, der einen Esel führt, auf dem ein Pilger sitzt. Die Unterschrift lautet: Begengnis der Abgotterei dieses stinkenden Esels. Die drei Figuren kommen in der Hauptvorstellung wieder vor. Der Esel ist von Verehrern umringt. Ihm wird ein Kragen umgebunden, eine Krone aufgesetzt, eine Schabrake aufgelegt. Ein Krug soll auf sein Wohl geleert werden. Der Poet schiebt demuthsvoll das Carmen unter seine Füße und der Maler hält sein vergöttertes Bild empor. Ausdrucksvoller ist die andachtsvolle Unterwürfigkeit, die andere Figuren bekunden. Neben Altarlichtern beugt sich einer unter ihn hin, um vom Gefeierten geschlagen zu werden, der Ochsenköpfige leckt einen Fuß, der Pilger, den Mund zum Kuß gespitzt, betastet andere Theile mit gläubiger Hingebung und ein vierter hebt den Schweif empor, um ein Denkmal aufzufangen.

Die Carricatur, wie wir jetzt eine solche Erfindung nennen würden, bezieht sich ohne Zweifel auf die Wahl eines Rathsherrn

*) In der Stadtbibliothek der Bilderwerke Vol. XV. S. 35.

zur Zeit des Malers. Leider fehlen erklärende Beischriften wie wir auch das Monogramm vermissen.

Der ganze Typus spricht für A. Möller in der mit Sicherheit entworfenen Composizion voll der mannichfaltigsten Motive, die ungeachtet der Unbekanntschaft mit dem Gegenstand ergötzlich wirken.

Ein drittes Blatt*) von noch größerem Umfange, gleichfalls grau mit weiß gehöht, ist eine ausgeführte Tuschzeichnung. Leider ist sie und gerade da, wo die Hauptfigur steht, übel zugerichtet. Statt einer speziellen behandelt, hier der Maler eine allgemeine Satire. Der Held, dessen Haupt ein Heiligenschein umzieht, ist diesmal, wie wir darunter lesen „Sant9 Denari9", kurz und stämmig stellt er den Mammon dar, dem sich alles huldigend beugt. Ueber die Schulter ragt ein Sack hervor, der nach früherem Gebrauch an einer Handhabe getragen wurde und der verschiedene Behältnisse für allerlei Münzsorten enthielt **). Die Figur selbst scheint wie aus lauter Säcken zusammengesetzt zu sein und außerdem sehen wir in der Rechten eine Chatulle und einen 1000 Thaler-Beutel. Kein Wunder, daß ein Mann ihm aus dem Fenster Gruß und Einladung zuruft, ein zweiter ihm weit die Thüre aufsperrt, ein dritter ihn am Gewande zieht, um ihm zum Willkommen das Kelchglas darzureichen. Ganz in der Ecke, rechts vom Beschauer, jubelt ihm ein Ehepaar entgegen und während der Mann sich das Haupt entblößt, streut die Frau ihm Blumen. Anders ist der Empfang, die denen zu Theil wird, die die andere Hälfte des Bildes einnehmen. Die „Iustitia" mit Wage, Schwert und Florbinde sieht sich verlassen, die nackte „Veritas" mit dem Buch und dem geflügelten Stundenglas findet die Pforte verschlossen, die Architectur mit dem Zirkel, in Begleitung der beiden Schwesterkünste, erhält, da sie anklopft, untröstlichen Bescheid (das Blatt ist hier abgeschnitten und die Abfertigung, die der Bediente durch das Fenster ausspricht, sind bis auf einzelne Buchstaben verloren gegangen). Zwei andere Frauen, die Treue mit dem Her-

*) Handzeichnungen wie oben S. 6.

**) Vgl. Theatro de la vida, Amberes 1733 (die Horatiana emblemata von Venius enthaltend) S. 159.

zen in der Hand und die Liebe mit dem Kinde auf der Schulter sind gleichfalls vergeblich die Treppe hinangestiegen und werden bald der „Zucht" mit Aehrenkranz und Palme und der gekrönten „Ehre" folgen, die den Rückzug antreten *).

Neben dem A M ist dieses Blatt mit 1606 bezeichnet. In jedem Theil ist Möllers charakteristische Darstellungsweise zur Anschauung gebracht.

Eine vierte Zeichnung enthält den Entwurf zu dem jüngsten Gericht im Arthushof in Danzig.

Die Reihe der Gemälde eröffnet ein anderes jüngstes Gericht mit der Jahrzahl 1595. Es befindet sich in der St. Marienkirche in Danzig hinter dem Hochaltar. Nach dem Urtheil des Prof. Schultz haben wir in ihm ein Werk A. Möllers zu erkennen **).

Erst als er in dem jüngsten Gericht im Arthushof 1602 sein größtes Werk ausführte, scheint er als Maler von Danzig die volle Geltung gewonnen zu haben. Daß er sich ganz in die dortigen Verhältnisse einlebte, bekundete er mehrfach, indem er in seine figurenreichen Erfindungen Danziger Persönlichkeiten ein-

*) Vernahmen wir in einer früheren Anmerkung die prosaische Ausdrucksweise des Malers, so haben wir Gelegenheit, auch seine poetische kennen zu lernen. Auf der Rückseite der unterklebten Zeichnung lesen wir Reime, die wahrscheinlich von ihm verfaßt und geschrieben sind. Sie erklären das Bild.

1. Kombt Kunst gegangen vor ein Hauß
   Man sagt d. Wirth sey ggangen auß,
2. Kombt Lieb v. Trew wolt gerne ein
   So wil niemandt ihr Pfortner sein.
3. Kombt Zucht v. Ehr in solcher Maß
   Sie muß baldt wied. gehn die Straß.
4. Kombt wahrheit auch v klopffet an
   Sie muß lang vor d. Thüre Stahn.
5. Kombt Gerechtigckeit auch vor d. thor
   So sind sie schloß v Rigel vor.
6. Kombt aber d. Hr herr pfennig glauffen
   So steht ihm thür v. thor weit offen.

**) Es ist das Epitaph einer Anna Grunau. Schultz a. a. O. Seite 53. Der Oelbilder in der Sommer-Rathstube in Danzig geschah oben Erwähnung.

mischte, Danziger Ansichten in ihnen anbrachte und die Danziger Frauentrachten zeichnete.

Das bewunderte riesige Wandgemälde, das er in Oel ausführte, wird mit Unrecht jüngstes Gericht genannt, denn wir sehen nur die Furcht und Besorgniß vor dem eintretenden Gericht, nicht die Bestrafung, auf deren erschütternde Wirkung es sonst vornämlich abgesehen ist. Eine Darstellung der Art hielt der Maler wohl nicht angemessen für einen Ort der als Junkerhof die Bestimmung des heitern Zusammenlebens hatte *).

Zuoberst thront der Heiland auf dem Regenbogen und beim Schalle der Posaunen, die zum Weltgericht laden, streben von der einen Ecke des Bildes her, links vom Beschauer, die Beseligten zum Theil mit gefaltenen Händen empor. Der Pfad, der zu der die Hoffnung darstellenden Figur hinanführt, ist nur wenig belebt, wenn auch Christus, den wir ganz unten noch einmal entdecken, mit dem Kreuz im Arm zur Nachfolge auffordert (Matth.

*) Löschin Beiträge Heft II. S. 24. Hier lesen wir des Legationssekretairs Ogier Beschreibung von seinem Aufenthalt in Danzig im J. 1635. Er nennt den Arthushof einen Bacchustempel und berichtet, daß die Diener, die die Humpen der hier sich versammelnden Brüderschaft zu füllen hätten, das Geschäft der Danaiden übernähmen. Dem phantastisch ausstaffirten Saal legt er einen Ariostischen Reiz bei, jedoch ungenau in der Benennung der Bilder, gedenkt er des vor 30 Jahren ausgeführten Bildes von A. Möller gar nicht, wenn man nicht die Anführung des Erzengels Michael dafür nehmen will. Da er der Vorstellung des Actäon und der Diana mit ihren Nymphen erwähnt, so wird ihm das Auffallende der hölzernen Hirschköpfe mit wirklichen Geweihen nicht entgangen seyn, deren einer auch zu A. Möllers Composizion gehört. Nach einer Notiz (in welchem Buche mag sie stehn?) lieferte die Hirschgeweihe ein Königsberger Moller. Sollte darunter nicht der Maler gemeint seyn, der um 1596 die neue Dekorazion dieses Saales anordnete, nachdem er vielleicht die Sommer-Rathstube beendigt hatte, über deren Kamin 1596 geschrieben steht. (Vgl. NPPB. IV. S. 230 und 231). Uns werden die Figuren die halb gemalt und halb plastisch, halb erfunden und halb wirklich sind, mehr befremden als den Beschauern jener Zeit, die in Hirschköpfen den größten Schmuck der Zimmer sahen. Aus dem Reisejournal des Ph. Hainhofer vom J. 1617 ersehn wir, daß in der Moritzburg bei Dresden der Tanzsaal mit 72 Hirschköpfen geziert war und daß Hirschgeweihe sich auch im Audienzsaal befanden. In Berlin wurde ihm ein „Conterfett von einem Hirschgeweih" wegen seiner abweichenden Form vorgewiesen. Der allegorische Bilderschmuck A. M's steht auch nicht vereinzelt da, denn jener erzählt von den kurfürstlichen Zimmern: „Die Decke ist gemalet mit emblematibus und andere Losamenter mit historiis et virtutibns."

10, 38). Daß an die Mitbürger zuerst die Aufforderung ergeht, wird uns durch eine Ansicht Danzigs erklärt. Noch höher glauben wir wahrzunehmen, wie mit dem Schilde des Glaubens die Pfeile des Bösewichts abgewehrt werden. (Eph. 6, 16). In den oberen lichten Regionen und auf dem Wege, der zum Himmel leitet, finden wir außer den drei theologischen Tugenden „Spes" „Fides" und „Caritas" und den vier Kardinalstugenden „Temperantia" „Fortitudo," „Prudentia" und „Justicia" auch noch die „Patientia". Mit Justicia bezeichnet ist der herabschwebende Erzengel Michael, der in goldener Rüstung und rothem, wallendem Gewande mit schleudernder Bewegung die Gerichtswage gegen die hält, die zu leicht erfunden sind und mit dem Schwert in der Rechten zu denen herabblickt, welche die Wirren der Welt veranlassen. Alle früher genannten Figuren — ohne die Beischriften würden wir sie oft nicht zu unterscheiden vermögen — bilden nur den hellen Grund für die grandiosen Gestaltungen, die das eigentliche Bild ausmachen. Die Sünden der Welt sind es, die beim Posaunenruf die Nähe des geharnischten Rächers verspüren. Die Weltlust „mundus" in höchster Pracht hat sich mitten hingelagert. Die weltliche Macht, die das Diadem bezeichnet, scheint sich bei ihr mit den Insignien der geistlichen zu vereinigen, indem die krystallene Weltkugel, die ihr Haupt umgiebt, durch den Aequator und Meridiankreis eine Art Bischofsmütze entstehn läßt. Aber dessen ungeachtet ist ihr Ausdruck trüb und sie senkt der siegprangenden Herrlichkeit vergessend das Zepter mit der Spitze nach unten und greift zu der Schlange, die mit dem verhängnißvollen Apfel im Rachen die Sünde und den Tod in die Welt brachte. Daher sehen wir zu ihren Füßen mit zwei gekreuzten Todtenbeinen auf der Stirne als einen Geist des Tartarus die Erbsünde „Peccatum originale," die mit beiden Händen die Schlange festhält. Die sieben Todsünden oder verwandte Figuren, um die Weltlust gruppirt, sind höchst charakteristisch aufgefaßt. Die „Ira" wird durch die Kriegsknechte dargestellt, die gegen einen Alten losstürmen, der mit der Brille auf der Nase ihnen das Urtheil vorliest. Die Ruhe der Lesenden zeigt genugsam, wie wenig der Schütze mit der Hakenbüchse, der Pole, mit krummem Säbel und Morgenstern bewaffnet, und der Ritter, der das Schwert zieht, zu fürchten sind. Die „Superbia" eine Gruppe, aus einem Mann

und drei geputzten Frauen bestehend, fahren beim Klirren der Gerichtswage zusammen. Die vorderste im weiten, rauschenden, mit dunklen Borten besetzten Gewande, welche Spiegel und Fächer in den Händen hält, ist besonders hervorstehend. Die „Gula" repräsentiren drei Schlemmer und Spieler. In die Flucht gejagt, versucht der eine, dem Häringe aus der Tasche hervorlugen, eine hohe Kanne in beiden Händen haltend, einen Satz über die Tonne, der andere strebt allein das schäumende Glas zu retten, der dritte entledigt sich vor Angst des genossenen Ueberflusses. Die Karten und die rollenden Bretspiel-Steine bezeichnen die Spuren der Fliehenden. Der „Invidia", die klapperdürr mit Schlangen im Haar an einem Herzen nagt *), ist die „Calumnia" beigesellt, die mit Dornen gekrönt verschiedene Masken wechselt. Beide haben sich hingebeugt, als wenn der Schritt des Erzengels über sie hinfort gehen sollte, beide sind gekettet; die Calumnia an die Ira und die Invidia an die Weltlust. Die „Avaritia" ist eine rückgewandte, männliche Figur, die mit Geldkasten und Geldsack davon eilt. Unbedeutender unter den sieben Todsünden sind die Pigritia, die wir an dem diesmal raschen Esel erkennen, und die Libido, die fälschlich „Luxuria" genannt ist und uns ein nacktes junges Weib zeigt, das von einem Mann umfaßt wird und hinter dem ein Narr als Zitherspieler hervorschaut. Um wieder zu der als Hauptfigur hervortretenden Weltlust zurückzukehren, so sehen wir an ihre Person gefesselt noch andere Gestalten, die neben ihr vorzugsweise das Auge anziehn. Ein garstiges Weib mit hangenden Brüsten, wahrscheinlich ein Portrait, die Incredulitas, mit dem Messer bewaffnet, zerbricht scheu zurückblickend ein Crucifix. Auf der anderen Seite, wo aus der Bildfläche Kopf und Brust eines aus Holz geschnitzten Hirsches hervorragt („Pavor" lesen wir daneben) zeigt sich wie hingegossen auf das liegende Thier eine Frau von den schönsten Formen. Sie ist nackt bis auf eine Florhülle, die sich um ihre Hüften legt und das Tuch, mit dem sie ihr Haupt zu verbergen trachtet. Sie führt den Namen

*) Vgl. Theatro S. 13. 27. Ich bemerke, daß sowohl die Horatiana emblemata als die Historia infantium de Lara authore Ott. Vaenio, die gleichfalls eine Masse allegorischer Figuren erhält, erst 1612 also 10 Jahre nach dem jüngsten Gericht im Druck erschienen sind.

„Mala conscientia.“ Die Kette, die von der Weltluſt herabhängt, ſchlingt ſich um ihren Arm, ehe ſie ſich als Ring um die Rechte der „Desperatio“ endigt. Dieſe häuptlings niedergeſtürzt iſt im Begriff mit der Schlinge ſich die Kehle zuzuſchnüren.

Das Koloſſale der vordern Figuren verbreitet ſich über die ganze Anordnung und Anlage. Der kühnen Aufgabe, die A. Möller ſich ſtellte, iſt er vollkommen gewachſen und er bewältigt die Maſſe, die nirgend ungeachtet der gelehrten Ausklüglung als ſtarr daſteht, ſondern uns mit hinreißender Lebendigkeit entgegentritt.

Allein es bleibt noch zu betrachten, was die Ecke rechts vom Beſchauer uns in einer Unzahl von Figürchen darbietet. Welch ungeſtüm drängendes, ſich überſtürzendes Treiben contraſtirt hier gegen die Leere des Tugendpfades auf der andern Seite! Aus fernem Thor ſtrömt ein endloſer Zug zu Schiff, zu Roß und Wagen mit wehenden Fahnen hervor, um der Weltluſt ſich anzuſchließen. Es geht durch einen Triumphbogen, auf dem Freudenfeuer flammen. Die Kunde des rächenden Gerichts erſchreckt dieſe noch nicht. Hier in der unteren Region hat man in beſcheidener Kleinheit das Bild des Malers an der Palette erkannt und zwar in dem Schiff, das den Pfuhl der Sünde befahren ſoll, aber von einem mitleidigen Engel durch einen Haken zurückgehalten wird. Nach der Erzählung des Volkes ließ ſich der Künſtler verleiten einen berüchtigten Rathsherrn oder, wie andere wollen, die Töchter des damaligen Präſidenten auf dem Bilde in nicht ehrenvoller Umgebung anzubringen. Zur Strafe wurde ihm aufgegeben, ſich ſelbſt unter den Unſeligen zu malen. Er fügte ſich der Forderung, ſorgte aber für ein verſchönendes Beiwerk *). Die Incredulitas

*) Löſchin Danzig und ſeine Umgebungen 1836 S. 190. Eine ausführlichere Erzählung berichtet, daß der Maler, zu einem Feſt im Hauſe des Hochwohlweiſen Herrn Burgermeiſters geladen, ſich erdreiſtete, die Töchter deſſelben zum Tanz aufzufordern. Schnöde wurde er abgewieſen. Er fühlte ſich gekränkt, tröſtete ſich aber damit, daß er nun nicht mehr verlegen ſey, wie die Hoffahrt auf ſeinem großen Bilde gemalt werden müßte. — Die Theilnahme an ſeinem Werke verrieth ſich in der zunehmenden Zahl kunſtliebender Beſchauer, ſie ſteigerte ſich auf das Höchſte, als die Ebenbilder der Burgermeiſter-Töchter an einer nicht beneidenswerthen Stelle der Compoſition angebracht waren. Die Kunde kam zu den Ohren des Vaters und dieſer überzeugte ſich mit Ingrimm von der Wahrheit des Unglimpfs, der ſeinem Hauſe angethan ſei. Er forderte, daß der Maler ſofort

mit einem männlichen Karikaturkopf verewigt vielleicht den Rathsherrn und die drei trotz ihrer Hoffahrt eingeschüchterten Frauen, Superbia, die Präsidenten-Töchter.

Bernoulli, dem die Zusammenstellung des Bildes nicht gefiel, verwunderte sich über die große italienische Manier *). Anders als auf andern Vorstellungen der Art treten die Figuren hinter einander weit zurück, wie das seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auf den italienischen Bildern vorkömmt und besonders in den Niederlanden viele Nachfolge fand. Durch das Dreieck in der Composizion der verschiedenen Gründe wird die Uebersicht der zusammengehäuften nackten und bekleideten Gruppen merklich erleichtert. Als Gipfelfiguren erscheinen uns die Weltlust, der Erzengel und der Richter der Lebendigen und Todten.

Die licht gehaltenen Farben, die sich in den gelben und bläulichen Tönen gefallen, sind wirksam zusammengestellt. Das Streben nach symbolischer Bedeutsamkeit leitete nicht die Wahl, denn wenn auch die Invidia gelb bekleidet ist, so die Desperatio grün.

die Portraits vertilge. Dieser erklärte die Aehnlichkeit als etwas Zufälliges und bemerkte, daß des Aenderns im Bilde kein Ende abzusehen sei, wenn jeder, der sich unter den Sündern zu entdecken vermeine, auf ein Auslöschen dieser oder jener Figur dringe. Er setzte hinzu, lieber als dies wolle er sein eigenes Portrait den Verdammten beigesellen. Der Burgermeister hielt ihn beim Wort und beruhigte sich, als der Maler es erfüllt hatte. Das Bild war fertig und sollte die bestimmte Stelle im Arthushof erhalten als der Maler unter dem Vorgeben, etwas vergessen zu haben, Pinsel und Farben aus der Tasche zog und mit flüchtigen Strichen den rettenden Engel malte.

*) Reisen durch Brandenburg. Leipzig 1779 Bd. I. S. 153. Das Urtheil, das J. D. Passavant beim Anblick dieses Gemäldes fällt, Kunstblatt 1847 S. 126, klingt nicht günstig: „Es ist ein Werk von sehr praktischer Behandlung, tüchtiger Zeichnung und Komposition, aber weniger befriedigend im Kolorit, das im Einzelnen zwar öfters kräftig, aber im Ganzen ohne Haltung ist. Auch hat man in ihm mehr eine große Gewandtheit, als Tiefe der Konzeption zu bewundern." Abgesehn davon, daß die Kunst des 17. Jahrhunderts das Ausdrucksvolle überhaupt mehr auf die Oberfläche zu bannen strebte und das Seelenleben in imposanter äußerer Gestaltung erscheinen ließ, so war doch, um es mit andern Worten zu wiederholen, eine solche und keine andere Darstellung für die Arthus-Brüder passend, die durch die „Bierglocke" zu der ungezwungensten Unterhaltung eingeläutet wurden, die an besonders festlichen Tagen ihre Frauen und Töchter zum Tanz in den Hof führten. Mehr Ernst würde als weniger einsichtig einen Maler verrathen haben, dem, an solcher Stätte ein jüngstes Gericht zu malen, aufgegeben war.

Man sehe davon ab, daß der Maler mit der Gelehrsamkeit einer zeitgemäßen Richtung ungebührlichen Staat macht, so wird man an der breiten Vortragsweise, der kecken Auffassung und der reichen Erfindung Gefallen haben und den Meister in der Beherrschung solchen Stoffes würdigen. Er ging mit künstlerischem Nachdenken zu Werke, wie wir dies aus dem erhaltenen ersten Entwurf *) ersehn, von dem er hie und da abzuweichen für angemessen hielt.

Das Gemälde mit oben abgerundeten Ecken ist 26 F. hoch und 22 F. breit. Wir finden auf ihm links das Monogramm und 1602, dagegen rechts 1603 Antoni9 Möller fec. Das letzte Jahr haben wir wohl als das der Vollendung anzusehn **).

Ein jüngstes Gericht ist das Altarblatt in der polnischen Kirche in Königsberg. Wenn es sich auch durch eine Milde und Anspruchlosigkeit in der Darstellung, durch eine größere Einfachheit in der Gruppirung und durch ein Fernhalten von allen allegorischen Beziehungen von anderen Werken unterscheidet, so spricht doch für die Autorschaft mehr als Monogramm und historische Zeugnisse die Art der Malerei, die selbst die gröblichste Handhabung des Restaurators nicht zu verwischen vermogte. Was die Zeugnisse betrifft, so giebt es deren drei, schriftliche und gedruckte ***). Das Altarblatt, jetzt wenig beachtet, erregte sonst Aufmerksamkeit und wie zu M. Lilienthals Zeit ein italienischer Maler dasselbe bewunderte und es zu kaufen wünschte, so besuchten noch bis zum Jahre 1812 Fremde die Kirche, um A. Möllers Erfindung zu betrachten.

Nach Art der alten Altarblätter besteht dasselbe aus einem Mittel- und zwei Flügelbildern, die als Thüren von beiden Sei-

*) In der Kabrunschen Bilder-Galerie in Danzig. Schultz a. a. O. Seite 53.

**) Schöler der über das Bild 16 Febr. 1829 schrieb, sagt, es sey „vor Kurzem restaurirt und gefirnißt." Berliner Kunstblatt Bd. II. S. 51.

***) Caspar Stein, der nach mannichfachen Schicksalen 1621 sich in seiner Vaterstadt niederließ und seine memorabilia aufzeichnete, (Acta Bor. I. 195.) bemerkt: „Altare cum judicio extremo et septem (?) operibus Charitatis a Antonio Müllero Dantiscano artificiose depictis." J. Weger sagt: „hat auch alhier das altar auffm Steindam gemalelt, Barbaram, welche der Bru-

ten bemalt sind. Zufolge einer im J. 1673 vorgenommenen Ausstaffirung desselben stehen die drei Bilder: nämlich Himmel, jüngstes Gericht und Hölle jetzt fest neben einander und die Außenbilder können nur an der Rückwand des Altargerüstes in Obacht genommen werden. A. Möller malte hier die Werke der Barmherzigkeit (Matth. 25, 35—36) grau in grau in sechs Feldern. Die Handlung auf jeder verräth viel Lebendigkeit, indessen sind die Figuren dermaaßen übermalt, daß man sich gern von ihnen zu den Hauptwerken wendet.

der Antonius in obgedachten alltar, da die Auferstehung ist, vollkommen abgemalett, ist in der Jungfrau'chaft gestorben." Im Erl. Pr. II. S. 845: „Das itzige Altar in der Kirche ist A 1673 ausstafiret und mit künstlichen Gemählden vom Jüngsten Gericht, der Hölle und dem Himmel ausgezieret, wobei dieses Chronistichon zu lesen:

IVDICIo trIstIs Montes tIbI qVaere saLVtIs

Der Maler hat Antonius Müller, von Danzig gebürtig, geheißen. Vor einigen Jahren hat ein Italienischer allhier durchreisender Mahler für diese Gemählde viel Geld gebothen, man hat ihm aber dieselbe nicht überlassen wollen."

Jener Vers ist nicht mehr sichtbar, oder in andern bei weitem übler gerathenen wird uns die Jahrzahl 1673 erhalten.

Has epVLas reVerenter habe sI tanta rIgorIs
In reprobos sontes IVDICIs erga tIMes.

um so merkwürdiger ist es, daß das Säulengestell, das jetzt die drei Bilder einfaßt, in großen Zahlen 1670 enthält. Auf der Rückseite der ersten Tafel finden wir neben dem angeführten Distichon noch die Verse:

Hinc vos justa manent coelestis praemia regni
Ut Christus rediit superas redivivus in auras
E tumulis surgit sic caro nostra suis.

Auf der anderen Tafel zur Erklärung der sechs Werke der Barmherzigkeit:

Tristis ut esurii me dextera vestra cibavit,
Cumque siti premerer mihi pocula larga dedistis,
Hospes eram tecto me suscepistis amico,
Nudus ubi algerem vos me texistis amictu,
Aeger eram morbo mihi succurristis in ipso,
Cumque forem captus me consolando levastis.

1814 hatte die Ergänzung statt. Ein Maler Rabe übernahm für 150 Thlr. die Vergoldung und den Anstrich des Altargerüstes und zugleich die Auffrischung der Gemälde. Es war zu spät, als der Pfarrer Ollech der Anordnung der Kirchenvorsteher widersprach. Auf das allerdings mittelmäßige Bild der Rückseite zwischen den Seitentafeln, Jesus am Kreuz zwischen Maria und Johannes, wurde ein Schild befestigt mit den Namen G. Rast und J. G. Kuß.

Auf dem Mittelbilde sehen wir oben wieder den Erzengel Michael in goldener Rüstung mit rothem wallendem Mantel. Grün beschwingt schwebt er beinahe wagrecht mit dem Kreuzesstab und der Gerichtswage dahin. Unter den nackten Figuren der Auferstandenen ist das Alter und die Jugend, die Unschuld und die Schuld, die Freude und das Entsetzen zu erkennen. Der Erzengel schützt einen Schuldlosen gegen die Anläufe des Dämons. Dieser bronzefarbig mit bunten Flügeln umkrallt das bestimmte Opfer am Fuß mit sonderbar gestalteten Rückenansätzen und zückt gegen dasselbe den glühenden Zweizack in dem Augenblick, als er selbst vom Kreuzesstab niedergestoßen wird. Die Ruhe des Engels zu der Furcht des Beschützten und der Bosheit des Verfolgers bildet einen entschiedenen Gegensatz. Der Himmel öffnet sich nach der Seite hin, an den sich der Seitenflügel mit den Beseligten anschließt. Auch auf dem Mittelbilde sieht man auf fernen Wolken Anbetende und Singende und darunter einen bekleideten Engel, der in die verhängnißvolle Posaune stößt. In der Ecke links vom Beschauer steht eine Jungfrau, ihre Hülle besteht nur in einem gelben Tuch, deren anmuthige Stellung und heitere Miene das Wonnegefühl der Auferstehung ausdrückt. Ihr gab er die Gestalt seiner ältesten Schwester Barbara, die unvermählt in die Grube sank. Und dennoch stellte A. Möller in ihr die Mutter aller Lebendigen dar. Zu ihr gehört auf dem linken Seitenflügel der bärtige Mann, der Adam seyn soll. In der von andern Malern oft behandelten Vorstellung, wie der Heiland die Pforte der Hölle sprengt, steht das erste Menschenpaar gewöhnlich vornean. Wie jene, so will A. Möller das Werk der Gnade auch auf die Geister ausdehnen, die im Gefängniß schmachten, weil sie des allbeseligenden Glaubens nicht theilhaftig geworden *) und er läßt daher in seinem Bilde die als gerettet erscheinen,

*) Im Widerspruch zu dem bekannten, (auf die berühmteste Darstellung des jüngsten Gerichtes sich beziehenden) päpstlichen Ausspruch ex inferno nulla est redemptio legten die protestantischen Maler ein besonderes Gewicht auf Bibelstellen wie Tob. 13, 2 „du kannst in die Hölle stoßen und wieder herausführen" und 1 Petri 3, 19, wo es von Christo heißt: „hat gepredigt den Geistern im Gefängniß, die etwa nicht glaubten zu den Zeiten Noä" und 1 Petr. 4, 6: „Dazu ist auch den Todten das Evangelium verkündigt, auf daß sie im Geiste Gottes leben."

die für ihren Ungehorsam mit Kummer ihr Lebelang kämpften. Wie das jugendliche Weib vor Entzücken den Gedanken der Erlösung nicht zu fassen vermag, so auch der Mann mit der Kopfbinde — es mag wohl sonst kein Künstler den Adam so dargestellt haben — der des liebreich über ihn sich hinbeugenden Rettungsengels nicht gewahr wird und aus dem Grabe hervorgehend den Blick zum h. Michael richtet. Noch zwei andere Engel sehen wir darüber mit den als gerecht befundenen Seelen. Auch einen Theil der Hölle nimmt das Mittelbild ein und zwar dessen größere Hälfte, wo wir die Verdammten auf schwarzem Grunde gewahren. Dem Hinauf ist hier das Hinab entgegengesetzt. Wer die Wand des Höllenschlundes erklimmt zu haben glaubt, stürzt unrettbar hernieder zum Theil von blauen Nattern nmschlungen. Ein Nackter, in einer Linie mit dem beschützten Unschuldigen, bebt bei dem Eilflug des Erzengels zurück und wird sich bald zu denen gesellen, die beim Anblick der roth aufleuchtenden Unglücksflammen kläglich sich entsetzen, die Haare raufen oder sich das Angesicht verbergen. Alles vergeblich, denn die glühenden Zinken der Höllengabel reißen ihren Raub in die Tiefe hinab, indeß jene Jungfrau daneben nur Wonne empfindet. Die beiden Hauptfiguren auf dem rechten Seitenflügel ist ein rothbrauner Teufel, der unter die Verdammten schlägt und ein Weib, das von Flammen hauchenden Schlangen umstrickt mit lautem Schrei häuptlings in den feurigen Abgrund fährt. Die andern zum Theil umsonst widerstrebenden, zum Theil mühselig zusammengekauerten Gestalten sind nicht bedeutend.

Wie A. Möller sein Bildniß auf dem Danziger Gemälde unter den Unseligen anbrachte, so zeichnete er hier auf den von Höllenflammen angeglühten Felsen sein Monogramm.

Unter dem vielen Gelungenen auf dem Altarblatt sehen wir auch manches Verfehlte, namentlich die Stellung des beschützten Unschuldigen. Dennoch ist es nicht als ein jugendliches Erzeugniß anzusehen. Jedenfalls war er in Danzig schon thätig gewesen und fast scheint es, als wenn er sich an das unter dem Namen van Eycks gehende Altarblatt in der St. Marienkirche erinnerte und in großartigerer Anlage dieses übertreffen wollte. Auch hier finden wir ein Mädchen, das eben aus dem Grabe sich erhebend im Vorgefühl der himmlischen Freuden vor sich hinlächelt, ferner den Erzengel

mit Kreuzesſtab und Wage und auf der Außenfläche eines Seitenflügels denſelben, wie er die Waffe gegen ein gehörntes Ungethüm zückt. Wie bei allen Bildern A. Möllers iſt hier eine Rückſichtsnahme auf Decenz bemerkbar.

Die Seitenbilder, die ehemals oben nicht abgerundet geweſen ſein mögen, ſiud 1½ F. breit und 6 F. hoch, das Mittelbild iſt bei gleicher Höhe 3½ F. breit.

Ein zweites jüngſtes Gericht in Königsberg erſcheint auch als eine Erfindung A. Möllers. Das Bild in dem Schwurzimmer des Stadtgerichts von bedeutender Größe ſteht jetzt verachtet in einer Ecke mit der Rückſeite nach außen. Es iſt dermaaßen durch Muthwillen und Sorgloſigkeit, wozu auch die Abwaſchungs-Verſuche zu rechnen ſind, geſchändet, daß das Urſprüngliche zum Theil entziffert und errathen werden muß. Dies wird dadurch erleichtert, daß man, ohne auf Wiederholungen aus den früher beſchriebenen Compoſizionen zu ſtoßen, Figuren wahrnimmt, die zu dem einen oder andern Gemälde als paſſend bezeichnet werden können. Es hält in der Anlage die Mitte zwiſchen dem jüngſten Gericht in Danzig und dem in der hieſigen polniſchen Kirche. Unten erblicken wir zwei lebensgroße Geſtalten, einen Mann und eine Fran, beide nackt, die aus den geöffneten Gräbern hervorgegangen ſind. Ueber jenen beugt ſich ein Engel hin, während dieſe noch am Boden liegend eben zum neuen Leben erwacht. Sie ſind, wie es uns ihr Ausdruck lehrt, für die Stätten der Seligkeit beſtimmt. Daneben aber langt von dem Höllengrunde her der Zweizack nach den Sündigen. Im Gegenſatz zu der beſchaulichen Ruhe der beiden Geſtalten gruppirt ſich das Getümmel derjenigen, die die Leidenſchaften und Laſter perſonifiziren. Von einem Dämon wird der Stuhl gehoben, auf dem ein kurzer, aufgedunſener Bacchus, nackt mit Weinlaub bekränzt, ſich eben mit gefülltem Pokale gütlich thut, ein Mann mit zugeſchlagenem Bretſpiel und Tarokkarten und ein zweiter, der die Liſten der Spielſchulden trägt, ſuchen der drohenden Gefahr zu entkommen, die Hoffahrt, eine vornehm aufgeputzte Schöne, reißt erſchrocken von ihrem Haupt den koſtbaren Schmuck, noch mehr Verzweiflung drückt die Wolluſt aus, ein ſchönes nacktes Weib, das ſich von einem Ungeheuer mit beiden Tatzen gepackt ſieht. Außer ihnen werden an Attributen (wie an den Geldſäcken der Geiz) auch die andern Sünden zu erkennen

gewesen seyn. Darüber in kleinem Maaßstab schwebt Michael mit Schwert und Wage zwischen den posaunenden Engeln. Noch höher inmitten eines Halbkreises von Seligen thront der Heiland, neben dessen Haupt zu beiden Seiten sich Schwert und Lilie befinden. Daß Seelen zum Himmel hinansteigend und zur Hölle herabfahrend gemalt sind, braucht kaum erinnert zu werden.

Vier Bilder befinden sich in dem Deposital-Kassenzimmer des Rathhauses in Danzig mit biblischen Gegenständen. Nur drei sind erhalten, von dem vierten sind nur noch Stücke vorhanden. Sie stellen den Salomonischen Tempelbau, die Abtragung des Zinsgroschens und die Vorzeigung der Zinsmünze dar. Merkwürdiger Weise begiebt sich die letzte Handlung auf dem langen Markt in Danzig *).

Ein „sehr gutes Bild" in der Marienkirche an einem Pfeiler hat zum Gegenstande die Thaten der aus dem Glauben hervorgehenden Liebe. Es ist für die Vorsteher des Gotteskastens 1607 gemalt *).

Ein allegorisches Bild, das sich auf der Kunstausstellung in Königsberg 1834 befand, war wohl mit Recht unter dem Namen A. Möllers verzeichnet, da es ganz in dessen Geschmack und Weise erfunden und ausgeführt ist. Auf Holz gemalt stellt es die mit Beischriften versehenen Laster um den Thron der Venus dar. Hinter ihnen „Superbia, Furor, Invidia, Mendacium, Hypocrisis" stehen die verachteten Künste und Wissenschaften zurück. Im Hintergrunde eine Ansicht von Danzig ***).

Ein allegorisches Bild mit dem Monogramm und der Jahrzahl 1612 wurde von Herrn J. Löschin, der es restaurirt hatte, in einer Sitzung der Alterthumsgesellschaft vorgezeigt †). Das Bild, auf Holz gemalt, in mäßiger Größe stellt die Luxuria in der Fülle ihrer Herrlichkeit dar, denn vor ihr sind auf dem Tisch Geldsäcke ausgeschüttet und nebeu ihr steht eine offene Lade mit reichen Gewändern und allerlei Kostbarkeiten. In stol-

*) Schultz a. a. O. Seite 54.

**) Darüber haben wir ausführliche Nachricht zu erwarten in Hirsch Geschichte der Ober-Pfarrkirche in Danzig. Th. II.

***) Von dem Gegenstück mit den Tugenden war damals nur noch die Figur eines Fahnenträgers vorhanden.

†) N P P B. Bd. I. S. 79.

zer Vornehmheit sitzt sie da, umringt von dienenden Frauen, die sie wetteifernd schmücken. Aber das Uebermaaß des Süßen erzeugt Bitterkeit. Als Schnitzbild an der Lehne des Sessels sehen wir den Spott in Gestalt eines Satyrs, der sich gleichsam zu einem garstigen, davor sitzenden Weibe hinneigt, das von gelber Farbe und klapperdürr an einem Herzen nagt. Es ist der Neid. Daneben steht die Verläumdung, die, um das lauernde Aufhorchen zu bezeichnen, zwei Ohren in den Händen hält.

Das in der Domkirche in Königsberg befindliche, reich angeordnete Epitaphium des Ober-Burggrafen v. Wernsdorff und seiner Gemahlin geb. v. Polenz, er starb im J. 1606 und sie 1619 ist in A. Möllers Weise. Die allegorische Vorstellung ist nach Eph. 6 erfunden. Auch hier sehen wir wieder den h. Michael in golden stralender Rüstung als Justitia, die von Glauben, Liebe und Hoffnung geleitet, ungefährdet zwischen Neid, Geiz, Zorn, Schwelgerei Wollust u. s. w. („Caro, Libido, Gula") dahinschreitet *).

Die beiden Portraits in zwei Ovalen, die das Epitaph zieren, sind vorzüglich zu nennen **).

A. Möller, dem es 1669 nachgerühmt wird, daß er „viel schöne Contrefaits auf Holz gemacht" ***) ist als Portraitmaler so gut als unbekannt. Das genannte Epitaph, das leider weder durch den Namen des Künstlers noch durch ein Monogramm beglaubigt ist, enthält die einzigen Portrais auf Holz.

Ein lebensgroßes Brustbild auf Leinwand in der Stadtbibliothek in Königsberg entbehrt gleichfalls des Monogramms, schließt sich aber dermaaßen an die Leistungen A. Möllers an, daß es wohl als eine solche angesehn werden kann. Es stellt eine Jungfrau „Aetatis suae 31 Ao. 1608" dar und (gemäß der später zu erklärenden Frauentrachten) vielleicht eine Braut in reichem Schmuck. Sie prangt mit einem Perlenkopfputz, weißem Koller, starken goldenen Ketten und — einer Schürze über dem seidenen Gewande. Sie steht vor einem grünen Vorhang indem sie die Rechte auf dem Gebetbuch hält.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zwei weniger bedeutende Epitaphe in der Domkirche, deren Bilder von einer Hand herrühren und wahrscheinlich unter dem Einfluß A. Möllers gearbeitet sind, gehören dem Rathsverwandten Plato an, dessen Wittwe geb. Büttnerin 1597 starb, und etwa dem Bruder der letzteren, dem Rathsverwandten Büttner, der 1613 starb Das erste Epitaph stellt ein jüngstes Gericht dar, das andere Jesus am Kreuz zwischen den Schächern umgeben von Maria und andern Frauen. Hagen a. a O. Seite 206 und 204.

) Hagen a. a. O. Seite 137 und 212. Ein Kupferstich nach Otto Venius von P. Perret, wenn hier auch eine Pallas und ein Bacchus auftritt, in der Stadtbibliothek, Bildwerke Vol IV. S. 74) ist mit der Composition zu vergleichen. Die Worte: **Blanda Venus juvenem praedulci laete ... laetat können auch als Erklärung zum Epitaph angesehen werden.

***) **N P P B. Bd. IV. S. 227.**

Zur Erinnerung an Simon Dach.

Ein Vortrag in der Königlichen Deutschen Gesellschaft
am 15. October 1847 gehalten

von **C. T. L. Lucas, Dr.**
Königl. Provinzial-Schulrath und Professor.

Der Mensch hat Nichts so eigen,
So *wohl* steht Nichts ihm an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann,
Wenn er *mit* seines Gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen
Mit Herzen, Mund und Hand.

Gott stehet mir vor Allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen
Der mir sich herzlich giebt.
Mit diesen Bundsgesellen
Verlach ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen
Und breche durch den Tod!

Die eben verlesenen Gedanken unseres Simon Dach, hochverehrte Versammlung, sind in ihrer Einfachheit und Tiefe, in ihrer edlen Volksmäßigkeit, so unvergleichlich schön, daß sie allein im Stande sein müßten, diesem Dichter einen belebenden und erfrischenden Einfluß auf Alle zu bewahren, welche sie vernehmen. Der tiefe Kenner unsrer Poesie, Herder, hat sie darum in seine

„Stimmen der Völker" aufgenommen. Schon jene Gedanken allein könnten es erklären und rechtfertigen, daß unser theure König, als altor unserer alma Albertina, auf der Denkmünze für die dreihundertjährige Jubelfeier derselben, Simon Dach als den Repräsentanten ihres zweiten Jahrhunderts genannt hat. So wird es, hoffe ich, angemessen erscheinen, daß ich an dem Tage, an welchem Millionen treuer Herzen ihrem Könige freudiger entgegenschlagen, weil sie dankbar und mit gerechtem Stolz sich des Segens bewußt werden, der in Ihm dem Vaterlande zu Theil geworden ist, unseres Dichters Simon Dach näher gedenke.

Es ist hiernach meine Absicht zur ‚Erinnerung" an Simon Dach beizutragen und zwar indem ich vorzugsweise einzelne Gedichte von ihm, die sich in meinem Besitze befinden, für die Schilderung seines Lebens und Dichtens benutze. Es sind 58, einzeln hier in Königsberg gedruckte Gelegenheits-Gedichte, zur Feier von Hochzeiten und Begräbnissen von unserm Dichter herausgegeben. Sie beginnen mit dem Januar 1642, und zwar mit einem Hochzeitsgedichte, uud schließen 1659 mit einem Begräbniß-Gedichte, das er etwa 4 Monate vor seinem Tode herausgab. Nur für die Jahre 1653 bis 1656 hat die Sammlung eine Lücke. Doch darf die Hoffnung einer Ergänzung um so weniger aufgegeben werden, da zwei von den mir vorliegenden Gedichten, eines aus dem J. 1645 und eines von 1648 in der Sammlung von Wilh. Müller (S. 63 und 141) abgedruckt sind, der sie wahrscheinlich in der Berliner Sammlung von Gelegenheitsgedichten vorgefunden hat. Jene Gedichte treffen also in die Lebenszeit unseres Dichters vom 37ten bis 54ten Lebensjahre; sie beginnen in der Zeit als er seit 3 Jahren die Professur der Poesie an unsrer Universität verwaltete, die er im Todesjahre von Martin Opitz und ein Jahr vor dem Tode von Paul Flemming erhalten hatte. Das erste Gedicht, ein Hochzeitsgedicht, wurde von ihm ein halbes Jahr nach seinem eigenen Hochzeitstage herausgegeben. Je mehr unser Dichter als Sohn eines Littauischen Völke (kirchlichen Dolmetschers) in Memel, als armer Schüler und Student hier und auswärts sich mühsam durchgerungen, je mehr er in einem schweren Schulamte zwar durch Freuden der Freundschaft und der Poesie hoch erhoben und befriedigt worden war, aber auch ihren Gegensatz und tägliche Noth bitter empfunden hatte, um so glücklicher fühlte er sich damals.

Das Gedicht vom Jahre 1642 auf die Hochzeit von Vogler giebt uns davon einen naiven und treuherzigen Bericht:

Liebster Ohm, was schreib ich schier,
Sag es mir,
Deinem Hochzeitfest zu Ehren?
Soll ich deiner Liebe Gunst
Durch die Kunst
Heller Saiten lassen hören?

Singen, wie du endlich doch
An das Joch
Süßer Heirath auch bist kommen?
Wie dich meiner Liebe Band,
Diesen Stand
Zu ergreifen, eingenommen?

Zwar ich kann versichert sein,
Daß du fein
Dich zufrieden werdest geben,
Baß mit Gott und deinem Sinn
Als vorhin
Friedlich und vergnüget leben.

Kann auch ein beredter Mund
Auf den Grund
Alle Heiraths-Früchte preisen?
Wer mir desfalls widerspricht
Kömpt mir nicht
In die schöne Zahl der Weisen.

Du wirst nicht, wie ich auch pflag,
Jeden Tag
Mehr an fremde Tische gehen,
Nicht, so lang der Hauswirth will,
Jetzund still
Sitzen bleiben, dann aufstehen.

Kannst nun essen unbekränkt
Was Gott schenkt
Und auch trinken nach Belieben,
Trägst für keinen Stunden Scheu,
Schläfest frei
In den Tag auch bis nach Sieben.

Sind wir unterdessen gleich
Nicht so reich,
Daß wir sie.s viel Tausend heben,
Ei so giebt Gott täglich Brot,
Heißet Noth
Von uns fern sein, daß wir leben.

In einem andern Hochzeitgedicht von demselben Jahre schreibt er das schöne Wort:

Ach, daß kein Glück verschläget
Wo Liebe sich nicht reget
Mit ihrem süßen Spiel.
(Gedicht an Willudovius von 1642.)

In einem Hochzeitsgedichte von 1643 (an Christoph Sanden) redet er die Braut an:

Zwar die Anmuth deiner Jugend
Braut, verhieß uns alle Tugend,
Aber diesen edlen Muth,
Dich mit einem zu verbinden,
Der im Kopfe trägt sein Gut,
Hofft' ich nicht in dir zu finden. —
Heirath, die der Reichthum stiftet,
Ist mit Haß und Streit vergiftet,
Steht und fällt mit ihm zugleich,
Die auf Treu und Gott sich gründen
Sind vergnügt und überreich,
Werden nie Verdruß empfinden.

Erkannten wir hier die zufriedene Stimmung des, wohl in ähnlicher Weise lebenden Ehegatten, so läßt uns sein Gedicht auf das Holtorff'sche Brautpaar im J. 1643 im Wintermonat einen Blick in seine poetische Werkstatt thun. An das Horazische „Poscimur" erinnernd beginnt der Dichter:

Ich mag nicht in euch dringen,
Ihr Seiten meiner Zier,
Ihr wolt mit gute singen,
Jetzt aber folget mir!
Ich will mich lassen hören
Dem Bräutgam und der Braut
Zu sonderlichen Ehren,
Folgt, klinget rein und laut.

Am Schlusse des Gedichtes vergegenwärtigt er uns die Momente des Dichtens selbst, indem er sich zum Segenswunsche für das Brautpaar wendet:

Der Himmel wird für allen
Ersucht um Wohlergehn;
Der läßt es ihm gefallen
Und will zu Diensten stehn.
Der Herbstzeit wird genommen
Des Frostes strenger Zwangk,
Der Pregelstrom ist kommen
In seinen alten Gangk.

Der Tag bricht an von ferne
Durch schönes Morgenroht,
Die Nacht ist voller Sterne,
Die Luft weiß keine Noth:
Mich sollt es Wunder haben
Wann dieses große Heer
Der Himmels-Gunst und Gaben
Ein böses Zeichen wär.

Ich aber wünsch euch beiden
Im Uebrigen dazu
Ganz ungekränkte Freuden
Sampt aller Gnüg' und Ruh,
Ich, der ich, angetrieben
Durch eurer Liebe Macht,
Dies Hochzeitlied geschrieben
Heut umb die Mitternacht.

Mich dünkt, wir dürfen nicht fragen, von wo aus der Dichter damals den vom Eise befreiten Strom erblickte und, in die Sternennacht hinausschauend, den Tag sich röthen sah, in welchem Hause er um Mitternacht dichtete und schrieb. Er wohnte damals wohl schon in der Magistergasse, das fünfte Haus vom Honigthore, „wo ihm der Kneiphöfische Rath auf sein Lebenlang eine freie Wohnung gegeben." Auf diese Wohnung bezieht sich auch die Schilderung in einem Trauergedicht von 1652 auf eine Witwe Schulz, die des Dichters Hause nahe gestanden:

Ihr Abschied kränkt mein Haus nicht minder
Wir weinen mit betrübtem Muth,
Für allen meine lieben Kinder.

Wer nimmt sie nun so fröhlich an,
Wer wird sie nun so wohl begaben,
Zu wem werd' ich in Noth fortan
Ein solches Zu-Vertrauen haben?

Sie war in meinem Haus erfreut,
Da sahe sie den freien Pregel,
Die Weiden-Wiesen und die Leut
Und die vorübergehnde Segel.

So haben wir denn auch die Localität zu der Schilderung seines häuslichen Glücks in einem Hochzeitgedichte aus dem Neujahrsmon (wie er ihn nennt) 1647 (an Andressen), in welchen er von seinem winterlichen Fußwandeln Kunde giebt and an Hans Sachs von Göthe erinnert:

Wenn ich in dem Wiesen-Schnee
An des Pregels Rande geh,
Einen guten Reim zu fassen,
Und den nördlich-kalten Ost,
Jetzt den Stadt- und Landes-Trost,
Ziemlich mich durchwehen lassen.

Steckt dann spät des Himmels Haus
Sein bewölktes Nachtlicht aus,
Das mich heim zu gehen zwinget,

Wer begreift die Lieb' und Zier,
Die durch meine Kinder mir,
Wenn ich komm, entgegen springet.

Dieses krahlt nach aller Lust
An der mütterlichen Brust,
Dieses reitet auf dem Stecken,
Jenes tanzt und jauchzt mir zu.
Steinern ist, dem dies nicht Ruh'
Oder Freude kann erwecken. — —

Wahrlich nichts, auch was es sei,
Kömmt gewünschter Heirath bei,
Sie kann uns der Müh gelosen,
Ist ein Bild der Ewigkeit;
Hegt sie Dornen jederzeit,
Ei sie trägt auch schöne Rosen.

Daß unserm Dichter, der in seiner vielfach bedrängten aber tief bewegten und reichen Jugend unter dem dichterischen Namen Chasmindo so schöne Frühlingslieder gedichtet, wie sie die Ariensammlung von Albert bewahrt hat und Wilhelm Müller's Dichter-Bibliothek (Bd. V. S. 1—15.) in ihrem Anfange wieder giebt; daß ihm der süße Lenz, so sparsam er auch unsern Norden beglückt, auch im späteren Lebensalter immer am Herzen lag, beweisen auch die, jetzt zur Erinnerung an ihn benutzten Gedichte. So singt er, freilich von Wehmuth bewegt, 1647 den 19. Oster-Monat (auf Bierwolf's Tod):

Nachdem anjetzt der warme Vorjahrs-Windt
Lufft, Erd' und Fluth durch schöne Krafft beweget,
Daß Feld und Wald wie neugeboren sind
Und Alles sich der Traurigkeit entschläget,
Der Baum sich grün anleget:
So muß der Jugend Lenz und Zier
Schon gute Nacht uns geben,
Es schied ein theurer Freund von hier
O schnöde Zeit, o jammervolles Leben!

In einem leicht geschwungenen, volksmäßigen Liede an Ehnimm von 1651 faßt er seine Natur-Anschauungen also zusammen:

Also spielen Glück und Zeit,
Endlich mäßigt sich das Leid,
Jetzund stürmt der Ocean,
Jetzund scherzt auf ihm ein Kahn.

Vor war alles kalt und kahl,
Jetzt belaubt sich Berg und Thal,
Wo das Eis erst pflag zu stehn
Kann man Blumen lesen gehn.

Trifft dich Ungemach und Pein
Wiss', es werde besser sein,
Hab nur unverzagten Muth,
Alles wird noch endlich gut!

Aber wie Frühling und Liebe auf's Innigste verschwistert sind — denn nach Logau ist der Mai

ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde,

so hat unser Dichter als echter Poet auch in seinen Gelegenheits-Gedichten in dem Leben der Natur Bilder der Liebe gefunden. So in dem oben erwähnten Klagegedicht von 1647:

Ohn' Zweifel hat sich manches Frauen-Bild
An ihm ergötzt, ihr sehnliches Verlangen
Mit Hoffnung Ihn zu kriegen nur gestillt,
Daß sie ihn, käm' er etwa heimgegangen,
Aus Liebe möcht' umbfangen,
Wie sich der Rüstbaum sieht umbher
Umbschränkt von jungrn Reben:
Ja, wenn er nicht gestorben wär!
O schnöde Zeit, o jammervolles Leben.

Auch die schmollende Klage über den strengen Winter und der leichte Scherz klingt aus seinen Natur-Schilderungen her-

vor. So in einem Gedichte auf die Hochzeit von H. Neumann vom 4. April 1644:

Das gewünschte Frühlings-Licht
Wird uns ja ein Mal erfreuen,
Daß der Erden Angesicht
Sich sammt unserm mag verneuen
Und ein warmer Sonnen-Schein
Uns vergönn', entpelzt zu sein.

Der noch kalten Bäume Saft
Aengstigt fast sich in den Zweigen,
Sehnt sich mit belebter Kraft
Immer Gipfel-an zu steigen,
Ist ganz zur Geburt geschickt,
Wann ihn Wärme nur erquickt.

Des sehr kalten Nordens Macht
Liegt den Bäumen und der Erden
Grausam vor der Thür und wacht,
Daß Nichts kann geöffnet werden,
Alles bräche stracks hervor,
Räumte dieser Feind das Thor.

Sonne, Fürst und Maaß der Zeit,
Du Gebieter aller Stunden,
Bild der güldnen Ewigkeit,
Laß' erfreulich sein entbunden
Was die trübe Vorjahrs-Kält'
Hin und her bestricket hält.

Wirf die angenehmen Strahlen
Durch der Erde weites Haus,
Laß sie Thal und Berge mahlen,
Schmück Feld, Wald und Wiesen aus,
Gib durch einen warmen Ost
Vieh und Menschen Gnüg und Trost.

Zwar hat man der Lerchen Ton
Eine gute Zeit vernommen,
Und der treue Storch ist schon
Auf sein altes Nest gekommen,
Haff und Pregel rinnen klar,
Nur der Frost währt immerdar.

Was geht dies den Bräutgam an?
Glück und Zeit giebt ihm gewonnen.
Was sein Herz verneuen kann
Ist nicht Luft, nicht Glanz der Sonnen;
Seiner Liebsten Aeugelein
Sind ihm Luft und Sonnen-Schein.

Dieser keuschen Einfalt Muth,
Dieses lieben Frühlings Gaben,
Diese Neuheit, dieses Gut
Will Herr Neumann endlich haben
Und wird gnugsam sein erfreut,
Nun er so sein Herz verneut.

Es ist unserm Dichter eine gewisse kindliche, aber tiefe und kühne Schalkhaftigkeit eigen, von der er nicht bloß in seinem Aennchen von Tharau ein sprechendes Denkmal hinterlassen hat. Der eben angeführte Schluß dieses Gedichts beweist dies eben so sehr, als der Hochzeitscherz, in dem 1651 zu Ehren des Hof-Fischmeister Ehnimm und seiner Braut Esther Jordan erschienenen Gedichte. Der Bräutigam hat hier sein Garn aufgestellt

Nicht zwar in dem Pregelfluß,
In der Aller, in der Ruß,
Nicht im Spirding, nicht Stevin,
Nicht im Rohr noch Truckelin,

Noch in beidem Hab, obgleich
Aller Flüss und Seen Reich,
Welche Preußen nur enthält,
Euch sich zu Gebote stellt.

Ihr kommt hier an den Jordan,
Hebt hieselbst zu stellen an,
Fischt und sucht mit allem Fleiß,
Amor strudelt wie er weiß,

Bis ihr euren Wunsch erlangt
Und dies liebe Fischchen fangt. —

Erinnern wir uns an dieser Stelle, daß unser Dichter ein großer Freund der Musik war. Sie knüpfte das Band zwischen ihm und seinen Freunden Roberthin, Albert und Stobäus fester. Er rühmt von einem verstorbenen Freunde Behm 1648 im Mai:

Die süße Musica für allen
Pflag dir im Herzen zu gefallen.

Stobeus hat dich oft ergezt
Mit dem was seine Kunst gesezt,
Da hat man dich gesehn mit Singen
So manchen lieben Tag verbringen.

Der dem die Musik nicht gefällt
Lebt wahrlich unwerth auf der Welt,
Natura scheint ihn nicht zu kennen
Und muß ihn nur ihr Stiefkind nennen.

Er ist und bleibt ein Midas-Ohr;
Was nützt er in der Engel Chor
Da erst die Musik an wird gehen
Durch die wir werden Gott erhöhen?

Den letzten Gedanken hat er weiter ausgeführt im April 1645, in der Klage auf Blum Das Leid das uns hier in die Seele geht, singt er, das

Kränkt auch ihr Schatten nicht,
Ihr schwebt in Fried und Wonne,
Scheint euch nicht unsre Sonne
So kennt ihr ander Licht.

Ihr liebt die alten Flammen,
Die euch allhie zusammen
In Freundschaft kunnten ziehn
Und singet Gott zu ehren;
Für allen sind zu hören,
Stobeus, Roberthin.

Auch Blum ist nicht der letzte
Der hie uns oft ergezte
Durch seiner Stimme Klang;
Der Schloßplatz mußt erschellen,
Wann er in der Capellen
So hell und lieblich sang.

Die Musik vermählte sich in echter Weise mit seinen Dichtungen, so daß diese componirt und vielfach gesungen werden, was ja sogar von den ernsten Gedanken seiner musikalischen Kürbishütte gilt, so wie er auch nach bestimmten Melodien dichtete. Er selber spielte gern die Viola di gamba und wenn wir daran zurückdenken, wie im heiligen Georg des Reinbot von Dorn eine Priesterin dargestellt wird, die am Opfer-Altar zur Geige singt; wenn wir uns vergegenwärtigen, wie Rafael seinem Apollo Musagetes die Geige in die Hand giebt, so dürfen wir uns nicht wundern, daß dies Instrument unserm Dichter ein Symbol seiner Kunst ist, wie es denn in Wahrheit auch von seinen Liedern galt, daß sie nicht gelesen sondern gesungen sein wollten. So singt er am 23. des Wintermonts 1643 zu einer Hochzeit (des Nauwerck) die ihm besonders lieb gewesen sein muß, da sich, außer dem leicht schwebenden Liede bei Albert (Nr. 74), auf diesen Tag noch ein zweites Gedicht in meiner Sammlung befindet, im freudigen Bewußtsein seines dichterischen Ruhmes also:

Ei noch eins ihr Heirath-Seiten!
Vor den lieben Neujahrs-Zeiten
Singet ihr mir doch nicht mehr.
Fort! ihr thut nichts ungebeten,
Was in diesen dreien Städten
Tugend liebt giebt euch Gehör.

Preußen wird nicht von euch schweigen,
Meiner wohl gespielten Geigen
Wartet keine Grabesnoth,
Leg' ich gleich mich heute nieder,
Der Poeten weise Lieder
Reißen durch Welt, Zeit und Tod. — —

Braut und Bräutgam, seid gewogen,
Euch zu Ehren spielt mein Bogen
Fast ohn Zuthun meiner Hand.

Bei der Liebe unseres Dichters für Rhythmus und Musik, bei seinem für die Schönheit der Form aufgeschlossenen Sinne, bei seinem leicht zu erregenden und für die ernstesten Gedanken, aber auch für gesellige Freude und heitern Scherz, empfänglichen Gemüthe, ist es erklärlich, daß Simon Dach sehr schöne Tanzlieder gedichtet hat. Zu den vier Tanzliedern, zu dem Brautreigen und zu dem Lobe des Tanzes in der Wilh. Müllerschen Sammlung, fügt sich aus den heute von mir benutzen Gedichten auch das zuletzt genannte auf Nauwerck's Hochzeit. An den Welten-Tanz bei Dante und bei dem Dichter des Wartburg-Krieges erinnernd, der den bunten Reigen des Menschengeschlechts bis zu dem jüngsten Tage hinausführt, singt auch Simon Dach:

Bräutgam, nun will dir gebühren
Mit der Braut den Tanz zu führen,
Nur weich aus dem Kreise nicht,
Wir indessen wollen stehen
Und die Stimme dir erhöhen,
Die in Freuden also spricht:

Amor schafft dir tausend Schmerzen,
Hüpft und tanzt in deinem Herzen,
Man giebt deine Liebste dir
In die rechte Hand zu fassen,
Und du solltest unterlassen
Einen Tanz zu thun mit ihr?

Tanz'; das Wild in dichten Wäldern,
Heerd und Hirten auf den Feldern
Tanzen um die Sommerzeit:
Auch das Schuppenheer der Fische
Und die Vögel im Gebüsche
Werden durch den Tanz erfreut.

Tanzen nicht die Sonnenpferde
Gleichfalls täglich um die Erde,
Nächtlich Mond und Sternelein?
Ja, man sagt das große Ganze
Werd' herum gewälzt im Tanze,
Darum tanzet ihr auch fein.

O, es wollen alle Sachen
Die du sinnen wirst und machen
Richtig und im Tanze gehn!
So wird Unfall, Angst und Leiden
Sich von deinem Hause scheiden,
Alles wird gewünschet stehn.

Bräutlein, nun führ du den Reyen,
Sonsten möchtet ihr euch zweien,
Auf, wir stehn und singen dir:
Tanz' und laß dich fröhlich schauen,
Du zwar jetzt noch der Jungfrauen
Aber bald der Frauen Zier.

Führen muß kein Frauenzimmer,
Doch führ jetzt und nachmals nimmer,
Frauenbildern stehet zu
Sich bescheiden führen lassen,
Keiner Herrschaft sich anmaßen,
Sonst verkehrt sich Glück und Ruh'

So schließt der Dichter hier mit demselben Gedanken, der kernig und volksmäßig in seinem Aennchen von Tharau ausgesprochen ist, in jenem kleinen Liede, das in seiner kindlichen Un-

schuld und tiefen Seelen-Bewegung, in seiner Innigkeit und seinem leichten Scherz, in seinem traulichen Dialect und in seinem leichten, klingenden Sylbentanz in unserer Literatur einzig dasteht.

Der wunderbar verschlungene Tanz der Tage hat heute die fröhliche Zeit herbeigeführt, in der wir dankbar und mit inniger Treue unseres Königes gedenken. Nach dem alten Worte, daß der Dichter mit dem Könige gehen soll, habe ich es, hochverehrte Anwesende, gewagt an einen Dichter zu erinnern, dessen großer Reichthum auch in diesen wenigen Mittheilungen Ihnen nicht verborgen bleiben konnte. Unser heimathliche Dichter wäre nicht so reich und lieblich, so ruhig und getrost, so ernst und heiter gewesen, wäre ihm nicht die große That gelungen, das Lied zu singen, durch welches er wahrhaft in unserm Volke fortlebt, das Lied: ich bin ja Herr in Deiner Macht; Simon Dach wäre nicht so fest und muthvoll, so friedlich und kühn durch das Leben geschritten, hätte er nicht in der schweren Zeit, über die er oft klagt, in voller Treue an seinem großen Kurfürsten gehangen. Ja, Glaube und Treue, das sind die Schwingen auf denen sich Preußens unbesiegter Aar zur Sonne emporschwingt. Gott erhalte, Gott segne unsern geliebten König!

Ueber das Ordensschloß Rössel.

Vom Rector Mühling.

(Fortsetzung.)

Der westliche Flügel enthält den Eingang zum Schloßhofe. Der Eingang wird durch ein hohes Thor, welches zugleich als Seitenmauern und Grundlage zu einem ziemlich hohen, viereckigen Thurme dient, — gebildet. Dieser Thurm vertritt jetzt den Glokkenthurm, weil die neue Kirche einen schwachen, minaretartigen Thurm hat. Beide oben erwähnte Thürme sind auf den v. Doh-

naschen Abbildungen zu sehen und besonders auf No. 5. Ehe der alte viereckige Thurm mit seiner Bedachung modernisirt wurde, hatte er ein ganz anderes Aussehen. Ein hoher, starker Kaiserstiel ragte in die Luft hinauf und hatte einen großen hölzernen Knopf. Ein starker Belag von Blei schützte Stiel und Knopf vor Fäulniß. Eine Menge Blei wurde herab genommen. Jetzt ziert ein einfaches eisernes Kreuz den Thurm.

Vor dem Brande waren auf diesem Thurme ein Paar Stübchen, in welchen man Wahnsinnige einsperrte. Die Grundfläche des Thurmes beträgt 441 QF. An ihm sieht man die Falze in den Mauern, in welchen die Fallgitter gingen. Es müssen hier deren zwei gewesen sein. Keine Spur ist von ihnen vorhanden. Das Thor muß, dem Holzwerke und den sehr starken Eisenarbeiten nach zu urtheilen aus alter Zeit herrühren. Mitten im Eingange ist ein gothischer Spitzbogen, der auf zwei großen Granitsteinen fußt, welche die besten Hygrometer abgeben und gewöhnlich schon 24 Stunden vorher den Regen anzeigen. Vor das hölzerne Thor wurde noch ein gewaltiger Querbalken vorgeschoben.

Die Hälfte des westlichen Flügels ist, nach Süden zu, in Ruinen. Es steht zu befürchten, daß sie in sich selbst zusammenfallen werde, wenn nicht bald ein Bau vorgenommen wird. Die andere Hälfte wurde im Jahre 1830 in bewohnbaren Zustand gesetzt und dient dem zweiten Lehrer und dem Glöckner zur Wohnung.

Die Entfernung des Glockenthurmes bis zur Kirche beträgt 16½ F. Man kann noch ein Stück Gang sehen, der den Thurm mit dem südlichen Flügel verband. Er war, wie es sich von selbst versteht, mit einer Bedachnng versehen und 3 F. breiter als die Grundmauer. Um nun diesem vorspringenden Mauerwerke des Ganges die gehörige Festigkeit zu geben, hatte man, längs dem ganzen westlichen Flügel, über welchen sich der Gang hinzieht, nach der Stadtseite zu große Kragsteine von Granit eingemauert. Sie tragen kleine Pfeiler, die durch Bogen mit einander verbunden sind und so dem überstehenden Mauerwerke hinlängliche Tragfähigkeit gewähren. — Die Bogen und Pfeiler geben dem ganzen Flügel eine schöne Zierde. Rechts vom Thurme sind noch 2 und links 5 Pfeiler wohl erhalten. Aus dem Glockenthurme führt nun oben erwähnter Gang, dessen Dach in leidlichem Zustand sich befindet, in einer Länge von 40 F. nach dem Endpuncte des Flü-

gels, welcher in einem herrlichen, runden Thurm besteht. Der Blick jedes Fremden weilt mit Wohlwollen auf dem ehrwürdigen Denkmal der Vorzeit, welches länger denn ein halbes Jahrtausend in seinen Grundvesten unerschütterlich dasteht. — Früher hatte der Thurm ein Zuckerhut-ähnliches Dach, welches durch den Brand in den Thurm hineinstürzte, indem die Sparren des Daches ihren Stützpunkt im Innern des Thurmes hatten. Ein Kranz von mehreren Fuß Höhe umgab das Dach. Der Kranz steht noch unversehrt und spottet den Flammen. Nach alter Art ist er mit Mönchen nnd Nonnen bedeckt, welche noch bis jetzt im besten Zustande sich befinden.

Der Thurm bildet in der Grundfläche ein Quadrat, dessen Seiten 37 F. sind, also einen Flächeninhalt von 1069 QF. gewähren. In dieser viereckigen Form steigt der Thurm ohngefähr 28 F. in die Höhe und nimmt dann eine runde Form an. Im Innern des untern Thurmtheiles ist ein Raum von 156¼ QF., so daß also die Ringmauer des Thurmes 12⅓ F. stark sich darstellt. Beim Eingange, der aus dem nördlichen Flügel in den untern Raum des Thurmes führt, bemerkt man zuerst die Spuren von 2 Kreuzgewölben, die 9—10 F. von einander getrennt waren. Unter ihnen soll noch ein Gewölbe gewesen sein, das also tief in die Erde hineinging und wahrscheinlich das alte Burgverließ bildete. Diese Gewölbe sind sämmtlich durch den Brand zerstört worden und jetzt mit Schutt ausgefüllt. Würde man diesen wegschaffen, was nicht einmal so sehr viel Kosten verursachen könnte, so würde man bis auf den Grund des Thurmes gelangen und die ungeheuersten Fundamente vorfinden.

Es geht hier die allgemeine Sage, daß aus einem der 4 Schloßkeller, ein unterirdischer Gang nach der, von der Stadt ⅛ Meile entfernt liegenden Burgmühle, führe. Trotz der mehrfachen sorgfältigsten Untersuchungen habe ich in den Kellern keine Spur davon an dem Mauerwerke entdecken können; eben so wenig auf dem Fußboden. Daß alle Burgen solche unterirdische Gänge hatten, die als Mittel zur Flucht u. s. w. dienten, ist bekannt. Es ist hier wohl möglich, daß gedachter Gang aus dem runden Thurme seinen Anfang nahm *).

*) In: A. Hagen's Beschreibung der Domkirche zu Königsberg heißt es S. 76: „Unterirdische, unter Flüssen weit abwärts führende, nunmehr aber ver-

Im Innern der Thurmmauern sind vier Treppen, welche muthwillig zerstört sind. Man konnte vermittels dieser Treppen von dem Souterrain bis unter das Dach gehen. Deutlich sind die Balkenlagen und Abtheilungen des Thurmraumes zu sehen. Alle diese Räume waren zur Zeit des hier existirenden Magazins mit Spiritus und Branntwein reichlich angefüllt, welche einen gewaltigen Brennstoff darboten. Es ist und bleibt höchst auffallend, daß dieser Thurm mit dem östlichen und südlichen Flügel zugleich brannte, während die beiden andern Flügel verschont blieben.

Der Thurm ist leer und man kann jetzt, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, auf den letzten innern Mauerabsatz kommen. Von da sind ohngefähr noch 15 F. bis zum äußersten Kranze. An dem Mauerwerke sind die Ziegel so sauber und rein, daß man glauben möchte, alles dieses sei nur erst seit kurzer Zeit emporgestiegen. Schade, daß dieser Thurm unbedacht und so ganz nutzlos dasteht. Einigen Thieren dient er wie andere Theile des Schlosses zum ungestörten Aufenthaltsorte, so beherbergt er eine ziemliche Menge Dohlen, C. Monedula. In früherer Zeit war Rössel berühmt oder vielmehr berüchtigt wegen der Tausenden dieser Thiere, die theils auf und in dem großen Thurme der katholischen Pfarrkirche, theils in den Thürmen des Schlosses ihre permanente Wohnung aufgeschlagen hatten. Nach der Reparatur des

schüttete Gänge werden in Deutschland an vielen Orten und in Preußen beinahe in jedem Ordensschlosse gezeigt. Seltener in alten, größeren Häusern. Das Lesgewangsche Stift, in dessen Stelle jetzt ein neues Postgebäude tritt, soll durch einen unterirdischen Gang mit dem Schloß in Verbindung gestanden haben. Hennig, Kurländische Sammlungen Seite 31. will Spuren von unterirdischen Gängen gesehen haben, „welche unter dem tiefen Bett des Pregel wegliefen.“ Die Sage von Schätzen, die hier verborgen lagen, mag Grund haben, namentlich in Kirchen. Die Treßkammern waren ehemals vermuthlich unter der Erde, in denen neben den heiligen Geräthen auch der Abendmahlswein aufgehoben wurde. Da die Geistlichen wahrscheinlich nie den Schlüssel zu dem unterirdischen Gange aus den Händen gaben, so bot sich dem wundergläubigen Volk ein bequemer Stoff dar, das Geheimnißvolle in allerlei Fabeln zu hüllen. In Jobst Beckmann's Bischofthum Lebuß liest man S. 17, daß sich in der Sakristei ein verborgener Gang befunden, der aus der Kirche unter der Erde bis in das nahe gelegene Capitelhaus führte, jetzo aber vermauert sey. Man weiß von keinem Beispiel in Deutschland oder Preußen, daß der Gang zur Flucht der Belagerten gedient habe. Die Red.

katholischen Kirchenthurmes, welche vor einigen Jahren statt fand, wurden alle Löcher zugemauert, so daß die Dohlen andere Stätten aufsuchen mußten. Nur ein kleiner Bestand jener großen Menge hat die Schloßthürme in Besitz genommen, wo man aber auch nach Möglichkeit bemüht ist, der Vermehrung Einhalt zu thun. Der Schade, den diese Vögel in Feldern und Gärten verursachen, ist nicht unbedeutend. Die Schleiereule, Strix flammea existirt in zwei Paaren im runden Thurme, welche, da man zu ihren Nestern durchaus nicht gelangen kann, ungestört in ihrem Domicil bleiben. Der Steinkauz St. noctua, ist hier nicht alle Jahre zu finden. Wie überall wird er auch hier von dem gemeinen Manne als ein Todesbote angesehn. Der Thurmfalke, Falco Tinunculus, war bis 1845 ein Stammgast des runden Thurmes, wo er jährlich brütete. Im vorigen Jahre zeigte er sich wohl, blieb aber nicht. Dieses Jahr kam er den 23. April an. Ob er auch dieses Jahr nisten wird, ist noch problematisch. Der Mauersegler, Cypselus, ist hier ziemlich häufig zn finden und macht vorzüglich gegen Abend an warmen Tagen viel Geschrei. Von Fledermäusen habe ich 3 Arten gefunden: Vespertilio auritus, V. murinus, V. Daubentonii. An warmen Frühlingsabenden sieht man diese Thiere häufig das Schloß umschwärmen. So wie sich aber die Schleiereule zeigt, verschwinden sie augenblicklich und kommen nicht eher zum Vorschein, als bis ihre Feindin nicht zu bemerken ist.

Bis zum Brande konnten alle Gewölbe und Etagen des runden Thurmes benutzt werden. Letzterer stand auch mit dem nördlichen Flügel in enger Verbindung, indem sich ein Gang über das ganze Gebäude hinzog. Im Jahre 1822 waren die beiden Seitenwände des Ganges noch vollständig da. Die Bedachung fehlte; die Höhe derselben ist noch deutlich am runden Thurme zu sehen. Ohne irgend einen besondern Zweck brach man die nördliche Seitenwand des Ganges weg und bildete, um das Ablaufen des Regenwassers zu befördern eine schiefe Fläche, die aber als ein Gegensatz zum alten Mauerwerk sich fast gänzlich aufgelöst hat. Die Zerstörung greift immer weiter um sich. Hier hatte die unermüdliche Natur einen kleinen Ebereschen- (vulgo Quitschen-) Wald gesäet, welcher schon versetzungsfähige Stämme lieferte.

Nach dem Brande wurde im nördlichen Flügel die Zucht-

haus-Inspektor-Wohnung und der Betsaal, Schul- und Rector-Wohnung angelegt.

Vor dem nördlichen Flügel des eigentlichen Schlosses ist ein 30 F. breiter Raum, der durch eine Mauer begrenzt war. Drei Thürme waren mit der Mauer verbunden. Sie sind auf dem ersten Blatte der v. Dohnaschen Darstellungen zu sehen. Man konnte auf der Mauer durch alle Außenthürme gehen. Die ehemaligen Thüren sind an den beiden noch stehenden Thürmen deutlich zu bemerken. Sämmtliche Außenthürme sind von halbrunder Gestalt. Der eine und zwar der größte wurde ohne allen Grund als mißfällig zerstört. Von diesem Thurme führte wieder eine 8 F. starke Mauer längs der westlichen Außenseite, zwischen dem Stadt- oder vielmehr Schloßgraben und dem Hauptschlosse, bis zu dem Eingangsthore, das, wie oben gesagt, zwei Thürmchen hatte und auf der v. Dohnaschen Zeichnung, No. 5. zu sehen ist. Die beiden noch übrig gebliebenen Außenthürme dienen zu wirthschaftlichen Zwecken. Der nördlichste Thurm war mit dem östlichen Hauptflügel mittels eines großen Bogens, auf welchem sich ein bedeckter Gang befand, verbunden. Der Bogen von 30 F. Spannung stand, ohne den Gang, noch 1822. Aber auch er mußte fallen, um einige Tausende der schönsten Ziegel zu liefern. Aus dem mittelsten Außenthurme ging ein Gang nach der unterhalb des Schlosses belegenen Jesuiterkirche. Hier lag auch das großartig gebaute Jesuiten-Collegium.

Von dem dritten Außenthurme, der, wie schon gesagt, abgebrochen wurde und die nordwestliche Ecke bildete, führte die oben erwähnte 8 F. starke Mauer. In der Mitte derselben, gerade dem Haupteingange des Schlosses gegenüber stand ein kleiner Thurm, der nur wenig stärker als die Mauer war und auf der fünften Zeichnung abgebildet ist. Diese wohl 12—15 F. hohe Mauer wurde gebrochen. Man fand hier viereckige Stellen von 3—4 F. Tiefe, die man, um Ziegel zu ersparen, mit Ziegelstücken und kleinen Feldsteinen ausgefüllt und dann mit flüssigem Kalk vergossen hatte. Ein solcher Cubus bildete eine sehr compacte Masse, welche den Abbrechenden viele Arbeit verursachte. Der Schloßgraben war so tief, daß man die Pferde darin schwemmen konnte. Durch den vielen Schutt, der durch den Stadtbrand entstand, wurde der Schloßgraben zugefüllt. Nachdem soviel Mauern

gefallen sind, ist das Schloß von der Stadtseite her ganz frei zu sehen. Der Platz, der dadurch gewonnen wurde, ist jetzt zweckmäßig durch Baumpflanzungen und Terrassen verschönert.

Rössel, Mai 1847.

Wilde Pferde in Preußen und Polen.

Der wilden Pferde wird, so weit mir bekannt ist, zuerst bei dem Jahre 1132 gedacht. Herzog Sobieslaw von Böhmen soll nämlich von einem glücklichen Kriegszuge aus Schlesien, außer anderer Beute eine Menge wilder Pferde mit sich genommen haben. Der Fortsetzer des böhmischen Chronisten Cosmar sagt bei dem bezeichneten Jahre: Interea dux Sobieslaus ... Poloniam cum exercitu suo ... intravit, totamque partem illius regionis quae Slansko vocatur penitus igne consumsit. Multos enim captivos cum innumera pecunia nec non indomitarum equarum greges non paucos inde secum abduxit. Vgl. Röpell Gesch. v. Polen. Bd. 1. S. 291. 292.

Auf den dänischen Inseln wird der wilden Pferde in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gedacht. S. Dahlmann Gesch. von Dänemark Bd. 1. S. 377. nach dem Erdbuch bei Langebek VII. 532.

Preuß in seiner Landes- u. Volkskunde Preußens S. 190. schreibt nach einer Mittheilung des Herrn Landstallmeisters von Burgsdorf: „Die heidnischen Preußen hatten nur wilde und diesen ähnliche gezähmte Pferde. Solche fand noch 1239 Otto von Braunschweig bei uns vor (?); auch geschieht ihrer im vierzehnten Jahrhundert bei Johannisburg Erwähnung."

Erasmus Stella, ein Schriftsteller, dessen naturhistorische Kenntnisse andere beurtheilen mögen, dem aber eine gewisse Sorgfalt in der Behandlung seines Stoffs nicht abzusprechen ist, schreibt 1510 in seinen preußischen Antiquitäten (Act. Bor. T. I. p. 121) Sunt et in ea regione greges ferorum equorum, quos Grae-

cia non vidit, nec Romanus, quapropter alio vocabulo nominari non possunt. Hi cicuribus equis omnino similes exstant, praeterquam quod dorso molliori sunt, ob id nec usui apti. Dicuntque ipsos nequaquam mansuescere posse. Carnibus ejus incolae etiam hodie vescuntur, quas non insuaves asserunt.

Simon Grunau, der zwischen 1516 und 1527 schrieb, und dessen historische Fictionen seinen auf einfacher Beobachtung der Gegenwart und der Umgebung beruhenden Mittheilungen nicht allen Werth entziehn können, erwähnt unter den Bewohnern der Wälder zuerst der wilden Pferde. Tract. I. Cap. 3. §. 2.

Mathias von Mechovia, dessen polnische Chronik 1521 herauskam, ein schlichter Erzähler, gedenkt der equi sylvatici in Polen. Lib. I. cap. 3.

Zwei Mandate des Herzogs Albrecht, in denen der wilden Pferde gedacht wird, eins an den Hauptmann zu Lyck vom 30. Juni 1543, das andere an den Amtmann zu Taplacken vom 29. Januar 1546, führt schon Bujack in seiner Geschichte des Preußischen Jagdwesens im Programm des Kgl. Friedrichscollegiums 1839. S. 8. Anm. 27. an.

Die letzten mir bekannten Notizen über die Waldpferde, als noch vorhandene, deren Fleisch genossen werde, sind von 1617 und 1644, in Joannis Antonii Magini Patavini, matheseos in almo Bononiensi gymnasio professoris geographia, 1617: Tom. II. p. 148. und im Novus Atlas, Amstelodami apud Joh. Janssonium 1644.

Dr. M. Töppen.

Ueber die Künstler

Anton Möller und Joachim Bering

und ihre Arbeiten.

Von A. Hagen.

(Fortsetzung.)

Als den Maler der unscheinbaren Gewölbbilder in der Schloßkirche in Königsberg, die wahrscheinlich 1604 ausgeführt sind, würde ich A. Möller bezeichnen. Da wo die Gurtreihen als Sterne an einanstoßen und wo sie sich über freistehenden oder Wandpfeilern vereinigen, zeigen sich Bilder grau in grau. Wenn es Scharfsinn erforderte, die schmalen, nach unten spitz zulaufenden Felder passend mit Figuren auszufüllen, so noch mehr, in ihnen Gegenstände von kirchlichem Inhalt so zusammenzustellen, daß die Anordnung der Bedeutung nach ein umfassendes Ganzes darstellt und dennoch, theilweis betrachtet, ein deutliches Verständniß zuläßt. Und dies Alles wurde um so schwieriger, als der ganz eigenthümliche Bau der Kirche weder Anfang und Ende noch Mitte zeigt. Vier Pfeiler in einer Reihe theilen die Kirche in zwei lange Hälften und sondern mit den Wandpfeilern das Gewölbe in zehn Quadrate ab *). Der bekannte v. Besser, der vor der ersten Königskrönung in Königsberg die nöthigen Vorrichtungen zu treffen hatte, gedenkt der abweichenden Form der Kirche mit den Worten: „Weilen der Altar nicht wie gewöhnlich am Ende der Kirche, sondern in der Mitte von der Länge der einen Seite gelegen, so gab es

*) Wer sich nicht in der Kirche befand, kann sich etwa durch die Lithographie von O. Herrmann nach Wohlgemut „Altar und Kanzel" die 1831 dem Erzbischof v. Borowski zu Ehren herausgegeben wurde, einen ungefähren Begriff von den Gewölbbildern machen. In jedem Quadrat sehen wir einen Mittelkreis von 12, vier Quadranten jeder von 4, vier Halbkreise dazwischen jeder von 3 Gewölbflächen. Oft sah der Maler sich in die Verlegenheit gesetzt, etwas mehr oder weniger zu geben, als er mogte. In den Ecken eines Quadrats sehen wir die Apostel. Da aber 16 statt 12 Gewölbflächen zu bemalen waren, so zog er zu den zwölf Aposteln noch den Barnabas, den h. Paulus u. s. w.

Mühe, den Ort der Salbung zu ordnen." Die Gestalt, in der wir jetzt die Kirche finden, empfing sie zwischen 1706—1710. Altar und Kanzel stehn gegen Osten, die Königsloge gegenüber mitten an der andern langen Seite gegen Westen und an der Querseite gegen Süden die Orgel. Die ehemalige Einrichtung läßt sich aus der Malerei nicht erkennen, jedoch wird der Altar nebst Orgel und Singechor die Ostseite eingenommen haben, denn im viereckigen östlichen Vorbau sehen wir in den Gewölbzwickeln nur singende und musizirende Engel mit Noten und allerlei Instrumenten und mitten im Gewölbe an den zusammenstoßenden Flächen die Zahlen $\frac{19}{04}$ d. h. 1604. Um uns bei den übrigen Bildern in den Ideengang des Malers zu finden, haben wir von dem Ungehörigen abzusehen, wodurch eine verstandlose, ungeschickte Restauration sich hier vielfach versündigte *).

Nach der Reihe wird in den Quadraten die Geschichte der biblisch allegorischen Vorstellungen fortgeführt und es stehen auch die einander gegenüber befindlichen in bedeutsamer Verbindung. Das alte und neue Testament, jenes in Beziehung zu diesem, wird in seinen Hauptmomenten vor uns aufgerollt, bisweilen in parallelisirender Darstellung. Einzelnen Fingerzeigen in der Bibel folgend, glaubten die Maler alle Erzählungen des alten Testaments als nicht mehr denn Prophezeihungen zu betrachten, die

*) Dem Maler im 18. Jahrhundert war es bequemer, Arabeskenstreifen und Ornamente anzubringen, als die erloschenen Figuren zu erneuern, bequemer nach Kupferstichen Unpassendes zur Ausfüllung zu malen, als das Tableau einer wohlbedachten Erfindung wieder vor Augen zu stellen. Merkwürdig ist es, daß man in der 1592 erbauten Kirche eine Reihe von Heiligen postirte mit übergeschriebenen, oft befremdenden, Namen wie S. Blandina, S. Regina. In der Nähe der Königsloge wurde wohl mehreres überstrichen, um mit höfelnder Aufmerksamkeit die Vorstellungen einem vornehmen Gesichtskreis anzunähern, so sieht man neben der „Veritas, Justicia" u. s. w. allerlei Wappen nnd die Emblème alles dessen, was den Thron stützt „Lex, Fortitudo" u. s. w. neben Judas Maccabäus, David u. a. Die Uebersicht des reichen Bilderschmucks wird dadurch sehr erschwert, daß einzelne Theile durch die Errichtung der Königsloge und der Orgel verdeckt sind. Als 1840 das Gewölbe berüstet war, konnte man allein das Einzelne seinem Werthe nach würdigen. Von den Chören aus gesehen, entgeht dem schärfsten Auge vieles. Mögte die für innere Kirchen-Renovirung stets offen stehende Kalkgrube noch lange nicht die Bilder verschlingen, die bei ihrer Unscheinbarkeit niemanden Anstoß geben können.

sich im neuen erfüllten. Da die Heiligen nicht mehr galten so nahmen neben den biblischen Gegenständen allegorische Gestalten eine Stelle ein. So ist das fern Liegende in Berührung gebracht, das Wahre und Erfundene an einander gereiht.

Als Anfang haben wir diejenigen Vorstellungen (zunächst dem ehemaligen Fürstensitz) anzusehn, welche uns lehren, wie der Tod, der durch den Sündenfall in die Welt kam, sich überwunden sieht, seitdem uns die Liebe in Christo geboren ward; als Mitte diejenigen, welche Beispiele aus dem alten Bunde enthalten, die in den neuen sich als wahr erfüllen; als Schluß endlich diejenigen, die uns Himmel und Hölle vorführen.

In dem nordwestlichen Quadrat, welches der Maler als das erste angesehen wissen wollte, wird die Schöpfung der Welt, die Geburt Adams, die der Eva und den Sündenfall enthalten haben. Nur die letzte Vorstellung ist vorhanden, fast unberührt von der Hand des Restauators. Im Gegensatz sehen wir daneben im nordöstlichen Quadrat die Verkündigung, die Geburt Christi, die Anbetung der Könige. Nach hergebrachter Weise grenzt die Verkündigung an den Sündenfall. Dem Zufälligen oft inhaltsvolle Bedeutsamkeit unterschiebend meinte man im 13. Jahrhundert, daß wie Ave der rückwärts gelesene Name Eva sey, durch das Ave die Schuld der Eva in Heil verkehrt werde. In dem Quadrat nördlich von der Königsloge sind als parallesirende Vorstellungen die Aufrichtung der ehernen Schlange nnd Christus am Kreuz, Jonas, der dem Wallfischbauch entrinnt, und der wunderbare Fischzug. Vielleicht daß das ans-Licht-ziehn, nachdem die Jünger vergeblich „die ganze Nacht gearbeitet" als eine Bezeichnung der Auferstehung gelten soll. Im Quadrat, das halb von der Königsloge verdeckt wird, befinden sich die Propheten. Im Quadrat südlich von der Königsloge sind die ruhmwürdigen Männer des A. T. Im südwestlichen Quadrat ist die Erlangung des Himmelreichs unter dem Bilde der klugen und thörichten Jungfrau dargestellt. Im südöstlichen Quadrat zur Seite sind die ruhmwürdigen Frauen des A. T. und die Werke der Barmherzigkeit. Wie dort beim Bräutigam an Christus gedacht wurde, so beziehn sich nach der Bibel diese unmittelbar auf ihn. Im Quadrat südlich vom Altar befinden sich die vier Evangelisten zwischen Glauben, Gerechtigkeit u. s. w. und in der Mitte wird das Gesetz re-

präsentirt durch Moses, Abraham, Noa. Zur Seite stehen passend die ruhmwürdigen Männer des A. T. David, Gideon, Judas Maccabäus, das Quadrat vor dem Altar zeigt in den Ecken die Apostel und dazwischen Engel mit den Passionswerkzeugen und in der Mitte den auf Wolken thronenden Christus als Richter neben den Erwählten. Zur Seite befinden sich die Propheten. Im Quadrat nördlich vom Altar ist die Hölle dargestellt, die Sünden als allegorische Gestalten und Männer, die vom Glauben abgefallen sind, wie Absalon, Judas Ischarioth.

Mehr als die Liebe zu allegorischen Figuren, die sich in der reichen Composition kund giebt, die Eigenthümlichkeit, durch beigeschriebene Namen das Verständniß zu erleichtern, ist es die Art der Auffassung und einzelne Bildungen, die uns lebhaft an A. Möller oder einen geistesverwandten Zeitgenossen erinnert. Besonders gelungen ist das sich dem Genre Annähernde wie die klugen und thörichten Jungfrauen, von denen eine der letzteren sagt: „Gebt uns Oel in unsre Koppen." Er malte in dieser Vorstellung nicht sie allein, sondern auch den Krämer, an den die Thörichten verwiesen werden; als Spezereihändler und Apotheker sitzt er da und verschafft durch ausgelegte Diplome seinen Flaschen Abnahme. Treffliche Gruppen, so eng und beschränkt auch die Bildflächen sind, bieten die Werke der Barmherzigkeit dar. In dem Kreise, der den Himmel darstellt, sehen wir unter den Beseligten Eva als ein nacktes Weib und daneben Adam, einen bärtigen Mann mit der Kopfbinde. Adam und Eva enthält so auch das beschriebene Altarblatt mit dem jüngsten Gericht, auf dessen Rückseite die sechs Werke der Barmherzigkeit grau in grau abgebildet sind. Der Maler bewährt sich als ein Meister in allegorischen Figuren. Die Fides tritt in plastischer Größe hervor.

Eine Sammlung Danziger Frauentrachten, die A. Möller herausgegeben, bestimmt mich zunächst, ihn neben einen andern Künstler zu stellen, der zu gleicher Zeit uns durch sein Hauptwerk mit den Königsberger Frauentrachten bekannt macht. Er heißt Joachim (Joch.) Bering (Beringk) und war aus Barth bei Stralsund gebürtig. Im Sommer 1605 bezog er die Univer-

sität in Königsberg *). Er lebte darauf als Bürger im Kneiphof und lieferte künstlerische Arbeiten, deren Entstehung nicht über das erste Viertel des 17. Jahrhunderts hinausgeht.

Sein Hauptwerk ist der große Plan von Königsberg, dessen unterer Rand zur Darstellung von Königsbergerinnen verschiedener Stände und verschiedenen Berufs benutzt worden ist. Die Ueberschrift ist: Eigentlicher Abriss Vndt Contrafactur Der Weit Berumteu Churfürstlichen Sehe Stadt Königsperg In Preussen Wie Die Selbe Anno 1613 Mit Allen Vorstedten Erbauwet Gewesen. Die Karte ist dem Herzog Johann Sigismund gewidmet, dessen Medaillon über der Abbildung des Schloßgebäudes gesetzt ist mit der Randschrift: Pote Prin Dn Johan Sigismun Elect Dux Prussie Juli Clivi Mont E. E. Unten hat sich der Künstler gezeichnet Joch. Bering iuven et excud. Er hat sich durch die radirte Karte, ohne den weißen Rand 4 F. 3 Z. 8 L. lang und 2 F. 6 Z. 4 L. hoch, ein seltenes Denkmal gestiftet, denn kaum mögte eine andere Stadt in so früher Zeit und von solcher Größe und Ausführlichkeit ähnliches aufzuweisen haben. Sie ist, so viel man weiß, nur in einem Exemplar vorhanden und ging aus dem Besitz des Geh. Regierungsbaurath Müller, der sie auf der hiesigen General-Aukzion gekauft haben soll, in den des Schloß-Bauinspectors Schulz über ***). Mit Umsicht und Scharfsinn ist die Stadt mit den kleinsten Einzelheiten so in Vogelperspektive gebracht, daß kein bemerkenswerthes Gebäude durch ein anderes gedeckt wird, daß man sich ohne die unvermeidlichen, sich einander ausgleichenden Fehler zu bemerken, bequem in den Straßen findet und wenigstens durch vorragende Thürme und Giebel auf die bedeutungsvollern Punkte geleitet wird.

*) In der **Matricula academiae Regiomontanae** finden wir, daß er unter dem Rectorat des Prof. Joachim Cimbarsus in die Zahl der Studirenden aufgenommen ist. **Anno 1605 per semetre aestivum 5 Iuni Ioachimus Bering Bardensis-Pemeranus.** Er erlegte an Einschreibgebühren 10 G., die andern mit ihm Aufgenommenen nur 8 bis 9 G.

**) Eine gelungene Durchzeichnung wurde von demselben der Prussia verehrt N P P B. Bd. 1. S. 79. Eine lithographische Abbildung vom Schloß und der nächsten Umgebung, die in Fol. erschienen, war für Voigts Preußische Geschichte bestimmt, wurde aber als ein verfehltes Blatt dem Werke nicht beigegeben.

Bering besaß, wie die Arbeit es darthut, ungleich mehr malerisches Gefühl als Fertigkeit im Zeichnen und Radiren.

Die Karte ist um so wichtiger, als sie uns den Bestand der Stadt, die bei den häufigen, umfassenden Bränden sich trostlos neu gestaltete, gerade in der Periode zeigt, da sie während 180 Jahre bis 1759 vom Feuerlärm entwöhnt war und uns also eine weniger vorübergehende Erscheinung darbietet als später. Wir können den Beringschen Plan mit der verkleinerten, aber erweiterten und theilweis veränderten Copie in Zeiler Topographia Prussiae von 1652 vergleichen, ferner mit einer perspektivischen Ansicht gleichfalls vom J. 1652, die sich auf dem Magistrat in einer Copie von Harvard vom J. 1793 erhalten hat. Der Lilienthalsche Plan, der in einer zweiten Auflage 1764, in welchem Jahr das Feuer 320 Häuser ein Rathhaus und vier Kirchen verzehrte, trägt zur Ergänzung wenig bei *).

Bering weiht uns durch seine topographische Darstellung in das damalige Treiben der Stadt ein, ja man könnte sagen in die Häuslichkeit, da er ohne Verkürzung des Großen das Nebensächliche mit sichtbarer Liebe uns vorführt. Er leistet hierin ungleich mehr als der Prädicant Miraw in seiner poetischen Beschreibung „Vom Ursprung und Herrlichkeit des Churfürstlichen schönen Schlosses in Königsberg" die er gleichzeitig 1608 abfaßte und darin sich über allerlei wichtige Gebäude und Anstalten vernehmen läßt. Sie befindet sich handschriftlich im geheimen Archiv.

Auf dem Plan sehen wir die drei Städte mit ihren Kirchen durch Mauern von einander getrennt mit einer großen Zahl von Thürmen und Thoren. Von den vielen abgetragenen bewahrt noch der Name Kreuz- und Krenchenthor das Andenken des Ortes, wo dieselben gelegen waren **). Ueber den neuen Pregel

*) Regiomonti accuratissima delineatio e Musaeo Lilienthaliano, Accurante Chr. Reimero Geometra Regio. W. Philipp Kilian sculpsit. In großem Bogenformat.

**) Die Namen der Thürme wechselten oft. So finden wir auf dem Lilienthalschen Plan einen „Pfeiffenthurm" der bei Bering nicht vorkommt. Blauer Thurm heißt derjenige Thurm, der neben dem knelphöfischen Gemein-Garten stand. Ein Thurm zwischen dem schiefen Berg und der Tuchmacherstraße war das Narrenthor. Merkwürdig ist es, daß der löbenichtsche neue Thurm zu seiner Zeit schon mit dem entstellenden Satteldach bedeckt war.

führten zwei Brücken, die von beiden Seiten mit Kaufläden versehen sind. Die grüne Brücke (hier Langgassenbrücke genannt) hat durch die Säulen, die in der Mitte zum Aufziehen des Joches dienen, ein eigenthümliches Ansehn. Wenn wir in diesen Blättern von dem erbärmlichen Zustand der Junkerstraße lasen *), so lehrt uns Bering, daß sie auch zu seiner Zeit nicht vollständig gepflastert war, indem wir längs dem Schloßteich einen für Fußgänger abgrenzten Damm wahrnehmen, der gegen eindringende Reiter durch einen so genannten Quengel abgeschlossen ist. Nicht weit davon erblicken wir das Lesgewangsche Stift mit dem vorspringenden Treppenthurm **) und davor die Terrassen des Gartens, die jetzt sammt dem Gebäude mit dem Posthausplatz nivellirt werden. Auf den Werften neben der Klapperwiese (Klappholzwiesen) wird fleißig gearbeitet. Wir bekommen eine anschauliche Vorstellung von dem Löbenichtschen Hospital vor 1764 und von den Gebäuden, die sich neben dem altstädtschen Dom erhoben. Wie die Thurmspitze des grünen Thors (Langassenthors) sich in seiner Ursprünglichkeit erhalten hat, so nicht weniger andere häufigen Reparaturen unterworfene, Holzbaue, z. B. der Gang an der Südseite des Schloßplatzes mit den niedrigen Baulichkeiten, die das Blutgericht einnimmt. Die Genauigkeit ist oft höchst überraschend. Mancher Königsberger wird die Entengasse nicht zu finden wissen, die wir hier gezeichnet sehn. Auf dem Kupferstich der Huldigung vom J. 1663 fällt es auf, daß ein Mann aus dem Treppenthurm ***) in der südöstlichen Ecke des Schloßplatzes zu ebener Erde hervortritt. Bering zeigt uns, daß der jetzige Eingang von dem ehemaligen sich wesentlich unterschied und daß der Kupferstecher noch diesen kannte. Miraw sieht auf dem „Haberthurm," dem achtseitigen Eckthurm des Schlosses einen goldenen Engel und wir finden ihn auf unserem Plan. So richtig als die Seejungfer als Wetterfahne auf der Domkirche, das Schiff auf der abgetragenen altstädtschen Kirche ist, wird es auf dem Krahn auf dem Lizent der Kranich seyn im Vergleich

*) Bd. III. S. 504.

**) Auf der Ansicht von 1652 finden wir das Treppenthürmchen mit einer stattlichern Spitze geziert, als auf dem Plan von 1613.

***) Auf ihm entdeckt man die Jahrzahl 1649, die also wohl nur die Zeit einer Wiederherstellung angiebt.

zu dem Namen und der Beschaffenheit des Baus, der mit langem Schnabel die Beute aus dem Wasser hervorzieht.

Wir haben zu bedauern, daß das zu kurze und unvollständige Namensverzeichniß mit geringer Sorgfalt gefertigt ist. Schließlich bemerke ich, daß hier als Randverzierung die Gerechtigkeit und der Glaube dem Adler, mit dem S auf der Brust, eine Krone aufsetzen, daß ein Preuße und ein Pole die Schildhalter sind, die an schweren Ketten die überwundene, geharnischte Zwietracht halten und daß diese niedergebeugt die Registertafel trägt.

Verdienstlich wäre es, einzelne alte Benennungen, wo es mit Sicherheit geschehen kann, wiederherzustellen und so den hierin fahrläßigen Bering zu verbessern.

Auch das zweite Werk Berings, eine Folge mittelmäßiger Kupferstiche, ist dem genannten Kurfürsten zugeeignet und existirt auch wohl nur einmal und zwar in einem unvollständigen und zerrissenen Exemplar, das durch den zweimaligen Einband (den letzten vom Jahr „1696") gelitten hat. Es befindet sich in der v. Wallenrodtschen Bibliothek. W. 155. Niemand wußte von dem Buch, als auf sein Daseyn das Verzeichniß der hiesigen General-Aukzion 1821 führte, durch welches eine Anzahl Kupferplatten von J. Bering „das Portrait des blöden Herrn Albrecht Friedrich, der Leichenzug desselben" u. s. w. ausgeboten wurde. Ein Briefwechsel zur Ermittlung der Kupferplatten — derjenige, der sie für 25 Thlr. gekauft hatte, ist bereits gestorben und seine Angehörigen befinden sich im Auslande — führte zu keinem Ergebniß.

Das Buch führt den Titel: „Processus Welcher gestalt der Durchlauchtigste Hochgeborne Fürst und Herr, Albrecht Fridrich, Marggraff zu Brandenburg u. s. w. Nachdem Er den 28 Augusti Anno 1618 zwischen 12 und 1 Uhr in der Nacht, zu Fischhausen verschieden den 6. Februarii (sic) 1619 in wahrer Erkenntniß und Anruffung Jesu Christi seeliglich in die Kneiphöffische Thumkirchen zu seinen Hochlöblichen in Gott ruhenden Eltern mit Fürstlichem Comitat und Ceremonien ist gebracht worden. In Kupfer verfertigt, dem Fürsten und Herrn Herrn Johann Sigismundt Marggraffen zu Brandenburg u. s. w. meinem gnädigsten Herrn unter-

thänigst offerirt von Joachim Beringk Bürgern der Churfürstlichen Stadt Kneiphoff Königsberg."

Auf einem vorn stehenden geschriebenen Blatt (etwa Abschrift eines gedruckten?) wird erzählt, daß die Leiche Albrecht Friedrichs in der schwarz bekleideten Schloßkapelle (Kirche auf dem Hause) ausgestellt gewesen und nach der Leichenpredigt mit 8 bekleideten Pferden 4. Febr. 1619 nach Königsberg geführt sey. Am folgenden Tage (wie man weiter liest) empfing sie der Kurfürst in Spittelhof („Spitalhof"). Den Zug vermehrte bei der polnischen Kirche die altstädtsche und löbenichtsche Schule und unter großem Gefolge ward sie durch die Junkerstraße nach dem Schloß geleitet wo am Schloßthor die Kurfürstin mit vielen Frauen in die Prozession eintrat. In der Schloßkirche ward darauf neben dem Sarge eine zweite Predigt gehalten. Am folgenden Tage nach einem dem Adel, der Universität, der Geistlichkeit und dem Rath gegebenen Leichenschmause ward der Sarg nach der Domkirche gebracht und hier eine dritte Predigt gehalten. Die Feierlichkeit dauerte bis 7 Uhr Abends. Ihr Ende erreichten die Trauer-Ceremonien erst am 7. Juli 1619, nachdem auch die verwittwete Kurfürstin die ewige Ruhestätte gefunden *).

Das erste Bild stellt den Verblichenen im Sarge dar, an dessen Deckel Crucifix, Wappen und Inschriften prangen. In der Beschreibung ist von einem mit Perlen geschmückten Nelkenstrauß („Räuchpüschlin") die Rede, dieses vermißt man in der Hand des kostbar costümirten Todten. Auf der Brust des Sammetgewandes, das ihn mumienartig umhüllt, entdeckt man in einem reichen Schmuck von Edelsteinen I. H. S. Das erste größere Kupfer, allein mit dem Namen des Stechers bezeichnet, ist das beste und dürfte allein von Bering herrühren. Die andern colorirten, 33 an der Zahl, auf denen Gruppen des Trauerzuges abgebildet sind, die Lehrer und Zöglinge der Schulen, Studenten, Geistliche, Musikanten, Fahnen mit verschiedenen Wappen und daneben Rosse, die von Adlichen geleitet werden, Adliche, die den Sarg tragen, die Frauenzimmer u. s. w. Die Blätter in Quer-Fol. sind als Kupferstiche werthlos. Das Handwerksmäßige vertritt überall der Kunst den Weg.

*) Dem Herzoge sollte ein Denkmal von schwarzem und weißem Marmor in der Domkirche errichtet werden. Hagen Beschreib. der Domk. Seite 196.

Bisweilen ist dieselbe Platte zweimal benutzt und nur durch eine andere untergedruckte Erklärung zu einer andern Vorstellung gestempelt.

Das Interessante besteht allein in dem Costüm. Alles ist schwarz in dem Zug, selbst die Soldaten, die die Hellebarden mit der Spitze nach unten und die Hakenbüchsen mit der Kolbe auf der Schulter tragen, selbst die Musikanten, die schwarz gestrichene Posaunen führen, mit Ausnahme der Frauen, die über dem schwarzen Rock dergestalt in weiße Trauergewänder eingewickelt sind, daß jede Form verschwindet. Je vornehmer sie auftreten, desto weniger ist von ihnen zu sehen und nur bei den Töchtern des Landadels ist zwischen Haube und Mundtuch etwas von den Augen zu entdecken. Das Verschleierungs-Princip gilt auch bei den Männern, denn der Flor, der über den schwarzen Mantel hinten von der Hutkrämpe herabwallt, fällt gleichmäßig auch über das Gesicht bei denjenigen, die hohe Würden bekleiden. So zeigen sich die Fürsten, die dem ihnen vorgetragenen Kurschwert folgen, so die Marschälle, die zu Seiten der Kurfürstin und deren Töchter gehn, so die Adlichen, die zunächst dem Sarge schreiten, ebenso die, welche die schwarzen Fahnen mit den Wappen der kurfürstlichen Länder tragen und endlich die, welche die schwarz verhängten mit demselben Wappen gezierten Pferde leiten. In den monotonen Trauerzug in welchem man nicht die Geistlichen von den Laien, nicht die Soldaten von den Bürgern unterscheidet, bringt Abwechslung der Reiter, der der Landesfahne folgt. Ein kurfürstlicher Landesjunker im blinkenden Harnisch mit geschlossenem Helm sitzt auf dem bunt ausstaffirten Leibroß des Verstorbenen.

Die gedruckten Unterschriften machen uns zum größern Theil mit den Namen derjenigen bekannt, die bei dem Leichengepränge betheiligt waren. Ueber die Figur des einen Geistlichen ist S. Zieglerus geschrieben, als wenn der Künstler bei den Einzelnen an Portrait-Aehnlichkeit gedacht hätte. Davon ist nach dem früher Gesagten nichts wahrzunehmen.

Die Danziger Frauentrachten von A. Möller, 20 Holzschnitte, erschienen unter folgendem Titel: „Omnium statuum foemini sexus ornatus et usitati habitus Gedanenses ad oculos po-

siti et divulgati ab Antonio Moellero ibidem pictore. Anno Salutis 1601 die 4 Juni" im Verlage von Jacob Rhodo in Danzig. Auch diese Sammlung ist als eine mittelmäßige Leistung zu bezeichnen. Die Figuren sind allerdings charakteristisch und die vornehme Jungfrau in der nonnenmäßigen Vermummung nimmt sich nicht minder ungeschickt aus als die stämmige Bauermagd, welche (facta equa, wie die Ueberschrift besagt) Tonnen auf der Karre zieht, der Bräutigam, der in eingelerntem, pantomimischem Tanz die ängstlich verschämte Braut zu necken scheint, ist nicht minder gut gezeichnet als die Zusammenstellung der häßlichen Gemüseverkäuferin mit der jüngern Obstfrau und dem Milchmädchen. Im Ganzen sind aber die Darstellungen ermüdend und das lokale Interesse — das durch eine Vergleichung mit den Danziger Kleiderordnungen sehr gewinnen würde — muß das künstlerische übertragen. Zum Theil trifft wohl die Schuld den unbekannten Formschneider, der treu, aber handwerksmäßig zu Werke ging. Muthmaaßliche Farbenskizzen zu den Vorstellungen auf runden Oelgemälden *) befinden sich in Danzig, die aber noch weniger bedeuten als die Holzschnitte, indem diese die Zeichnung bestimmter wiedergeben. Auf der Mehrzahl der Blätter ist das Monogramm A. Möllers und auf einigen das des Formschneiders, neben einem Schnitzmesser die verbundenen Buchstaben DVF **). Ein Blatt hat die Jahrzahl 1600.

*) Aus einem gefälligen Schreiben sey es erlaubt, folgendes mitzutheilen: „Auf der hiesigen Stadtbibliothek wurden 8 kreisrunde Bilder, auf Holz gemalt, etwa 10 Zoll im Durchmesser, sobald meine Abhandlung erschienen war, von Mehreren für die Originale oder Copien von eben so vielen Holzschnitten aus den Danziger Trachten erkannt. Sie entsprechen den Nummern 2. 4. 5. 8. 10. 11. 17. 20 und haben um die Figuren landschaftliche Umgebungen oder Ansichten von Häusern. Auf die Rückseite aller ist die Ueber- und Unterschrift der Holzschnitte mit der Feder ziemlich roh eingeschrieben. Die Bilder sind in Betreff der Zeichnung und Auffassung schlechter als die Holzschnitte. Herr Prof. Schultz, welcher die Gefälligkeit hatte, mich bei der Vergleichung zu unterstützen, hält die Bilder, die durch Restauration und starkes Ueberfirnissen sehr gelitten haben, für die Skizzen oder vorgängigen Studien A. Möllers, nach welchen derselbe die Holzplatten anfertigte, und meint, daß er auf den Platten mit größerer Selbstständigkeit seinen künstlerischen Intentionen folgte, Das Monogramm A. Möllers ist auf den Bildern nirgends sichtbar.

Danzig 7. Okt. 1847. Th. Hirsch."

**) In Brulliot a. a. O. Bd. I. S. 77 wird die Sammlung (suite de

Vielleicht sollte das Werk dem ersten Gedanken nach eine Zusammenstellung der ehemaligen und der herrschenden Trachten enthalten, denn es wird eröffnet mit zwei solchen Blättern der Sponsa in habitu antiquo und der Sponsa habitu jam usitato.

Da dieser Vergleich uns nicht gestattet ist, so möge hier ein anderer als statthaft erachtet werden, nämlich zwischen Danziger und Königsberger Frauentrachten im Anfange des 17. Jahrhunderts. Es ist oben bemerkt worden, daß J. Bering auf seinem Stadtplane unten einen Streif anwandte zur Abbildung von Königsberger Frauen. Daß er in ihnen ein Seitenstuck zu den Danziger Frauen von A. Möller liefern wollte, erleidet keinen Zweifel, indem er sie nach denselben lateinischen Ueberschriften ordnete *), wenn er für sie auch neue Stellungen und ein größeres Format wählte. Wahrscheinlich enthielt ursprünglich ein oberer Streif des Stadtplanes gleichfalls Frauentrachten, denn die vorhandenen sind durchaus unvollständig. Es sind neun Gruppen, bei A. Möller zwanzig. Man sieht die Brautjungfern und vermißt die Braut.

20 pièces) angeführt als von einem anonymen Künstler in Holz geschnitten, dessen Monogramm No. 1542 nachgebildet ist. Gegen die Annahme N P P B. IV. S. 239, daß Möller zugleich Formschneider gewesen, spricht das mit dem Monogramm verbundene Schnitzmesser, das, so viel ich weiß, nie vom Maler, der seine Erfindung selbst in Holz schneidet, gebraucht wird und stets auf die Theilnahme eines zweiten Künstlers hindeutet. Da in dem Monogramm zwischen D und F noch ein dritter Buchstabe steht, so ist die Deutung Dantisci fecit nicht ausreichend. — Zur Bestätigung dessen, daß die Sammlung zweimal ausgegeben, bemerke ich, daß das dort verzeichnete erste Blatt das Monogramm des Malers zeigt, das mir vorliegende dagegen nicht. Nur 10 Blätter besitzt die hiesige Stadtbibliothek, Bildwerke Vol. 16. S. 23. Diese sind übermäßig beschnitten, so daß ich über das Uebereinstimmende der Signaturen nicht zu entscheiden vermag, indem sich allein (ich behalte die gewählte Reihenfolge bei) auf Bl. 7 ein Rest vom E, auf Bl. 11 vom F. erhalten, welche also mit denen in jenem Exemplar gleich sind.

*) Nämlich; 1. Matronae contionem adeuntes (bei A. Möller Nr. 19. „Frawen zur Kirche gehendt"). 2. Matronae nuptiales (No. 9. „Die Hochzeit Frawen"). 3. Matronae viduae (Nr. 4. „Die Wittwen") 4. Matronae plebejae obsonantes (Nr. 10 „Gemeine Handwerks Frawen"). 5. Mulieres internuntiae (Nr. 3. „Umbitter-Weiber"). 6. Virgines nuptiales (Nr. 7.). 7. Virgines domesticae (Nr. 13. „Jungfrawen im Hauß." 8. Famulae domesticae (Nr. 11. „Dienstmägde.") 9. Ancillae suburbanae (Nr. 16.)

Kaum würden von Bering spazieren gehende Jungfrauen und Matronen, Ammen und Kinderfrauen, Fischweiber und Brauhelfer-Mägde übergangen seyn.

Man interessirte sich bei dem überhand nehmenden Luxus in den Kleidungen damals besonders für die Frauentrachten verschiedener Städte, die nach vorgeschriebener Regel bei den mannichfaltigsten Vorkommnissen gemäß dem Stand und Rang gewählt wurden. Zuerst gab Jost Amman die Frauentrachten Frankfurts in seinem Gynaeceum 1586 heraus. Bekannt ist eine Sammlung Augsburger Trachten, meist von Frauen, in der die Frau drs Pfarrherrn von der des Doctors nach der Kleidung, die sie bei diesem oder jenem Anlaß anzulegen hatte, sich unterscheidet. Ein Paar Reime geben das Nähere an. Von der Braut heißt es: „Ein Jungfraw anders ist gekleidt. Mit dem krönlein geht zur Hochzeit."

Das erste Blatt der A. Möllerschen Trachten zeigt die Braut zwischen zwei Brautjungfern, die stets wie sie gekleidet sind, nach dem Muster einer Madonna auf den Werken deutscher Maler. Ein ärmelloser, mit Pelzstreifen besetzter Mantel in langen schweren Falten fließt, oben durch ein Brillantschloß zusammengehalten, von den Schultern herab. Das aufgelöste reiche Haar wallt über ihn hernieder, welches allein auf dem Wirbel durch eine Krone befestigt ist. Merkwürdig ist es, daß unter dem Mantel über dem purpurnen Kleide die Schürze vorschimmert. Die Schürze erhielt sich auch später in Ehren. Ihrer schämen sich nicht die Brautjungfern, die guten Frauen und die Schönen auf Spaziergängen, wie dies uns A. Möller und J. Bering zeigen.

Bei der „Itzigen Brauttracht" ist das Haar aufgenommen und wie bei vielen antiken Statuen zeigt sich oben eine Flechte als Büschel und zwar über einem Diadem, das von Perlen und goldnen Berlocken stralt. Der Kopfputz ist aber der Braut nicht eigenthümlich und nach den vorliegenden Blättern tragen ähnliches die „Jungfraun im Hause," wenn sie ausgehn und bei festlichen Begebenheiten auftreten. Bei den spazierenden Jungfrauen (Nr. 8.) verdekt das Strohhütchen, in dessen Kopföffnung nur gerade der Haarbüschel paßt, nicht das Diadem, das bis zum Ohr herabgeht. Die Anlegung desselben verbietet allein feierlicher Ernst oder Trauer. Ein weißer Kragen (Koller) umzirkt scheibenartig den Hals der Braut. Er gehört zur allgemeineren Tracht und wird

nur bei den trauernden Jungfrauen (Nr. 17) vermißt. Den Koller tragen sogar die Dienstmägde (Nr. 11.) und das Milchmädchen (Nr. 16.) So ist es nicht die Braut allein mit dem weiten schwarzen Mantel angethan, der, wahrscheinlich von Taft, (der Schnitt ist bei den Betenden Nr. 14 deutlich wahrzunehmen) wie ein Sack unförmlich die Figur verhüllt.

Der Legationssekretair Ogier, der 1635 nach eigenen Beobachtungen Danzig und seine Sitten beschreibt, verwunderte sich über solchen Anzug und sagt von den Frauen: „sie schritten fast in der Gestalt der Doctoren der Sorbonne einher, wenn diese sich in ihre Pelze hüllen" *).

Bei J. Bering haben sich die Brautjungfern geschmackvoller ausgeputzt. Das Diadem und der gesteifte weiße Koller ist hier wie dort, der Mantel ist aber ein seidener sogenannter „Mantelrock" geworden mit einem Mantelkragen, unter dem die züchtigen Jungfern die Hände verbergen. Bei der einen ist er mit drei farbigen Borten eingefaßt. Diese Strifen scheinen wie die Purpurstreifen der römischen Toga die Bedeutung der Vornehmheit einzuschließen und kommen bei den Jungfrauen und Matronen beinahe durchgängig vor. In A. Möllers jüngstem Gericht stimmt damit der Staat überein, den er einer der Frauen gab, die die Superbia darstellen. Wir nehmen gewöhnlich am Kleide vier, und am Mantelkragen drei wahr. Eine Ausnahme macht bei J. Bering eine Matrona plebeja eine Bürgersfrau, die auf dem Markt selbst Einkäufe macht und, was wohl sonst nicht als der Schicklichkeit gemäß gegolten haben mag, sich das Kleid aufhebt, ferner eine Dienstmagd, bei dieser und jener finden wir aber am Kleide nur drei Streifen, die wir uns außerdem wohl von anderer Farbe zu denken haben.

Die ringsum mit Pelz verbrämte Kappe ist, soweit ich dies aus J. Berings Figuren ersehe, das Abzeichen der Matrone ohne Rücksicht der Standesverschiedenheit. Eine Ausnahme machen die Matronae nuptiales, die sogenannten guten Frauen, die in einer mehr der Braut entsprechenden Tracht einhergehn.

Ogier bemerkt: „Nacken und Hals sind so bebunden, daß man

*) Löschin Beiträge Heft II. Nr. 40. daselbst lesen wir: „An der Mütze, welche mit Pelz gefüttert ist, tragen sie Perlen und kleine goldene Berlocken."

glauben sollte, die Leute seyen krank." Die sorgsame Verhüllung bei den vornehmen Frauen geht soweit, daß Arme und Hände unter dem Mantel oder Mantelkragen versteckt gehalten werden. Wenn dies nicht möglich ist, so giebt sich in dem Halten eines, mit Troddeln versehenen Taschentuchs Verlegenheit zu erkennen. Aermellose Kleider sind nur bei den geringeren Klassen sichtbar. Ebenso erkennt man den Grad der Vornehmheit an der Länge der Kleider. Kaum treten bei einzelnen Frauen die Fußspitzen hervor. Nur der Schreck, den jene Jungfrau in A. Möllers jüngstem Gericht durchfährt, ist Schuld, daß wir unter den bauschigen Röcken den ganzen Schuh der Schönen gewahren. Die Dienstmägde, die Umbitterfrauen und insonderheit die Langgartischen Mägde tragen kurze Röcke.

Soweit es möglich ist, einen Vergleich zu ziehen zwischen den Danziger und Königsberger Frauentrachten (J. Bering gab diese zwölf Jahre später heraus) so ergiebt sich keine auffallende Verschiedenheit. Bei den Danzigerinnen mag wohl größere Pracht geherrscht haben. Bei A. Möller schmücken sich die Jungfrauen mit starken goldenen Ketten, die das oben besprochene Frauenportrait vom J. 1608 trägt. Eine Kette umschlingt wie auf ihm, so bei A. Möller (Nr. 13.) die Taille und verliert sich hier in der Tasche, indem wahrscheinlich Schlüssel an ihr hangen. Kam diese Sitte aus Italien nach Danzig herüber? Tizians Tochter im Museum in Berlin ist eben so mit einer goldenen Kette geschmückt. Statt der Ketten sieht man bisweilen starke Schnüre. Das Ceremoniel war bei den Danzigern mehr in die Augen fallend und Ogier, was mit den Möllerschen Blättern sich sehr wohl reimt, sagt: „Jede Tochter des Hauses wird von einer Dienstbotin geführt. Die Frauen sind hier meistens von stattlicher Figur und wissen sowohl in den Mienen als in der ganzen Haltung sich ein Ansehn zu geben" *).

Um mit einer allgemeinen Bemerkung zu schließen, so scheint aus der Kleidung der verschiedenen Gruppen deutlich hervorzugehn, daß die den Luxus bekämpfenden Kleiderordnungen, die in Danzig schon 1534 für nöthig gehalten wurden, das Ausschließliche der Tracht bei den Rangunterschieden damals so gut wie aufge-

*) Löschin a. a. O. Seite 32.

hoben hatten und daß die Grenzen vornämlich Reichthum und Armuth vorschrieb *).

Mundart der Elbinger Höhe.

Mitgetheilt von J.

Datt Spook [1]).

Eine Anzahl Knaben umringt lärmend den Eingang der Strohbude des Heckhüters, der ihnen verdrießlich entgegen ruft: Na, watt Schlagg on Lichting [2]) öß [3]) datt ferr [4]) ön Larm [5]). Watt wöll ji Krabatkes all wedder? [6]).

Ein schon ziemlich erwachsener Knabe; Na, man nich Krabatkes! Oek hebb all miint Vaders ool Pölzmötz opp [7]).

Andere Knaben: Kamt doch heruut, [8]) Ohm Schiller! Ji fallen [9]) onns de Geschicht vom Spook vertellen [10]).

Der Heckhüter: Na, man sacht, man sacht! (Er tritt heraus.) Awer Kinjger, ött wör [11]) doch man zingst [12]).

Ein Knabe (ihn unterbrechend): Ah, datt schadt nuscht [13]).

Ein Anderer: Schoolmeisters Frid hefft [14]) se noch nicht geheert.

Der erste Knabe: Oek uck nich.

Ein Anderer: Wi warren [15]) uck na dem Heck seehne.

*) In Löschins Geschichte Danzig Bd. I. S 303 findet man folgende Bestimmungen aufgezeichnet, im J. 1534 „daß die Frauen ihre Mäntel und Flöre nicht mehr auf dem Haupte, sondern auf den Achseln tragen sollten", im J. 1590 wird den Frauen auf den Ländereien verboten „bergoldete Gürtel und sammetne Koller zu tragen." Unter den Gürteln sind wohl die goldenen Ketten zu verstehn. Das Uebrige war zu A. Möllers Zeit bereits in Vergessenheit gekommen.

1) Gespenst. 2) (Fluchworte). 3) ist. (Das „ö" deutet die Aussprache des „e" wie etwa in „es" an). 4) für. 5) ein Lärm. 6) was wollt ihr Kroaten (kleines Gesindel) schon wieder? 7) ich habe schon meines Vaters alte Pelzmütze auf. 8) heraus. 9) ihr sollt. 10) erzählen. 11) es war. 12) jüngst. 13) nichts. 14) hat. 15) wir werden.

Der Heckhüter: Na, wenn ju denn gerad wölle! Awer paßt man goot na dem Heck opp; de Herr Oberjäger kunn woll bool uut der Stadt kame [16]).

Na seeht man, Kinjger, ött sönn all väle Jahre — öck wahnd gerad biem Winkelhäs' — do kehm eenen Awend Schulten Jung onn bracht mi datt Order, datt öck mött dem Karkenbreef [17]) na Stabajg gahne sull. Nu wör öck woll sonst schon mött sonem Breef önn der Nacht gegange, awer wi hadde grad de Twellfte [18]), onn ött wör ön Wedder, datt Eeener nich den Hunjd unjger dem Awen herfähr [19]) jagen mucht. „De Schwarenothsbreef, dacht öck, datt de biem Düwel wör," onn min Wiif fung an to lamenteeren onn to schrien: „gah nich, gah nich! Oett sönn de Twellfte, onn ömm blingen Brook da wankt [20]) datt Spook."

Erster Knabe: Oemm blingen Brook
Da wankt datt Spook?
Watt öß datt seer ön Leed?

Der Heckhüter (verwundert): Na sone Vaders Pölzmötz! De weet bloß, wenn emm de Stock oppem [21]) Puckel wankt, awer nich watt ömm blingen Brook passeert. Onn son Geelschnawel wöll nich mehr Krabatk heeten! Ja, ja (mit Betonung).

Oemm blingen Brook
Da wankt datt Spook,
Da fött ött oppem Doodenstroh [22]),
Onn schnört ju all'n de Gorgeln too.

(Die Knaben machen eine ängstliche Bewegung). Na, na, ji bruuke ji [23]) nich gliek to förchte. Oett öß je noch heller lichter Dagg! Öck hadd woll ehr Angst hebbe kunne. Awer öck säd [24]) to minem Wiif „Mooder [25]), hül nich!" onn to mi [26]) sölwst säd öck „Schiller, si ä Keerdel!" [27]) önn damött neem öck minen

16) könnte wohl bald aus der Stadt kommen. 17) Kirchenbrief. 18) (Die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr, von dem Volksaberglauben namentlich als die Zeit gefürchter, in welcher die Gespenster noch herumwandeln dürfen). 19) unter dem Ofen hervor. 20) wandelt herum. 21) auf dem. 22) (Das Stroh, welches bei Begräbnissen von den Leichenwagen auf die Grenzmarken(an das Todtenheck) geworfen wird, damit sich die Geister der Verstorbenen bei dem nächtlichen Besuche ihres Heimathdorfes auf demselben ausruhen können). 23) ihr braucht euch. 24) sagte. 25) Mutter. 26) (Das Pronomen für „mir" und „mich"). 27) sei ein Mann.

oolen Pölz unjgerm Awen fär [28]) onn ging. Aß [29]) öck nu awer önn de Wöddem [30]) köm, onn de Wollehrwörden [31]) mi den Breef reekt, wurd mi doch ſo allerhanjd. Vom Spook durſcht [32]) öck emm wolt nuſcht ſegge, awer öck docht, wenn öck vom ſchlechten Wedder onn vom Verbieſtern [33]) ſäd, wull mi de Wollehrwörden Oppſchloww [34]) gäwen. Awer da hulpp keen Böddeu onn Bäden [35]). He ſprook: „Ich kann ihm nicht helfen. Auf dem Brief ſteht cito, alſo muß er gleich gehen.“ — Ja, ja, Kinjger, datt öß ön ſchlömmet Woort, datt „ziehtoo“; wenn datt ſteiht, denn mott Eener gliek totehne [36]).

Na, woll oder äwel [37]), min Schiller mußt man den Breef önn den Pölz ſtöcken onn to ſinen Beenkes [38]) „ziehtoo, ziehtoo!“ ſeggen. — Awer deſchprat wör öck! Dem Wollehrwörden war öck, aß öck aftoog, woll nich den beſten Kratzfoot gemaakt hebben, onn aß öck bi [39]) der Kark verbi [40]) köm, de doch an Allem ſchuld wör, do kunn öck mi feer Boß [41]) nich hellpe — Gott vergöw mi de ſchware Süng [42]) — do draud [43]) der mött der Fuuſt [44]). Die Knaben erſchrecken. Der Heckhüter, der es bemerkt, begütigend).) Ja, ja, Kinjger, ſo ön ſchlömmer Keerdel öß önmal de ool Schiller önn der Heckbood gewäſt. Awer ött öß emm uck ſchlecht genog bekame. — Na, öck warr man wiider vertellen [45]).

Erſcht ging Alles recht goot. Awer, aß öck uut der Gaß önnt frie Föld köm, Gotts himmelſchet Licht opp Erden, watt erhoof ſick do feer ön Wedder! Dett wör ön Stüm, aß wenn onſer Herr Gott ömm Himmel de Bedd uutſchödden leet [46]), onn bawen önn der offt wör ön Suuſen onn Bruſen, onn Praßeln, aß wenn ött nich wiit vom jüngſten Daag wör. Bett [47]) an den Woold hadd öck noch Kuraſch, awer aß äck önn dat blinge Brook an de erſcht groote Eek käm, ſchiend ött mi foorts [48]) nich röchtig. Hinjgerm Boom, ducht mi, aß wenn ſick watt Wittet an de Bork angeklammert hadd. „Völleicht öß ött ön angeſtümdet Stöck Schnee,“ docht öck, onn wull verbi gahne. Awer

28) hervor. 29) Als. 30) das Pfarrhaus. 31) der Pfarrer. 32) durſte. 33) Verirren. 34) Aufſchub. 35) da half kein Bitten und Beten. 36) zuziehen. 37) wohl oder übel. 38) zu ſeinen Beinen. 39) bei. 40) vorbei. 41) Ingrimm. 42) Sünde. 43) da drohte. 44) Fauſt. 45) weiter erzählen. 46) ausſchütten ließ. 47) bis. 48) gleich.

aß öck noch so docht, hörd öck, wie ött ganjz sachtke „hu, hu“ reep „Herr Jeeske, full mi önn, datt Wiif kunn doch woll recht hebbe! — Nu rehrd sick watt. — „Ja, ja, da luurt all datt Spook. Emm [49]) frert. Oett wöll sick bi di oppwarrme, onn warrt di önnt Genöck springe, onn de Gorgel toschnöre.“ — Nu hadd ju [50]) mal seehne sulle den Schiller sick önn de Been maake! — Awer Kinjger, wer ferr dem Spook leppt, de hefft verspält; onn so ging ött uck mi. Deck sprung uut dem Weg, onn wör völleicht ömmgedrellt [51]), äwer hinjger mi hörd öck uck watt, datt ömmer „budder, budder, budder,“ onn je mehr öck löp, testo doller „budder, budder“ ging. Onn von der Sied [52]) wurd datt „hu, hu“ ömmer nöger [53]) onn ömmer luuder [54]), on tolettst wör ött mi, aß wenn hunjdert Spooks hinjger onn näwen mi löpen, vnn all na mi faaten. De Haar stunjgen mi to Barg, onn datt Harrt wull mi platzen. Datt föhld eck woll, datt öck mi to Schanjgen löp; awer läwendig sullen se mi nich hebben. „Ha, du Schwarnothsbreef, docht öck noch, möt dinem verflookt-gen ziehtoo, du böst min Dood.“ Damött verging mi de Puust [55]) on unjger mi ruschelt all watt, wie datt Doodenstroh. Nu wöckelt ött sick ömm min Fööt — öck full henn — de Spooks lachten, datt mi de Ohren klungen, — datt Harrt stunjd mi stöll, onn daropp verlor öck Hören onn Sehne.

(Nach einer Pause, in welcher ihn die Knaben ängstlich ansehen). Na, grient [56]) man nich; öck läw je noch! — Aß öck wedder to mi köm, föhld öck, datt öck an der Erd ömm Schnee lag. Alles wör stöll, onn öck docht all, öck hadd gedrömt, oder de Spooks wören mi biem Fallen verbi geloopen, on söten nu allön opp ährem Stroh. Awer aß öck mi opprööcht, da hoof sich uck nich wiit von mi watt önn de Höcht [57]), onn wurd ömmer gröter onn gröter, onn hingen langd emm ön grotet Laken Bett an de Erd. „Na nu, denk ji, nu hefft ött enn! Nu warrt ött enn önn datt Lacken wöckeln, onn mött emm affahren!“ — Awer nä! ött köm Alles anjgers. Min Spook sung an to räden onn froog mi ganjz langsam: „Wer öß da?“ Schlagg, docht öck, datt schient doch keen rechtschaffnet Spook to sönn, datt rädt je wie ön lä-

49) ihm. 50) ju und ji Pronomen für „ihr“. 51) umgekehrt. 52) Seite. 53) näher. 54) lauter. 55) Athem. 56) weint. 57) Höhe.

wendiger Mönſch.“ Awer doch wör öck noch ömmer to ſehr voll Angſt onn ſäd ganiz grienerlich [58]): „Herr Spook, löwet Herr Spoockke, ju warre mi doch nuſcht dohne! Oeck ſi de Schiller mött dem Karkebreef.“ Nu wurd ött awer argerlich, datt öck ött ſo titulärd, onn ſäd: „öch heeß nich Spook; was wöllt öhr mött dem Spookche, onn mött dem Thune? Oech ſei [59]) aus Möllhauſe, ha mör [60]) aus Elwing ön Pungel [61]) Bett geholt on ſei hier ömm Wahld verbieſtert.“ Aß öck datt hörd, faat öck mi ön Harrt, on ſtunjd ganiz opp, on wull mi mött emm befrunjſcheln [62]). „Na gooden Awend, löwer Mann! ſäd öck, ött öß hied ön Schlaggwedder, onn ött ſchadt uck nuſcht, datt ji uut Möllhuuſen, onn nich datt Spook ſönn. Awer hier hebb ju juhnen Hanjſchk verlaaren [63]),' onn damött wull öck emm wat Schwarrtet, watt nich wiit r emm an der Erd lag, opphäwen, onn önn de Hanjd gäwen. wör emm awer uck nich recht, ſingern [64]) hö ſchröch [65]) g. haſtig „loßt ligge, Mannche [66]), loßt ligge! Oech ha da woll erſch. geſeſſe, aber den Hanſchk kann keener brauche. Könnt öhr aber Feier mache, denn gäht her! Mör öß erſcht aus Schreck feer eich de Feif ausgegange.“ — „Ja, ja, ſchröch öck, twingtigmal [68]), onn gröp na miner Tunjteldoos [69]). Awer da wör watt to tunjteln! Piip [70]) on Toback onn Doos, Alles wör weg. De hadd öck biem Loopen verlaaren, oder de Spooks hadden ſe, aß ſe na mi gröpen, uut der Fupp [71]) getaagen.

Na, watt öck noch wiider mött minem Mönſchen räd, onn wennehr [72]) de Onglöcksbreef na Stabajg keem, bruuk öck ju woll nich to vertellen. Damött ji awer doch weeten, watt mi ſone Angſt önngejagd hadd, wöll öck ju noch önt ſeggen. Datt „hu, hu“ keem von dem Möllhuuſch Mann. De hadd datt geroopen, damött enn Eener hören onn wedder oppen rechten Weg bringen ſull. Datt „budder, budder“ maakt min ool ſtief Pölz, de mi ömm Loopen ömmer opp de Hacken ſchloog. Na, onn mött dem Hanjſchk — hä, ha, hä, hä! — da hadd öck mi uck bedrage;

58) weinerlich. 59) ich bin. 60) habe mir. 61) Bündel. 62) befreunden. 63) hier habt ihr euern Handſchuh verloren. 64) ſondern. 65) er ſchrie. 66) laßt liegen, Mannchen. 67) jedweden. 68) zwanzigmal. 69) Zunderdoose. 70) Pfeife. 71) Taſche. 72) wann.

on damött du mött dött Vaders Pölzmötz doch walt mehr weetst, aß de Anjgern, warr öck di datt önt Ohr segge. (Er springt leise zu dem größern Knaben, der hierauf lachend in den Kreis der Uebrigen tritt).

Na, Kingger, nu öß de Geschicht uut. Nu gaht man na Huus! Ott warrt all Awend, onn sonst kunn ju uck noch ön Spook ängst'ge.

(Die Knaben laufen mit dem Geschrei „hu, hu!" „budder, budder!" auseinander.)

Chronik des Johannes Freiberg.

Von A. Meckelburg.

(Fortsetzung.)

Anno domini. 1529.

Der vil genante hans von Bosenrade hette große fruntschafft vnd gemeinschafft mit Bartelmes goczen [32]) die Zeit Burgermeister der Altenstat, vnd mit Bernt Botner, baten Jnen vfftmals Jn bernt Botners garten zugaste, aßen vnd Truncken mit einander, vnd vortrawten Jm vil irer heimlickeit, vnd meinten es wer wol ausgericht, vnd horet sie fein auß, wie man einen toben schuler aushoret, mit gudden vnd gleißenden worten, mit viler Zusagunge. Dornoch do er seine Zeit ersahe, vorvolget er den Bartelmes goczen mit allem fleiß vnd gab in ahn vur v g h also, das man Jm noch Ere gut vnd leib stunt, wen auch der gemeine man nicht also vbir Jn gehalten, vnd die Burger selbest starck Jn der wacht des nachts gegangen, hetten, solt swerlich douon entlediget worden sein. Er was wol beredt der gocze, vorantwort sich das beste

[32]) Vergl. Hennenberger S. 177.

er kunde vur. v. g. h. vnd seiner Ritterschafft, wen f g den Ratsherrn aus den Stetten die hant reicht, wolt S g Im dem goczen nicht reichen also gevehr [33]) was S f g vff In. Bartelmes gocze hatte den selben Burggraff zu gefattern gebethen, wie sie In groſser fruntschafft waren, also kamen sie wider In groſse feintschafft.

Der oben genante Burggraff machte etliche Carpen Teiche In den garten [34]) vnd macht den armen leuten groß vnd vil scharwergk vff den halß mit Zeunen vnd Teiche zugraben, das och einer einen Reim anschreib an die Clafflobe [35]), stunt ein gebewde am Molteiche hart vor dem Schloße, do man gericht vff Saß laut wie volgt,

Bosenradt vnd wustenlant [36]),
Seint alhie wol bekant,
Vnd wer Bosenrat nicht geboren,
So weren die carpenteiche alle vorloren.

[33]) gevehr = erzürnt, erbittert.

[34]) Der jetzige Exerzier- und Paradeplatz. Vgl. Faber, die Haupt- u. Residenzstadt ꝛc. S. 107 u. 108.

[35]) Auf dem Beringschen Plane habe ich kein Gebäude in der Nähe des Schlosses gefunden, welches möglicher Weise mit diesem Namen hätte bezeichnet werden können. — Das Wort ist wohl zusammengesetzt aus klaffen d. h. offen, weit aus einander stehen, und Laube, d. h. ein Bogengang vor den Häusern, auf welchem die oberen Stockwerke aufgesetzt sind, während das untere um die Breite des Ganges zurücktritt. Besonders sind die Häuser, welche den Markt der Städte umgeben, mit solchen Lauben versehen. Wir finden noch heute dergleichen in Marienburg, Marienwerder und andern Städten. Ohne Zweifel ist diese „Clafflobe" gemeint, wenn es im Erl. Preuß. I, 303 heißt: „Hinter dieser Nord-Seite des Schlosses war vormahls ein bedeckter Gang, auff welchem man über die Strasse in den Königl. Lust-Garten und das Ball-Hauß gehen konte, so aber vor einigen Jahren abgebrochen worden." Daß dieses Bauwerk an der Nordseite des Schlosses gestanden, scheint mir wenigstens aus den unmittelbar folgenden Worten klar hervorzugehen. Die ganze Stelle würde in heutiger Redeweise etwa also lauten: „Es schrieb Jemand einen Reim an die Klafflaube, einem hart vor dem Schlosse am Mühlen(Schloß-)teiche stehenden Gebäude, in welchem man zu Gericht saß." Welches Gericht hier gehegt worden, darüber hat sich bis jetzt nichts ermitteln lassen.

[36]) In den schon erwähnten „Ratbuch vnd allerley Abschied" wird dieser herzogliche Rath stets „Landtwust" genannt. Unser unbekannte Dichter erlaubte sich wohl nur des Reimes wegen eine Umstellung des Namens; oder man muß annehmen, daß auch hierin eine verspottende Anspielung liegen soll. Auffallend ist es, daß der Chronist ihn in den folgenden Zeilen zweimal gleichfalls „Wustelant nennt."

Do wart das Schloß zugesloßen (als man die reime nunt gesehen hott) vnd alle die Jenige welche schreiben kunten vnd die schreiber aus der kanczeley, musten alle ir schrifft mit schreiben anzeigen, aber es wart keine schrifft der gleich befunden. Do liß der selbe Burggraff wider vnden ahn schreiben vnder die Reime, Bistu kecke so melde dich. Als der nue sihet der die Reime geschriben hett, was vnden angeschriben ist, vnd schreibet ouch wider dorunder,

Ey neyn ich eye neyn ich,
Du leckest mich ich ken dich.

Do nue der Burggraff sahe was geschriben stunt, liß er es gancz vnd gar außleschen, soll noch erfaren wer es geschriben hette.

Das der wustelant mit oben Im reime stet, ist vmb des reimes willen, vnd och mit Im zugleich In das Lant kam, geschehenn. Herman wustelant was ein redlich vnd from man, niemands zu nachteil gewesen, der schrifte halben er sich das meiste dorymb wider auß dem lande machte [37]), also seher muhet Im das, das er mit In den Reym was geschrieben.

Auch wolde der selbe Burggraff eine gaße machen vom Schloße f. 414.
raber als Fitgaw stall stunt zwischen keilkoch vnd Cristoff Schulczen das sie mit wagen kunten raber doselbst faren [38]). Aber der Rat vnd gemein der Altenstat wolten es nicht zulasen. Do der selbige stal niderfiel am pfingstitage ein tag aber dreie noch des Burggraffen tode, do ging der Rat zu vnd nicht lange geseumet vortrugen sich mit pawel poel [39]) etwan Cappellan In der pfarkirche, vmb die Speicher stete aber Stal, gaben Im zu irer bei-

[37]) Dieser Nachricht Freiberg's widersprechen die eben erwähnten Ratbücher, deren Protokolle wir bis zum Jahre 1532 von Landtwust mitunterzeichnet finden.

[38]) Wahrscheinlich stand dieser Stall auf der Stelle, wo jetzt die Danziger Keller-Straße endet. Der Platz, wo noch heute die Schloßtreppe nach dem Altstädtischen Markte hinabführt, kann nicht gemeint sein, denn diese existirte schon 1523, wie wir aus der Schlußschrift des ältesten Königsberger Drucks erfahren.

[39]) Paul Pole war Diaconus an der Altstädtischen Pfarrkirche, legte aber bei Einführung der Reformation Kränklichkeits halber sein Amt nieder und wurde Kaufmann. Vgl. Arnoldt, Nachrichten von allen an d. Luth. Kirchen in Ostpr. gestandenen Predigern (Kgsbg. 1777. 4to) 1. Th. S. 36. Das Autographon seiner Preussischen Chronik, welche er den Schlußworten nach am 6. Juli 1532 beendigte, bewahrt die Stadtbibliothek in ihrer Manuscripten-Sammlung.

den lebenn freye wonunge, vnd der Rat ließen 4 wonunge doselbst hinbawen harreten nicht lange domit.

Zu der Zeit was das hoffgesinde nicht gutt vff die Burger, beweisten Inen vil bufferey, des nachts durch die pforte bei Cristoff Schulczen. Do ging der zu Rat zu vnd ließen noch der Statwerts die pforte Schließen, der Burggraff ließ so offte abreißen als der Rat ließ anmachen, musten es zuletzt vbirgeben das sließen vnd die Burger gingen stark in der wache wie Im krige.

Auch Bawet er hinder dem Schloße an dem Molteiche ein schon groß vnd fest hauß, vorhin stunt eine cleine kirche [40]) do, vnd was och ein bogrebnis doselbst, wurden vil toden vffgegraben do die grunt gegraben wart, ehe das halp fertigk wart, starb der Boserat, das er es nicht erlebet, das es fertig wart.

Do nue Bosenrat sahe das er mit seinen hinderlistigen worten nicht schaffen kunte noch seinem willen, vnd erdachte ein anders mit v g h vnd hetten einen heimlichen anschlag vur vff die Burger, vnd vorschrieben etliche reisige aus polen hieher (wie das och ruchtbar was vnder dem gemeinen manne) mit dem vnd anderm volcke seint sie willens, die Burger am pfingstage [41]) zuuberfallen vnuorsehens, als nue v g h vnd der Burggraff vormeinten ir vurnemen wol bestelt vnd ausgericht were, noch irem bosen willen vurzunemen willens sein, kompt vnser herregott, (der aller menschen herze kent vnd in seiner hant hot, vnd ir boß vnd Tirannisch wutterey wol weiß) vnd sturczt vnd wurfft dornider, iren besten houptman vnd anfanger dises angerichten vnglucks, gleich do sichs anfangen solt dis Spill, vnd stirbt kurcz douor vngeuerlich mitwoch ader Dinstag vur pfingsten [42]), wehm geschag leider vnd weher, als v g h das sein abgot gestorben was, das auch s g vmb In weinet, so groß vnd vil helt von Im S. g. was er auch saget, vnd wie es Im wol gefiel so must es vortgehen, do volget Im v g h es was clein ader groß ꝛc. Aber das gemeine volgk In den Steten vnd vff dem Lande freweten sich hochlichen vnd

[40]) Freiberg will hiemit die Kirche der Ordens-Firmarie, welche auf dem heutigen Münzplatze stand, bezeichnen. Als die später erbaute Münze 1802 abgebrochen wurde, soll man beim Ausbrechen der Fundamente noch Menschenknochen in der Erde gefunden haben. Vgl. N. Pr. Pr. Bl. Bd. 1. S. 60.

[41]) den 16ten Mai.

[42]) den 12 oder 11ten Mai.

dangkten gott douur, das sie von dem Tirannen vnd wutterich erlost weren, der vilen armen leuten große beswerung zugefuget, wen diser mensch lenger gelebet, hette er vil Jamers vnd groß blutvorgißen angericht, wen got dem großen vbel nicht wer furkommen. Die polen welche hieher von v g h vorschrieben, kamen, aber do bosenrat todt was, wart Inen vrlawb wider heim zureisen, gegeben. Es wer vil zuschreiben von disem Tyrannen was er mehe allein In preußen angerichtet vnd zuwegen gebracht, wer die Zeit hett konnen dorzu thun ꝛc.

[Schweißkrankheit.]

Im selben Jare vngeuerlich vmb Michelis [43]) auß kam eine krangkheit hieher In preußen, genant die Schweißkrangkheit. Die leute lagen nunt 24 stunden, welche die 24 stunden nicht vbirstreben kunten, sturben, den die leute wusten In der ersten nicht wie man sich In diser krangheit halten solde, das auch vil volcks mit den ersten zu Danczig vnd alhie sturben [44]).

[F. Durchl. wird krank an der Schweißkrankheit, läßt für sich bitten; auch läßt er die gefangenen Ketner los.]

Vmb dieselbige Zeit wart eine Tagefart alhie gehalten zu kongspergk, ich gedencke [45]) der Muncze halben, v g h zugk von hie vnd befole den andern herrn nicht voneinander zuziehen, biß zu ende were gebracht der tag. Aber die angst kam Inen so hart ahn, das sie von einander zogen ehe das etwas kunt gehandelt werden vff dem Tage. Der Bischoff von Risenburg Ehardus Oweicz wart vnderwegen krangk vnd starb vff der heimereyse. Der Canczler Doctor vischer starb auch das mal ꝛc. Vnd got besuchte vnsern Fursten auch mit der Newen krangkheit, do war ein solch bitten vor In von den predigstulen das In got solt fristen, er wolde sich bokern vnd beßernn seinen armen vnterthanen wol vorstehen ꝛc. vnd ließ die kethenerß [46]) vnd andere gefangene loß geben.

[43]) den 29ten September.

[44]) Vgl. Baczko, Gesch. Preußens Bd. 4. S. 215. Bock, Leben des Herz. Albrecht S. 212. Faber, die Haupt- u. Res.-Stadt ꝛc. S. 203. Löschin, Gesch. Danzigs. Bd. I. S. 193.

[45]) ich gedencke = ich glaube. — S. Baczko und Bock a. a. O. Hennenberger S. 176.

[46]) Welche Gefangene mit den „kethenerß" gemeint seien, vermag ich nicht anzugeben.

Anno domini 1530.

f. 415. Do nue der Teutſche orden vnd Adel in Teutſchen Landen vormergkten, In welcher geſtalt Marggraff Albrecht etwan homeiſter In preußen, ſich geeiniget vnd vortragen mit dem konige vnd der Cron zu polen', das Lant zu preußen Erblich zubeſiczen angenommen, vnd den orden gancz vnd gar abegelegt ꝛc. Aber dem orden vnd Teutſchen Adel iſt der vortrag gancz vbel entgegen. Darumb trachten vnd gedencken ſie dornoch bey keiſer konige vnd herrn ſich beerbeiten mit allem fleiß, wie ſie mit irem vurnemen fortfaren, das v g h ſampt ſeinen vnderthanen In keiſerliche Acht gethon wurde, wie weiter volget hernach In den key: Mandat ſehen mag, vnd das der orden och der Adel keinen fleiß geſparet key. Mat. vmb hulffe wider den herzog aus preußen anzuruffen ꝛc.

Mandat key: Mat. ꝛc. am herrn Walthern von Cronberg Meiſter Teutſchs Ordens In Teutſchen Landen vnd welſchen landen.

Wir Carl von gotts genaden Erwelter Romiſcher keyſer zu allen Zeiten merer des Reichs In germanien zu hiſpanien beider Cicilien, Jerhuſalem, hungern, Dalmacien, Croacien ꝛc. konig Erczherzog zu Oſterreich, herzog zu Burgundien zu Brabant ꝛc. graff zu habſpurg, Flandern, Tyroll ꝛc. Entbieten dir dem Erwirdigen unſerm vnd des Reichs Furſten vnd lieben andechtigen Walthern von Cronberg Meiſter Teutſchs ordens In Teutſchen Landen vnd welliſchen vnſer genade vnd alls gutt.

Erwirdiger Furſt Lieber andechtiger. Nachdem Marggraff Albrecht von Brandenburg etwan deines ordens homeiſter geweſen vnd ſich daßelben homeiſter Ampts vnwirdig gemacht vnd entſchlagen, dadurch das er des ordens cleidt von Jme geleget die Lande preußen in weltlickeit gezogen, vnd der Cron zu polen fur ſich vnd ſeine Erben zu Lehn entpfangen, darzu nachgeendes beweybet vnd in weltlichen ſtant begeben hat alls entgegen vnd zuwider ſeiner Religion vnd ordens pflicht nicht zu cleiner ſchmahe vorleczungen vnd abbruch vnſer vnd des heiligen Reichs hocheit vnd obrickeit vnd zu krenckungen vnd ſchwechungen deins ordens In dem das er das Lant preußen welchs Furſtentumb allewegen vnder das heilige Romiſche Reich gehorig vnd geacht iſt, auch vnſer vorfaren am Reich denſelben orden an den vnd andern orten genediglichen begabet gepflanczet vnd gehanthabet vns vnd dem gedachten Reiche entpfrembdet vnd gewaltſam andern obrickeiten geſtelt hatt, vbir das er hie beuohr vnſern Bruder [47]) Statheller

[47]) Der ſpätere Römiſche Kaiſer Ferdinand I.

vnd Regiment auch die stende des Ro. Reichs vff gehalten reichstage zu Nurnberg gebethen das sie Inen zu einen Furſten des Reichs annemen vnd hinfuro gleichmeßig vnsers Reichs gehorsamen Furſten achten vnd halten wollen, welchs auch vnser Bruder vnd Stathalter mit vorwilgungen der Stende in vnserm Namen gethan, sein Seßion In Reichs Rathe geben, der er sich zu uil malen gebraucht vnd vnsern Bruder vnd Stathalter furſtlichen hat zugesaget vns vnd dem heiligen Reiche trewe vnd holt zusein alle welche seine handelungen vns billich zu mißfallen vnd vngenaden boweget, vnd wir aber nue betrachten vnd leichtlich ermeßen mogenn Dieweil durch berurte handelungen des homeister Ampts vorlediget ist, das so nicht ein obirſt houpt des Ordens vff welchs die andern heupter vnd gelieder geburlich vnd gehorsams vffsehens haben sich dadurch mehr nachteils abfal vnd Zuruttungen des ordens zutragen mochte, welchs wir alls Ro. key. vnd obirſter beschirmer der heiligen Criſtlichen kirchen, derselben personen vnd aller geiſtlickeit, sunderlich so vns der orden vnderworffen ist zuuorhutten vnd vnser keyserlich einsehen zuthun, damit der orden In Eren, wirden, vnd wesen, souil mogelichen ist erhalten, beharren, vnd das entzogen widerbracht werden mocht schuldig vnd geneigt sein, vnd dan aber ein Meiſter Teutschs vnd welliſchen Landen nach alter loblicher gewonheit biß anher alle wegen das negſt houpt nach einem homeiſter geweſen, vnd von allen gelieden des Ordens dafur geehret vnd gehalten Auch durch deins f. 416. ordens buch vnd sonderlichen Statuta In dem vnd andern vmb gutter ordenungen vnd beſtendigkeit willen vffgericht vnd von vnsern vorfaren am Reiche Confirmirt vnd beſtetiget sein gemelt vnd begriffen ist, das so ein homeiſter mit tode vorfalle In mittler weile biß zu ordenlicher wale eins andern ein Meiſter zu Teutſchen vnd walliſchen Landen von allen gebitigern vnd Brudern fur einen Stathalter eines homeiſters vffgenommen vnd gehalten worden, vnd darzu Ime alle Lande zu preußen, prelaten, Ritterſchafften vnd Stete gehorsam sein biſsolange das ein homeiſter der mit einhelliger kore vnd wie sichs In crafft des ordens Buch vnd Statuta geburet erwelet werde. Dahin kome als vns alles gebrauchlichen ist furbracht, vnd wir dan diſen fall vnd beſwerlichen voranderungen Marggraff Albrecht nichts minder dan so er tods wer abgangen vnd gleich als das homeiſter Ampt gefallen sei scheczen, dem allen nach beuehlen wir dir vnd deinen nachkomen hiemit wolbedachts muttes vnd furgehabts Rathes auß eigener bewegnuß rechten wißen vnd Ro. key. macht volkomenheit in Crafft diſes briffs vnd der allerbeſten form, so das geſchehen kan sol oder mag ernſtlichen gebietende vnd wolten das du dich hinfurter one einichen vorhinderungen vnd außzug der Adminiſtracion des homeiſter Ampts furderlich vnderfaheſt ſolchs Namens Tittels he-

meiſter wapen mit dem Cleinot Jn deinen ſchrifften Sigelen vnd ſunſt zu ſchimpff vnd zu ernſt gebraucheſt Jn berurter Adminiſtracion vns zu geburlichen gehorſam Deinem Orden zu troſt Zuflucht vnd gutten ebenbildt furgeheſt vnd Regireſt vnd dorauff wir ouch auß Ro. key. macht auch dem Meiſter zu Eifflant allen prelaten Lant Marſchalken gebittigeren, Cumpturen dergleichen den Lant Cumpturen der Baleyen, Öſterreich, Coblencz Elſas, vnd Etſches [48]), die vorhin Jn das gebiet gen preußen gehoret vnd allen andern Lant Cumpturen dem Teutſchen vnd welliſchen gebieten vorwant ſein auch allen derſelben nachkomen vnd ſunſt gemeinlichen allen vnd izlichen perſonen vormelts ordens desſelbigen Landen Leuten vnthertanen gleicherweiſe auch alſo ernſtlichen gebietende das ſie dich vnd deinen nachkomenden Meiſteren Teutſchs vnd welliſchen Landen fur einen Adminiſtratoren des homeiſter Ampts alſo vff vnd anzunemen eren vnd halten alle geburliche gehorſam vnd vnderthenigkeit erzeigen vnd beweiſen wie anhere einem homeiſter zuthun ſchuldig geweſen ſeit vnd euch dorinne gar nicht widerſeczt noch ſperret gancz gar Jn kein weiſe alſo lange biß mit der Zeit ſtatlich vnd ordenlich ein homeiſter nach ſage des ordens buch vnd Statuta erkoren werde, wan wir wollen fur vns vnd vnſer nachkomen am Reiche Jn ſolcher weiſe dich gemelten vnſern Furſten vnd dein nachkomende Meiſter zu Adminiſtracion des homeiſters Ampts Confirmirt approbiren vnd beſtetigen euch auch alſo von Ro. kay. macht volkomenheit wißentlichen Jn vnd mit Crafft diſes briffs. So erſtaten vnd erfullen wir auch hierinnen alle mangel vnd gebrechen des Rechtens oder der geſchichte ob der eincher hierauß erſcheinen wurde vnd dem allen nach, So gebiten wir furter allen vnſern vnd des Reichs Curfurſten, Furſten, geiſtlichen, weltlichen, prelaten, graffen Freiherrn, Rittern, knechten, Vogten, Amptleuten, pflegern, Burgermeiſtern, Schultißen, Richtern. Rethen vnd gemeinen auch ſunſt allen andern vnſern vnd des Reichs vnderthanen vnd getrewen in was wirden Stands oder weſens die ſein, das ſie dich vnd deine nachkomen Jn obberurter vnderſcheit fur einen Adminiſtrator des homeiſter Ampts Eren wirdigen fordern achten vnd halten, vnd ſo ferrer Jmants were, der were [49]) Jn einichgerlei weiſe oder wege dawider gethan vnd diſem vnſerm gebott vngehorſam geleiſtet wurde, es were durch ordens houpter gelider oder perſonen oder andere, die alsdan die andern vnſern gehorſamen Furſten vnd Stenden vnd zuuor vnſer key. Regiment vnd Camergerichte Jm heiligen Reiche den wir nicht minder dan wie oben beſtehet vnſer key: gebot hiemit vffge-

[48]) d. h. Etſch.

[49]) Das Wörtchen „were" iſt ohne Zweifel durch ein Verſehen des Schreibers hinzugeſetzt worden.

leget vnd zum ſtrengiſten beuolen haben wollen, dich den Meiſter vnd deine nachkomen an vnſer Stat dabei hanthabenn, Schuczen vnd Schirmen vnd alle hulffliche mittel damit ir dabei bleiben mogen reichen, vnd mitteilen, das keins wegs laßen, als lieb Inen f. 417. vnd ir iczlichen ſei vnſer vnd des Reichs ſchwere vngenade vnd Straffe vnd darzu eine pene Nemlichen hundert margk lottigs golds zuuormeiden die ein Jeder ſo offte er freuenlich hiewider thet vns halp in key: Camergericht vnd den andern halben teil dem Meiſter vnd ſeinen nachkomen vnabſchleglich vorfallen ſein ſolle. Das meinen wir ernſtlichen mit vrkunt dießes briffs vorſigelt mit vnſerm key: auffgedruckten Ingeſigel geben In vnſer Stat Burgoß In Caſtilien am 6 tage des Monds Decembris Nach Criſti vnſers lieben herrn geburt 1527 Jar vnſerer Reiche des Ro: Im 9 vnd der andern aller Im 12 Jare.

Caroli V
Waltkirch

Ad Mandatum Ceſaree et Catholice
Maieſtatum proprium
Allerander
Schweiß ſſpt.

Auscultirt vnd Collaconirt, iſt diſer abdrugk [50]) gegen ſeinem waren original vnd demſelben von worte zu worten gleich lautendt, das ich Lenhart walther auß keiſerlicher gewalt offner Notarius ꝛc. mit gegenwertiger meiner hantſchrifft bezeuge ꝛc.

Keyſerliche Maieſtat Mandat ꝛc. an Marggraffen Albrecht herczog in preußen [51]).

Anno Domini. 1531. f. 419.

Im ſelben Jare den halben Sommer durch hin biß in den winter was eine Sterbinge alhie zu kongsperg, das meiſte teil Jung volgk vnd ouch etliche kindelbetterin ſturben ꝛc.

Vngeuerlich vmb Michelis auß begabs ſich vff einen tag vmb veſper Zeit, erhub ſich ein geſchwinder großer wint vnd Sturm In der eile, das ſich die Schiffe kaum behelffen kunten Im pregel, es kam eine ledige Smacke gelouffen ane ſigel aus dem haebe mit dem Strome vnd winde, hin vbir die wieſen biß an den Tam

[50]) Hieraus muß man ſchließen, daß dieſes Mandat durch den Druck veröffentlicht wurde. Ein Exemplar aufzufinden, iſt mir bisher nicht gelungen.

[51]) Das kaiſerliche Mandat an Herzog Albrecht iſt in Dogiel, cod. diplom Polon. Tom. IV. p. 269—71. No. CXCII abgedruckt, daher es hier ohne Bedenken fortgelaſſen werden konnte.

der vur dem haberge ist [52]), getriben wirt, wen der tam nicht dowergewesen, so wer die Smacke frei In den haberkrug gefaren do das waßer wider begunde zu fallen mit großer muhe vnd arbeit wider abe kunten brengen. Auch die vischer Sewe [53]), weißelkan [54]) vnd ander Bothe kamen so gefwinde ane Sigel gelouffen an die Brucken vnd Bolwergke, das auch wunder was das die Schiffe nicht entzwei gingen. Wagenschoß vnd Clapholcz [55]) treib weg mit großen hauffen. Auch kam das waßer vff den Aschoff vnd Teerhoff [56]), vorterbet vil Salcz also sehr wugsch [57]) das waßer, vnd der Storm weret biß In die nacht.

Es begab sich dornoch v g h wider gesunt was wurden das die Rethe vnd Eltisten der gemeine der dreier Stete zu Schloße gegangen waren aldo zuthun hetten vor v g h, vnd Bartelms f. 420. Gocz was Burgermeister In der Altenstat. So ruffte v g h Bartelmes goczen zu sich vnd reicht Im die hant, nam Inen wider an zu genaden vnd redet lange alleine mit Ime also wurden sie wider freunde. Bartelmes gocze was nicht vil gesunt, gemeinlich krangk, vnd er zogk In das warme batt vormeint aldo gesunt zuwerden, aber er kam also gesunt heim als er außzoge, lebet nicht lange dornoch starb ehr, wie ehr seine erste Frawe In irer krangheit pfleget vnd wartet, Also pfleget sein, widerumb die ander Junge Frawe auch In seiner krangheit. Also kompt bezaltag vmb ꝛc. Es ist vorsehen diß stuck geboret In das 29sten Jare [58]).

[52]) Auf dem Beringschen Plan ist kein Damm zwischen dem Pregel und dem Haberkruge vermerkt. Sollte damals schon der Damm, welchen wir jetzt Philosophengang und Poetensteig nennen, geschüttet gewesen sein? Der Haberkrug stand, wie der Beringsche Plan ausweiset, auf dem Platze, wo heutiges Tags in der Kronenstraße die Artillerie-Pferdeställe sich befinden.

[53]) Vgl. N. Pr. Pr. Bl. Bd. I. S. 368. Anm. 26.

[54]) Ebendas.. Bd. III. S. 285. Anm. 12.

[55]) Ebendas. Bd. I. S. 59. Anm. 16 u. 17.

[56]) Der Aschhof (bei Bering mit 16 bezeichnet) lag in der heutigen vorderen Vorstadt, von der grünen Brücke aus linker Hand, gehörte also zum Kneiphof; der Theerhof (bei Bering mit 82 bezeichnet) war auf der Lastadie erbaut und gehörte demnach zur Altstadt.

[57]) wugsch = wuchs.

[58]) Hennenberger S. 177.

Anno Domini. 1532.

Vngeuerlich Im selben Jare Schreib der konig [59]) von Dennemargk vnd die von Lubeck an v g h vnd an die 3 Stete kongspergk vmb hulffe vnd beistant zuthun wider den alten konig von Dennemargk Cristiern [60]) genant, der kam wider auß hollant mit etlichen Schiffen In Norwegen vormeint Dennemargkt sein Lant widerumb einzunemen. Aber der Newe konig vnser Furstinnen vater Friderich genant vnd der Reichsrath In dennemargkt schickten dem alten konige Cristiern, ein Cristlich sicher geleit zu, In Norwegen, das er solt zu Inen komen, wolten sich mit Ime vortragen freuntlich. Do nue Cristiern vff ir geleit, Ime vorbriffet vnd vorsigelt zugeschickt hetten, zu Inen kam wart er von stunt ahn gefangen genommen vnd wegkgefuret In holstein gen Sonderburg [61]) do er noch gefangen ist sein lebenlangk.

So wart ein tag gehalten alhie zu kongsperg, der hulffe halben zuthun wider den selben oben genanten konig, wart entlich beslosen v g h wolte ein Schiff vur sich zu orleye [62]) ausrichten, vnd die Stete kongspergk auch ein Schiff. Do wart zu gefordert vnd eingenommen ein geschoß von der gemeine als von hundert mark ½ mark, das das selbige Schiff ausgefertiget wart.

Zu der Zeit kam eine Rotte aber Seckte alhie In preußen auß der Schlesien vnd ander Landen, als die wider Teuffer vnd Sacrament schender [63]) mit herrn Friderich von heideck der brocht etliche mit sich Ins Lant aus der Slesie, vnd kamen alle tage mehe zu Im gelouffen. Dieselben lißen gelert vnd allein sich weiß vnd clugk duncken gaben spiczig, vnd aus irem bosen geist, vur, das auch der von heidegk vormeint diß lant gancz vnd gar mit

[59]) Friedrich I., 1523—1533.

[60]) Christian II. der Böse.

[61]) Christian saß auf dem Schlosse der Stadt Sonderburg, welche auf der Insel Alsen im Herzogthume Schleswig liegt, zwölf Jahre lang in harter Gefangenschaft. Vgl. Raumer, Geschichte Europa's Bd. 2. S. 144—47.

[62]) orleye = Krieg. — Der Herzog stellte den drei Städten wegen dieses auf ihre Kosten ausgerüsteten Kriegsschiffes eine Assecuration aus (dat. Königsb., am Palmen-Sonntage 1532), deren Original auf Pergament im rathhäuslichen Archiv (sub No. 180) noch vorhanden ist.

[63]) Vgl. Hartknoch, preuß. Kirchen-Historia S. 284—87. Baczko, Gesch. Preußens Bd. 4. S. 218—21. Erleut. Preuß. Bd. II. S. 437. Anm. (f) ist in der Biographie Poliander's diese Stelle aus unsrer Chronik mitgetheilt.

seinen Swermern vnd irer leer vmbzuwenden, von der rechten ewangelischer lere, wie er schon von dem großen Adel etliche eingefuret hette, vnd Jnen buchlein ausgeteilet, wo er nunt kunt beim gemeinen man dorzu komen, wolt sie alle leren, was selber vngelert kunt kein latein. Auch hatte ehr. v. g. h. gar drein gefurt In seine vorfurische lere, das S g nicht mehr des frommen polianders (der die Zeit vnser prediger In der Altenstat was) nicht achtet, noch seiner predigt nicht vil froget, das sich auch der trewe pfarher vnd hirte deshalben groß bekomert vnd bemuhet. Er och willens was sich wider von hie zubogeben, wo es lenger geweret hett. So gab noch gott seine genade, das sichs wendet.

Do nue etliche Zeit sichs vorlouffen hette, bracht es der von heidegk so weit das ein Tag zu Rastenburg [64]) angesaczt wart, doselbest mit seinen hochgeistlichen zu tispitiren (vormeint noch es sol glucken) wer do vbirhant wurde behalten, des lere sol recht vnd vbirhant Im Lande behalten. Do zogen hin die euangelischen predigeren als poliander, Doctor prißman vnd andere mehe.

Vnd dieselben widerteuffer vnd Swermer hetten so gar spiczig vnd scharffsinnige artickel vurgeben, vormeinten mit irer vornumfft vnd clugheit vil auszurichten wider gotts einsaczungen, hettenn den euangelischen genug zuschaffen gegeben mit irem geiste ꝛc.

Aber vnser trewer Poliander der einige [65]) man widerleget denselbigen Swermern wie clug ding sie vurgaben alles mit gotts worte vnd hulffe, was sie vurgaben, vnd bestunden mit irem herrn von heidecke mit großen schanden. Zuleczt sie schweigen musten, kunten nichts mehr vffbrengen gegen Im, wen got vnd der einige man poliander nicht gethon, diß Lant preußen wer gancz vnd gar mit der Swermer ler vorgifftet vnd vorfuret geworden, der andern prediger halben wer es wol geschehen ꝛc.

f. 421. Dennoch liß der von heidecke nicht abe bleib In seinem irthum biß In seinen todt, wo er kunt von denselben Swermern zuhoffe zu Dinst [66]) brengen, das that, er wie er vilen zu dinst brachte

[64]) Dieses Colloquium wurde am 30. und 31ten December 1531 gehalten. Die Verhandlungen auf demselben sind im Erleut. Preuß. Bd. 1. S. 266—280 und 448—463, und in „Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theolog. Sachen, Büchern, Urkunden ꝛc." (Lpz. 1732. 8.) S. 183—95. abgedruckt.

[65]) einige = einzelne.

[66]) d. h. zu Hofämtern.

hin vnd her, das er noch meint dem Teuffel seinen willen domit auszurichten, mit bucher auszuteilen, vnd wolt gancz geistlich sein allein, aber seinen armen leuthen dorubir er zu gebieten hette, was ehr Inen ein Teuffel vnd Tiran, thaten vil vbirlast mit boswerungen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über Gemälde.

Vor mehreren Monaten sahen wir im Voigtschen Museum das berühmte Bild unseres Landsmannes Carl Hübner „die schlesischen Weber." Es war auf den Wunsch des Malers zu wohlthätigem Zwecke ausgestellt und mit Recht konnte der weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege, dem eine nahmhafte Summe dadurch zufloß, die menschenfreundliche Theilnahme anerkennen, welche vaterländische Kunst auch in der Ferne den Nothleidenden der Heimath widmet. Hübner hatte uns das Original (annoch sein Eigenthum) zu dem in größerm Maßstabe ausgeführten Tableau, das seiner Zeit die Richtung der Malerei auf die Tendenz eröffnete, und das jetzt im Besitz des Hrn. Friedrich Möller in Bremen sich befindet, zugesandt. Nach diesem wurde schon 1843 von C. Wildt eine gelungene Lithographie gefertigt, welche hier schon früher bekannt geworden ist*). Das Original erfuhr je nach der Stellung der Beschauer zur Zeit und zur Kunst verschiedene Beurtheilung. Die Verständlichkeit der Ansprache, die Energie der Motive, die Klarheit des Ausdrucks und die technische Fertigkeit des Malers wurden allgemein anerkannt, die letztere nicht so bedeutend, wie in dem späteren „Jagdrecht." Die Absichtlichkeit und die Gewaltthätigkeit des Eindrucks aber, den die Tendenzmalerei nun einmal bezweckt, riefen getheilte Meinungen hervor. So sehr die Zustände des Proletariats alle Welt be-

*) Der Stein mit Wildt's Zeichnung zerbrach beim zweiten Abdruck. Das Bild wurde 1847 aufs Neue von Fleckert lithographirt.

schäftigen, so wohlthätige Folgen es gehabt hat, daß man die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, sehr verschiedene Mittel aufbot, selbst noch im Kunstgenusse daran erinnert zu werden, ist jedenfalls nicht angenehm und verstimmt um so mehr, wo die Abhilfe der socialen Mißstände nicht in eines jeden Macht steht. Auch scheint nach den bisherigen Leistungen und ihrer Aufnahme zu schließen, Hübner ausgenommen, die Tendenzmalerei kein so empfängliches Publikum mehr zu finden, als früher. Hübner selbst, fast der einzige geachtete Künstler unter den Malern dieses Genre, beginnt, wofern wir uns über eine seiner Intentionen nicht täuschen, bereits einzulenken. Ein neues für unsere Stadt bestimmtes Gemälde „Auspfändung einer armen Familie," *) wird nämlich zu den bekannten Vorzügen seiner Erfindungen einen bisher an ihnen vermißten bringen: der schroffe Mißton, der es beständig darauf absah, uns im Innersten zu verwunden nnd zu zerreißen, hat eine harmonische Lösung gefunden. Wir werden zwar verletzt, beleidigt, aber die Versöhnung bleibt nicht aus. Nach der Composition, die mir vor Kurzem vergönnt war zu sehen, schließt sich diese Erfindung Hübners früheren, hübschen Schilderungen des rheinischen Bauers an. Die Familie ist um den Herd, ihr Symbol, versammelt, Armuth und unverschuldetes Unglück drückt sie darnieder. Der Vater, ein hagerer, abgehärmter Mann mit redlichen Zügen, kann selbst die nächste Dringlichkeit der Existenz nicht beschwichtigen, weil er nicht arbeiten kann; sein kranker Arm hängt im Bande. Die Armen haben das Letzte daran gesetzt sich kümmerlich zu fristen, da kommt der Herr Executor, eine gleichgültig gewordene Beamtenseele, den Zins einzufordern. Er hält das Inventarium ihrer werthlosen Habe in der Hand und läßt Alles fortnehmen: Kisten und Kasten, Lagersäcke, Kessel, Krüge, Töpfe, sogar das letzte unentbehrliche Arbeitsgeräth, sogar die Sense. Gleichgültig hört er die flehende Mutter an, die auf den kranken Mann, auf ihre zahlreichen Kinder, auf ihre Kleinen hinweist, ihn zum Mitleid zu bewegen; nicht kümmert ihn die rührende Kindesliebe der ältesten Tochter, die den in Schmerzen sich erhebenden Vater unterstützt und ihn ermahnt, nicht zu verzagen, sie selber jung und kräftig, sie wolle für ihn arbeiten; er sieht auch das hilflose Alter der tauben Großmutter nicht an, die auf den Stab gelehnt, an der Feuerstelle sitzt, welche nicht wärmt,

*) Vgl. S. 270.

neben dem einzig gebliebenen Eigenthum, dem morschen Wasserkrug auf dem Herde. Ihr fehlt sogar das Gehör, den Jammer selbst zu vernehmen, einer der Enkel müht sich ab, ihr die Schreckensgeschichte zu erzählen. Zu wirklich ergreifender Wirkung hat H. alle diese traurigen Züge im Bilde vereinigt; die ausnehmende Kraft seiner Motive, die gleich deutlich im Einzelnen wie im Ganzen reden, stimmt uns zu inniger Theilnahme für soviel unverdientes Elend, wir empfinden die Möglichkeit der Rettung und möchten sie selbstthätig bewirken, da ist sie schon geschehen. Ein Junge kommt voller Freuden hereingesprungen, einen vollen Beutel hält er hoch, er hat den Wohlthäter gefunden, der sich des armen Vaters erbarmt, der Herr Executor wird seinen freiwilligen Abzug nehmen müssen *). Der Maler ist also hier nicht mehr, als wieder der „Eugen Sue von Düsseldorf," er spricht wieder von den Zuständen des Proletariats, aber in edlerem und milderem Tone, als sonst „öffnet die Augen und öffnet die Herzen," und, indem er ein „öffnet auch die Beutel" hinzufügt, verlangt er eine Abhilfe, die wenigstens in unserer Macht steht. Nicht so war es in den „schlesischen Webern" und in dem „Jagdrecht." An charakteristischen Figuren, wie jener besitzesstolze Bourgeois (zu dem übrigens ein äußerst rechtlicher und geachteter Kaufmann in Düsseldorf das Modell abgegeben haben soll), wie der trockene Famulus mit dem Augenglas u. s. w. wird dies neue Bild auch keinen Mangel haben. Der Executor, die pietistische Fratze eines vertrockneten Philisters mit glatt hinter das Ohr gestrichenen Haaren, langem Regenrock und Regenschirm, ist eine dem Leben abgelauschte Gestalt und mag wohl zu der Composition die erste Anregung gegeben haben. Wünschen wir dem in ziemlich bedeutenden Dimensionen auszuführenden Gemälde gutes Gelingen.

R. Ph.

*) Eine andere Composition „die Wohlthätigkeit in der Hütte" von Hübner schließt sich an die Geschichte der Weber an und ist in Kinkels Taschenbuch vom Rhein 1847 gestochen.

Der Freitag als Hochzeitstag *).

Es ist bekannt, daß man in Königsberg und seiner Umgegend gern einen Freitag wählt, um Hymens Fackel anzuzünden. Daß diese Sitte mit der altnordischen Mythologie in Verbindung stehe, weil der Freitag seinen Namen von der Liebesgöttin Freya trägt, (was bekanntlich keinem Zweifel unterliegt, da die deutschen Benennungen der Wochentage nur Uebersetzungen der lateinischen sind, wo der Freitag dies Veneris heißt), scheint auf den ersten Anblick höchst natürlich und klar. Welcher Wochentag konnte zur Schließung des ehrlichen Bundes Glück verkündender sein, als der Tag der Liebesgöttin? und wie leicht ist es denkbar, daß die altgermanischen Völker ihrer Freia einen besondern Tag heiligten und ihn eben dadurch feierten, daß an ihm das Band ehelicher Liebe geknüpft wurde? — Auch ist es ja nicht so unglaublich, daß diese Sitte, bewußt oder unbewußt, nach Zerstörung des Heidenthums, sich noch unter den germanischen Völkern erhalten haben könnte, wie so mancher andere Gebrauch, der unverkennbar heidnischen Ursprungs ist. Nur ein Bedenken, aber ein höchst gewichtiges, tritt dieser Meinung entgegen, nämlich der Umstand, daß die römisch-katholische Kirche den Freitag zur Erinnerung an den Todestag Jesu, von jeher als einen gebotenen Fasttag betrachtet hat. Da nun eine Hochzeit gewöhnlich mit Schmausereien verknüpft ist, überdieß aber das Fastengebot der kath. Kirche sich nicht bloß auf die Abstinenz von Fleischspeisen erstreckt, so geht schon daraus ganz unwiderleglich hervor, daß sie den Freitag als Hochzeitstag eben so wenig dulden konnte, wie sie Hochzeiten in den s. g. geschlossenen Zeiten, d. h. in der Advents- und Passionszeit duldet. Ein Erbtheil dieser römisch-kath. Auffassung ist sogar der protestantischen Kirche verblieben, die auch noch von geschlossenen Zeiten redet, und ihren Mitgliedern das Heirathen in der letzten Woche des Advents und in der s. g. Charwoche, nur auf besondere Er-

*) Vgl. N P P B. Bd. III. S. 470.

laubniß des Konsistoriums gestattet, und gewöhnlich mit der Bedingung, daß die Hochzeit ohne rauschende Lustbarkeiten Statt finden solle.

Wenn sich aber, wie ganz unbestreitbar vor Augen liegt, die Sache so verhält, so ist es auch unmöglich, daß der Freitag, als besonders bevorrechtigter Tag zum Hochzeitmachen, sich traditionell bei den christlich gewordenen Germanen erhalten konnte. Auch lehrt die Erfahrung ganz augenscheinlich das Gegentheil. Denn schon in Westpreußen, und, soviel uns bekannt, in ganz Deutschland, wird niemals der Freitag (vielleicht ausnahmsweise hie und da), sondern entweder der Sonntag, der Dienstag oder der Donnerstag gewählt, um das Band der Ehe zu schließen. Der Grund dazu ist allerdings ein sehr prosaischer. Denn die genannten Tage sind Fleischtage, d. h. solche, an welchen Fleischspeisen nicht nur erlaubt, sondern durch altherkömmliche Sitte sogar geboten sind. Knecht und Magd haben das Recht, an ihnen Fleischspeisen zu verlangen. Da nun ein Hochzeitschmaus ohne Braten nicht wol denkbar ist, so hat man diese Fleischspendenden Tage gewählt.

Mit der Freya also ist es nichts. Um ihretwillen richtet selbst in Königsberg, kein Mensch, sei es bewußt oder unbewußt, am Freitage seine Hochzeit aus.

Viel eher noch ließe sich ein andrer Grund denken, der auch auf dem Klange des Namens beruht. Denn heirathen heißt bekanntlich in der Volkssprache: „freien," und man könnte daher verleitet worden sein, ohne weiteres an die Liebesgöttin Freya zu denken, den Freitag als denjenigen Tag zu betrachten, der sich am meisten zum „Freien" d. h. zum Heirathen, eigne. Aber auch dieser Meinung, so gut wie der vorigen, widerspricht die oben bemerkte Observanz. Vielleicht steht Ostpreußen mit seinen Freitagshochzeiten ganz vereinzelt und allein da, und es wäre wol interessant zu erfahren, ob dieselbe Sitte sich auch in andern deutschen Ländern wiederfände. Doch zweifle ich daran, weil die alte katholische Observanz auch in den meisten protestantischen Ländern, sich noch immer ihre Geltung zu bewahren gewußt hat.

Wie kommt denn nun in unserm Ostpreußen der Freitag dazu, als derjenige betrachtet zu werden, der für Hochzeiten am geeignetesten ist? — Es muß, bevor wir diese Frage beantworten,

noch einmal darauf hingewieſen werden, daß eben nur Proteſtanten am Freitage Hochzeit machen, während dieſer Gebrauch der kath. Bevölkerung Oſtpreußens aus dem oben angeführten Grunde durchaus fremd und gewiß ein Gräuel iſt, weil dadurch ein gebotener Faſttag entheiligt wird. Da nun die Proteſtanten von ſolchen Faſttagen nichts wiſſen wollen, ſo wäre es möglich, daß man den Freitag zum Hochzeitstage wählte, weil er ganz am Ende der Woche liegt, der Sonnabend nur ein halber Arbeitstag, der Sonntag aber ein ganzer Ruhetag iſt, um des neuerrungenen Glücks deſto ungeſtörter und harmloſer genießen zu können. Viel wahrſcheinlicher erſcheint mir aber die Meinung, daß in der Auswahl des Freitags eine proteſtantiſche Oppoſition gegen die römiſch-kath. Kirche ſich kund geben ſollte. Denn höher konnte man dieſe Oppoſition unmöglich treiben, als daß man einen gebotenen Faſttag zu einem Jubeltage umſchuf. Und die Oſtpreußen, vor allen aber die Königsberger, ſind von jeher gewaltige Proteſtanten und Opponenten gegen jede hierarchiſche Anmaßung geweſen.

Notizen aus alten Schriften.

Von Archivrath D. Faber.

1. Ehemalige Gebräuche bei den Begräbniſſen in Königsberg.

Das Merkwürdigſte bei den Begräbniſſen in Königsberg in älterer Zeit ſind die Complimente der die Leiche begleitenden Frauen und Jungfrauen, die ſo lange dauerten, daß öfters die Leiche ſchon in die Erde verſenkt war, und die zur Anhörung der Leichenrede mitgegangenen Männer aus der Kirche zurückkamen, ehe die Frauen uns Jungfrauen ſich aus dem Sterbehauſe complimentirt hatten. Eine Churfürſtliche Polizei-Ordnung d. d. Cöln an der Spree vom Jahre 1698 verordnet unter undern Beſchränkungen des Auf-

wandes bei Taufen, Hochzeiten, Begräbniſſen u. ſ. w. in Abſicht der letztern Folgendes: 1) daß neben den Anverwandten und nahen Freunden nicht über zehn Paar Männer und eben ſo viel Frauen zum Gefolge eingeladen werden dürfen und das weitläuftige und koſtbare Umbitten in allen Städten, Freiheiten und Vorſtädten durch mehrere dazu beſtellte Männer und Frauen, unterbleiben ſolle, weil ein Jeder, der eine Leichenpredigt hören wolle, ohnedies in die Kirche kommen könne. 2) Daß die unnöthige Ausgabe, daß Tages zuvor und am Tage des Begräbniſſes ein theuer gemiethetes ſchwarz und weißes Laken an dem Sterbehauſe angehängt wird, eingeſtellt werde, indem gar wohl auf eine andere Art, als z. B. durch Ausſetzung der Todtenbahre oder ſonſt ein Zeichen des Sterbehauſes gegeben werden kann, zu geſchweigen, daß es gar keines Zeichens bedarf, wenn keine andere als Bekannte zur Begleitung eingeladen werden. 3) Die in den Städten Königsberg eingeriſſene große Unordnung, da eine große Anzahl Jungfrauen jedesmal bei den Begräbniſſen ſich eingefunden, welche den Leidtragenden bei Begleitung der Leiche bisweilen in bunter Kleidung vorhergegangen, durch ihr unzeitiges und ärgerliches Nöthigen (Complimentiren) aber zum öftern veranlaſſet, daß die Leiche ſchon in die Erde verſenkt und die Männer ſchon aus der Kirche zurückgekommen, ehe die Frauen und Jungfrauen aus dem Sterbehauſe gegangen, ſoll aufgehoben und abgethan ſein. Die in das Sterbehaus gehörenden Frauen ſollen aber alſobald den Männern folgen, damit ſie zur rechten Zeit in der Kirche ſind und nicht zum Verdruß der Mitgehenden und Verſäumung der ſtudirenden Jugend ein halber Tag mit den Begräbniſſen hingebracht werde.

---

2. Eigenthümliche Speiſe.

Suppe von Hanfſaamen war zur Zeit des Deutſchen Ordens (wie ſchon in v. Baczko's Geſchichte Preußens Bd. 4. S. 142 bemerkt wird) eine gewöhnliche Speiſe. Nur in einem Convente wurden laut der Ausgabe-Rechnung vom Jahr 1500 2 Tonnen und 29 Scheffel Hanfſaamen in der Küche verbraucht.

Eine Verordnung vom Jahr 1507, wie auf den Fall eines Krieges die Ordensschlösser versorgt werden sollten, bestimmt für die Küche eine halbe Last Hanfsaamen, Suppen zu machen.

---

3. Einige ältere Verordnungen gegen Börnstein-Contraventionen.

Zur Verhütung und Bestrafung der Börnstein-Defraudation am Samländischen Strande sind von den Herzogen in Preußen folgende Verfügungen erlassen:

1559, an den Börnsteinmeister in Lochstädt, daß in den Dörfern am Strande keine Kirchmessen gehalten und keinem Bäcker, Bier- oder Methschänker u. s. w. der Markt daselbst gestattet werden soll. (Diese Verfügung ist in den folgenden Jahren öfter wiederholt).

1561, an den Börnsteinmeister, daß der Kure (Einwohner von der kurischen Nehrung) welcher ein Stück Börnstein gestohlen und verkauft, nicht des Landes verwiesen werden, sondern leibeigen sein soll.

1572, an den Vogt zu Fischhausen, er soll die beiden Börnstein-Diebe, wenn sie gehangen werden sollen und ihr Gebet auf der Leiter gethan, pardonniren und über das Tief setzen (d. i. ins Ermland) und durch den Scharfrichter des Landes verweisen lassen.

In demselben Jahr, an die drei Räthe der Städte Königsberg; daß, den Unterschleif des Börnsteins zu verhüten, keiner ins Tief oder in Pillau kommen, noch zurückreisen soll, ohne sich zuvor auf dem Hause Lochstädt bei dem Börnsteinmeister anzusagen; auch soll keiner ohne einen Beweis aus der Fürstlichen Kanzelei an den Strand reisen. Dem Börnsteinmeister wird dies mit dem Befehl bekanntgemacht, daß er die Wagen visitiren soll, ob Börnstein darin befindlich sei.

1574, an den Börnsteinmeister, daß die Börnsteindreher, welche sich auf dem Lande aufhalten, abgeschafft, und, wenn

ihnen vorher der Börnſtein abgenommen worden, gefänglich eingeſchickt werden ſollen.

1578, an die Hauptleute zu Fiſchauſen, Lochſtädt und Grünhoff. Um der Börnſteindieberei zu ſteuern, ſollen alle alte Gerichte (Galgen) am Seeſtrande abgebrochen und an ihre Stelle, zum Abſcheu, neue errichtet werden.

1587, an den Vogt zu Fiſchhauſen, daß, den früher ertheilten Befehlen zu Folge, kein Schotte (Hauſirer mit kurzen Waaren) zur Verhütung des Unterſchleifs mit dem Börnſtein am Strande gelitten werden, auch ſonſt kein Einwohner daſelbſt einige Handthierung treiben ſoll.

Bild und Inſchrift.

Ueber einer Thüre im Schloß zu Hohenſtein in Würtemberg bildete Dannecker um 1790 ein Relief aus Gyps. In Bezug darauf, daß ſie der Eingang zum herzoglichen Geheimkabinet war, ſtellte er Alexander den Großen dar, wie er den Siegelring auf die Lippen ſeines Freundes Parmenio drückt, um ihn, der in einen Brief geſchielt hatte, Verſchwiegenheit anzuempfehlen. Die Arbeit wurde nicht erhalten, da ſie ſich nicht des Beifalls von Seiten des Herzogs Karl zu erfreuen hatte; denn die Erfindung war von der Art, daß ohne Erklärer ſelbſt dem mit der Geſchichte Vertrauten nicht leicht das Verſtändniß aufgehn konnte.

Ein poetiſches Kunſtwerk von verwandtem Sinn befindet ſich hieſelbſt über einer Thüre. Im J. 1833 kam es aus der Kalkkruſte, die es lange vergraben gehalten, zum Vorſchein. Die Inſchrift wurde vielleicht überweißt, weil der Inhalt zu offen und mit zu wenigem Umſchweif ſich kundgab.

Sie ſteht über dem großen Zimmer des geheimen Archivs in einer rundbogigen Blende und lautet folgender Maaßen:

Cantzley.

Die Cantzley thut vleiſig bitten
Gang vnberuffen nicht hinein
Jder woll haben die ſitten
— haſt den ſolchs ein —
Wer hir in was hat zw ſchaffen
Denn wir han ein vorgeſtackt ziel
Wöll nit ſein gleichſam der affen
Er ſey auch wer es Immer will
Schrein vnd in die brieff lugen
Muß auß der Cantzley nichts erfarn
Solchs thun nit weiſe vnd klugen
Aber Imandts was offenbarn
Bleib an dieſer thur forne ſtan
Haſtu nun dein ſach ausgericht.
Zeig dein Gewerb vnd Beger an
Bitt wolſt vns ferner irren nicht.
Wirt man dir ſagen beſcheidt
Es ſei dir lieb aber leidt

1535.

Nachträge und Berichtigungen.

In der Abhandlung des Herrn Gottſchalk über „die Landwehr und die freiwilligen Bewaffnungen in Preußen" u. ſ. w. ſind zwei Angaben enthalten, die unrichtig gedeutet werden können.

Man lieſt S. 383 es ſey „Schön der Commiſſion für die Verwaltung der von den verbündeten Heeren beſetzten Länder beigegeben." Der Staatsminiſter Herr v. Schön war aber als Preußiſcher Abgeordneter Mitglied des deutſchen Verwaltungsraths und genoß dieſelben Rechte als der Ruſſiſche Abgeordnete (v. Stein), der Engliſche Abgeordnete (v. Brehmer) und der Schwediſche Abgeordnete. Sie alle ſtanden ſich ganz gleich, nur daß v. Stein Präſes war. Der Verwaltungsrath blieb bis zum Beitritt Oeſtreichs in Function. Als die Mitglieder aus einander gingen (v. Schön begab ſich nach Gumbinnen) bildete v. Stein nur

in Absicht der Bewaffnung und Verpflegung eine Art von Vermittelungs-Behörde zwischen der alliirten Armee und den deutschen Fürsten, ohne die ausgedehnte Vollmacht zu haben, welche der deutsche Verwaltungsrath besaß.

S. 384 wird erzählt, daß v. York einen Entwurf zur Formation eines Regiments Preußischer National-Cavallerie den ständischen Deputirten in Königsberg vorgelegt. Daraus könnte man folgern, daß v. York das National-Cavallerie-Regiment errichtet habe. Unter seiner Zustimmung erwarb sich aber dieses Verdienst der Graf v. Lehndorff.

Zu der Abhandlung: Die orientalischen Münzen des akademischen Münzkabinets zu Königsberg. Bd. IV. S. 114.

Die unter No. 181. meiner Dissertation beschriebene Münze hatte ich hier übergangen, weil sie damals, als ich diese Zeilen schrieb, noch nicht unser Eigenthum war. Da sie unterdessen unserem Kabinette einverleibt ist, setze ich ihre Beschreibung noch nachträglich hieher.

Es ist nämlich eine Kupfermünze von Nasir-eddin Mahmud Atabek, Khan von Mesopotamien. Die Vorderseite zeigt das Bild eines auf orientalische Weise mit untergeschlagenen Beinen sitzenden Mannes, der einen halben Mond in den Händen hält, mit der Umschrift: Geschlagen zu Maufil im Jahre 627 (1230 Chr.). Die Rückseite zeigt die Inschrift: Es ist kein Gott außer Allah, Mohammed ist der Gesandte Gottes, der Imam Al-Mostansir billah, der Herrscher der Gläubigen. Die zum Theil verletzte und abgeschnittene Randschrift zeigt noch die Worte: .... Mahmud der vollständige König, der erhabene König ... Die Schriftzüge haben einen sehr gekünstelten verschränkten Charakter.

Neſſelmann.

Ueber den Kamswikusberg bei Insterburg.

(Vgl. Bd. III. S. 179.)

Unter dieser Aufschrift lieferte Herr F. Zschokke in dieser Zeitschrift einen anziehenden Aufsatz. Der Verf. beruft sich auf Dusburg, Hartknoch, v. Werner u. s. w., läßt aber außer Acht, was H. (Hennig) im Preußischen Archiv über den Gegenstand berichtet. Es sey erlaubt, zur Ergänzung und Bestätigung einzelnes aus der genannten Quelle nachzutragen Im Pr. Archiv 1792. S. 79 fgg. heißt es, eine schmale Passage von Ziegelsteinen, welche eine Brücke gewesen zu seyn scheint, führe auf den Kaminswiskischen Schloßberg. Als Erklärung der abweichenden Schreibart des Ortes liest man, daß der Name gewöhnlich von Kamiswiszkis, einem vornehmen Herrn und tapfern Kriegshelden unter den alten heidnischen Nadrauern, hergeleitet werde, dessen Bruder Garsowa unweit davon zu Garsowa, jetzt Georgenburg, gewohnt. Durch die Eroberung und Zerstörung des heidnischen Schlosses, dessen ehemaliges Vorhandenseyn H. auf Dusburgs Zeugniß annimmt, habe sich der Orden den Eingang in die Provinz Nadrauen eröffnet. Aus der Mannichfaltigkeit der Alterthümer erklärt es sich, daß in sehr verschiedenen Zeiten hier gefochten wurde, nämlich gegen Kynstut in den Jahren 1367 und 70, gegen die Tartarn 1655 und gegen die Schweden 1670. Der Justiz-Commissarius Pancritius aus Insterburg übersandte 1792 und 1793 (Pr. Archiv 1793 S. 84) der k. deutschen Gesellschaft neben heidnischen Ringen, Schnallen, einer Todtenkrone u. s. w. auch einen Sporn und ein Flintenschloß und der Kriegsrath v. Werner, der den Berg 1751 untersuchte, erzählt von einer hier aufgefundenen Haubitze mit dem elbingschen Wappen, deren Metall zu der Glocke des Gumbinnschen Rathhauses verwandt worden sey.

Bemerkungen zu dem Aufsatz u. s. w.

1) Herr Zschokke nennt die von ihm angeführte Angabe, daß der Berg auf dem rechten Ufer der Angerapp liege, falsch, aber sie ist ganz richtig. Man kömmt auf den Berg von Tamowischken ohne den Fluß überschreiten zu dürfen. 2) Den Namen Pakalenen leite ich nicht vom Todtengott Pikollos ab, sondern un-

ter der wahrscheinlichen Annahme, daß er Pakalnenen geheißen von pas Kalna oder po Kalno d. h. am Berge oder hinter dem Berge*). 3) Den Namen Schweislauken erkläre ich nicht durch szwentas, heilig, sondern durch szwieżas frisch, neu. Die Schweislaukenschen Felder waren solche, die die Stadt Insterburg frisch dazu bekam, also szwieżi Laukai frische, noch nicht bebaute Felder.

Indem ich den, mir nicht persönlich bekannten, Herrn Verfasser jenes Aufsatzes bitte, in meinen Erörterungen nicht die weniger die Absicht, ihm zu widersprechen, als vielmehr das Streben nach Wahrheit zu erkennen — wir suchen sie gewiß beide redlich — führe ich schließlich an, daß auf der v. Witzlebenschen Karte des Kreises Insterburg der Kamswykusberg nicht bei Tamowischken, sondern irriger Weise auf dem ebenen Felde zwischen Schloßberg und Paradeninken im Kirchspiele Norkitten gezeichnet ist.

Ragnit 16. April 1847. K. A. Jordan.

Gegenbemerkungen.

Herr Pfarrer Jordan, dem ich für die Aufmerksamkeit, die er meinem Aufsatz gewidmet und für die aus seinen Bemerkungen mir gewordene Belehrung den aufrichtigsten Dank abstatte, hat Nr. 1. Recht, sobald es eben nur auf die Lage des Berges vom Ufer der Angerapp aus gerechnet, ankommt. Ich habe nach meiner Darstellung den Strom vor Augen, der früher den Berg ringsum eingeschlossen haben soll und ihn bis auf die oben erwähnte Erdzunge umfließt. Uebrigens schrieb ich: theilweise falsch. Das erste Wort ist entweder in der Reinschrift oder im Druck vergessen **). 2) Hier bin ich der Meinung des Herrn Geh.

*) Die Ableitung von Pakals Keil im Ringe des Sensenbaumes oder von Pakulios die grobe Heede vom Flachs wäre minder natürlich, wenn auch landwirthschaftliche Gegenstände oft den littauischen Ortsnamen zu Grunde liegen. J.

**) Wir bedauern, nicht die Zeichnung der Lokalität mittheilen zu können, die Herrn Zschotte's Brief enthält, damit der Leser selbst entscheiden könne, und dies um so mehr, als wir fürchten, durch Heraushebung einzelner Stellen aus der Darlegung nicht die rechte Meinung des Herrn Verf. getroffen zu haben. Die Red.

Raths D. Voigt gefolgt, Gesch. Pr. I. S. 586. Anm. 5. Der Ableitung po Kalno am Berge möchte ich nicht beitreten, da das Dorf nicht am Fuß des Kamswikus sondern auf einer gegenüber liegenden Anhöhe sich befindet. Auch hinter dem Berge stimmt nicht, denn den Kamswikus als Mittelpunkt angenommen, würde das Dorf vor dem Berge liegen. Wenn der Name Pikollos zu fern liegt, so erkläre ich Pakallehnen durch po (pas) Kaulan (kauls) d. h. Ort bei den Gebeinen oder po (pos) gattan bei dem Tode. Die Substantiva sind altpreußisch. ehnen ist eine bloße Endung. 3) Die Ableitung von Schweislauken gefällt mir sprachlich besser als die meinige, jedoch erscheint sie darum nicht als richtig. Nach der angeführten Urkunde bestand schon der Name des Gutes, ehe die Stadt die Felder frisch dazu bekam. Vgl. Koßmann's Notizen über Insterburg Beilage C. Darin ist von 20 Raumer und von 7 Unraumer Hufen die Rede, i. e. geräumte und tragbare, und ungeräumte oder waldbewachsene Hufen. Der Name könnte alsdann nur mit dem Befehle zugleich entstanden sein, hier einen Hof zu gründen (aus 27 Unraumen Hufen), bevor also noch an eine Abtretung desselben an Insterburg gedacht wurde! jedenfalls noch vor 1583. Frische, noch nicht bebaute Felder können es daher auch nicht sein! Diese Felder aber liegen, vom Kamswikus aus gesehen, auf einer weiten Ebene nach der Gegend von Insterburg, in sanfter Abdachung gegen die Stadt hin, zwischen dieser letztern und dem Berge. Ferner liegen diese Felder auch, vom Kamswikus aus gesehen, auf demjenigen Bergrücken, welcher zur Rechten von dem Insterflusse, zur Linken von der Angerapp keilförmig eingeschlossen wird (unterhalb dessen im Pregelthale beide Ströme sich zum Pregel vereinigen). Beides sind Oertlichkeiten, die für die Altpreußen nicht unwichtig waren. Und nimmt man an der Grenze dieser Felder noch den Pregelnamen aus der altpreußischen Sagengeschichte zu Hülfe, wo der Gattin des Samo gleichsam ein Epitaphium errichtet wurde; so wird es mir doch gewissermaßen schwer, mich von meiner Erklärung dieses Namens zu trennen.

Insterburg. F. Zschokke.

Ich erlaube mir auf einen Druckfehler in dieſem Bande S. 91. aufmerkſam zu machen. Als das Datum des Beſſelſchen Briefs iſt der 9. November 1840 angegeben. Ich habe aber den 9. Februar geſchrieben in dem Aufſatze, welchen ich dem hieſigen Dampfbot übergab. Am 10. Auguſt hielt Flemming ſchon ſeinen Vortrag über den transuraniſchen Planeten nach den ihm von Beſſel gewordenen Mittheilungen. Was ich vermuthete, hat ſich nun vollſtändig beſtätigt. In der Ankündigung der populairen Vorleſungen von Beſſel, deren Herausgabe Schumacher beſorgen wird, heißt es: „In einer 1840 gehaltenen Vorleſung kündigt Beſſel den jetzt gefundenen transuraniſchen Planeten als ſehr wahrſcheinlich an und giebt einen Begriff von den großen Vorarbeiten, die er damals ſchon zu ſeiner Auffindung gemacht hatte. Sein leidender Geſundheitszuſtand in den letzten Jahren erlaubte ihm nicht, die Unterſuchung durchzuführen und entriß ihm eine der glänzendſten Entdeckungen."

Danzig 30. Okt. 1847. F. Strehlke.

Literatur.

Stadt und Kreis Marienburg. Nach amtlichen Quellen und Urkunden (,) topographisch (,) statistisch und historisch (,) von **Edmund Joseph Dormann.** In drei Abtheilungen. Erste Abth. Topographie und Statistik des Kreises Marienburg.

Es liegt nicht in der Tendenz des Provinzialblattes, eigentliche Kritiken zu liefern, sondern vielmehr nur auf die neuen Erscheinungen im Gebiete der heimatlichen Literatur aufmerksam zu machen. Auch ist eine Kritik über ein umfangreicheres Werk vor seiner Vollendung kaum möglich. Hier liegt uns nur das erste Heft der ersten Abtheilung vor. Statt mit dem Verf. darüber zu rechten, daß er seine Einleitung eine historische nennt, da sie doch von Historie auch nicht die Probe enthält, sondern rein dem Gebiete der Geogonie entnommen ist, wollen wir uns vielmehr erlauben, ihn auf Einzelnes aufmerksam zu machen, was für sein Unternehmen vielleicht nicht ganz ohne Nutzen sein dürfte. Die Nogat ist ursprünglich ein Fluß, der mit der Weichsel in gar keiner Verbindung stand, sondern von dem Höhenzuge im Osten des Weichselstromes herabkömmt, um sich bei Marienburg und längs dem s. g. kleinen Werder hinziehend, in das Haff zu ergießen. Bei der Montauer Spitze aber kam er der Weichsel so nahe, daß es nur einer geringen Nachhilfe bedurfte, um die beiden Flüsse mit einander in Verbindung zu setzen. Die „alte Nogat" ist noch immer auf der östlichen Weichselseite zu suchen, und wenn bei Roback u. s. w. ein Gewässer diesen Namen führte, so soll damit nichts weiter bezeichnet werden, als das alte Bette der jetzigen Nogat, die erst durch ihre Verbindung mit der Weichsel zu dem gewaltigen Strome angewachsen ist, als den wir sie jetzt

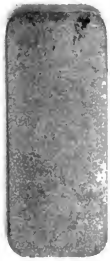
kennen. Noch zur Zeit der Ordensherrschaft war die Nogat so unbedeutend, daß sie bei Marienburg eine Pfahlbrücke duldete, deren Modell noch heutigen Tages auf dem dortigen Rathhause aufbewahrt wird. Aus diesem Grunde hat der Fluß auch keine, oder doch nur sehr unbedeutende Außendeiche (so wird der Raum Landes zwischen dem Flußbette und den Dämmen genannt), während die Vorsicht der Ordensherren der mächtigen Weichsel einen sehr breiten Spielraum gestattete, um zu Zeiten ihr Bett gehörig ausdehnen zu können. Dieß ist auch der Grund, weshalb die Eisgänge in der Nogat, seitdem der Fluß durch das aufgenommene Weichselwasser zum bedeutenden Strome geworden, so gefährlich sind. Der Strom hat keinen Raum um die Wassermasse, die (da er ein bei weitem bedeutenderes Gefälle hat, als die Weichsel) sich mit Macht in ihn drängt, zwischen seinen engen Gränzen aufzunehmen.

Statt des nackten Namenverzeichnisses der Dörfer, wäre es interessant gewesen, über die Entstehung dieser Namen etwas Näheres zu lesen. Ueberall läßt sich dieselbe zwar nicht nachweisen; aber auffallend bleibt immer die Uebereinstimmung mit schlesischen Ortsnamen, z. B. Lichtenau, Glogau (jetzt ganz falsch Gnojau genannt, eine Benennung, die sich wahrscheinlich aus polnischen Zeiten herschreibt), Münsterberg, Wernersdorf, Kunzendorf u. s. w., woraus zu folgern scheint, daß namentlich das Oberwerder hauptsächlich von schlesischen Kolonisten bevölkert worden, oder wenigstens die Erbauer jener Dörfer Schlesier gewesen, während der Unterwerder und die s. g. Niederung (die letztere historisch nachweislich) aus den deutschen Marschgegenden und Niederlanden ihre Einwohner empfingen. Es hat sein eigenes Interesse den Ortsnamen nachzuspüren, und durch eine richtige Erklärung derselben wird für die frühere Geschichte und Beschaffenheit des Landes viel gewonnen. So z. B. ist Neuteich der Ort, wo neue Deiche (Dämme) geschüttet werden mußten, um die Schwente oder Tiege im Zaum zu halten; Ladekopp, der Ort, wo die Produkte des Werders verladen wurden, um durch Tiege und Haff nach Elbing und Königsberg zu gehen. Denn Kopp oder Kopf bedeutet, wenn es in Bezug auf Gewässer gebraucht wird, allemal einen, oft befestigten Platz in der Nähe des Gewässers. So z. B. Brückenkopf, so auch der Ausdruck: „Danziger Haupt."

Auch wäre auf die verschiedenen Mundarten im Marienburger Kreise Rücksicht zu nehmen gewesen. Denn es ist höchst merkwürdig, daß, während im großen Werder durchaus die plattdeutsche Sprache vorwaltet, die ursprüngliche Volkssprache in Marienburg selbst, so wie zu Elbing und im ganzen „kleinen Werder," ein sehr unangenehmes, verdorbenes Hochdeutsch ist. Das deutet unzweifelhaft auf eine ganz verschiedene Abstammung der Kolonisten hin.

In Beziehung auf das Verhältniß der Protestanten zu der kath. Kirche in den Werdern, hätte viel Interessantes mitgetheilt werden können, wozu Hartwich's Werderchronik hinreichenden Stoff liefert.

Wir könnten noch manches sagen; aber für eine bloße Anzeige ist hier schon fast zu viel gesagt.

Uebrigens bietet allerdings der Marienburger Kreis, d. h. hauptsächlich die Marienburger Werder in Beziehung auf Oertlichkeit und Verfassung so viel Eigenthümliches und Besonderes dar, die ganze Gegend gewinnt durch die unmittelbare Nähe der erhabenen Hochmeisterburg und als unmittelbare Schöpfung der Ordensherrschaft ein solches Interesse, daß es immerhin ein glücklicher Gedanke war, sie zum Gegenstande einer Monographie zu erwählen und wir wünschen dem Verf. von Herzen, daß er seine Aufgabe auf genügende Wiese lösen möge.

E. H.